Digitized by Google

Zool. 66 kf I (1

Brehm

Digitized by Google

<36610756420013

<36610756420013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Zool. 66

Lieferung 2.

☞ Das vollständige Werk wird aus 40 Druckbogen mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten und 20 Kupferstichen bestehen und in 10 Lieferungen à 24 Ngr. ausgegeben werden.

Leipzig & Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1863.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

T. F. Zimmermann gez. A. Krausse gest.

Edelwild.

Digitized by Google

Zool. 66 Rf

Die

Thiere des Waldes.

Geschildert

von

A. E. Brehm und E. A. Roßmäßler.

Mit 20 Kupferstichen und 71 Holzschnitten,
gezeichnet von C. F. Zimmermann, gestochen von A. Krauße, Ad. Neumann und A. Schleich,
geschnitten von Aarland, Illner und Wendt.

Erster Band.

Die Wirbelthiere des Waldes.

Leipzig und Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1864.

Digitized by Google

Verfasser und Verleger behalten sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.

Digitized by Google

J. H. Blasius

gewidmet

von

den Verfassern.

Vorwort.

Nachdem der zweitgenannte Verfasser 1862 in gleichem Verlage unter dem schlichten Titel „Der Wald"*) für die „Freunde und Pfleger" desselben eine eingehende Schilderung unseres schönen deutschen Waldes hatte erscheinen lassen, in welcher dieser vorzugsweise in forstbotanischer, forstwirthschaftlicher und landschaftlicher Beziehung aufgefaßt war, lag der Gedanke sehr nahe, neben dem pflanzlichen nun auch das thierische Leben des Waldes in ähnlicher Weise zu schildern, die stillen Waldgründe mit den munteren Schaaren zu bevölkern, welche eben so sehr den Forscher und Naturfreund wie den Waidmann anziehen.

Schnell war daher zwischen uns beiden und mit der Verlagshandlung der Pakt geschlossen. Das vorliegende Buch bestimmte sich gewissermaßen von selbst zu einem zweiten, ergänzenden Bande des „Waldes". Diese innere Verwandtschaft der beiden Bücher erklärt es, daß in dem vorliegenden die Beziehungen des Waldes

*) Der Wald. Den Freunden und Pflegern des Waldes geschildert von E. A. Roßmäßler. Mit 17 Kupferstichen, 82 Holzschnitten und 2 Revierkarten in lithogr. Farbendruck.

unerwähnt bleiben, welche in jenem geschildert worden waren, daß der Wald als die Schaubühne in allen ihren Beziehungen als bekannt vorausgesetzt wird, auf die wir nun das Mimenpersonal eintreten lassen.

Der Stoff, welchen wir in allgemein verständlicher Weise zu bearbeiten hatten, war von vorn herein streng abgeschlossen worden. Es sollte sich in unserm Buche einzig und allein um Thiere handeln, welche in irgend welcher Beziehung zum Walde stehen. Die Gemeinsamkeit gewisser Beziehungen bestimmte die Anlage, die Bedeutung derselben gab den Maßstab ab für die eingehendere oder mehr gedrängte Schilderung des Einzelnen. Es konnte und mußte oft von dem ohnehin schwankenden System abgesehen werden, und die Reichhaltigkeit des Stoffes gebot eine knappe Form der Behandlung. Demungeachtet dürfte auch der kundige Leser wichtige Angaben über Gestalt und Leben der Thiere kaum vermissen.

Unser Buch wendet sich aber gar nicht an Den, welcher sich schon eingehend mit Thierkunde beschäftigt hat und solcher Werke, wie das vorliegende eins sein will, entbehren kann; es versucht vielmehr, in weitere Kreise einzudringen, es bezweckt, auch die Thiere des Waldes zu Gunsten des Letzteren und des ihm verwandten Feld- und Gartenbaues „unter den Schutz des Wissens Aller zu stellen".

Wenn es nöthig geschienen hatte, den maßlosen Ansprüchen an den Wald gegenüber, und bei dessen klimatologischer Bedeutung ihn „unter den Schutz des Wissens Aller zu stellen", und dies den Grundgedanken jenes Buches ausmachte, so darf das Gleiche auch von jenen Thieren, größtentheils Waldbewohnern, gelten,

welche, von sinn- und herzloser Verfolgungswuth mehr als decimirt, diejenigen schädlichen Thiere im Zaume halten, welche als Wald- und Feldverwüster unsere Feinde sind, gegen die wir ohne jene Bundesgenossen fast Nichts auszurichten vermögen.

Es ist Dies ein ferneres Band, wodurch beide Bücher zu einem Ganzen gemacht werden.

Damit haben wir eigentlich gesagt, was über den Zweck des Buches überhaupt zu sagen ist.

Wir haben uns jedoch in anderer Hinsicht zu rechtfertigen. Es ist unmöglich geworden, den Raum einzuhalten, welchen wir uns ursprünglich zugemessen hatten. Im Verlaufe der Zeit sind wir wiederholt und gerade von urtheilsfähigster Seite aufgefordert worden, auch die niederen Thiere so ausführlich zu schildern, als ihre Bedeutung für den Wald es verlangt. Wir haben die Berechtigung einer solchen Forderung anerkennen müssen und uns entschlossen, auf vorliegenden Band einen zweiten folgen zu lassen, welcher die Naturgeschichte der wirbellosen Thiere des Waldes zum Gegenstand haben, jedoch als selbstständiges Ganze auftreten wird.

Fehlt es auch nicht an ausgezeichneten Hülfsmitteln, um diese unablässig am Leben des Waldes nagenden kleinen aber mächtigen Feinde kennen und vertilgen zu lernen — wir nennen nur Ratzeburg's ausgezeichnetes Buch „die Waldverderber" — so sind doch solche Bücher mehr blos für den berufsmäßigen Beschützer des Waldes geschrieben, und indem sie kaum in die Hand des größeren Lesekreises kommen auch nicht wohl geeignet, eben in dieser Hinsicht den Wald unter den Schutz des Wissens Aller zu stellen.

Es wird darum in dem folgenden zweiten Theile dem Heer der forstschädlichen Insekten eine eingehende Behandlung gewidmet werden und zwar wesentlich von dem Zweitunterzeichneten, während der vorliegende erste Theil fast ausschließend die Arbeit des Andern ist.

Was die äußere Ausstattung unserer „Thiere des Waldes“ betrifft, so schließen sie sich auf das Genaueste an den „Wald“ an und haben wir hierin wie bei diesem wiederum die angenehme Verpflichtung, der Verlagshandlung zu danken, die keine Kosten scheute, um das Buch den hohen Ansprüchen unseres Zeitgeschmackes und einer möglich vollständigen Lösung unserer Aufgabe entsprechend herzustellen, wobei sie von unseren Künstlern wacker unterstützt worden ist.

Hamburg und Leipzig, im October 1864.

A. E. Brehm.
E. A. Rossmässler.

Inhaltsübersicht.

Der Wald und die Thiere.

Seite

Erster Abschnitt. Die Waldthiere 3

Der Wald als Thierherberge. — Abhängigkeit der Thiere von ihrer Heimath. — Uebersicht der Waldthiere überhaupt.

Zweiter Abschnitt. Die Einwohnerschaft des deutschen Waldes 15

Verhältnißmäßige Thierarmuth unserer Wälder. — Uebersicht unserer Waldsäugethiere. — Ursache des spärlichen Auftretens derselben. — Uebersicht der deutschen Waldvögel, der Lurche und Fische.

Verschollene und zurückgedrängte Thiere des deutschen Waldes.

Dritter Abschnitt. Die Verschollenen 33

Verfall des Thierlebens im Walde. — Der Riesenhirsch und Auer. — Das weiße schottische Rind als wahrscheinlicher Nachkomme des Urstiers.

Vierter Abschnitt. Grenzbewohner des deutschen Waldes 45

1. Der Wisent 45
2. Das Elch 54

Raub- und Jagdthiere.

Fünfter Abschnitt. Das Raubzeug 63

1. Der Luchs 70
2. Die Wildkatze 78
3. Der Wolf 85
4. Der Fuchs 95
5. Der Baummarder 104
6. Der Steinmarder 110
7. Der Iltis 111
   Das Frettchen 114
8. Das Hermelin 116
9. Das Wiesel 122
10. Der Nörz 124
11. Der Fischotter 126
12. Der Dachs 132
13. Der Bär 137

Digitized by Google

Seite
Sechster Abschnitt. **Die Raubvögel** 145
1. Der Stein- und Goldadler 151
2. Der Schreiadler 158
3. Der Seeadler 162
4. Der Flußadler 169
5. Der Schlangenadler 172
6. Die Bussarde 176
7. Die Milane 183
8. Der Thurmfalk 186
9. Die Edelfalken (Wander-, Baum- und Zwergfalk) 190
10. Habicht und Sperber 200
11. Der Uhu 209
12. Die Waldohreule 215
13. Der Waldkauz 218
14. Der Rauchfußkauz 222
15. Der Zwergkauz 224

Siebenter Abschnitt. **Das Wild** 228
1. Der Edelhirsch 231
2. Der Damhirsch 240
3. Das Reh 242
4. Das Wildschwein 246
5. Hase und Kaninchen 251

Achter Abschnitt. **Das Federwild** 261
1. Das Auerhuhn 264
2. Das Birkhuhn 273
Das Rackelhuhn 276
3. Das Haselhuhn 277
4. Der Fasan 281
5. Die Waldschnepfe 287

Waldhüter und Waldverderber.

Neunter Abschnitt. **Die Waldhüter** 293
1. Die Fledermäuse 296
2. Die Spitzmäuse 303
3. Der Igel 308

Zehnter Abschnitt. **Höhlenbrüter und andere Wohlthäter des Waldes** . . 313
1. Die Spechte 317
2. Der Wendehals 326
3. Der Baumläufer 328
4. Der Wiedehopf 331
5. Der Kleiber 334
6. Die Meisen 338
7. Das Goldhähnchen 345
8. Die Laubvögel 349
9. Der Fliegenfänger 354
10. Der Ziegenmelker 358

Digitized by Google

Seite
Elfter Abschnitt. Nager und Wühler 363
1. Das Eichhorn 366
2. Die Schläfer 369
3. Die Mäuse 377
4. Die Wühlmäuse 383
5. Der Biber 391

Die Tonkünstler des Waldes.

Zwölfter Abschnitt. Die Meistersänger 401
1. Die Nachtigallen 405
2. Die Grasmücken 411
3. Die Drosseln 417
4. Der Wasserschwätzer 425
5. Die Stelze 428
6. Die Blaukehlchen 431
7. Das Rothkelchen 435
8. Der Waldrothschwanz 438
9. Der Zaunkönig 440
10. Der Flüevogel 443
11. Die Haidelerche 445
12. Der Baumpieper 449
Dreizehnter Abschnitt. Die Finken 452
1. Der Kernbeißer 454
2. Der Grünling 458
3. Der Edelfink 461
4. Der Hänfling 465
5. Der Stieglitz 468
6. Die Zeisige 470
7. Der Girlitz 476
8. Die Gimpel 478
9. Die Kreuzschnäbel 483
Vierzehnter Abschnitt. Die Choristen des Waldes 486
1. Die Würger 490
2. Der Staar 496
3. Der Pirol 501
4. Die Rake 504
5. Heher und Nußknacker 506
6. Die Elster 512
7. Die Raben 515
8. Die Ammer 525
9. Der Kukuk 527
10. Die Tauben 531

Ansiedler im Walde.

Funfzehnter Abschnitt. Die Nistgäste des Waldes 539
1. Der Eisvogel 540

Digitized by Google

2. Der Waldwasserläufer 543
3. Der schwarze Storch 545
Sechzehnter Abschnitt. **Brutansiedlungen und ihre Bewohner** 552

Die niederen Wirbelthiere des Waldes.

Siebzehnter Abschnitt. **Die Lurche** 578
1. Die Eidechsen 591
2. Die Blindschleiche 602
3. Die Nattern 607
4. Die Kreuzotter 618
5. Die Frösche 628
6. Die Kröten 636
7. Die Salamander 640
Achtzehnter Abschnitt. **Der Fisch des Waldes** 646

Digitized by Google

Verzeichniß der Holzschnitte.

Bachstelze, gelbe 429.
Baumfalk 193.
Baumläufer 329.
Baumpieper 446.
Bergfink 456.
Berghänfling 456.
Biber 392.
Bilch, großer 371.
Blaukehlchen 429.
Blaumeise 339.
Blaurake 502.
Blindschleiche, gemeine 603.
Bluthänfling 460.
Brandmaus 379.
Buchfinke 460.
Bunt- oder Bandspecht 320.
Buntspecht, mittlerer 320.
Citronenzeisig 471.
Dohle 517.
Dorngrasmücke 412.
Eichelheher 507.
Eidechse, graue 594.
Eidechse, grüne 594.
Eisvogel 541.
Elster 517.
Erlenzeisig 471.
Feldmaus, gemeine 384.
Feuersalamander 641.
Fichtengimpel 479.
Fichtenkreuzschnabel 484.
Fischreiher 561.
Fitis-Laubsänger 350.
Fliegenfänger, gefleckter 355.
Fliegenfänger, kleinster 955.
Fliegenfänger, schwarzrückiger 355.
Flüevogel 436.
Forelle 647.
Frettchen 112.
Frosch 630.
Gartengrasmücke 412.
Gartenlaubsänger 350.
Gartenrothschwanz 436.
Gartenschläfer 371.
Gimpel, gemeiner 479.
Girlitz 471.
Goldammer 525.
Goldhähnchen, feuerköpfiges 346.
Goldhähnchen, gelbköpfiges 346.
Grauspecht 320.
Grünling 460.
Grünspecht 320.
Haidelerche 446.
Halsbandfliegenfänger 355.
Hase 252.
Haselmaus, kleine 373.
Haubenmeise 346.
Hermelin 117. 118.
Hohltaube 532.
Hühnerhabicht 201.
Igel 308.
Iltis 112.
Kaninchen 258.
Karmingimpel 479.
Kernbeißer 456.
Kiefernkreuzschnabel 484.
Kleinspecht 320.
Kohlmeise 339.
Kolkrabe 516.
Kreuzschnabel, weißbindiger 484.
Kröte 637.
Kukuk 528.
Laubsänger, grüner 350.
Luchs 71.
Milan, rother 184.

Milan, schwarzbrauner 184.
Mistelbrossel 419.
Mönchsgrasmücke 412.
Mopsfledermaus 302.
Nachtigall 406.
Nebelkrähe 516.
Nörz 125.
Nußknacker 507.
Ohrenfledermaus 301.
Ortolan 525.
Pirol 502.
Rabenkrähe 516.
Rauchfußbussard 181.
Rauchfußkauz 219.
Riesenhirsch 35.
Rind, milchweißes 40.
Ringdrossel 420.
Ringeltaube 532.
Röthelmaus 385.
Rothkehlchen 436.
Saatkrähe 517.
Scharbe 568.
Schermaus 384.
Schlingnatter 603.
Schreiadler 159.
Schwanzmeise 339.
Schwarzspecht 327.
Seeadler 163.
Singdrossel 419.
Spechtmeise 327.
Sperber 201.
Sperbergrasmücke 412.
Sprosser 406.
Staar 502.
Stieglitz 460.
Sumpfmeise 339.
Tannenmeise 346.
Thurmfalke 187.
Turteltaube 532.
Uhu 210.
Wachholderdrossel 420.
Waldkauz 219.
Waldmaus 378.
Waldspitzmaus 307.
Waldwasserläufer 541.
Wanderfalke 192.
Wasserschwätzer 429.
Weidenlaubsänger 350.
Weindrossel 420.
Wendehals 327.
Wespenbussard 181.
Wiedehopf 329.
Wiesel 117. 118.
Wildkatze 79.
Wolf 86.
Würger, großer 492.
Würger, kleiner 492.
Würger, rothköpfiger 492.
Zaungrasmücke 412.
Zaunschlüpfer 436.
Ziegenmelker (Nachtschwalbe) 359.
Zwergfalke 193.
Zwergkauz 219.
Zwergmaus 380.

Der Wald und die Thiere.

Erster Abschnitt.

Die Waldthiere.

Wer in der Erde eine große Herberge sieht, in welcher die Lebendigen offene Tafel halten bei Tage und bei Nacht und schmausend und jubelnd ihres Daseins sich freuen, wird bald bemerken müssen, daß die Herberge gewisse Gesellschaftsräume enthält, welche auf die große Masse eine besondere Anziehung ausüben und deshalb einer starken Einkehr sich erfreuen. Unbewohnt, unbelebt ist kein Theil unserer Erde; einzelne Strecken aber scheinen es zu sein. Es hält hier schwerer als anderswo, die Bewohner zu bemerken, welche einzeln und still ihr Wesen treiben, während sie an den bevorzugten Orten durch ihre Menge wie durch ihr anscheinend regeres Leben bald sich bemerklich machen.

Ein solcher Vereinigungspunkt des manchfaltigsten Lebens ist der Wald. Er bildet eine eigne Welt für sich; er beherbergt und ernährt die allerverschiedenartigsten Geschöpfe. Man darf ihn, ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen, ein Paradies nennen; denn er versinnlicht wirklich den Garten Eden der kindlichen Sage, und zwar um so lebhafter, je richtiger, bedeutungswahrer er seinen Namen trägt. Er weiß fast Jedem, der ihn betritt und sich in ihm heimisch zu machen sucht, Etwas zu bieten; und darin eben beruht seine Anziehungskraft auf die große Menge, darin ist der Grund zu suchen, daß seine Einwohner die buntest zusammengesetzte Gesellschaft unter der Sonne bilden.

Vergleicht man den Wald mit anderen Gebieten der Erde, so erkennt man, daß er einer der reichsten „Gesellschaftsräume" dieser Herberge ist. Er gewährt einer geradezu unschätzbaren Menge von Thieren Obdach und

Nahrung. Die meisten Klassen und Ordnungen des Thierreichs sind in ihm vertreten; — blos diejenigen nicht, deren Mitglieder in Folge ihrer geringen oder einseitigen Bewegungsfähigkeit an andere, von ihm durchaus verschiedene Oertlichkeiten bestimmt gebunden sind. Diejenigen Thiere dagegen, welche nur einiger Freiheit sich erfreuen, gehören ihm zur großen Mehrzahl an: gerade die edelsten unter ihnen weiß er an sich zu fesseln.

Es bedarf keiner besonders ausführlichen Beobachtung, um das Warum dieser Herbergungsfähigkeit des Waldes, wie wir uns ausdrücken wollen, zu erkennen. Der Wald ist in jeder Hinsicht geeignet, eine bevorzugte Wohnstätte der Thiere zu sein. Einige Worte über die Verbreitungsgesetze der Geschöpfe überhaupt werden Dies leicht erkenntlich werden lassen.

Die Verbreitung der Thiere oder, was ungefähr Dasselbe sagen will, ihr Vorkommen an bestimmten Oertlichkeiten darf nicht als zufällig angesehen werden. Bestimmte, uns nur zum geringsten Theil bekannte Gesetze regeln die eine oder das andere. Auch das Thier, und wäre es das bewegungsfähigste, klebt an der Scholle, ist an Raum und Ort gebunden. Dieser kann ausgedehnt oder beschränkt, jener manchfach verschieden oder einförmig, gleichmäßig sein: im Grunde bleibt beider Bedeutung für das Thierleben dieselbe. Jedes Thier füllt einen bestimmten Lebenskreis, übt eine bestimmte Thätigkeit aus. Seine Gestaltung ist die Ursache hiervon: sie weist ihm Heimath und Beruf an. Somit darf man wohl sagen, daß es für eine gewisse Oertlichkeit geschaffen sei — vorausgesetzt natürlich, daß man bei solchen Worten die Anschauung nicht verleugnet, welche die heutige Wissenschaft uns zur Pflicht macht.

Es führt uns keinen Schritt weiter vorwärts, wenn wir uns bemühen, über den Ursprung des Thieres, über die Erschaffung selbst uns klar zu werden. Alles Grübeln hierüber ist vergeblich. Die weitest auseinandergehenden Anschauungen gelangen schließlich zu ein und demselben Endergebniß: zu dem rückhaltlosen Eingeständniß unserer vollständigen Unwissenheit in dieser Frage. Es bleibt also im Grunde auch ziemlich gleichgiltig, ob wir uns hierbei der kindlichen Sage alter Völker oder der Ansicht unserer Zeitgenossen, z. B. der des Naturforschers Darwin, anschließen: ob wir glauben, daß jedes Thier mit einem Male, so wie wir es heute vor uns sehen, ins Leben trat, oder ob es, bevor es zu Dem ward was es ist, erst verschiedene seiner gegenwärtigen Beschaffenheit immer näher kommende Umwandelungen durch-

ging und somit nur im Laufe von Jahrhunderttausenden sich gestaltete, vielleicht noch heutigen Tages einer weiteren Umwandlung fähig ist. Noch gewährt uns keine Forschung, keine Wissenschaft nennenswerthen Anhalt bei derartigen Grübeleien; und deshalb bleibt uns auch nur der eine Ausgangspunkt für unsere Forschungen übrig: das Thier zu nehmen, so wie es heute vor uns steht.

Damit stellen wir uns auf den Boden der Wissenschaft und gehen, wenn auch noch immer langsam, doch stetig vorwärts.

Betrachten wir nun irgend ein Thier genauer, so muß uns das Abhängigkeitsverhältniß desselben von seiner Heimath bald augenscheinlich werden. Wir sehen im Fischotter — um ein Beispiel zu geben — einen nahen Verwandten des Edelmarders, finden es aber höchst natürlich, daß dieser das Eichhorn im Gezweige, jener die Forelle im Wasser überholt. Beide sind — falls man so sagen will — nach ein und demselben Grundplan gebaut, beide einander geistig innig verwandt, und gleichwohl hinsichtlich ihrer Lebensweise außerordentlich verschieden. Erst wenn man — wohlverstanden, nach vorher gewonnenem Ueberblick einer größeren Anzahl thierischer Gestalten! — beider Leibesbau sorgfältiger prüft, kommt man zu der Ueberzeugung, daß Dem gar nicht anders sein kann. Man braucht blos noch einige Verwandte dieser beiden Thiere mehr mit zur Vergleichung zu ziehen, meinetwegen den Dachs und den Seehund — den Marder des flachen Bodens und den Fischotter des Meeres — um seiner Sache gewiß zu werden. Grimbart als Wasserbewohner und den Seehund als Baumthier uns zu denken, ist ein Ding der Unmöglichkeit; aber man begreift sofort, daß der gewandte Vetter des ersteren nach der Höhe streben muß, daß er um ebenso viel biegsamere Verwandte des massigen Seehundes wenigstens noch nach einer gewissen Höhe streben kann, so vollkommen er auch das Element der Robbe beherrscht. Bei allen übrigen Thieren ist es nicht anders, wenn auch ihr Verwachsensein mit ihrer Wohnstätte nicht immer so augenfällig erscheinen will wie bei den erwähnten. Scharfe Beobachtung läßt jedoch unter allen Umständen die eine Wahrheit erkennen: Heimath und Thätigkeit eines Thieres stehen ausnahmslos im genauesten Einklange mit seiner Gestaltung; und diese ist es nun, welche den nachlebenden Geschlechtern, — den Abkömmlingen jener, an welchen sich dieses Gesetz allmälig entwickelte — den Aufenthalt gebieterisch anweist.

Nun kommt aber noch ein zweiter Punkt in Betracht: die Abhängigkeit des Thieres von der es umgebenden Pflanzenwelt und bezüglich von der Thiergesellschaft, in welcher es sich bewegt. Diese Abhängigkeit ist größer, als man gewöhnlich annimmt. Sie spricht sich im Thiere kaum weniger scharf aus, als jene Uebereinstimmung zwischen Gestalt und Heimath.

Eine Gewisse Gegend hört auf, Wohnstätte für Thiere zu sein, wenn ihr alle Pflanzen gänzlich mangeln. In einer wirklichen Wüste, sei sie nun eine des Sandes oder eine des Eises, giebt es kein Thierleben mehr: dieses giebt sich dann nur noch in den Oasen kund, d. h. auf den mit Pflanzen bestandenen Stellen, dieselben mögen so dürftig sein als sie wollen.

Eine Ausnahme hiervon scheint der Gletscherfloh, Desoria glacialis, zu machen, jenes kleine schwarze, zu den Springschwänzen gehörige Kerbthier, welches auf den Gletscherrücken in dem Schmelzwasser der Eisgrübchen lebt. Aber selbst dieses Thier, das Stiefkind des Lebens, erhält ohne Zweifel durch die zerfallenden Alpenpflänzchen, die auf den noch höheren Felsengraten wachsen, seine Nahrung zugeführt. Kaum weniger bestimmt zeigt sich das Gleiche in reicheren Gegenden. Das Thier ist an bestimmte Nährpflanzen unmittelbar oder mittelbar gebunden; wo diese fehlen, kann es nicht bestehen. Ein Wald ohne Unterholz, ohne Blößen, ohne Felder in seiner Mitte oder seiner Nähe kann dem Hirsch, jenem ureigentlichen Waldesthiere, keine Herberge mehr gewähren, ebenso wenig, als die gänzlich pflanzenlosen „Hamadas“, d. h. die „durchglühten“ Sandstrecken der Wüste, die Gazelle an sich zu fesseln vermögen. Mittelbar ist es nicht anders. Der schönsten Anwaldung fehlt die Nachtigall, wenn das Unterholz gänzlich mangelt; das muntere Heer der Sänger verläßt Busch und Hag, wenn mit den fallenden Blättern das kleine Gesindel, dessen Jagd jene betreiben, sein kurzes Dasein endet oder sich in die versteckten Winterbehausungen zurückzieht.

Bei den niederen Thieren, zumal bei den Kerbthieren, tritt die Abhängigkeit an die Nährpflanzen noch schärfer hervor als bei den Wirbelthieren: denn sie sind oft ohne das Vorhandensein einer einzigen Pflanze in einer gewissen Gegend geradezu undenkbar oder finden sich umgekehrt überall, wo die ihnen zusagende Pflanze wächst, gleichviel ob nur wenige Minuten oder Hunderte von Meilen zwischen dem einen und dem anderen Wohnorte liegen. Der furchtbare Verwüster unserer Kiefernwaldungen, der

Kiefernspinner, Gastropacha Pini, findet sich nur auf Kiefern, deren Nadeln seine einzige Speise sind.

Kaum brauchen wir nach Diesem die Abhängigkeit eines Thieres von dem andern noch besonders hervorzuheben. Was die Nährpflanze dem einen, ist das zur Nahrung dienende Thier dem andern. Der Anfang des schönen Gedichtes unseres Freiligrath: „Wüstenkönig ist der Löwe" enthält eine entschiedene Unwahrheit: denn keine eingentliche Wüste ist im Stande, solchen König zu ernähren — in Wüsten verlieren die Majestäten ihre Bedeutung. In gleicher Weise entbehrt für den Fischotter ein Waldbach ohne Forellen, ein Fluß, in welchem die Fischbrut durch schädliche Abflüsse aus Fabriken vergiftet ist, ein ausgefischter Teich, in welchem nur noch Frösche leben, allen und jeden Reiz.

Somit haben wir die Gestaltung und den wiederum von dieser abhängigen Nahrungserwerb eines Thieres als die festesten Bande anzusehen, welche es an ein bestimmtes Gebiet, an einen bestimmten Ort fesseln. Umgekehrt aber dürfen wir nach solcher Erkenntniß auch ohne Weiteres annehmen, daß ein an sich wechselreiches Gebiet die Wohnstätte ungleichartig gestalteter, ungleichmäßig sich ernährender Thiere sein wird; denn je manchfaltiger die Heimstätte ist, um so leichter und vollständiger muß sie verschiedenartig lebenden Geschöpfen die Erfordernisse zu Wohlsein und Gedeihen gewähren können.

Diese Anschauung erklärt uns die Manchfaltigkeit und Reichhaltigkeit der thierischen Bewohnerschaft des Waldes; sie überzeugt uns aber auch zugleich, daß diese Bewohnerschaft keineswegs eine zufällig zusammengekommene, sondern eine ganz bestimmte, abgeschlossene, scharf begrenzte ist.

Ebenso verschiedenartig, wie der Wald ist, sind die Thiere, welche in ihm herbergen; aber alle diese Thiere werden durch ihre Gestaltung und Färbung so wie durch ihre Lebensweise bekunden, daß sie ihrer Heimath — um uns so auszudrücken — nicht angehören wollen, sondern angehören müssen. Sie gehorchen ohne Ausnahme bestimmten Heimathsgesetzen; sie tragen die Zeichen ihrer Hörigkeit selbst äußerlich zur Schau: denn sogar ihr Kleid nimmt die Waldesfarben an — die Farben des Waldbodens wie der Bäume, der Stämme wie der Wipfel, ja selbst der Blüthen, der Rindentheile mit den bunten Flechten, welche auf ihnen sich ansiedelten. Es ist hier nicht der Ort, diese Behauptung zu beweisen; wir werden aber bei

Einzelbetrachtung der Waldthiere wiederholt Gelegenheit haben, ihre Wahrheit zu erkennen. Einstweilen versuchen wir, einen Ueberblick der Waldthiere überhaupt zu gewinnen.

Im Eingange wurde bemerkt, daß der Wald gerade die edelsten, d. h. höchststehenden Thiere an sich zu fesseln wisse. Daß Dies keine unachtsam hingeworfene Aeußerung war, wird aus dem Nachfolgenden zu erkennen sein.

Die Affen, unter unseren „erstgeborenen Brüdern" die uns am innigsten Verwandten, gehören mit wenigen Ausnahmen dem Walde an. Ihre vier Hände machen sie zu den vollkommensten Beherrschern des Gezweiges, welche wir überhaupt kennen. Sie fliegen ohne Flügel von Baum zu Baum. Nur sehr wenige unter ihnen sind auf dem flachen Boden wirklich zu Hause, einzelne auf ihm geradezu fremd. Eine fünfte Hand, der Wickelschwanz, verbindet diese in des Wortes eigentlichster Bedeutung mit dem Gezweige. Ihr ganzes Leben verfließt in den Kronen der Bäume, welche ihnen Heimath und Wohnstätte sind, Obdach und Nahrung gewähren.

Ihre Verwandten, die Halb- oder Nachtaffen, lösen sie gewissermaßen ab. Sie versuchen es, ihnen nachzuleben, während der Nachtzeit, wo die eigentlichen Affen mit Ausnahme einer einzigen Sippe der Ruhe pflegen. Die einen wie die andern sind echte Baum- und bezüglich Waldthiere — auch hinsichtlich ihres Nahrungserwerbes die vollkommensten unter allen, weil ihnen die Pflanzenwelt kaum mehr als die untergeordnete Thierwelt des Waldes die nöthige Nahrung liefern muß. Sie verstehen es also, alle Erzeugnisse ihrer Heimath auszubeuten.

Auch die Mitglieder der nächstfolgenden Ordnung, die Flatterthiere, gehören zum größten Theil noch dem Walde an. Je reicher er ist, um so vollständiger fesselt er diese Zwittergestalten an sich. In den Wendekreisländern der alten Welt giebt es eine Menge von Flatterthieren, welche den Wald gar nicht mehr verlassen und schon im Gezweige die erwünschten Ruhestätten und in den Früchten die alleinige Nahrung finden; in den Gleichergegenden der neuen Welt dagegen ersehen sich die meisten Flatterthiere nur in Baumhöhlungen ein Obdach und in den mittelbaren Erzeugnissen des Waldes, in den Kerbthieren ihr tägliches Brod; während hier eine große Anzahl den Wald schon meidet.

Treuer halten die Raubthiere zu ihm. Die Katzen gehören ihm zur größten Mehrzahl entschieden an, die Hunde finden in ihm wenigstens

theilweise ihre Wohnstätte, die Schleichkatzen, Marder und Bären nicht minder. Bei den kleineren und schwächeren Raubthieren, den Kerbthierjägern besteht ein ähnliches Verhältniß wie bei den Flatterthieren: je vollkommener der Wald, um so mehr von diesen, eigentlich dem Erdboden angehörigen Geschöpfen werden zu Wald- und selbst zu wirklichen Baumthieren.

Die aus so verschiedenartigen Thieren zusammengesetzte Ordnung der Beutelthiere stellt, wie zu erwarten, in den höchstgebildeten Gliedern ihren Beitrag zur Waldbevölkerung: alle Räuber und Fruchtfresser dieser Zunft sind Waldbewohner; sogar von den scheinbar so unbehülflichen Känguru's leben einzelne nur auf Bäumen.

Genau Dasselbe läßt sich von der nächstfolgenden Ordnung sagen. Die wohlgebauten und anmuthigen Nagethiere sind mit wenigen Ausnahmen im Walde zu suchen, während die weniger schmucken, schwerfälligeren Gestalten dieser Gruppe, wie zu erwarten, auf den Boden gebannt sind oder gar unter ihm ihr Wohnungsgebiet gefunden haben.

In der Ordnung der Zahnlosen finden wir nur wenige Waldthiere, aber so eigentliche Baumthiere, als in irgend einer anderen. Die Faulthiere verwachsen förmlich mit den Aesten der Baumkronen, in denen sie leben.

Alle noch übrigen Ordnungen der Säugethiere gehören der Tiefe, dem Boden an und haben im Walde nur wenige Vertreter. Bei den Hufthieren erleidet die Regel zum ersten Male eine Ausnahme: das Pferd, welches wir als das höchststehende von allen ansehen müssen, meidet den Wald. Im Uebrigen hat unsere Behauptung wieder Giltigkeit. Die Ordnung der Wiederkäuer ist im Walde zwar durch wenige, aber durch sehr hochgebildete Thiere vertreten. Eine Familie, die der Girafen, gehört ihm ausschließlich, eine zweite, die der Hirsche, fast ausschließlich an, und auch die Rinder sind als Waldthiere zu betrachten. Selbst von den so recht eigentlichen Kindern der freien Ebenen, den Antilopen oder den Gebirge bewohnenden Moschusthieren leben viele Arten nur im Walde. — Die Ordnung der Vielhufer, welche in früheren Zeiträumen im Walde eine so große Rolle spielte, findet auch jetzt noch in ihm ihren bevorzugten Aufenthalt: ihr edelstes Mitglied, der Elephant, ist selbstverständlich Waldthier.

In der Klasse der Vögel gestalten sich die Verbreitungsverhältnisse noch günstiger für den Wald. Man kann die „Luftgestalten der gefiederten

Geschöpfe" mit vollster Wahrheit die Lieblingskinder des Waldes nennen. Sie sind es, welche ihm sein wahres Leben verleihen, welche ihm seinen Klang und Sang, seine Lieder, seine Melodien geben. Keine Ordnung dieser Klasse fehlt dem Walde gänzlich: selbst die wahrsten Erdvögel, die Strauße, sind ihm nicht fremd, selbst die dem Wasser angehörenden Schwimmvögel sind in ihm vertreten.

Für die Papageien, die Affen unter den Vögeln, gilt genau Dasselbe, was von den Affen selbst gesagt wurde: sie sind fast ausschließlich auf den Wald angewiesen und theilweise ebenso fest an die Bäume gebunden wie ihre Umprägungen, wie wir sagen können, in der Klasse der Säugethiere. Es hält schwer selbst für den Unkundigen, sie außerhalb des Waldes sich zu denken.

Unter den Tagraubvögeln giebt es wenige, welche wirklich fremd im Walde sind, wie der Geieradler der Alpen oder bedingt der Kranichgeier der Steppen. Die große Mehrzahl darf man ohne Bedenken im Walde vermuthen. — Bei den Nachtraubvögeln ist es nicht anders.

Für die Ordnungen der Sing- und Klettervögel, der Tauben und Hühner bedarf es einer besonderen Erwähnung ihrer bevorzugtesten Heimstätte nicht. Wir alle wissen, wo wir eine Drossel, einen Specht, eine Wildtaube, ein Waldhuhn zu suchen haben.

Dagegen ist es vielleicht nothwendig, zu erwähnen, daß von den sogenannten Sumpfvögeln, und zwar von allen Familien, eine keineswegs unbeträchtliche Zahl im Walde leben; die Straußenvögel sind durch die waldbewohnenden Kasuare und Schnepfenstrauße im Walde vertreten, und die Schwimmvögel endlich zählen wenigstens mehrere Arten ihrer beiden ersten Familien, der Enten und Pelekane, welche im Walde, in Baumhöhlungen und in frei auf den Zweigen stehenden Nestern ihr Leben begannen.

Die Klasse der Lurche ist verhältnißmäßig nicht weniger in unserem Gebiete heimisch. Es giebt keine Ordnung in ihr, aus welcher sich nicht mindestens einige Mitglieder im Walde seßhaft gemacht hätten. Selbst die schwerfälligen Schildkröten dürfen wir kaum ganz ausschließen. In der Ordnung der Eidechsen nimmt die Zahl der wirklichen Waldthiere bedeutend zu: sehr viele Arten dieser reichen Zunft leben nur auf Bäumen. Das Gleiche gilt für die Ordnungen der Schlangen, von denen viele ganz ver-

züglich klettern. Und selbst von den Nackthäutern, welche im Ganzen ziemlich streng an das Wasser gewiesen sind, klettern einzelne ganz lustig im Gezweige herum und verleben theilweise sogar ihre Jugendzeit, welche sie zu echten Wasserthieren macht, in den kleinen Ansammlungen von Regenwasser, welches in feuchten Urwaldungen zwischen den Scheiden der riesigen Blätterstiele gewisser Pflanzen oft lange Zeit sich verhält wie in einem auffangenden Regenmesser.

Erst die Angehörigen der vierten Klasse, die Fische, meiden den Wald. Ihr ganzes Sein und Leben verlangt andere Bedingungen, als dieser bieten kann. Demungeachtet kann man noch immer von Waldfischen reden, auch wenn man die sonderbaren Mittelglieder zwischen Lurchen und Fischen, die Protopteren, welche in einem Neste von Blättern die trockene Jahreszeit verschlafen, nicht zu den Fischen, sondern zu den Lurchen rechnen will. Es giebt echte Fische, welche die Waldgewässer allen übrigen vorziehen und deshalb als Bewohner unseres Gebietes betrachtet werden können. Wenn wir uns daran erinnern, daß der waldgeborene Gebirgsbach, der in den tiefen Thalflächen des Waldgebirges rauscht, die köstlichsten Forellen liefert, so werden wir diese nicht unpassend einen Waldfisch nennen dürfen.

Die wirbellosen Thiere stellen der Zahl nach noch eine weit größere Menge von Waldthieren. Alle unsere Kenntnisse von der Thierwelt reichen noch nicht aus, diese Anzahl auch nur annähernd zu bestimmen, wenn wir, wie wir es bisher in dieser vorbereitenden Betrachtung gethan haben, nicht blos an den deutschen, sondern an den Wald in allen Zonen denken; und auch mit der deutschen Beschränkung würde eine einfache Namensaufzählung der uns bis jetzt bereits bekannten wirbellosen Waldthiere dennoch viele Bogen füllen.

Wie das unendliche Meer unter seinem schweigenden Spiegel eine unerschöpfliche Fülle niederer Thiere birgt, so beherbergt der sich weit hin dehnende Wald unter seinem rauschenden Laubdache ein noch lange nicht völlig ausgeforschtes Heer von Angehörigen der niederen Halbschied der Thierwelt. Von der großen Abtheilung der Gliederthiere hat sich das Meer die eine Hälfte, die Krebsthiere, zum größten Antheile vorbehalten, während es sich der anderen, der Kerbthiere, bis auf das letzte entäußert, und zwar ist es der Wald, welchem die meisten davon zufielen. Ja, die kleinen schwachen Kerbthiere sind die Tyrannen des Waldes, in dem sie zuweilen schlimmer

hausen als Feuer und Schwert. Wir werden uns davon später überzeugen; wir werden erfahren, daß der Forstmann nicht selten gezwungen ist, einen Vernichtungskampf gegen sie zu führen, in welchem er häufiger der Besiegte als der Sieger ist. Wie es auf dem nicht zu tief gelegenen Meeresgrunde vielleicht keinen Fuß breit giebt, der nicht niedere Thiere beherbergte, so ist es ein Gleiches mit dem Waldboden, und wenn wir die wallenden Laubkronen den Wellen des Meeres vergleichen, so regt es, wie in letzteren, auch in ihnen sich vom Getümmel niederer Thiere, von dem einen laublosen Maiwinter herbeifressenden Maikäfer bis zu dem winzig kleinen Räupchen der Minir-Schaben, welches Wohnung und Nahrung findet in dem Blattfleische zwischen den beiden unversehrten Oberhäuten des Blattes.

Die noch tieferstehenden Klassen der Spinnen und der Schnecken sind dem Walde nicht fremd, jene das trockene Luftrevier des Gezweiges, diese mehr die feuchten Verstecke des kräuterreichen Waldbodens bewohnend.

Nach solcher Umschau im Reiche der Thiere, wie wir sie eben gehalten haben, ist es unnöthig, über die Menge von Waldbewohner noch Weiteres zu sagen. Wir haben erkennen gelernt, daß der Wald als Wohnstätte hinter keinem anderen Gebiete zurücksteht. Höchstens das Meer, der ausgedehnteste und großartigste Wohnkreis der Erde, mag reicher sein als der Wald. Und noch ist es fraglich, ob die Manchfaltigkeit seiner Bewohner nicht größer ist als die Verschiedenheit der Einwohnerschaft des Meeres. Noch vermögen wir nicht mit Gewißheit zu sagen, welches von beiden Gebieten die meisten Thierarten zählt. Wir kennen gegenwärtig weder die Wald- noch die Meerthiere auch nur annähernd vollständig, wenngleich wir die aufgefundenen, benannten und beschriebenen Arten bereits nach Hunderttausenden zählen. Man nennt das Meer eine unerschöpfliche Fundgrube, eine unversiechliche Quelle für den Forscher: — der Wald ist Beides in nicht geringerem Grade.

Und deshalb belächeln wir schon jetzt Diejenigen, welche von „Waldeseinsamkeit“ reden — gewiß ohne zu ahnen, welches Sprachfehlers sie sich schuldig machen, welches Armuthszeugniß sie sich ausstellen. Einsam ist man wohl im Kerker, niemals und nirgends aber sonst wo auf der freien Erde und am wenigsten im lebenvollen Walde — so lange man nicht einsam sein will, so lange man nicht, menschenstolz oder wissensarm, die Genossen seiner Heimath übersieht.

Wir dürfen behaupten, daß ein solches Uebersehen geradezu unnatürlich ist, und wollen hinzufügen, daß es einen unserer edelsten und ausgiebigsten Genüsse unmöglich macht. Wer es sich, um auf unsern Wald zurückzukommen, nicht bewußt wird, warum er in ihm mit immer erneuter Lust sich ergeht, verkennt sich und ihn gänzlich. Wir denken nicht daran, Diejenigen der Unrichtigkeit zu beschuldigen, welche im Walde einen angenehmen, das leibliche Wohlsein befördernden Schutzort gegen die Gluth und Dürre eines Sommertages suchen und ihre Waldeszufriedenheit im Erlangen des Gesuchten finden: sind aber dennoch so kühn zu behaupten, daß die behaglichen Gefühle, welche ein Waldgang in uns hervorruft, auch ursprünglich hauptsächlich auf einer geistigen Genugthuung beruhen.

Diese Genugthuung wird uns von dem Augenblicke an, welcher uns das Bewußtsein gab, eingetreten zu sein in eine uns verständliche Gesellschaft: — in den Kreis der still lebendigen und der bewegungsfrohen Waldeskinder.

Wissentlich oder unwissentlich folgen, gehorchen wir Alle dem uns angeborenen Hange zur Geselligkeit. Wir fühlen uns einsam und verlassen, wenn wir ihn nicht zu befriedigen vermögen. Ohne Leben um uns her genügt uns die Erde nicht, und ob sie ihre großartigsten Bilder uns zeigen möge. Auf einem Gipfel des Hochgebirges, welches in all seiner Pracht vor dem Auge liegt, können wir uns ebenso einsam fühlen wie in der Wüste, in der Steppe, inmitten der Eisfelder des Nordens, auf hohem Meere. Die Erde allein ist es nicht, welche uns an sich fesselt. Sie ist erhaben, gestalten- und farbenreich allüberall, im Süden wie im Norden, in der Höhe wie in der Tiefe: aber Gestalt und Farbe befriedigen uns nur, wenn das Leben mit ihnen sich verbindet. Das Starre, Bewegungslose, welches wir todt zu nennen pflegen, ertödtet uns selbst. Nach dem Lebendigen verlangen wir mit vielleicht unbewußter Sehnsucht fort und fort; wir verlangen wenigstens nach Dem, von welchem wir wissen, daß es lebt, wächst, blüht, sich vermehrt, daß es kämpft um sein Bestehen. Deshalb jauchzt die Seele des Wanderers in der Wüste auf, wenn das vom Suchen müde Auge eine Palme auffand; deshalb fühlen wir uns sofort in lebendigem Verkehr, wenn in derselben Wüste die kleine Sandlerche unseren Pfad kreuzt, wenn von der weißen Schneedecke der nordischen Ebenen das ihnen eigene Morasthuhn aufschwirrt, wenn hoch über den eisumhüllten Felszacken im Gebirge

ein Geieradler stolz seine Kreise zieht, und wenn wir uns auch nach Diesen vergeblich umsehen, so vermag der kleine schwarze Gletscherfloh in dem Schmelzwasser der Eiswüste uns über das doch niemals gänzliche Zurückziehen des Lebens zu trösten. Wenn unter dem Gleicher die bewegungslose glühende Luft zuletzt unser eigenes Leben zu verzehren droht und auch kein Fisch aus der spiegelglatten Fläche emporschnellt, so mahnt uns der über uns dahin segelnde Albatros, daß wir nimmer allein sind.

Der Wald versteht es, unsern Hang zur Geselligkeit vollständig zu befriedigen, sobald wir ihn verstanden haben. Auch in seinem tiefsten Innern giebt es dann keine Einsamkeit mehr für uns; wir bewegen uns vielmehr in einem Kreise lebensfreudiger Genossen, deren Gemeinschaft uns um so anziehender wird, je genauer wir sie kennen lernen. Und diese Gesellschaft hat vor mancher menschlichen unendlich Vieles voraus: sie „läßt keine Leere in der eigenen Brust zurück“ — wie gedankenlose Schönschriftler wohl zu sagen pflegen und auch sagen dürfen — sondern sie füllt uns Sinn und Herz mit immer reicheren Freuden und Schätzen.

Zweiter Abschnitt.

Die Einwohnerschaft des deutschen Waldes.

Es ist für den Thierkundigen, welcher die Waldthiere im Geiste an sich vorüberziehen läßt, eine schwere Aufgabe, den deutschen Wald mit seinen Bewohnern fest im Auge zu behalten, wie wir es hier zu thun beabsichtigen. Ohne daß er es wollen mag, schweift seine Phantasie in jene Waldesparadiese hinüber, welche in aller Fülle und Pracht der Gleicherländer prangen und ein unnennbar, unschätzbar reiches Leben erzeugen und erhalten. Das gaukelnde Volk der Affen, die farbenbunten Katzen, die riesigen Dickhäuter, die schillernden und schimmernden Prachtvögel: Papageien, Paradiesvögel, Kolibris, die bunten Eidechsen und Schlangen, die gaukelnden Schmetterlinge, welche in Blumengestalt verwandelt als Orchideen fest an den Bäumen haften, die flimmernden Käfer, welche selbst des Nachts als leuchtende Sterne noch den Wald erhellen und das ganze zahl- und namenlose Heer der übrigen Waldthiere — sie alle verlocken zu solcher Abschweifung. Unser Wald ist arm, sehr arm, jenen Gebieten gegenüber: aber er ist noch immer so reich, daß er uns längere Zeit ausschließlich beschäftigen kann.

Leider wissen noch heut zu Tage die wenigsten Deutschen, welche Schätze ihr Wald in sich birgt, und somit auch, welche Bewohnerschaft er beherbergt. Sie begnügen sich mit der oberflächlichsten Bekanntschaft derjenigen Wesen, welche ihnen, wie wir schon andeuteten, den „lieben Wald“ besonders anziehend, besonders theuer machen; sie lauschen dem „lieblichen Gesang“ im Walde, ohne sich um das Leben und Wesen der Sänger weiter zu kümmern; sie sind zufrieden, wenn sie das Wort „Singvogel“, die Namen „Nachtigall“

oder „Amsel“ ausgesprochen haben und dabei wähnen dürfen, daß diese beiden Thiere zum „Waldconcert“, von welchem Alle reden, beitragen helfen. Von dem wirklichen Bestand der Waldbewohnerschaft haben sie gar keine Vorstellung.

Wenn diese Worte die bittere Wahrheit enthalten — und wer möchte Dies leugnen wollen! — bedarf es keiner Entschuldigung, daß wir vom Grunde auf zu bauen wünschen, daß wir hier einer Lebensschilderung erst ein Namensverzeichniß der Waldthiere vorausgehen lassen, so ausführlich, als es uns nothwendig scheint. Streng genommen müßten wir noch mehr thun: wir müßten so recht eigentlich vom Ei beginnen; wir müßten den Begriff „Thier“ überhaupt erläutern und seine Lebensgesetze erörtern. Aber wir wollen kein Lehrbuch der Thierkunde im eigentlichen Sinne und ebenso wenig ein Handbuch der Anatomie und Physiologie abfassen, sondern eine einfache Lebensgeschichte der Waldthiere schreiben, und müssen es also denjenigen Lesern, welche über Natur und Wesen der Thiere insgemein unterrichtet sein wollen, überlassen, sich die nöthige Belehrung aus anderen Werken zu schöpfen: — es fehlt ja an solchen nicht! Wir treten ohne Weiteres in die Mitte der Waldbevölkerung ein und nehmen zunächst nur einen wissenschaftlichen Führer mit: — das System, welches Regel und Ordnung bringt in das scheinbare Wirrsal der manchfaltigen Gestalten, welche der Wald an uns vorüberziehen läßt.

Unter der Waldbevölkerung nehmen die Säugethiere keine so hervorragende Stellung ein, wie sie ihrem Range sonst gebührt. Unser Wald war — vorgeschichtliche Zeiten wahrscheinlich auch nicht ausgenommen — von jeher arm an Säugethieren und ist im Verlaufe der Zeit noch ärmer geworden. Gerade seinen nächsten Verwandten gegenüber hat der Mensch seine Herrschaft und Herrschsucht am entschiedensten geltend gemacht. Von den Thieren, mit denen unsere Vorfahren lebten und kämpften, sind einige bereits gestrichen worden aus dem Buche der Lebendigen und andere wenigstens vertrieben aus den Gemarken unseres Vaterlandes. Doch giebt der deutsche Wald noch heutigen Tages einer ziemlichen Anzahl Obdach und Herberge, mehreren als man anzunehmen gewohnt ist.

Von den zwanzig und einigen Arten Fledermäusen, welche in Mitteleuropa leben, gehören die Mehrzahl dem Walde an; wenigstens finden die meisten in ihm das sichere, dunkle Versteck während des Tages, welcher solchen Gesellen nicht nur unangenehm ist, sondern auch verderblich wird.

Eine halbvermorschte Föhre, eine kernfaule Eiche, eine alte Buche, ein anderer nicht mehr in voller Jugendkraft stehender Baum mit zugänglichen Höhlungen ist sicherlich von dieser feinsinnigen Sippschaft ausgespäht und zur behaglichen Wohnung gemacht worden. Erst wenn man mit Dunkelwerden im Walde weilt und umherstreift, erhält man einen Begriff von der Menge dieser Art seiner Gäste. Aus Löchern und Spalten, unter der halbgelösten Rinde hervor kriecht und humpelt es dutzendweise und in noch größerer Anzahl: ein einziger Baum kann Hunderten von Fledermäusen Wohnung sein, ohne daß man das Vorhandensein einer einzigen ahnte.

Versteckt, wie sie, leben andere kleine Mitglieder der ersten Klasse, welche wir später als Waldhüter kennen lernen werden: der Maulwurf, die Spitzmäuse und unser alter Kinderfreund, der Igel. Gerade ihnen, zumal den letztgenannten beiden, bietet der Wald sicheres Obdach und reichliche Beute.

Die Gewerbsgenossen dieser kleinen Räuber, welche, weil sie größer und stärker sind, höhere Jagd betreiben, die eigentlichen Raubthiere oder Fleischfresser nämlich, sind zur Zeit ziemlich selten geworden im deutschen Walde. Noch verirrt sich wohl zuweilen ein Luchs in einen an den Grenzen Deutschlands liegenden Wald, gelangt aber schwerlich bis in das eigentliche Innere unseres Vaterlandes: die Waldhut ist diesem schädlichsten, weil leckersten, aller europäischen Raubthiere gegenüber zu streng. Der letzte Luchs, welcher im eigentlichen Deutschland geschossen wurde, erlag seinem Geschick am 15. Februar des Jahres 1846. Doch dürfen wir die gefährliche Katze noch nicht streichen aus dem Namensverzeichnisse der deutschen Thiere, weil wir mit aller Sicherheit annehmen können, daß von den Karpathen und Alpen herab, oder aus den polnischen Wäldern her, alljährlich Luchse nach Deutschland hereinstreifen. Anders verhält es sich mit der zweiten mitteleuropäischen Katze, dem Kuder oder der Wildkatze. In allen größeren Gebirgswaldungen läuft sie noch alljährlich dem Jäger vor's Rohr, oder macht wenigstens in gewissen Gegenden noch viel von sich reden.

Unsere Wildhunde werden noch ungleich öfter angetroffen, als unsere Wildkatzen. Isegrimm, der Wolf, ist freilich auch schon recht selten geworden, aber doch immer noch weit häufiger als der Luchs. Er ist zwar im Herzen Deutschlands ebenfalls als ausgerottet anzusehen, erscheint jedoch in strengen Wintern noch ziemlich regelmäßig in den Rheinlanden in West-

preußen, in Mähren und in anderen östlichen Grenzländern des Vaterlandes. Sein listiger Vetter Reinecke, der Fuchs, dagegen ist nirgends dem Menschen gewichen. Allen Nachstellungen zum Trotz, sieht er mit Stolz sein Geschlecht wachsen und gedeihen. Er ist in jedem Dorfwalde heimisch, unvertilglich, unausrottbar. Der fürchterlichste Bannfluch, welcher über ihm schwebt, welcher ihn für vogelfrei erklärt im Sommer und im Winter und nur zu viele willfährige Schergen findet, die Acht, in welcher er lebt, kümmert ihn sehr wenig. Sein Leben ist ein beständiger Kampf auf Erden: er aber ist zur Zeit noch nicht als Besiegter anzusehen. Noch heutigen Tages ist er das gemeinste Raubthier Mitteleuropa's.

Zahlreicher als die beiden ersten Familien der Raubthiere, ist die dritte im deutschen Walde vertreten. Die Marder werden noch alljährlich zu Tausenden erlegt. Grimbart, der Dachs, haust noch in allen Gegenden unseres Vaterlandes, verhältnißmäßig wenig behelligt; der Edelmarder ist wohl kaum seltner, weiß sich und namentlich seine Wohnstätte aber viel besser zu verbergen; der Steinmarder, sein ihm so innig verwandter Sippschaftsgenosse, ist noch häufig; der Iltis in vielen Gegenden gemein, und Hermelin und Wiesel sind gewöhnliche Erscheinungen für Den, welcher derartige Thiere aufzusuchen oder wenigstens zu bemerken versteht. Auch der Fischotter, der Marder des Wassers, wird allerorten, in jedem größeren Fluß und oft genug auch in kleinen Bächen beobachtet, am öftersten da, wo dieselben von Wäldern eingeschlossen sind. Nur der Nörz, der Marder des Bruchwaldes und Sumpfes, ist sehr selten, möglicher Weise sogar schon aus Deutschland vertrieben worden.

„Freund Petz", der gewöhnlich jedoch sehr mit Unrecht gemüthlich genannte Bär, theilt das Geschick des Luchses und des Wolfes. Die Tage seiner Heimathsberechtigung in Deutschland sind gezählt. Gegenwärtig ist er nur in den Alpenländern noch ständig anzutreffen.

Viel günstiger sind unsere Zeitumstände für die Nager, obgleich auch unter ihnen arg aufgeräumt worden ist. Doch gilt die vernichtende Jagd nur einzelnen; die übrigen bleiben unangefochten. Das muntere Eichhorn, wohl das begünstigtste Mitglied der ganzen Ordnung, fehlt dem Walde nirgends ganz und ist an manchen Orten sehr häufig; die ihm so nah verwandten Schlafmäuse sind kaum seltner, obgleich hinsichtlich ihres Vorkommens beschränkt; sie werden aber wegen ihrer nächtlichen Lebensweise nicht oft auf-

gefunden. In allen größeren Laubwaldungen darf man den Siebenschläfer mit ziemlicher Sicherheit vermuthen; der Gartenschläfer kommt vereinzelter ebenfalls im größten Theile Deutschlands vor, und die Haselmaus, unbedingt das lieblichste und harmloseste aller deutschen Nagethiere, fehlt nur in den höher gelegenen Gebirgswäldern. Weit häufiger sind einige Mäuse, welche wir unserem Gebiete zuzählen müssen, namentlich die Waldmaus, die Waldwühlmaus und die Erdmaus. Auch die Feldmaus besucht zuweilen den Wald und nicht zu dessen Nutzen; denn sie richtet manchmal in ihm entsetzlichen Schaden an. Lampe, der Hase, ist wie bekannt, ebenso gut ständiger Waldbewohner; ja, er scheint sich in ihm besonders wohl zu fühlen und besser als sonstwo zu gedeihen. Sein Verwandter, das Kaninchen, ist jedoch noch fester an den Wald gebunden; es verläßt ihn niemals, nicht einmal in Folge der Vernichtungsmaßregeln, welche der Mensch über den Unvertilglichen verhängt hat. Nur dem anziehendsten Mitgliede der ganzen Ordnung, dem Biber, einem der ärgsten Waldverwüster, ist das Handwerk bei uns gelegt worden. Er lebt gegenwärtig blos noch unter dem besonderen Schutze thierfreundlicher Förster einzeln an der Elbe, Donau, Oder und Weichsel oder deren Zuflüssen.

Sehr dürftig vertreten in unserem Walde ist die gestalten- und artenreiche Ordnung der Wiederkäuer. Eigentlich darf man gegenwärtig nur noch drei Wiederkäuer dem deutschen Walde zurechnen: den Edelhirsch, Damhirsch und das Reh. Das Elen kommt zwar noch in Gegenden vor, wo die deutsche Zunge klingt, ist aber streng genommen doch blos als Gast anzusehen. Als solchen werden auch wir ihm eine Stelle unter den erwählten Thieren anweisen dürfen, ohne uns derselben Willkühr schuldig zu machen, mit welcher wir einen anderen ursprünglich deutschen Angehörigen dieser Ordnung, den Wisent, „so die Polen Subr, die Deutschen Bison, die Nichtkenner Urochs nennen“, unserem Buche einverleiben.

Die letzte Ordnung endlich, welche wir in Betracht zu ziehen haben, zählt in unserem Gebiete nur ein einziges Mitglied: das Wildschwein. Dieses Thier versinnlicht den Verfall der Waldthiere unseres Vaterlandes mehr als alle übrigen: es ist der einzige Uebriggebliebene einer Zunft, welche in früheren Zeiträumen auch bei uns zu Lande zahlreich vertreten war. Und es scheint das gleiche Schicksal seiner Ordnungsverwandten theilen zu sollen. Mehr und mehr wird es zurückgedrängt, vernichtet, und der Tag

ist schon zu bestimmen, welcher seinem Vorhandensein in Mitteleuropa ein Ende machen wird.

Mit den Genannten haben wir die Säugethiere des Deutschen Waldes erschöpfend aufgezählt. Die übrigen, welche noch in unserem Gebiete angetroffen werden, können höchstens als Waldgäste bezeichnet werden und nicht einmal in dem Sinne, in welchem wir des Elenthieres gedachten. Sie sind keine eigentlichen Bewohner des Waldes mehr, sondern besuchen ihn nur zufällig und immer blos auf kurze Zeit. Auch ihre Zahl ist gering, und somit sind wir in unserem vollen Rechte, wenn wir unsern Wald arm nennen an Säugethieren.

Diese Armuth läßt sich leicht verstehen. Unserem Walde fehlen wesentliche Bedingungen zu einem behäbigen Leben der bisher in Betracht gezogenen Thiere. Er bietet kein hinreichend sicheres Obdach und gewährt nur wenigen erwünschte und unverborgen gebotene Nahrungsfülle. Genießbare Früchte, welche nicht nur unmittelbar als Speise dienen, sondern auch Massen von Kerbthieren ernähren, die wiederum zum täglichen Brode werden für eine große Zahl von Säugethieren, fehlen ihm fast gänzlich; nicht einmal Gräser und Blätter grünen, gedeihen in ihm durch das ganze Jahr. Die Menge der Pflanzenfresser, welche die tropischen Wälder ernähren, würde in dem unsrigen verkümmern müssen; für den Kerbthierjäger würde bald genug der bitterste Mangel fühlbar werden; die großen Dickhäuter würden ungeheure Gebiete durchwandern müssen, um ihren Bedarf an Nahrung zu decken, und die Raubthiere endlich würden durch das Verkümmern ihrer Beute entweder zum Auswandern gezwungen werden oder zu Grunde gehen müssen. Seitdem der Mensch den Wald zum Forste umgewandelt hat, ist es selbst für die wenigen, welche die arme Gegend ursprünglich bewohnten, eine harte Aufgabe, ihr Dasein zu fristen: es lebt sich für sie, auch abgesehen von der durch den Menschen unablässig drohenden Verfolgung, schwer im deutschen Walde.

Eine scheinbare Bevorzugung der Säugethiere hängt hiermit, wenn auch nur lose, zusammen. Weit mehr, als von allen übrigen Klassen, kann man von ihnen sagen, daß der ganze Wald ihre Heimath, ihre Wohnstätte ist. Je tiefer wir auf der systematischen Stufenleiter der Thiere hinabsteigen, um so schärfer, bestimmter tritt uns ihre Abhängigkeit von dem Wohnkreis, Wohnbaum, entgegen. Bei den Säugethieren ist sie noch gering; sie scheinen

sich ihre hohe Stellung durch Ausübung einer größeren Freiheit wahren zu wollen. Von allen deutschen Säugethieren sind nur wenige an gewisse Formen des Waldes gebunden; alle übrigen leben im Nadelwalde ebenso gut, als im Laubwalde, im Gehölz der Haide, wie in den üppigen Waldniederungen, in der Höhe, wie in der Tiefe. Eigentlich beschränkt, an gewisse Formen des Waldes bestimmt gebunden, sind wohl nur der Biber und die Haselmaus, kein deutsches Säugethier weiter. Wir sehen hierin einen Vorzug unserer Klasse, jedoch nur in einem Sinne; denn anderseits müssen wir wohl auch annehmen, daß ein Thier um so behaglicher, glücklicher lebt, je vollständiger sein Wohnkreis es an sich zu fesseln vermag.

Schon bei den Vögeln ändern sich diese Verhältnisse. Es ist bemerkenswerth, daß sie, welche erdfrei geworden zu sein scheinen, mehr als die Säugethiere an der Scholle kleben, fester an gewisse Gegenden, an gewisse Waldesformen gebunden sind.

Wir nannten die Vögel „die Lieblingskinder des Waldes.“ Dies gilt auch für unsere Gegenden. Der deutsche Wald zählt sie ebenfalls nach Hunderten — heutigen Tages noch, wenngleich die Klage über die mehr und mehr überhand nehmende Verödung der Wälder durch Verminderung der Vögel kein leerer Schall, sondern traurige Wahrheit ist. Aber der deutsche Wald hat wenigstens noch keins seiner gefiederten Kinder ganz verloren. Manche, viele sogar sind in demselben Verhältnisse seltner in ihm geworden, wie seine altehrwürdigen Bäume es wurden; gänzlich verschwunden, ausgewandert, vertrieben sind sie jedoch noch nicht.

Jeder Waldspaziergang beweist, daß unser Gebiet unverhältnißmäßig mehr Vögel als Säugethiere beherbergt. Dieses „Mehr“ gilt selbstverständlich zunächst für die Arten; es kann aber ebenso auf die Stückzahl einer und derselben Art bezogen werden. Auch ohne die in das Auge fallende Lebendigkeit und Regsamkeit der Vögel, auch ohne ihre heitere Lebensfreudigkeit, welche nicht blos durch die Lust an der Bewegung, sondern in demselben Grade durch Sang und Klang sich kundzugeben pflegt, würde der nur einigermaßen achtsame Besucher des Waldes dieses überwiegende Hervortreten der gefiederten Waldbevölkerung wahrnehmen müssen.

Leider zeigt sich auch bei den Vögeln die rücksichtslose Herrschsucht des Menschen, welche den Thieren gegenüber beinah so viel als Vernichtung bedeutet, in unverkennbarer Weise. Ihre Wirkung macht sich am schärfsten

bei denjenigen bemerklich, welche in ihrer Weise ungefähr ebenso handeln, wie der Mensch: bei den Raubvögeln nämlich. Es ist bezeichnend für die Liebe des Menschen zur ganzen Klasse, daß wir mit dem Ausdruck „Raubvögel“ nur diejenigen verstehen, welche die Jagd anderer Wirbelthiere betreiben, während wir in den von Kerbthieren sich nährenden Schwalben oder Sängern nimmermehr Geschöpfe sehen, welche sich in gleicher Weise wie die kerbthierfressenden Spitzmäuse, Maulwürfe, Fledermäuse 2c., die wir den Raubthieren zuzählen, ihr Brod erwerben. Die Raubvögel im engeren Sinne also sind es, welche wir jetzt zunächst in's Auge fassen; für sie gilt das so eben Gesagte. Sie werden, wie die Säugethiere, rücksichtslos verfolgt und von Jahr zu Jahr weiter zurückgedrängt. Noch dürfen wir Adler und Edelfalken Bewohner unseres Waldes nennen; aber sie sind doch schon recht selten in dieser Herberge geworden. Nur in sehr ausgedehnten, und vorzugsweise in Gebirgswaldungen haust — aber überall sehr einzeln — der stolze Steinadler, blos in großen Forsten in der Nähe der Seeküste der Seeadler. Etwas häufiger, namentlich in den östlichen Theilen Deutschlands findet sich der Schreiadler: alle übrigen Edeladler, welche in Deutschland beobachtet wurden, sind als Gäste anzusehen; ihre Wiege, das Nest, stand oder steht in östlicheren und südlicheren Gegenden. Kaum mehr als Gast ist der vollkommen harmlose Schlangenadler, obgleich er zuweilen bei uns horstet, wirklich heimisch dagegen und überall vorkommend der Fischadler, der karpfenzüchtenden Teichbesitzer bitter gehaßter und eifrigst verfolgter Feind. Von den Edelfalken, wirklich der edelsten Sippschaft unter den Raubvögeln, kommen bei uns blos drei Arten ständig vor: der Wander-, Baum- und Zwergfalk. Die letzteren finden sich an geeigneten Orten ziemlich regelmäßig, der erstere haust gegenwärtig aber häufiger und sicherer auf den Thürmen größerer Städte als im grünen Walde, und theilt das Schicksal der Edeladler: er wird in Folge der Nachstellungen, denen er ausgesetzt ist, immer seltner. Wir verkennen die Gerechtigkeit der Verfolgung dieser wirklich schädlichen Räuber keinen Augenblick, sehen sie jedoch mit demselben Bedauern aus unserem Walde verschwinden, mit welchem man jedes adelige Geschlecht untergehen sieht. Ganz andere Gefühle werden in uns wach, wenn wir der Buschklepper des Waldes, des Habichts und Sperbers gedenken. Ihnen gegenüber kann es keine zu rücksichtslose Verfolgung geben. Sie

sind leider noch immer viel zu häufig in unseren Forsten: sie beeinträchtigen deren Bestehen. Die noch übrigen Raubritter des Waldes sind Königsweih und Milan, Wespen- und Mäusebussard und endlich der Thurmfalk. Sie sind, mit Ausnahme des Wespenbussards, nirgends gerade selten und werden hoffentlich noch häufiger werden. Zwar rechtet der Forstmann noch immer mit den ersteren, weil sie junges, niederes Wild mit größerem oder geringerem Erfolge befehden; doch hat schon jetzt eine ihnen günstigere Meinung Platz gegriffen, und sie werden wie die nur nutzenbringenden Bussarde und Thurmfalken geschont.

Die Nachtraubvögel sind bei uns verhältnißmäßig reich an Arten. Dem Walde gehören streng genommen ihrer vier an: der Uhu, die Ohreule, der Wald- und der Rauchfußkauz, falls man die hier und da vorkommende aber überall höchst seltene Zwergohreule ihnen nicht noch zuzählen will. Die übrigen deutschen Eulen sind regelmäßige oder unregelmäßige Waldgäste zu nennen, je nachdem man den Begriff „deutsche Vögel“ auf die wirklich in Deutschland brütenden oder Deutschland nur besuchenden Vögel ausdehnen will.

Uebrigens kommen die Eulen leider nirgends so häufig vor, als dem Walde gut wäre. Namentlich der Uhu, in der That das am wenigsten nützliche Mitglied der Familie, ist selten geworden: in unseren Zeiten würde die Sage vom wilden Jäger und seiner tollen Jagd, deren Urheber der Uhu ist, nicht entstanden sein.

An diese Nachtgesellen reihen wir noch einen Vogel an, die Eule unter den Schwalben, den einzigen nächtlichen Jäger, welchen der Wald neben den Eulen beherbergt: — unseren Ziegenmelker. Er lebt, wenn auch immer einzeln, in allen Gegenden Deutschlands zur Freude Derer, welche ihn und seinen gemüthlichen Nachtgesang kennen.

Wie er, ist auch der Kukuk bei uns der einzige Vertreter einer artenreichen Familie; wie er, ist dieser in allen deutschen Gauen heimisch, in jedem Walde seßhaft. Nur macht der Kukuk mehr als jener von sich reden, weil er ewig selbst von sich redet, und ist gerade deshalb allmänniglich wohlbekannt, während man von jenem kaum den Namen nennen hört.

Ihnen reiht das System zwei andere einzelnstehende Vögel an, den Pirol und die Blauracke. Der eine wie die andere ist durch die Pracht

des Gefieders so ausgezeichnet, daß er da, wo er vorkommt, nicht übersehen werden kann. Beide Vögel herbergen nur in Laubwäldern.

Zahlreich an Arten und durchgehends häufig tritt in unserem Walde die Familie der Raben auf. Ihre Mitglieder bilden, obgleich sie allerorten sich einzurichten wissen, einen wesentlichen Bestandtheil der Waldbevölkerung, höchstens mit Ausnahme der Dohle, welche es bequemer findet, sich in unmittelbarer Nähe des Menschen anzusiedeln. Ein Glied der Sippschaft, der Kolkrabe, ist selten geworden; seine Neigungen und Bestrebungen haben zu viel mit den Handlungen der Raubvögel gemein, als daß der Mensch seinem Treiben ruhig zusehen und den frechen Gesellen unbehelligt lassen könnte. Außer diesem Häuptling der Familie hausen bei uns noch die Raben-, Nebel- und Saatkrähe, die Dohle, Elster und der Heher. Der letztgenannte ist der treueste Waldbewohner von allen.

Hier müssen wir noch einen dem Raben nahestehenden Vogel einschalten, unsern Haus- und Kinderfreund Staar, dem wir künstliche Gemächer zur Aufnahme seines Nestes errichten und dadurch aus dem Laubwalde, seiner natürlichen Wohnstätte, an uns locken, den wir selbst in denjenigen Gegenden eingebürgert haben, wo er, weil der Laubwald fehlt, ursprünglich nicht vorkam, der jetzt häufiger in Gärten als im Walde gesehen wird.

Die Klettervögel beleben in acht verschiedenen Arten unseren Wald. Dem größten und ausgezeichnetsten unter ihnen, dem Schwarzspecht, als Held der Sage von Alters her berühmt, will es freilich bei uns nicht mehr so recht gefallen, seitdem die uralten Bäume der Nadelwälder der Axt geopfert wurden; doch findet er noch in allen Gebirgsgegenden ihm zusagende Wohnorte. Seine Verwandten, der Grün- und Grauspecht, sowie drei Arten von Buntspechten, nach ihrer verschiedenen Größe benamset, sind bescheidener in ihren Ansprüchen, trotzdem aber hinsichtlich ihres Aufenthaltes beschränkt. Nur dem Grünspecht und großem Buntspecht sagt jeder Wald zu; die übrigen ziehen den Laubwald entschieden vor. Dasselbe darf man auch von der schmucken Spechtmeise oder dem Kleiber, einem Kletterkünstler ersten Ranges, und von dem Baumläufer behaupten, obgleich diese anmuthigen Geschöpfe in beiden Hauptformen des Waldes zu Hause sind. — Strenggenommen müßten wir hier noch zwei Klettervögel, den dreizehigen und weißrückigen Specht, mit aufzählen; beide kommen jedoch nur im Osten

unseres Vaterlandes vor und sind somit eher als deutsche Waldgäste oder wenigstens als Grenzbewohner zu betrachten.

Ein echt deutscher, wenngleich in vielen Gegenden seltner Vogel ist dagegen der altberühmte Wiedehopf, ein im System vielfach hin und her geworfenes Thier, welches in keine Ordnung recht passen will, als Specht der Erde aber hier seine Stelle finden soll. Er meidet die Gebirgsgegenden und zieht Laubwaldungen den übrigen vor.

Unser Wald ist reich an Klängen und Liedern, weil er einer zahlreichen Sängerschaar Herberge gewährt. Die Singvögel bilden den Kern der Waldbevölkerung. Sie treten namentlich im Laubwalde in artenreicher Menge auf, fehlen aber auch glücklicher Weise dem Nadelwalde nicht. Ihnen danken unsere Wälder einen großen Theil ihrer Reize; sie sind es, welche uns mit deren Armuth auszusöhnen wissen, weil sie uns hundertfach beweisen, daß diese Armuth eine edle ist. Die Waldesparadiese der Tropen mit all' ihrer Fülle vermögen nicht den Ton- und Liederreichthum unseres heimathlichen Waldes vergessen zu lassen: sie beherbergen wohl Schreier und wundersame Lautgeber, nicht aber so vollendete Ton- und Gesangeskünstler wie unser Wald. Dem Kundigen wird jeder einzelne Sänger lieb und werth, um so lieber und theurer, je mehr er mit fremdländischen Sängern sich vertraut macht.

Es verlangt schon ein ziemlich tiefes Studium, wenn man die Sängerschaar des deutschen Waldes wirklich kennen lernen will. Sie besteht aus sehr verschiedenen Gliedern, von denen aber jedes einzelne seine Berechtigung hat und deshalb für sich beachtet sein will. Hier mögen die hauptsächlichsten Erwähnung finden.

Von den Würgern, den Mittelgliedern zwischen Raubvögeln und Sängern, gehören drei Arten dem Walde, zwei so gut wie ausschließlich dem Laubwalde an. Es sind dies der schwarzstirnige und der rothköpfige Würger, während der Raubwürger weniger streng an eine Form des Waldes gebunden ist. Echte Laubwaldsvögel sind die Fliegenfänger, jene in vieler Hinsicht den Würgern so ähnlichen Kerbthierjäger, welche in südlichen Gegenden in großer Zahl und Manchfaltigkeit gefunden werden. Bei uns wohnen ihrer vier: der gestreifte, ringhälsige, schwarzköpfige und „kleine." Sie fehlen nirgends ganz, scheinen aber im Osten Deutschlands häufiger als im Westen zu sein. Wir können ihnen die

Sänger im engeren Sinne anreihen und nennen somit zuerst deren König und Königin, den Sprosser und die Nachtigall, des Laubwaldes edelste Singvögel, die einzigen, welche besondere Gesetze vor der Vernichtungswuth des Menschen schützen oder schützen sollen. Neben ihnen bevorzugen den Laubwald vier Grasmücken: die graue, klappernde, Sperber- und Gartengrasmücke, der Gartenrothschwanz, das Blaukehlchen, die Bastardnachtigall und die Laubsänger, während die Mönchsgrasmücke und der Zaunkönig hinsichtlich ihres Heimathsgebietes keinen Unterschied kennen und Rothkelchen und Flühvogel sich, wie es scheint, lieber im Nadelwalde ansiedeln. Diesen eigenthümlich ist die einzige Lerche, welche bei uns im Walde lebt, die Haidelerche. Baumpieper und Bachstelze vertheilen sich gleichmäßig über alle Arten von Wald; die gelbe Stelze aber meidet die Ebene und fehlt nur Gebirgswaldungen nicht. In diesen ausschließlich haust einer der anmuthigsten Vögel unseres Vaterlandes: der Wasserschwätzer, in Gestalt und Wesen des Zaunkönigs treues nur größeres Ebenbild. Weil er auch Wasser-„Drossel“ heißt, mag er uns zu diesen hochbegabten Waldesdichtern führen. Von ihnen haben wir fünf Arten als ständige Bewohner unseres Gebietes anzusehen: die Amsel, Misteldrossel, Zippe, Wachholder- und Rothdrossel, zu denen aber weit mehr Arten als regelmäßige oder unregelmäßige Gäste zu zählen sind. Die Drosseln bevölkern alle Arten von Wald; sie werden überall gern gesehen und noch lieber gehört, oder mit Schmerz vermißt: sie wecken so recht eigentlich das Leben im Walde und wissen Mensch und Thier zu begeistern. Der Zippe oder Singdrossel gebührt die Krone:

„Es ziehn ihre Lieder, ein lieblicher Traum,
Von Bergen zu Bergen,
Von Baum zu Baum.“

Nicht minder zahlreich als die Genannten sind die finken- und meisenartigen Singvögel. Des Edelfinken frischfröhlicher Schlag, melodischer und reicher im Gebirg als in der Ebene, klingt in jedem Walde wieder, Grünling und Hänfling sind in allen deutschen Gauen wohlbekannte Erscheinungen. Auch den Stieglitz und den Girlitz, welcher immer festeren Fuß bei uns faßt, dürfen wir zu den Waldfinken zählen, mögen ihnen auch Gärten und Anlagen oft erwünschte Wohnsitze gewähren. Feldsperling, Gimpel und Kernbeißer wollen ebenfalls erwähnt sein,

und dem Zigeuner unter den Vögeln, unserem durch Sage und Lied berühmten Kreuzschnabel gebührt hier seine Stelle. Im Winter kommen zu ihnen regelmäßige und seltnere Gäste: der Zeisig, welcher hier und da auch fest sich ansiedelt, der Leinfink, ein Bürger der nordischen Waldungen, der Bergfink, Hakengimpel, Karmin- und Rosengimpel und andere. Mit Ausnahme des Kreuzschnabels, welcher sich nur im Nadelwalde heimisch fühlen kann, und des Kernbeißers, welcher den Laubwald bevorzugt, sind die Finken ziemlich gleichmäßig vertheilt.

Die artenreiche Sippschaft der Ammer, welche an die Finken sich anreiht, ist bei uns nur durch zwei ständige Mitglieder, den Goldammer und Grauammer vertreten; Verwandte der beiden kommen wohl häufig zu Besuch, sind jedoch nicht als wahre Bürger des gesammten Gebietes anzusehen.

Recht eigentliche Waldbürger sind die Meisen, ein munteres, bewegliches Völkchen, welches ruh- und rastlos seine Wohnstätte durchstreift und Sommer und Winter bei uns aushält. Die im Walde lebenden sechs Arten vertheilen sich gleichartig auf beide Hauptformen des Waldes. Sumpf- und Schwanzmeise bevorzugen das Laubholz, Tannen- und Haubenmeise den Nadelwald; Fink- und Blaumeise lieben den einen wie den andern. In treuester Gesellschaft mit ihnen streichen die Zwergvögel Europa's, die Goldhähnchen, im Walde auf und nieder. Ihr Gefieder, welches die Farben eines blühenden Kiefernzweiges wiedergiebt, läßt ihren eigentlichen Wohnsitz errathen; selten nur und niemals längere Zeit verweilen diese netten Vögelchen im Laubwalde.

Die Mehrzahl der wenigen Tauben, welche in Europa leben, wird auch im deutschen Walde gefunden. Wir haben nur ihrer drei zu nennen: die Ringel-, Hohl- und Turteltaube. Sie kommen in jedem größeren Walde vor, sind nirgends besonders häufig, fehlen aber auch in keiner Gegend gänzlich. Nur von der Ringeltaube darf man sagen, daß sie im Nadelwalde häufiger ist als im Laubwalde; die beiden anderen zeigen keine besondere Vorliebe für diese oder jene Waldform.

Strenger sind unsere Waldhühner an ein bestimmtes Gebiet gebunden. Das stolze Auerhuhn, unter unserem Federwild das edelste, zieht den Nadelwald des Gebirgslandes allen übrigen entschieden vor; das Birkhuhn geht zwar in die Ebene herab und nimmt auch im gemischten oder im reinen

Laubwalde seinen Stand, hängt aber doch mehr am Nadelwalde; nur das Haselhuhn, welches leider schon aus vielen Gegenden verschwunden ist, vertheilt sich gleichmäßig über die Nadel- und Laubhölzer der Gebirge; denn nur die Höhe sagt ihm zu. Dagegen gedeiht der erst durch Vermittlung des Menschen in Europa eingebürgerte Fasan ausschließlich in Laubwaldungen der Ebene, zumal in Auhölzern, welche reich an Wasser sind, nicht aber zeitweilig überschwemmt werden.

Die noch übrigen Ordnungen der Vögel gehen uns wenig an. Aus ihnen ist als wirklich heimathsberechtigter Bürger unseres Gebietes eigentlich nur die Waldschnepfe anzusehen. Ein anderer Sumpfvogel, welcher wie sie im Walde vorkommt und nistet, der Waldwasserläufer, darf noch mit aufgeführt werden; er ist aber viel mehr Sumpf- als Wasserbewohner. Alle übrigen Stelz- und Schwimmvögel, welche im Walde bemerkt werden, betrachten ihn höchstens als geeigneten Ort zu ihrer Nachtruhe oder einen seiner Bäume als zur Aufnahme des Nestes geschickt: sie kehren jedoch sämmtlich so bald als möglich wieder zu Sumpf und Wasser, ihrer eigentlichen Wohnstätte zurück. Mit der Waldschnepfe ist die Liste der waldbewohnenden Vögel geschlossen.

Bei Aufzählung der beiden übrigen Klassen der Wirbelthiere können wir uns kürzer fassen.

Das unheimliche Volk der Lurche, welches in die vier Ordnungen der Frösche, Schlangen, Eidechsen und Schildkröten zerfällt, ist in unserem nördlichen gemäßigten Klima überhaupt nur schwach vertreten, am meisten aber gerade noch im Walde, wo der Laubfrosch sogar auf den Zweigen der Bäume seinen rauhen Gurgellaut in den Chor der Vögel mischt, während unten im Waldsumpfe die beiden eigentlichen Froscharten, der grüne oder eßbare und der graue oder Grasfrosch ihre wunderbare Lebensmetamorphose durchmachen und nur zeitweilig sich in dem kühlen Pflanzengewirr ergehen und mit kühnen Sprüngen die Lustwandelnden erschrecken. Die Unke läßt ihren melancholischen Klagelaut eben so aus dem Weiher des Waldes ertönen, wie aus dem kleinen Teiche des Dorfes, und die häßlichen Kröten lieben ganz besonders die feuchten Orte des Auenwaldes. Der wassergeborene Salamander liebt mehr als irgend einen andern Ort den felsigen Gebirgswald und seine schwer von einander zu unterscheidenden Verwandten, die Wassermolche, fehlen nicht leicht in

den kleinen Wasserbehältern und Gräben und Bächlein, an denen der Wald so reich ist.

Die im unverdienten Rufe der Klugheit stehenden Schlangen — da es doch z. B. kein dümmeres Thier als die Viper giebt — sind bei uns nur durch vier Arten vertreten, von denen nur die gelbliche Natter dem Walde nicht angehört, sich vielmehr für ganz Deutschland auf die Ruinen und altes Gemäuer des nach ihr benannten Badeortes Schlangenbad beschränkt. Die drei anderen, die harmlose Ringelnatter, die unschädliche aber fast jähzornig zu nennende glatte Natter und die giftige Viper treiben ihr verstecktes Wesen vornehmlich an buschigen Steinhalden der Waldberge, wo sie wärmebedürftig die sonnigsten Lagen bewohnen.

An gleichen Orten wie die Schlangen leben die wenigen Eidechsen-Arten unserer Fauna, namentlich die Blindschleiche, welche zwar äußerlich die Schlangennatur zur Schau trägt, innen aber in den Andeutungen einiger Knochen der fehlenden Gliedmaßen sich als verlarvte Eidechse kund giebt. Auch die eigentlichen Eidechsen, deren wir in Deutschland vielleicht blos eine Art haben, zu der mehrere davon unterschiedene wohl als Abarten zu ziehen sind, tummeln sich am liebsten in der ihnen so gefährlichen Gesellschaft der Schlangen herum. Leider theilen sie mit allen übrigen Lurchen unseren Abscheu, während das muntere Wesen und die Harmlosigkeit den schönen Thieren ein volles Recht auf unsere Zuneigung einräumt.

Die vollendetste Gattung der deutschen Lurche, die Sumpfschildkröte, hält sich meist fern vom Walde, denn ihr Wohnort sind die offen und frei gelegenen Sümpfe und Landseen.

Nur wenn wir uns daran erinnern, daß der Bach der Sohn des Waldes ist, können wir Fische zu den Waldthieren rechnen und dann können wir nicht vergessen, was wir schon andeuteten, daß die köstliche Forelle am liebsten in dem frischen Krystall des Gebirgsbaches lebt. Auch einige andere Fische ziehen das Wasser der in den Schluchten des Waldgebirges rauschenden Gebirgsbäche den Gewässern der Ebene entschieden vor, namentlich die großköpfige Kaulquappe und die Schmerle.

Wenn wir schon bei den Wirbelthieren eine stattliche Namenreihe von Waldthieren erhalten haben, so würde es eine unübersehbare Legion geben, wenn wir alle diejenigen wirbellosen Thiere aufzählen wollten, welche, zum Theil in noch buchstäblicherem Sinne als jene, Waldthiere genannt werden

müssen. Die Gebundenheit an eine gewisse Wohnungs- und Nahrungsbedingung ist bei keinem einzigen Wirbelthiere so groß, wie es bei Tausenden unserer deutschen Kerbthiere der Fall ist. Wir dürfen uns nur an die Namen vieler Schmetterlinge erinnern, welche die Bezeichnung nach der Wohnungs- und Nahrungspflanze ihrer Raupen ausdrücken, was bei vielen so buchstäblich zu nehmen ist, daß z. B. die Raupe des Kiefernspinners nicht einmal die Nadeln einer anderen unserer gemeinen Waldkiefer nahe verwandten Kiefernart annimmt.

Es ist bekannt und bildet ein wichtiges an Drangsalen reiches Kapitel der Waldwirthschaft, daß dieses Gebundensein einiger Kerbthiere, namentlich Käfer und Falter, einen unglaublich großen Einfluß derselben auf das Gedeihen des Waldes bedingt. Wir werden daher am Schlusse dieses Buches ausführlich von ihnen zu reden haben und enthalten uns hier um so mehr einer namentlichen Aufzählung, als wir dabei weniger als es bei den Wirbelthieren der Fall war, bekannte Namen anzuführen hätten, sondern genöthigt sein werden, unsere Leser mit ihnen vielleicht selbst dem Namen nach unbekannten Thieren bekannt zu machen. Es wird dies aber auch unerläßlich nothwendig sein, denn nicht minder wie gegen Sturm und Schneedruck, gegen Sonnenbrand und Versumpfung hat der sorgliche Forstmann seine Bestände vor den Angriffen kleiner Thiere zu hüten.

Verschollene und zurückgedrängte Thiere

des

deutschen Waldes.

Dritter Abschnitt.

Die Verschollenen.

„Darnach schlug er wieder
einen Wisent und einen Elk,
Starker Ure viere
und einen grimmen Schelk.“
(Nibelungen.)

Die Forstleute, denen man jetzt draußen begegnet, sprechen ohne Worte von dem Verfall des Thierlebens im Walde. Noch vor funfzig Jahren konnte der grüne Mann des Waldes ohne seine treu erprobte Kugelbüchse auf der Schulter nicht gedacht werden: jetzt trägt er höchstens den Maßstock in seiner Hand, er bedarf der Büchse nicht mehr, außer etwa der Lederbüchse, welche mit der Revierkarte geladen ist. Man muß alte erfahrene Leute fragen, wie es in ihrer Jugendzeit aussah im Walde, wenn man eine richtige Werthschätzung des Waldlebens überhaupt erlangen will. Alle, ohne Ausnahme klagen über das mehr und mehr fühlbar werdende Verschwinden ihrer lieben Waldfreunde, und ihre Klagen sind nur zu begründet.

Es war von jeher nicht anders. Unsere alten Waidmänner haben dieselbe Klage von ihren Vorgängern gehört, und unsere Nachkommen hören uns klagen. Der Verfall des Thierlebens ist so alt, wie das Menschengeschlecht; noch älter sogar, wenn man streng sein will.

Wir wollen und sollen hier nicht auf jene Zeiten zurückblicken, von welchen uns nur die Vorwesenkunde ein unklares Bild auszumalen vermag. Die Zeiten, in welchen die Höhlenhyäne und der Höhlenbär, der vorweltliche Damhirsch, das Meyersche Moschusthier und verschiedene Dickhäuter bei uns, vielleicht, ja wahrscheinlich in unseren Wäldern lebten, sollen uns nicht kümmern; was vor dem Menschen und

seinen Kämpfen um die Oberherrschaft im Reiche der Thiere liegt, mag übergangen werden: — diejenigen Thiere aber, mit denen er, und zwar der in unseren Gauen lebende Mensch kämpfte und rang, stehen uns noch zu nah, als daß wir sie gänzlich mit Stillschweigen übergehen könnten.

Mit klaren, bestimmten Worten führt uns das alte deutsche Heldengedicht der Nibellungen vier Thiere des deutschen Waldes vor, von welchen wir jetzt mit Sicherheit nur noch ihrer zwei unter den Lebenden wissen, so recht zum Beweise der Wahrheit jener Stelle. Auch sie sind bereits zurückgedrängt bis an die Grenzen unseres Vaterlandes und über sie hinaus; auch sie gehen dem Schicksale der übrigen entgegen.

Man hat vielfach hin und her gestritten über den Werth jener Namen. Die Einen haben nur die zwei gelten lassen wollen, deren Träger gegenwärtig noch leben; die Andern würdigen sie insgesammt. Es ist so gut als erwiesen, daß wir uns ihnen, den letzteren, anschließen können. Noch in geschichtlicher Zeit hat der „starke Ure“ gelebt, in unseren Wäldern gehaust; nur über die Zeit, welche den „grimmen Schelk“ aus der Reihe der lebenden Wesen strich, fehlt uns die Kunde. Aber auch er hat noch in unserer Erdenzeit gelebt; mit ihm noch hat der Mensch gestritten. Wir wissen allerdings nichts Sicheres weder von jenen Kämpfen, noch von dem Wesen und Sein dieses Wunderthieres; aber wir sind wenigstens im Stande, uns eine Vorstellung von ihm zu bilden: denn wir kennen jeden Knochen seines Gerippes, kennen sogar seine Haut und sein Haar.

Einer der größten Sachkundigen, Goldfuß, deutete zuerst den uns unverständlichen Namen des einen Thieres, welches Siegfried schlug. Er glaubte in dem grimmen Schelk oder Schelch der Nibellungen den Riesenhirsch (Megacerus eurycerus) erkennen zu dürfen. Andere Forscher stimmten ihm bei, und einer von ihnen, Hibbert, versucht sogar, und nicht ohne Glück, den Nachweis zu führen, daß dieses wundersame Geschöpf zu Ende des zwölften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in Irland noch gelebt habe.

Ein einziger Blick auf das Geweih dieses riesigsten aller Hirsche genügt zum Verständniß des „grimmen“ Schelches. Ein so bewehrtes Thier mußte des ritterlichsten, muthigsten Kämpen würdig sein. Der Wapiti Nordamerika's mit seinem ehrfurchteinflößenden Geweih erscheint als Schwächling, das Elenthier klein neben dem Riesenhirsche. Sein wohlgebildeter

Kopf trägt Stangen von schier unglaublicher Stärke und Länge. Man hat Schädel gefunden mit Geweihen, deren Enden vierzehn Fuß weit von einander

Fig. 1.

Der Riesenhirsch, Megacerus eurycerus (Cervus e.) Aldrovandi.

abstanden. Um solche Größe zu ermessen, muß man bedenken, daß ein Wapitigeweih von dreißig Pfund Gewicht auf gleiche Weise gemessen nur vier Fuß weit ist. Die anfänglich runden Stangen des Riesenhirschgeweihes steigen in schiefer Richtung nach außen, oben und vorn auf, krümmen sich und verbreitern sich dann in eine Schaufel, welche verschieden viele Sprossen trägt, selten aber weniger als ihrer acht, gewöhnlich neun bis zehn. Außer ihnen zweigt die Stange nur noch eine Sprosse, die sogenannte Augensprosse

hart über der Rose ab; dieses Ende richtet sich nach vorn und oben, gabelt sich auch zuweilen nahe seiner Spitze. Mit solchem gewaltigen Hauptschmucke steht die Körpergröße des Thieres im Einklange. Man hat sie, weil man vollständige Gerippe gefunden hat, genau bestimmen können. Die Länge beträgt über zwölf, die Schulterhöhe über sieben Fuß, über die Hälfte mehr als bei unserem Edelhirsche.

Am häufigsten findet man die Ueberbleibsel des „grimmen Schelks“ in Irland. In Deutschland, England, Frankreich, Italien und in Rußland kommen sie weit spärlicher vor; doch will Dies für die frühere Verbreitung und bezügliche Häufigkeit des Thieres nicht viel bedeuten. Ausgedehnte Torfmoore sind die gewöhnlichen Fundorte der Knochenreste des Riesenhirsches. In der Regel liegen die Schädel mit ihren Geweihen unter einem bunten Knochenhaufen in einer Mergelschicht, dicht unter dem Torfe. Vollständige Gerippe sind selten.

Ueber die Lebensweise des Riesenhirsches kann man selbstverständlich blos Vermuthungen hegen. Die weitgespreizten Geweihe haben ihm den Aufenthalt im dichteren Walde wohl verleidet und ihn eher auf spärlich bewachsene Haiden und Moore gewiesen. So hat er also denselben Aufenthalt gehabt, wie der Elch und das Ren. Seine gewaltige Bewaffnung mag ihn Mensch und Thieren furchtbar gemacht und ersteren zum Kampfe mit ihm herausgefordert haben. Diesem Kampfe ist er erlegen.

Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß der Riesenhirsch mit dem Menschen zugleich in Europa oder in Deutschland gelebt hat. Unweit Emmerich hat man auf einem Leichenfelde Urnen mit Menschenknochen, Ueberreste des Riesenhirsches, steinerne Beile und dergleichen Werkzeuge aufgefunden. In Großbritannien hat man sogar eine durch das Torfwasser wohl erhaltene menschliche Leiche entdeckt, welche in ein aus dem Haar des Riesenhirsches gefertigtes Zeug (oder wahrscheinlich in ein Fell des Thieres) eingehüllt war. Endlich ist man in Besitz einer Rippe des Riesenhirsches gelangt, welche unverkennbar durch ein scharfes Werkzeug verletzt worden sein mußte, durch eine Pfeilspitze etwa, welche tief in den Knochen eingedrungen und lange in ihm stecken geblieben sein mochte, sich aber wieder ausgeheilt hatte. So scheint also das thätige Eingreifen des Menschen in das Leben des Thieres erwiesen zu sein; so scheint es, daß es erst durch jenen seinen Untergang fand. Kurz, wir dürfen glauben, daß der „Machli“ der Alten, welcher

diesen übrigens nur von Hörensagen bekannt war, und der „grimme Schelch“ ein und dasselbe Thier, eben unser Riesenhirsch sind oder waren.

Bestimmter, als die dunkle Sage es vermag, unterrichtet uns die Geschichte über eine zweite, in Deutschland wenigstens ausgestorbene Wildart der vormaligen Waldungen unseres Vaterlandes, deren Jagd der edle Recke jener Heldensage oblag. Diese Wildart, der Auer, lebte noch im sechszehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in den polnisch-lithauischen Wäldern und es ist möglich, daß die weißen, wilden Rinder des schottischen Parks auch nichts Anderes als verkümmerte Nachkommen von ihm sind. Alterthumsforscher und Naturkundige haben sich an dem Streite über Sein oder Nichtsein des Auers betheiligt. Gelöst, beendet ist der Streit heute noch nicht. Einige wollen unter keiner Bedingung daran glauben, daß der Auer ein vom Wisent verschiedenes Thier gewesen sei; Andere sehen in dem schottischen Wildochsen eine dritte Rinderart, welche früher über Europa verbreitet war.

Es ist für uns wenigstens wahrscheinlich, daß der Auerochs der alten Schriftsteller dasselbe Thier war, dessen versteinerte Schädel man hier und da aufgefunden hat. Das Rind, von welchem diese Schädel herrühren, wird „Urstier“ (Bos primigenius) genannt. Es muß unserem Hausrinde sehr ähnlich gewesen sein; genau beobachtende Anatomen nehmen keinen Anstand, es geradezu als Stammthier des letzteren anzusehen. Reste des Urstiers werden in allen nördlich von den Alpen gelegenen Ländern gefunden, zumal in Torfmooren. Manche Schädel sind ausgezeichnet gut erhalten.

Die Geschichte erlaubt uns, dieses Thier bis in späte Jahrhunderte zu verfolgen. Einige Schriftsteller der alten Griechen und Römer, Herodot, Aristoteles, Cäsar, Pausanias, Oppian sprechen nur von einer Art wilder Stiere; sie haben wahrscheinlich auch nur die eine gekannt. „Doch daraus“, sagt Blasius, „folgt noch nicht, daß auch nur eine einzige vorhanden gewesen ist. Wollte man auch annehmen, sie hätten Alles angeführt, was in den ihnen bekannten Ländern vorgekommen sei, so ist es doch sehr leicht möglich, daß in den Ländern, die ihnen unbekannt waren, gleichzeitig zwei wilde Ochsenarten vorkommen konnten. Es läßt sich nichts Bestimmtes daraus herleiten, wenn altgriechische Schriftsteller einen Ochsen aus Barbarenländern, welche jenseits ihres Gesichtskreises lagen, nicht erwähnen. Sie haben viele nordische Thierarten nicht erwähnt, welche noch vorkommen und sicherlich auch damals vorgekommen sind, ohne daß ein

geschichtlicher Beweis darauf zu begründen wäre. Anderseits ist Thatsache, daß Seneca, Plinius, Albertus Magnus, Thomas Cantaprensis, Johann von Marignola, Bartholomäus Anglicus, Paul Zideck, von Herberstain und Andere, daß altdeutsche und spätere Gesetze und Jagdberichte deutlicher oder undeutlicher zwei wilde Ochsen unterscheiden, oder doch zwei verschiedene Namen zu derselben Zeit und an demselben Orte für wilde Ochsen anwenden. Es ist sichtlich, daß erst mit einer genaueren Kunde der Völker und Länder nördlich von den Alpen Angaben über zwei verschiedene Wildochsen auftauchen. Will man an den Zeugnissen nicht rütteln, so müßte es wahrscheinlich scheinen, daß die zweite Ochsenart nur nördlich von den Alpen vorgekommen sei".

Der Zeugnisse und Belege für das gleichzeitige Vorkommen des Auer und Wisent sind so viele, daß ihnen gegenüber eigentlich jeder Zweifel verstummen muß. Plinius kennt den Bonassus oder Bison, welcher sogar lebend nach Rom gebracht wurde, um in den Thierkampfspielen zu glänzen, recht gut und unterscheidet ihn bestimmt von dem Urus oder Auer. Er sagt, daß den Bison, welcher in Deutschland wild lebt, seine Mähne, den Auer dagegen sein sehr großes Gehörn kennzeichne; er erwähnt auch, daß man die Hörner des letzteren wegen ihrer Durchsichtigkeit in Scheiben schneidet, und diese färbt oder bemalt. Seneca und Martial stimmen, was die Verschiedenheit beider Thiere anlangt, mit Plinius überein. Cäsar berichtet, daß es in Deutschland einen Ochsen gäbe, Urus genannt, welcher dem zahmen ähnele, aber viel größere Hörner habe als der römische und beinahe so groß wie ein Elephant sei. Seine Jagd gelte unter den Germanen für die rühmlichste. Die Leges Alamanorum aus dem sechsten oder siebenten Jahrhundert erwähnen zweier Wildochsen nebeneinander. Im sechsten Jahrhundert hat man diejenigen, welche dem zahmen Ochsen glichen, noch in den Ardennen gejagt. Herzog Otto von Braunschweig schenkte, wie Lucas David angiebt, bei seiner Abreise aus Preußen, im Jahr 1240, „den Brüdern" Auerochsen, Bisonten ꝛc. Fürst Wratislaw erlegte, wie uns Cramer mittheilt, um das Jahr 1364 in Hinterpommern einen „Wysant", welcher größer geachtet worden, als ein „Uhrochs". Anton von Schneeberger aus Krakau und Baron Bonarus benachrichtigten den alten Geßner über den „Tur" und „Bison", welche beide als in den polnischen Waldungen vorkommend und als ganz verschiedene Thiere

geschildert werden. Mathias von Michow führt im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts unter dem Wild der ungeheuren Wälder Lithauens ausdrücklich Urochsen und wilde Ochsen an, welche die Einwohner dort „Thuri“ und „Jumbrones“ nennen. Paulus Jovius sagt (1552) wörtlich: „In demjenigen Theile des russischen Reiches, welcher an Preußen grenzt, finden sich ungeheure Urochsen und sehr wilde Ochsen, welche daselbst Bisonten heißen“. Wenige Jahre später, 1551 (und in zweiter Ausgabe desselben Buches „De Reb. Moscov. Comment.“ 1571) endlich giebt der österreichische Gesandte am polnischen Hofe, von Herberstain, nicht nur eine wirkliche Leibes- und Lebensbeschreibung beider Thiere, sondern auch Abbildungen von ihnen. Ueber der einen steht: „Ich bin der Urus, welchen die Polen Tur nennen, die Deutschen Aurox, die Nichtkenner Bison“, über der andern: „Ich bin der Bison, welchen die Polen Subr nennen, die Deutschen Bison, die Nichtkenner Urochs“. Die Beschreibung des Wisent oder Bison, welche wir an dem lebenden Thiere prüfen können, ist so vortrefflich, daß es geradezu lächerlich ist, an der Genauigkeit der Kennzeichnung des Auer zu mäkeln.

„Urochsen“, sagt Herberstain, „giebt es nur in Masovien; sie heißen daselbst Tur, bei den Deutschen eigentlich Urox; denn es sind wilde Ochsen, von den zahmen in Nichts verschieden, als daß sie alle schwarz sind und auf dem Rückrat einen weißlichen Streifen haben. Es giebt nicht viele, und an gewissen Orten werden sie fast wie in einem Thiergarten gehalten und gepflegt. Man paart sie mit den zahmen Kühen; aber die Jungen werden dann nicht von den Urochsen in der Heerde geduldet, und die Kälber von solchen Bastarden kommen todt auf die Welt“.

„Gürtel aus dem Leder des Urochsen werden hoch geschätzt und von den Frauen getragen. Die Königin von Polen schenkte mir zwei von ihnen, und die römische Königin hat einen davon sehr gnädig angenommen“.

Nach solchen Zeugnissen müßte, so sollte man meinen, das gleichzeitige Vorkommen des Auerochsen und Wisent in unseren vormaligen Waldungen gar nicht mehr bezweifelt werden können. Und doch geschieht Solches noch immer. Pusch z. B., welcher es für unmöglich hält, daß unser altdeutscher Wald zwei Wildochsen beherbergen und ernähren konnte, schöpft Verdacht gegen die Richtigkeit der Herberstain’schen Angaben, weil die erste Ausgabe des angeführten Buches unseres Gewährsmannes die beiden Abbildungen

nicht enthält und glaubt seinen Muthmaßungen dadurch Gewicht beilegen zu können, daß er argwöhnt: Herberstain habe seine Bilder erst nach zusammengelesenen Beschreibungen anfertigen lassen!

Fig. 2.

Das milchweiße Rind.

Weniger leicht als solche Zweifel dürften andere zu beseitigen sein, welche sich uns aufdrängen, wenn wir, den anerkanntesten Forschern folgend, das milchweiße Rind der schottischen Parks (Bos scoticus) als verkümmerte, ausgeartete Nachkommen des Auers ansehen wollen. Manches spricht für die Meinung der Forscher, Manches und sehr Gewichtiges dagegen. Wir schweifen nicht über die Grenzen unserer Aufgabe hinaus, wenn wir uns einige Minuten lang mit diesem Wildochsen Schottlands

Digitized by Google

beschäftigen; denn der Streit über Arteinheit oder Artverschiedenheit des schottischen Rindes und des Auers ist noch nicht entschieden, und möglich ist es ja immer, daß ersteres wirklich der entartete Nachkomme des letzteren ist.

Sicher ist, daß in Schottland ein von dem Wisent verschiedener, dem Hausrinde ähnlicher Stier noch im sechszehnten Jahrhunderte häufig, im siebzehnten wenigstens noch zahlreich vorkam. Aber dieser Wildochse war höchst wahrscheinlich von jeher so gefärbt, wie sein heute noch in mehreren Parks lebender Nachkomme. Schon Boëthius erwähnt in seiner Historia Scotorum, welche im Jahre 1526 zu Paris erschien, das wilde, schneeweiße Rindvieh Schottlands, und beweist dadurch, daß die zu mancherlei Schlüssen verlockende Färbung unserer Thiere nicht wohl auf eine Ausartung, bezüglich Abschwächung derselben gedeutet werden kann: denn um dieselbe Zeit lebte ja auch der uns von Herberstain beschriebene dunkle Auer noch, ohne Neigung zum Weißwerden zu zeigen. Es ist also gar nicht so leicht gesagt, daß beide Thiere bestimmt ein und derselben Art angehören, oder angehört haben müssen.

Wer gegenwärtig den **Jardin de plantes** zu Paris besucht, erhält Gelegenheit sich ein selbstständiges Urtheil über das schottische Rind zu bilden: eines der stolzen Thiere erduldet dort die seiner sehr unwürdige, für uns Forscher aber höchst ersprießliche Gefangenschaft. Ich (Brehm) habe es selbst gesehen und kann versichern, daß es den Schilderungen des Grafen Tankerville und des Parkwärters Cole vollständig entspricht. Es besitzt alle Eigenschaften eines echt wilden Thieres.

Das schottische Rind ist bis auf die dunkelrothbraunen Ohren und die ähnlich gefärbte Schwanzspitze, den schwarzbraunen Schnauzenspiegel, die dunkeln Augen und Augenwimpern, so wie die schwarzen Hörner und Hufe rein weiß von Farbe. Seine Gestalt ist eine sehr schöne, kräftige; die Beine sind kurz, stämmig, die Hörner mäßig lang, aber schlank und scharf gespitzt, von ihrer Wurzel an zuerst auf und auswärts, mit den Spitzen aber wieder einwärts gewendet, die Hufe mittelgroß, die Quastenhaare der Schwanzspitze ziemlich lang. Kraft und Bewußtsein derselben spricht sich im ganzen Thiere aus.

Ueber Vorkommen und Lebensweise haben uns der genannte Graf, als Besitzer einer Heerde und deren Wärter Cole, Hindmarsh, Black und Andere unterrichtet. Die Angaben der Ersteren sind die wichtigsten.

Im Jahr 1838 bestand die Heerde, welche im Chillingham-Park lebt, aus ungefähr achtzig Stücken und zwar fünfundzwanzig Bullen, vierzig Kühen und Jungvieh. Wann die Vorfahren dieser Thiere in dem großen urwaldartigen Parke eingehegt wurden, vermag Niemand zu sagen; jedenfalls geschah es bereits vor Jahrhunderten. Je nach der Jahreszeit ist der Aufenthalt der Rinder verschieden. Im Sommer kann man sich wochenlang vergeblich bemühen, ein Stück der stets geschlossenen Heerde zu Gesicht zu bekommen; denn sie zieht sich, sobald ein Mensch sich naht, sofort in einen Waldestheil, gewissermaßen in einen heiligen Hain zurück, und dahin folgt ihnen wohlweislich Niemand. Im Winter dagegen kommen die Thiere zu den Futterplätzen und gewöhnen sich in soweit an den Menschen, zumal an Berittene, daß man ihnen oft sich nahen kann. Wenn sie in den unteren Theil des Parkes herabkommen, was zu bestimmten Stunden zu geschehen pflegt, ziehen sie in einfachen Reihen, wie ein Reitertrupp dahin; die Bullen bilden dabei den Vortrab und schließen die Nachhut. Als eigentliche Weidezeit muß die Nacht gelten; bei Tage schlafen diese Rinder im Dickicht des Waldes oder sonnen sich auf freieren Stellen. Sie sind scheu und flüchten sich beim geringsten Geräusch in das Waldesdunkel; grimmig werden sie, wenn sie sich in die Enge getrieben sehen. Mitunter ergreift sie, wenn sie ganz ruhig grasen, ein allgemeiner Schrecken, und sie flüchten dann schleunigst ihrem Allerheiligsten zu. Gereizte Bullen zeigen sich in hohem Grade rachsüchtig: ein Vogelsteller, welcher sich irgendwie den Zorn der Thiere zugezogen hatte, wurde auf dem Baume, den er erstiegen hatte, um sich zu retten, sechs Stunden lang belagert und stand Todesangst aus; ein Schreiber mußte unter denselben Umständen einen halben Tag und die ganze folgende Nacht auf einem Baume aushalten. Bei ihren Angriffen auf einen Menschen umschließen die Stiere ihren Feind in immer enger sich ziehenden Kreisen, indem sie abwechselnd plötzlich davon rennen, ebenso jählings wieder umkehren und jedes Mal ein Stück näher kommen, bis sie den Gegenstand ihres Unmuthes allseitig umstellt haben. Dann weissagen verdächtige aber leicht deutsame Hörnerbewegungen, Stampfen und Scharren mit den Vorderfüßen, ingrimmiges Augenfunkeln und ungewöhnliches Schwanzheben dem Menschen das Schicksal, welches ihm werden wird, wenn er nicht rechtzeitig noch sich in die schützenden Arme der Krone eines dicken Eichbaums wirft.

Auch unter sich fechten die Stiere manch guten Kampf aus. Sie streiten mit Ausdauer und Ingrimm um die Oberherrschaft und ruhen und rasten nicht eher, als bis eine bestimmte Entscheidung herbeigeführt worden ist. Dem Stärksten bleibt der Sieg und des Sieges Preis: — Gehorsam aller übrigen Mitglieder der Heerde.

Die Kühe bringen gewöhnlich mit dem dritten Jahre ihres Lebens das erste Kalb zur Welt. Sie verbergen es anfänglich acht bis zehn Tage lang im Dickicht, suchen es täglich mehrere Male auf, um es zu säugen, nehmen es aber noch nicht mit sich auf die Weide. Nähert sich Jemand dieser Kinderstube, so legt das Kalb den Kopf fest auf den Boden und drückt sich wie ein Hase im Lager. Neun Monate lang säugt und pflegt, führt und schützt die Kuh ihr Kalb mit großer Sorgfalt, dann wird sie allgemach kälter gegen dasselbe, und nach Jahresfrist bekümmert sie sich gar nicht mehr um das Junge.

Einem Parkwärter gelang es, zwei jung eingefangene Kälber aufzuziehen und zu zähmen. Es war ein Bulle und eine Kuh, und beide wurden durch sanfte Behandlung harmlos und gutmüthig. Der Bulle ertrug die Gefangenschaft achtzehn Jahre; die Kuh erlag ihr bereits im sechsten Jahre ihres Lebens. Man paarte sie erfolgreich mit einem Landbullen; ihre Kälber blieben ihr jedoch immer sehr ähnlich. — Das schottische Rind, welches im Pflanzengarten zu Paris lebt, ist ebenfalls sehr zahm geworden; doch bleiben seine Wärter stets sehr vorsichtig.

Im Zustande der Wildheit sterben sehr wenige dieser Rinder an Krankheiten. Man hat bemerkt, daß sie vom zehnten Lebensjahre ab unfruchtbar werden oder wenigstens im Gewicht zurückgehen und schießt sie deshalb gewöhnlich im neunten Jahre ihres Alters ab.

Im vorigen Jahrhunderte noch wurden die Jagden auf solch seltenes Wild mit ungeheurem Pomp abgehalten; die vielen Unglücksfälle aber, welche vorkamen, haben bewirkt, daß man jetzt eine andere Jagdweise vorzieht. Der Jäger lauert auf einem Baum wohl geborgen dem zum Tode bestimmten Stücke auf und schießt ihm von oben herab die Kugel durchs Herz. Ein alter Bulle verlangt einen guten Schuß; denn seine Lebenszähigkeit ist außerordentlich groß. Graf Tankerville erzählt, daß ein sicherer Büchsenschütze einem alten männlichen Stiere sechs Kugeln in den Kopf jagen mußte, bevor er ihn fällte. Vom Augenblick der ersten Verwundung an bis zu

seinem Tode wich das muthige Thier nicht von der Stelle, und, verächtlich gleichsam, schüttelte es nur mit dem Kopfe, wenn es eine neue Kugel empfangen hatte. Die sechste machte seinem Leben ein Ende; sie war durch ein Auge in das Hirn gedrungen.

Nach Cole ähnelt das mit viel Feist durchwachsene Wildpret des schottischen Stieres im Geschmack dem Fleische unseres Hausrindes.

Wie stark die Anzahl dieser beobachtenswerthen Thiere gegenwärtig ist, vermögen wir nicht anzugeben. Jedenfalls steht zu hoffen, daß die englischen Grundbesitzer mit derselben Sorgfalt, wie ihre Vorfahren über den Heerden ihrer Parks wachen und der Nachwelt dadurch ein Geschöpf erhalten werden, welches in jeder Hinsicht die Theilnahme gebildeter Menschen verdient, — gleichviel ob als eigene, selbstständige Art, als verwildertes Hausrind oder endlich als Nachkömmling des edelsten Wildes, welches früher auch in unseren Wäldern herbergte.

Vierter Abschnitt.

Grenzbewohner des deutschen Waldes.

Der vorige Abschnitt war ein Rückblick auf vergangene Tage, der vorliegende ist kaum mehr. Auch bei einer Lebensschilderung der beiden Thiere, mit denen wir uns jetzt beschäftigen werden, müssen wir auf alte Zeiten zurückschauen; denn die unsrigen sind nicht mehr geeignet, uns das volle Verständniß des Lebens dieser, ihrem Untergange entgegensehenden Geschöpfe zu gewähren. Ungeachtet aller Sorgfalt, welche der Mensch den aussterbenden Geschlechtern gewährt, schreitet ihr Schicksal mit jedem Tage mehr seiner Erfüllung entgegen. Wenig Jahre noch scheinen ihnen gegönnt zu sein; nach deren Ablauf werden auch sie zum Gegenstand der Sage werden, wie ihre verschollenen Genossen.

1. Der Wisent, Bonassus Bison Fitzinger,
(Bos Bison und Bos Bonassus Linné, Bos Urus auct.).

Wir haben schon eingestanden, daß wir uns einer Willkühr schuldig machen, wenn wir unter den deutschen Waldthieren dem Wisent noch eine Stelle anweisen. Der letzte Angehörige dieses vormals über alle Gauen unseres Vaterlandes verbreiteten Geschlechtes, welcher wirklich noch frei im deutschen Walde lebte, erlag schon vor mehr als hundert Jahren der Kugel eines preußischen Wilddiebes. Gegenwärtig kann man den Wisent nur noch in deutschen Thiergärten sehen, falls man nicht eigens eine Reise unternehmen will nach einem der unbekanntesten Winkel Europa's, nach einem nordischen Urwalde, wo das Thier unter kaiserlichem Schutze noch seiner Freiheit sich freuen darf, so beschränkt auch diese Freiheit dem vormals

ungebundenen Beherrscher des Waldes vorkommen mag. Jener Urwald umgiebt das lithauische Dorf Bialowies und ist durch eine öde Haide von allen übrigen Waldungen getrennt, also einer Insel vergleichbar, von welcher aus kein Pfad nach anderen Wohnstätten führt. Er ist die einzige Stelle in Europa, wo der Wisent noch vorkommt, außer einigen Waldungen des Kaukasus der einzige Ort auf der ganzen Erde.

Die Geschichte des Auers, welche wir kennen lernten, ist so ziemlich auch die des Wisents, nur daß dieser sich länger in den deutschen Waldungen erhalten hat, als jener. In alten Zeiten scheint er eine sehr große Verbreitung gehabt zu haben. Im größten Theile Europa's war er häufig; sein Verbreitungsgebiet reichte bis in die südlichen Länder. Aristoteles, welcher ihn Bonassus nennt und sehr genau kennzeichnet, giebt an, daß er in der macedonischen Landschaft Päonien zu finden sei und dort Monapos heiße. Plinius führt ihn unter dem Namen Bison auf, giebt aber nur Deutschland als seine Heimath an. In Frankreich scheint er schon zu Cäsars Zeiten vertilgt worden zu sein. Es war ein Ereigniß, welches das ganze Land beschäftigte, als in diesem Frühjahre (1863) ein Wisent lebend nach Paris kam: die Berichterstatter behaupteten einstimmig, daß seit Julius Cäsars Zeiten solch Thier lebend in Frankreich nicht gesehen worden sei. Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts war er in Deutschland noch nicht allzuselten, obgleich er auch schon damals blos noch in den Grenzwaldungen Ostpreußens, zwischen Tilsit und Labiau vorkam. Innerhalb sieben Jahren von 1612—1619 erlegte Johann Sigismund dort noch zweiundvierzig Stücke des edlen Wildes. Bald darauf verstummen die Nachrichten über sein Vorkommen, wenigstens über häufigeres Vorkommen, bis uns das Jahr 1755 die Kunde der Vernichtung des letzten Wisents der preußischen Wälder bringt.

Im bialowieser Walde lebt das Thier schon seit langer Zeit unter dem Schutze der strengsten Jagdgesetze. Die polnischen Könige hegen ihn bereits mit derselben Sorgfalt wie später die russischen Kaiser. Selten nur fällt es einem der Erdengötter ein, den Schützlingen einen Beweis ihrer Abhängigkeit von der königlichen Gnade zu geben. August III. von Polen veranstaltet am 27. September 1752 eine große Jagd im genannten Walde und schießt mit seinen Jagdgenossen in einem Tage genau ebenso viele Wisents zusammen, wie Sigismund in sieben Jahren erlegte. Der Kaiser von Rußland jagt am 18. und

19. Oktober 1860 bei Bialowies und tödtet eigenhändig sieben Stück, seine fürstlichen Jagdgenossen erlegen noch acht Stück mehr; aber es geht bei dieser Jagd echt waidmännisch zu, während jene nichts anderes ist, als ein niederträchtiges Meucheln.

Ueber das Vorkommen des Wisent am Kaukasus haben Loviz, Güldenstadt, Rosen, Bär, Eichwald und Nordmann sichere aber dürftige Nachrichten gegeben. Dort genießt das Thier selbstverständlich noch seine volle Freiheit.

Der Wisent oder Bison, oft aber mit Unrecht auch Auer oder Ur genannt, ist ein gewaltiges Thier. Seine Körperlänge kann 11 Fuß erreichen, die Schulterhöhe 7 Fuß, das Gewicht 14½ Centner, — ein so schwerer Bulle wurde von August III. erlegt. Der Leib ist überaus kräftig, vorn weit stärker und höher als hinten, der Rücken daher sehr abschüssig; der Kopf ist kurz, an der Stirn stark gewölbt und sehr breit, der Hals dick, gedrungen, unten gerundet, durch den Mangel einer hängenden oder schlaffen Wamme ausgezeichnet; die Beine sind kurz, stämmig; der Schwanz ist ziemlich kurz. Bezeichnend ist der Kopf. Ein paar große, bitterböse Augen, deren trüber Schimmer geradezu unheimlich ist, schauen wie grollend in die Welt; sie sind hoch umrandet — denn ihre Höhlen stehen röhrenförmig vor; das Weiße des Augapfels ist unrein, durch bräunliche Stellen und Flecken getrübt, der Augenstern dunkelbraun. Die verhältnißmäßig kurzen Hörner sind drehrund; sie biegen sich erst nach außen und vorn, sodann nach oben, endlich mit den Spitzen wieder einander entgegen. Das Ohr ist etwa den vierten Theil so lang wie der kurze, dicke, runde Kopf. Sehr reichlich ist die Behaarung des Thieres, nackt nur ein kleines Nasenfeld über der Mitte der Oberlippe. Am Kopf und am Vorderleib, auf der Stirn, dem Hinterhaupte und Nacken, am Kinn und an der Brust ist das Haar mähnenartig verlängert, an Kinn und Kehle bartartig, am Oberhalse bis zum Genick mähnig aufgerichtet; der Schwanz trägt am Ende eine dicht büschelige Quaste. Im Sommer glänzt das glatt anliegende Haarkleid; im Winter überwuchert ein dichter Wollfilz die Grannen. Die Färbung ändert sich wie das Haar selbst; sie ist im Sommer ein glänzendes Dunkelbraun, im Winter ein mattes Graubraun. Der Bart, die Kopfseiten und die Schwanzquaste sind braunschwarz im Sommer, mit viel Grau gemischt im Winter. Kälber und Jungvieh sehen mehr röthlich oder graulich aus.

Im Allgemeinen ähnelt der Wisent seinem amerikanischen Vetter, dem Bison (Bonassus americanus), ganz außerordentlich und deshalb ist auch schon mehrmals behauptet worden, daß beide als einer Art Glieder betrachtet werden müßten. Doch hat der Bison funfzehn Rippenpaare, der Wisent nur vierzehn, und jener ist auch stärker gemähnt. Im Uebrigen sind beide Geschwisterkinder.

Jarocky giebt im Jahr 1830 die Zahl der im Bialowieser Walde lebenden Wisents auf 711 an, Kawall behauptet, daß sie im Jahr 1853 mehr als das Doppelte, 1543, betragen habe.

Nach den Mittheilungen der Genannten und anderer Berichterstatter ist die Lebensweise des Wisent kurz folgende:

Feuchte, sumpfige Waldstellen sind sein Lieblingsaufenthalt, zumal im Sommer. Höher gelegene, trockene Gegenden besucht er nur im Winter. Er lebt in geschlossenen Heerden, aber nach den Geschlechtern getrennt. Sehr alte Bullen einsiedlern wohl auch; gewöhnlich aber bilden sie Trupps für sich. Das Jungvieh hält sich zu den Heerden der Kühe. Gewöhnlich besitzt jede Heerde in einem Dickicht ihres Wohnkreises ein abgelegenes Versteck, nach welchem sie sich zurückzieht um zu ruhen und wiederzukäuen. Die Heerde ist Tag und Nacht rege und thätig, weidet aber vorzugsweise in den Morgen- und Abendstunden. Ihre Aesung besteht aus dem Gelaube, den Zweigspitzen und der zarten Schößlingsrinde der im Umkreise wachsenden Bäume: Weiden, Pappeln, Eschen, Weißbuchen, aus Gräsern und Kräutern: Honiggras, Schmielengras, Windhalm, kohlartige Kratzdistel, kriechender Hahnenfuß, im Herbst und Winter auch noch aus Haide und Baumflechten, im Bialowieser Walde freilich nur neben dem Heu, welches Seitens der Jägerei für das Wild aufgeschobert wird. Unter allen Umständen muß der Wald selbst die nöthige Aesung liefern; denn der Wisent tritt zu keiner Zeit auf die Felder aus.

Bis gegen den August hin herrscht Frieden und Einigkeit unter den Riesen des Bialowieser Waldes. Dann ändern sich die Umstände. Die Zeit der Brunst beginnt. Bekannter Maßen sind auch Ochsen sehr empfänglich für die Gefühle der Liebe; nur geben sie diese meist in eigenthümlicher Weise kund. So ist es auch bei den Wisents. Daß die Bullen nebenbuhlerisch mit einander auf Tod und Leben kämpfen, ist nichts Besonderes, darf vielmehr ohne Weiteres vorausgesetzt werden. Aber die Bisons lassen es dabei nicht

Wisent.

Digitized by Google

bewenden; den Kämpfen gehen vielmehr ganz andere und wirkliche eigenthümliche Kraftäußerungen und Uebungen voraus. Liebe macht sie, wie manche Menschen, halb oder ganz toll. Die gütige Natur hat ihrem Leibe dieselben Wohlgerüche verliehen, welche manche ihnen verwandte Thoren — zur Unterscheidung „Löwen" zubenannt, — sich zu gleichem Zwecke, d. h. um das andere Geschlecht anzulocken, erst für theures Geld erwerben müssen. Davon machen sie, nämlich die Ochsen, in wirksamster Weise Gebrauch. Den ganzen Wald von Bialowies durchduftet ein Bisam- oder Moschusgeruch kräftigster Art, unverfälscht und gediegen. Die geistige Erregung der Thiere giebt sich jedoch noch anderweitig kund. Der brünstige Stier wird sich seiner Hörner bewußt und versucht sie zu nützen. Zuerst erprobt er sie an den Bäumen, welche ihm gerade jetzt überall im Wege stehen, sodann an Gleichgesinnten, in derselben Weise einer Abkühlung der erhitzten Sinne Bedürftigen. Bäume von sechs bis acht Zoll Durchmesser wühlt das erregte Thier mit seinen Hörnern aus der Erde, minder starke rennt es um und schleppt sie, auf das Gehörn gespießt, im Walde auf und nieder, an alten prüft es die Dicke seines Hirnschädels.

Endlich bietet sich ihm ein würdigerer Gegenstand. Sein kurz abgebrochenes, kreischendes, aber starkes Gebrüll hat nicht umsonst den Wald durchdröhnt, sondern Wiederklang im Herzen eines anderen Stieres gefunden. Der nun zieht raschen Schrittes heran, in der edlen Absicht, sich der Minne Sold männlich zu erstreiten. Mit gesenktem Kopfe und hoch in Bogen gehobenem Schweife naht er sich, in Absätzen nur; denn von Zeit zu Zeit macht er Halt, stampft und scharrt mit dem einen Vorderfuße, brüllt, fegt mit dem Kopfe hin und her, wühlt mit den Hörnern Erde auf, wirft losgestoßene Baumwurzeln, Rindenstücke und dergleichen in die Luft, brüllt wieder und setzt sich von Neuem in Bewegung, bis er mit dem anderen Stiere zusammengekommen ist. Als Kampfplatz wird regelmäßig eine Blöße benutzt; denn die edlen Recken bedürfen zu ihren Zweikämpfen einer freien Stelle. Solche wird auch stets im Voraus von dem einen Stier in Besitz genommen; der andere sucht ihn dort auf. Anfänglich messen sich die duftenden Nebenbuhler mit ingrimmigen Blicken, dann brüllen sie sich die Ausdrücke ihrer Gefühle zu, machen die bereits beschriebenen Uebungen gegenseitig durch und stürmen endlich gegen einander an. Krachend stoßen die Hörner, die Stirnen zusammen; aus den Höhlen heraus treten die

Lichter, aus dem Maule hervor hängt die Zunge. Neues Sich Messen mit den Augen, neues Brüllen, Stampfen, Schweifpeitschen, Toben, Rasen, neues Anrennen und Ausruhen — wahrscheinlich der Kopfschmerzen wegen — wechseln in rascher Folge. Der Kampf wird um so erbitterter, je länger sich die Entscheidung verzögert. Endlich hat der eine dicke Schädel genug und sein Inhaber darf froh sein, wenn die Hörner noch fest sitzen, die Augen noch brauchbar sind. Gar nicht selten stößt einer der Kämpen dem andern ein Horn ab, häufig genug rennt er ihm die spitze Waffe durch die Brust, so daß aller Kampf durch den Tod sofort entschieden wird.

Die Heerde der Kühe verweilt bei solchen Kämpfen gewöhnlich in unmittelbarer Nähe und folgt mit weiblicher Theilnahme dem Wechsel des Streites. Dem Sieger wird dann sein Lohn, obgleich er denselben vielleicht auch etwas „im Sturme“ sich erringt. Doch Dies ist nach einer vorhergegangenen Erregung solcher Art ebenso begreiflich als verzeihlich.

Die Kuh geht neun Monate trächtig; das Kalb fällt im Mai. Das erste Jahr seines Lebens wird es von der Mutter gesäugt und bei etwaiger Gefahr auf das Muthvollste vertheidigt. Auch im zweiten Jahre bleibt es noch lange unter Obhut seiner Mutter. Im sechsten Jahre ist es fortpflanzungsfähig, hat jedoch noch keineswegs seine volle Größe erreicht: männliche Bullen der kaiserlichen Menagerie zu Schönbrunn nahmen, wie uns der Vorsteher dieser Anstalt mittheilte, noch im elften Jahre ihres Lebens an Größe zu.

Die Vermehrung des Wisent ist schwach. Selten bringt die Kuh alle zwei Jahre ein Kalb, gewöhnlich nur in Zwischenräumen von drei Jahren.

Wirklich gezähmt hat man den Wisent niemals, obgleich man gerade in der letzten Zeit, Dank den zoologischen Gärten, weit mehr in der Gefangenschaft gehalten und gezüchtet hat, als jemals früher. Die Wisents, welche gegenwärtig in den deutschen Thiergärten leben und der Bulle des Pflanzengartens zu Paris, stammen sämmtlich von einem Paare ab, welches der russische Kaiser dem österreichischen schenkte. Solch Geschenk ist ein wirklich kaiserliches; denn man darf den Wisent unbedingt als eines der seltensten Stücke, vielleicht als das seltenste d. h. werthvollste eines Thiergartens betrachten. Das Einfangen eines jungen Paares dieser Thiere verursacht unglaubliche Schwierigkeiten. Dimitri Dolmatow, Aufseher der kaiserlichen Wälder der Provinz Grodno, beschreibt einen derartigen Fang.

Der Kaiser hatte der Königin Victoria ein Paar junge Wisents versprochen und gab den Befehl, einige Kälber einzufangen. Graf Kisselew, einer der Minister, überbrachte den bezüglichen Befehl in eigener Person. Dreihundert Treiber und achtzig Jäger wurden aufgeboten. Sie umstellten in aller Stille eine ziemlich starke Wisentheerde und drangen gleichmäßig gegen sie vor. In der Nähe eines Thales wurde man der Thiere ansichtig. Theils lagerten, theils weideten sie. Die Kälber hüpften munter umher, warfen den Sand mit ihren Füßen auf, spielten unter sich und kehrten von Zeit zu Zeit zu ihren Müttern zurück, um deren Liebkosungen entgegen zu nehmen. Ein Stoß ins Horn endete urplötzlich dies Stillleben. Erschreckt erhoben sich alle Glieder der Heerde, schnaubten, lauschten und äugten scharf nach der verdächtigen Gegend hin. Die Kälber schmiegten sich ängstlich an ihre Mütter. Hundegebell brachte schnell Ordnung in das Ganze; die Kälber wurden vorgeschoben, so daß die Aelteren die Nachhut bildeten; dann wurde die Heerde flüchtig. Als sie in die Nähe der Treiber gelangte, empfing sie gellendes Geschrei, blinde Schüsse und anderer Lärm. Entsetzt prallten die Thiere zurück; dann aber eilten sie plötzlich vorwärts und durchbrachen die Treiberlinie, ohne sich viel um die Menschen zu kümmern, welche sich ihrerseits ängstlich hinter die Bäume drückten. Man fing zwei Kälber, ein etwa drei Monate altes und einen Jährling. Ersteres wurde bald gebändigt, letzteres warf acht Mann zu Boden und konnte erst mit Hilfe tüchtiger Hunde bewältigt werden. In einem anderen Theile des Waldes fing man acht Kälber ein. Das eine, ein sehr junges Thier, nahm ohne Weiteres die Pflege einer Hauskuh an, welche sich dazu ebenfalls gern hergab und saugte bald recht munter; das zweitjüngste ließ sich am andern Tage auch bemuttern; die übrigen gingen nach einigen Tagen ans Futter, lernten namentlich bald Milch aus Eimern trinken. Nach einiger Zeit verlor sich ihr wilder Blick und ihre Scheu. Sie zeigten sich zu Spiel und Scherz geneigt, ließen sich mit den Hauskälbern ein, kämpften mit ihnen und bewiesen ihnen eine großmüthige Freundlichkeit. Ueber die Leichtigkeit ihrer Bewegungen war Jedermann erstaunt; sie erinnerten durch ihre Sprünge weit mehr an Ziegen als an Rinder. Sogar der Jährling wurde nach und nach erträglich zahm, lernte seinen Wärter kennen und achten, zeigte ihm selbst Zuneigung, sah ihm entgegen und nach, wenn er kam und ging, ließ sich berühren ꝛc. Anfänglich waren alle nicht ganz wohl, später

gewöhnten sie sich an die veränderte Lebensweise und gediehen vortrefflich bei gewöhnlichem Rinderfutter. Das für London bestimmte Paar wurde im folgenden Jahre versandt. — Wahrscheinlich dankt auch Schönbrunn diesem Fange seine Wisentfamilie. Das eine Paar, welches dorthin kam, hat nun bereits eine Nachkommenschaft von vierzehn Stück erzeugt, wovon elf noch am Leben, Dank der kaiserlichen Freigebigkeit aber in anderen Thiergärten vertheilt sind. So viel wir erfahren konnten, benehmen sich die in der Gefangenschaft geborenen Kälber ganz ähnlich, wie die frisch eingefangenen; mit zunehmendem Alter verliert sich jedoch ihre Gemüthlichkeit vollständig und mit dem Mannbarwerden bricht ihre ganze ursprüngliche Wildheit durch. Die Enkel der Schönbrunner Wisents sind nicht im Geringsten sanftmüthiger oder zahmer geworden, als ihre Großeltern es sind; man hat seine liebe Noth mit ihnen.

Diese Gefangenen geben dem Beobachter Gelegenheit, sich über die Kraft und insbesondere über die Stärke des Schädels und der Hörner des Wisent ein Urtheil zu bilden. Man umfriedigt den Raum vor dem Stalle, in welchem die Thiere gehalten werden, wohlweislich mit außerordentlich starken Eichen- oder Eisengittern. Holzstämme von Fußdicke tief in die Erde eingegraben, noch besonders gestützt und verklammert, tragen Querbalken, Eisenstangen von einer Mächtigkeit, daß sie selbst den Anstrengungen eines wüthenden Elephanten trotzen könnten. Gegen diese Einfriedigung nun haben wir den Wisent mit solcher Kraft anrennen sehen, daß die ganze Wand bis zu ihren Grundfesten erbebte und Zweifel in ihre genügende Haltbarkeit hervorrief. Dem dicken Ochsenschädel schienen derartige Stöße jedoch durchaus nicht zu belästigen.

Sehr anziehend ist es, eine Mutterkuh mit ihrem Kalbe zu beobachten. Das kleine, wollige Ding steht so harmlos friedlich neben der bärtigen Alten mit den bösen Augen, daß man sich unwillkührlich versucht fühlt, ein wenig mit ihm zu spielen, es zu liebkosen, zu streicheln. Aber man unterläßt Dies, wenn man die Alte betrachtet. Sie verwendet kein Auge von dem sich nahenden Menschen, wird unruhig, sobald sie wahrnimmt, daß dieser sich innerlich mit ihrem Sprößling beschäftigt, und stürmt, wenn ihr die Beschauung zu lang wird, mit rasender Wuth heran. Dann ist sie wirklich furchtbar.

Ungeachtet solcher Stärke und solches Muthes beschwert und gefährdet eine ziemliche Anzahl von Feinden den Wisent. Von den Quälgeistern in

Mücken- und Fliegengestalt, gegen welche sich bekanntermaßen kein Thier schützen kann, wollen wir nicht reden, sondern nur von wirklich gefährlich werdenden Feinden. Als solche sind außer dem Menschen Bär, Wolf und Luchs anzusehen. Der einzelne Wisent pflegt vor den Wölfen die Flucht zu ergreifen, und dann wird Isegrimm des starken Gegners Meister. Während diesen einige Mitglieder der Meute von vorn beschäftigen, nahen sich andere von der Seite und von hinten, beißen sich trotz alles Schüttelns und Stampfens in den Bauch und die Weichen ein, ängstigen und martern den Stier und hetzen und quälen ihn nach und nach wirklich zu Tode. Junge Wisents werden natürlich noch leichter bewältigt; von ihnen zerreißen die Wölfe in jedem Winter einige. Der Bär wird weniger und der Luchs nur sehr jungen Kälbern gefährlich.

Auch vor dem Menschen flüchtet der Wisent regelmäßig; wenigstens greift er, ungereizt, selten Jemand an. Seine sehr feinen Sinne, unter denen der Geruch obenanzustehen scheint, verrathen dem Thiere immer rechtzeitig das Nahen eines Menschen und bewegen es dann zum Rückzuge. Nur wenn man unter dem Winde an eine Wisentheerde schleicht, gelingt es zuweilen, bis auf etwa hundert Schritte heranzukommen; mit dem Winde spüren oder vernehmen die Wisents mindestens bis auf fünfhundert Schritt Entfernung hin.

Alte, selbstbewußte Stiere legen zuweilen die angeborene Scheu gänzlich ab, weichen dem Menschen nicht aus und dulden keine Neckereien, sondern greifen, wenn sie irgendwie geärgert werden, ohne Besinnen an. Grelle Farben sind ihnen, wie den meisten übrigen Stieren ein Gräuel; auffallend gekleidete Menschen haben sich also vorzusehn, auch wenn sie sich dem Wisent gegenüber ganz ruhig verhalten. Einzelne alte Stiere aus dem Bialowieser Walde zeigten ihre besonderen Launen und Gelüste. Einer z. B., welcher in der Nähe der Hauptstraße von Brzesc nach Grodno seinen Stand hatte, bildete sich nach und nach zum Wegelagerer heran. Wenn im Winter ein mit Heu beladener Schlitten durch den Wald fuhr, stellte er sich, eingeladen durch den angenehmen Heuduft, regelmäßig mitten auf die Straße und ging nicht eher seines Weges, als bis er geforderten Zoll erhoben hatte. Er forderte mit Ungestüm und ließ sich nicht abweisen. Wies man ihm die Peitsche, so wies er dagegen seine Hörner und hob den Schwanz bedenklich. Einmal hat er auch wirklich Reisende, welche mit ihm sich nicht zu verständigen

wußten, mitsammt ihrem Schlitten in den Graben am Wege geworfen und die Pferde so verjagt, daß sie kaum wieder eingefangen werden konnten.

Im Uebrigen kommt der gewöhnliche Mensch mit dem Wisent nicht mehr in Streit. Die Zeiten sind unwiederbringlich vorüber, in denen jeder muthige Mann zur Jagd oder zum Kampfe mit solch edlem Wilde hinausziehen konnte in den Wald.

2. Das Elch oder Elen, Alces palmatus Klein,

(Alces antiquorum Roullier, A. jubatus Fitzinger, Cervus Alces Linné).

Wir nähern uns mehr und mehr unserem eigentlichen Gebiet. Indem wir das letzte der in den Nibelungen genannten Jagdthiere behandeln, sind wir bereits in diejenigen Wälder eingetreten, in denen der deutsche Forstmann schafft und gebietet. Vom hohen deutschen Bunde wird freilich der uns zunächst liegende Standort des Elchwildes nicht mehr zu Deutschland gerechnet; diese achtungswerthe Behörde war aber ja niemals maßgebend und ist es für uns am wenigsten. Wir wären vollständig berechtigt gewesen, dem Elen seine Stelle unter den eigentlichen deutschen Waldthieren anzuweisen, haben es aber vorgezogen, es unter den Grenzthieren des deutschen Waldes aufzunehmen — schon um den altberühmten Vierbund nicht zu trennen.

Unter den lebenden Hirschen nimmt das Elch die Stelle seines verschollenen Verwandten, des „grimmen Schelchs" ein: es ist gegenwärtig der Riese seiner Familie. Aber auch außerdem hat es eine größere Bedeutung als andere Hirsche: es weicht von dem allgemeinen Gepräge der Familie durch besondere Eigenthümlichkeiten mehr ab, als irgend eine andere Hirschart, den aus ähnlichen Gründen auffallenden Muntjak (Prox Muntjac) von Java und Sumatra nicht ausgenommen. Mehr als im Uebrigen erscheint es daher hier gerechtfertigt, ihm dadurch, daß man es zum Vertreter einer eigenen Sippe (Gattung) erhebt, eine besondere Stellung innerhalb der Hirschfamilie anzuweisen. In dieser Sippe steht es sehr vereinzelt da; nur das amerikanische Elch oder Orignal (Alces americanus) mit dem es ungefähr ebenso nah verwandt ist, wie der Wisent mit dem Bison, kann ihm angereiht werden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß in der Vorzeit noch andere, d. h. von dem jetztlebenden bestimmt verschiedene Elcharten lebten, und man hat auch wirklich versteinerte Schädel gefunden, welche sich von

denen der jetztlebenden Art nicht unwesentlich und zwar vorzugsweise durch die gewaltigen Schaufeln der Geweihe unterschieden.

Das Elch ist ein in jeder Beziehung merkwürdiges Thier. Es verlangt eine nicht unbedeutende naturwissenschaftliche Bildung, in ihm einen Hirsch zu erkennen. Daß ein gegenwärtig im Hamburger Thiergarten lebendes, sehr stattliches Elchthier von Laien regelmäßig als alles andere, nur nicht als Hirsch angesehen wird, können wir versichern. Und in der That: die Aehnlichkeit mit demjenigen Hirsche, welcher uns zunächst bei einer Vergleichung in den Sinn kommt, ist geringer, als die sich zwischen beiden kundgebende Verschiedenheit.

Ein vollkommen ausgewachsener Elchhirsch erreicht eine Länge von neun Fuß, wovon auf den Schwanzstummel kaum drei Zoll, aber reichlich zwei Fuß auf den Kopf kommen. Die Höhe am Widerrist beträgt bei einem so großen Hirsch sechs Fuß, am Kreuz etwa vier Zoll weniger. Der Leib ist stark abschüssig, hoch, in den Flanken eingefallen; der Kopf unverhältnißmäßig lang, daher unschön, die Läufe stark und außergewöhnlich hoch. Am Kopfe fällt zunächst die Oberlippe auf. Sie überragt die Unterlippe um ein bedeutendes und ist namentlich seitlich an den Nasenlöchern weit vorgeschoben. Ein länglich viereckiges, schlaffes Leder, welches man einmal zusammenbiegt aber am Bruch nicht zusammendrückt, sondern erst etwas dahinter zusammenpreßt, giebt das beste Bild dieser Lippe und Nase. Die hart an der Umbiegung des Lederstücks seitlich entstehenden klaffenden Spalten würden den Nasenlöchern zu vergleichen sein. In der That ist die Lippe ebenso schlaff, als weiches Leder; bei jeder Bewegung des Thieres schwabbt sie auf und nieder. Ziemlich weit hinter den ganz vorn an dem abgestutzten Lippenrande liegenden Nasenlöchern, treten zwei rundliche Höcker hervor; sie werden durch den Oberkiefer bedingt, welcher hier erst sich rundet. Unmittelbar über der eigentlichen Lippe, unter und zwischen den sackartigen Nasenflügeln steht ein regelmäßig herzförmiger nackter Fleck, außer den schmalen Lippenrändern selbst und der Unterseite der Blume der einzig unbehaarte am ganzen Leibe. Im Uebrigen ist der Kopf fast walzig, der Schädel verhältnißmäßig sehr wenig erweitert. Die kleinen Lichter, deren dunkelbrauner Stern durch das trübe Weiße kaum gehoben wird und das lange Gehör, welches Eselsohren mehr gleicht als dem Gehör des Hirsches, trägt neben dem absonderlichen Bau des Geäses auch mit bei, den Kopf des

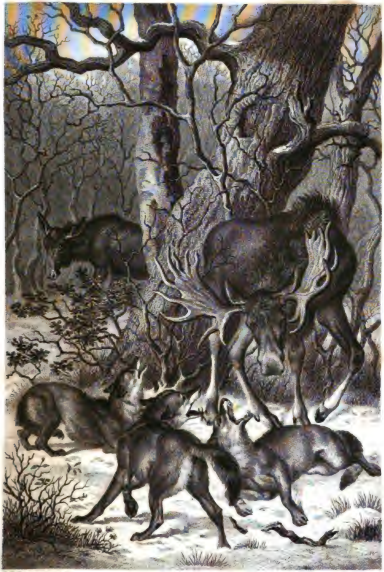
Elen sehr häßlich erscheinen zu lassen. Besonders unschön sind außerdem noch die Läufe. Sie sind sehr hoch und ihre Schalen und Oberrücken ungewöhnlich lang. Ziemlich einzelnstehendes aber langes, sprödes, brüchiges Haar bildet die Decke. Es verlängert sich mähnig auf dem Oberhalse und Schultern und beim Hirsch bartartig am Unterhalse, ist aber auch an anderen Stellen gegen drei Zoll lang. Die Färbung ist schmutzig aschfarbig im Winter, dunkelbraun im Sommer; die einzelnen Haare, welche sich ziemlich gleichmäßig mischen, sind weißlich, rothgrau und schwarz. Am Geäse geht die allgemeine Färbung mehr in gelbbraun, um die Lichter und an der Innen- und Unterseite in aschgrau über.

Der Hirsch erhält im ersten Lebensjahre die Rosenstöcke, im zweiten einen etwa fußlangen Spieß, im fünften Jahre erst eine flache Schaufel, welche nunmehr von Jahr zu Jahr sich verbreitert und auszackt. Das Thier hat vier Striche am Gesäuge und entbehrt des Geweihes wie das Thier des Edelhirsches, während beide Geschlechter des Renthieres das Geweih tragen.

Gegenwärtig bewohnt das Elch noch die größeren Waldungen Ostpreußens, Lithauens, der russischen Ostseeprovinzen, Finnlands, Skandinaviens und Sibiriens. Es ist überall selten geworden und wird in Europa allerorten durch besondere Gesetze begünstigt, bezüglich erhalten.

Sumpfige wasserreiche Gegenden sagen ihm am meisten zu. Sie bieten ihm die erwünschte Aesung und sind ihm, gemäß seinem Fußbaue und gewisser eigenthümlichen Bewegungsarten, überall zugänglich; die Aesung besteht hauptsächlich aus Blättern, Zweigen und der Rinde der Moorweide, Esche, Birke, Eberesche, Eiche, Linde, Kiefer, Fichte, des Ahorn, aus Haide, Meerrosmarin, Gräsern 2c.; auch tritt das Elch da, wo sich Felder in der Nähe seines Standes finden, auf diese aus und äst sich vom schossenden Getreide, von Kartoffeln und dergleichen. Im Walde thut es viel Schaden. Es schält die jungen Bäume und zwar, nach eigenen Erfahrungen an gefangenen, vom Boden an bis zu einer Höhe von zehn Fuß hinauf. Mit seinem Geäse reicht es schon ein gutes Stück am Baume empor, die darüberstehende Rinde desselben gewinnt es durch seitliches Abziehen. Schwächere Stämmchen soll es auch niederbeugen und dann gänzlich abschälen.

Das Elch lebt in kleinen Trupps und zwar Hirsche und Thiere zusammen bis gegen die Satzzeit hin, vor welcher die Hirsche sich vom Rudel



Wölfe und Elch.

Digitized by Google

Digitized by Google

sondern. Es ist nur da ein eigentliches Nachtthier, wo es verfolgt und gestört wird, in einsamen Wäldern dagegen Tag und Nacht thätig. Seine Bewegungen sind schwerfällig; wirklich flüchtig wird es selten. Der Gang ist ein ruhiger Schritt, der Lauf ein Trollen, welches von weit hörbarem Geräusch, dem „Schellen", begleitet wird, hervorgebracht durch Zusammenschlagen der Schalen und Oberrücken. *Beim Gehen* auf feuchtem Grunde breitet das Elch seinen Fuß weit aus, wie das Ren, wenn es auf lockerem Schnee läuft, um größeren Grundraum zu gewinnen, im schlottrigen Sumpfe soll es sich niederlegen und durch ruderähnliches Eingreifen der Läufe in den Schlamm seinen Leib in eine gleitende Bewegung versetzen können. In tiefem Wasser schwimmt es vortrefflich.

Seine höheren Sinne sind scharf. Es äugt und vernimmt vorzüglich, windet aber nur auf geringe Strecken hin. Die geistigen Fähigkeiten sind gering. Es ist träge, gleichgiltig, dumm, zwar scheu, aber nicht vorsichtig, sondern eher dummdreist, tölpelhaft, vergeßlich; zudem ist es boshaft und unter Umständen blindwüthend, wie ein Rind. Unter sich lebt es in trägem Frieden, so lange nicht die Brunst in's Spiel kommt. Diese beginnt Ende August und währt bis zu Ende September. Sie erregt das Elch auf's Aeußerste, wird die Ursache zu langen und heftigen Kämpfen unter den Hirschen und macht sie selbst dem Menschen, auch dem ruhig seines Weges ziehenden, furchtbar. Um diese Zeit vernimmt man auch das plärrende Georgel des sonst stets schweigsamen Wildes. Die Liebe macht den Elchhirsch halb toll, treibt ihn wie einen wüthigen Hund in ihm eigentlich fremde Gegenden und bringt ihn sehr vom Leibe.

Das Thier geht etwa vierzig Wochen hochbeschlagen und setzt das erste Mal ein Kalb, später deren zwei, welche wenig Stunden nach ihrer Geburt bewegungsfähig sind, ihre Mutter aber bis zur nächsten Brunstzeit besäugen und von ihr mit großer Liebe behandelt und höchst muthvoll gegen jedweden Feind vertheidigt werden. Das Hirschkalb wird im zweiten Jahre zum Spießer, im vierten zum geringen Hirsch, im fünften zum geringen Schaufler, im sechsten zum guten, in späteren Jahren zum Haupt- oder Kapitalschaufler.

Jung eingefangene Elen sind schwer aufzubringen; sie sterben, aller Pflege ungeachtet, an einem „zu dünnen Leibe", d. h. an allgemeiner Abmagerung. Ganz zahm wird das gefangene Elch nicht; selbst das Thier hat

seine Mucken. Es gewöhnt sich an einen bestimmten Pfleger, kommt auf dessen Ruf herbei, läßt sich von ihm berühren, streicheln, putzen, in den Stall ziehen ꝛc. — aber nur so lange, als es ihm behagt. Plötzlich einmal wird es störrisch, legt wie der stutzige Esel oder das gereizte Lama das Gehör nach hinten, schielt mit den Lichtern um sich herum und schlägt dann plötzlich mit dem einen Vorderlaufe nach dem Gegenstande seines Zornes. Dieses Schlagen ist um so gefährlicher, als das Elch sehr hoch reicht und daher den Kopf des Menschen treffen kann; wir sahen selbst ein Elchthier am Kopfe seines Wärters vorbeischlagen, daß diesem die Ohren klangen. Gegen andere Hirsche zeigt es sich unfreundlich und neidisch; die größeren Arten, welche man mit ihm zusammenbringt, schlägt es auch, und die kleineren duldet es erst dann ohne feindliche Versuche zu machen um sich, wenn es sich von der Nutzlosigkeit derselben, so flinken Geschöpfen gegenüber, überzeugt hat. Das Gehege eines gefangenen Elchs muß sehr hoch sein; über sechs Fuß hohe Gitter setzt es ohne irgend welchen Anlauf: ungefähr mit derselben Leichtigkeit, mit welcher wir über eine anderthalb Fuß hohe Einfriedigung wegschreiten. Man gewöhnt das gefangene Elch an die gewöhnliche Kost, welche eingepferchten Hirschen gereicht wird: an Getreide aller Art, Kleie, Möhren, Rüben, Grünfutter ꝛc. Brod wird ihm bald zu einem höchst erwünschten Leckerbissen; junge Baumschößlinge zieht es jedoch auch in der Gefangenschaft jeder anderen Nahrung vor.

In Schweden hat man wirklich versucht, das Elch wie das Ren zum Hausthiere zu machen. Man hatte es, wie berichtet wird, so weit gebracht, daß es zum Ziehen eines leichten Schlittens benutzt werden konnte. Die sonderbaren Zugthiere sollen in einem Tage ihre zwanzig bis fünfundzwanzig Meilen zurückgelegt haben, während man mit einem guten Ren kaum die Hälfte einer solchen Strecke zu durchreisen vermag. Solche Benutzung des Elch wurde jedoch von Polizeiwegen verboten, weil — man fürchtete, Verbrechern in so schnellen Thieren ein Mittel zum Entkommen zu belassen!

Die Jagd des Elch ist weniger anziehend, als die unseres Edelwildes und nebenbei nicht ohne Gefahr. Der zünftige Waidmann ärgert sich über die geringe Vorsicht dieses Wildes, welches ihm gestattet, ohne sonderliche Mühe sich zu nähern, und noch mehr wenn er sieht, daß ein von schlechten Schützen gefehltes Elch nach dem Schusse nur ein kleines Stück forttrollt und dann nicht nur stutzt, sondern unter Umständen sogar stehen bleibt.

Erst wenn der Schütze ein Elch verwundete, wird die Jagd wirklich anziehend; denn dann gilt es, um das eigene Leben zu kämpfen. Das verwundete Elch nimmt ohne Besinnen Hunde und Menschen an und weiß seine schweren, mit den scharfen Schalen gut genug bewehrten Läufe und sein Geweih in vorsichtgebietender Weise zu gebrauchen. — In alten Zeiten wurden viele Elenthiere in Gruben gefangen. Da soll es zuweilen vorgekommen sein, daß zugleich ein Wolf in dieselbe Falle ging, vielleicht um des Elchs sich zu bemächtigen. Ihn fand man regelmäßig todt geschlagen und das Elch als Sieger.

Ungeachtet solch anerkennenswerther Vertheidigung der eigenen Haut, müssen wir Wolf, Bär und Luchs als die nächst dem Menschen gefährlichsten Feinde des Elchwildes ansehen. Ersterer wird dem Thiere durch seine Menge, der Bär durch seine Stärke gefährlich; der Luchs bedroht junge Kälber.

Man nutzt Wildpret, Leder, Geweih und Schale des Elchthiers und that dies in früheren Zeiten in größerem Umfange als jetzt. Der Aber- und Märchenglaube spukte, wie bekannt, in der alten guten Zeit noch in weit mehr Köpfen als gegenwärtig. Was den heutigen Preußen Johann Hoff in Berlin ist, war deren Vorfahren das Elch: — ein Gesundheitsverleiher auf jeden Fall. Zumal die Schalen des Thieres wurden in mannchfacher Weise als Arzneimittel benutzt und damit Erfolge erzielt, welche den Neid unserer Wunderärzte erregen würden.

Es geht immer so. Das Auffallende fordert nicht blos die Weisen zur Beachtung auf, sondern auch die Thoren heraus. Den alten Preußen erschien das Elch als Gott, den übrigen Völkern als ein Wunderthier. „Im hercynischen Walde", sagt Julius Cäsar, „giebt es Alces, den Ziegen ähnliche aber größere und hörnerlose Thiere, welche sich nicht legen können, wenn sie ruhen wollen und nicht aufzustehen vermögen, wenn sie umgefallen sind. Ihre Beine haben nämlich keine Gelenke. Um zu schlafen, lehnen sie sich an die Bäume; daher graben die Jäger diese halb aus oder hauen sie so weit durch, daß sie umfallen müssen, wenn die Elche an sie sich lehnen." Spätere Beschreiber gestatten den Elchläufen Gelenke, verläumden aber dafür das Thier auf andere Weise. „In Pommern", sagt Kantzow 1530 „hats auch grosse Heiden, daselbst flegt man elende. Das thier hat von seiner vnmacht den Namen bekhomen; es hat wohl Hörner, aber es weiß sich nicht zu behelffen, sondern es verbirgt sich in die vnwegsamsten Sümpfe im walde.

Sobald die Hunde zu jm khomen, ist's gefangen. Etzliche haben gemeint, es habe keine Gelenke, aber das ist falsch". Der Glaube an die wunderbare Heilkraft gewisser Leibestheile des Elen erhielt sich bis in das vorige Jahrhundert, hat sich vielleicht hier und da in Deutschland noch erhalten. Das Horn der Schalen wurde für wunderthätiger gehalten, als selbst die Hausapotheke eines Arthur Lutze, das Horn der Schaufeln mußte heilsam sein für Alles und Jedes. Ein erlegtes Elch gab deshalb einen guten Gewinn.

Gegenwärtig ist dies nicht mehr der Fall. Der Gesammtnutzen, welchen das erlegte Elch gewähren kann, wird von dem Schaden, den es im Walde anrichtet, zehnfach überboten. Das Elch gehört in den Urwald, nicht in den Forst.

Raub- und Jagdthiere.

Fünfter Abschnitt.

Das Raubzeug.

Es ist ein Gewinn jeder Forschung, daß sie den Menschen befreundet mit dem Gegenstande, welchem sie gilt. Dieser entstehende Freundschaftsbund ist die nothwendige Folge des Gerechtigkeitsgefühls, welches jedem wahren Naturforscher innewohnt oder in ihm nach und nach sich herausbilden muß. Sorgfältige Beobachtung hat Erkenntniß im Gefolge, und Erkenntniß der Natur und ihrer Erzeugnisse führt unbedingt zur gerechten Würdigung. So ist es erklärlich, daß der Forscher in jedem Geschöpf einen nicht blos beachtenswerthen, sondern sogar anziehenden Gegenstand sieht, werth seiner Theilnahme und in den meisten Fällen — seiner Liebe. Diese Liebe würde keine Ausnahme erleiden, wenn es der Naturforscher vermöchte, alle menschliche Einseitigkeit gänzlich von sich abzustreifen und ohne jedes vorgefaßte Urtheil seine Arbeiten zu beginnen. Er würde dann — und der besonders begabte thut es wirklich, — selbst in denjenigen Geschöpfen, welche man oft „dämonische" nennt, in den Giftschlangen z. B., Thiere erkennen, welche genau dieselbe Theilnahme — wir wollen es vermeiden, das Wort „Liebe" anzuwenden — verdienen, wie die von aller Welt geliebte Nachtigall.

Diese Worte wollen oder sollen die Ueberschrift vorliegenden Abschnitts erklären. Das Wort „Raubzeug" ist im Walde selbst entstanden und ist noch gegenwärtig im Munde seiner wahrsten Freunde und seiner Pfleger und Beschützer ein waidmännischer Kunstausdruck. Wir aber sind ebenso weit entfernt als sie, durch diesen an eine gewisse Mißachtung erinnernden Ausdruck eine solche wirklich unterstützen oder gar bezwecken zu wollen. Nicht umsonst stellen wir das Raubzeug unter allen Waldesthieren oben an:

wir sehen in ihm eine im höchsten Grade anziehende, unserer vollsten Theilnahme würdige Gesellschaft, welche wir so lieb gewinnen, daß wir ihr es gern verzeihen, wenn sie unseren gerechten Zorn und unter Umständen unsere Abwehr hervorruft.

Die Raubsäugethiere des deutschen, wie des europäischen Waldes gehören sämmtlich einer und derselben Ordnung an, falls man nicht den Begriff auch auf die raubenden Flatterthiere anwenden will. Wir heben dies aus dem Grunde hervor, weil in Australien und auf den ihm benachbarten Inseln, wie in Amerika eine zweite Ordnung verbreitet ist, jene der Beutelthiere nämlich, von denen mehrere echte Räuber sind.

Sämmtliche Raubthiere stimmen unter sich in allem Wesentlichen überein, so groß auch der Gestaltenreichthum innerhalb der Ordnung sein mag und die systematische Verschiedenheit dieser Gestalten zu sein scheint. Ihr Leib ist einhellig gebaut und alle Glieder stehen in einem richtigen Verhältnisse zu ihm. Der Kopf ist verhältnißmäßig groß und der Schädel überwiegt immer den Schnauzentheil. Die Beine sind mittellang, bei den Zehengängern am längsten, bei den Sohlengängern am kürzesten. Fünf Zehen am Vorderfuße sind die gewöhnliche Zahl; der Hinterfuß zeigt bald deren vier, bald fünf. Schärfe der höchststehenden Sinneswerkzeuge ist auch äußerlich angedeutet: Augen und Ohren sind immer ziemlich groß, die Nase ist an ihrer Spitze nackt und wie die Ohren und Augen sehr beweglich. Höchst übereinstimmend ist das Gebiß. Es besteht regelmäßig aus sechs Vorderzähnen in jedem Kiefer, einem stark hervortretenden Eckzahn, so wie Lücken-, Reiß- oder Fleischzähnen und Höckerzähnen. Die Zähne beider Kiefer berühren sich nicht geradflächig, sondern passen mit ihren Spitzen und Zacken in entsprechende Ausbuchtungen und Vertiefungen der anderen Zahnreihe hinein. Hierdurch erlangt das Gebiß einen großen Zusammenhalt und dadurch eine ganz besondere Fähigkeit, das mit ihm Erfaßte festzuhalten und zu zerschneiden, verliert dagegen in einer Hinsicht: es ist nicht mehr geeignet die Speise zu zermahlen. Diese letztere Unfähigkeit ist der Grund, weshalb ein trockenes Brod kauender Hund so wunderbare Grimassen schneidet, als sei es sehr schwer, das Brod zu zerkleinern. Es ist in gewissem Sinne auch so. Die bei den fleischfressenden Säugethieren weniger nothwendige und daher weniger entwickelte Einspeichelung des Bissens reicht nicht aus zur Einspeichelung des Brodes, welches aber ohne diese seiner Trockenheit

wegen schwer zu verschlucken ist. Zu dieser Bewaffnung des Maules kommt, jedoch nicht in so durchgreifender Ausdehnung, eine zweite, die der Füße hinzu. Sie sind mit mehr oder weniger scharfen, zum Theil sogar zurückziehbaren und dann sichelhakigen Krallen bewehrt, welche zum Ergreifen und Festhalten, auch selbst zum Zerreißen der Beute dienen. Alle übrigen Eigenthümlichkeiten der Raubsäugethiere sind den erwähnten Begabungen derselben gegenüber als nebensächliche anzusehen. Ob der Schwanz lang oder kurz, das Fell fein oder rauh oder stachelich ist, bleibt sich ziemlich gleich: die Schärfe der Sinne und der Waffen machen die Raubthiere zu Dem, was sie sind.

Es versteht sich von selbst, daß die Lebensweise der Raubthiere mit ihren leiblichen Eigenthümlichkeiten im vollständigen Einklange steht. Die feinsinnigsten, bestbewaffneten und gewandtesten Räuber sind erklärlicher Weise auch die furchtbarsten. Schon wenn man die verschiedenen Gebisse und die Lebensweise vergleichend betrachtet, gelangt man zu beachtenswerthen Ergebnissen. „Je mehr der Reißzahn im Gebiß vorherrscht", sagt Blasius, „je weniger Lückenzähne und Höckerzähne vorhanden, und je kleiner und unbedeutender diese im Verhältniß zum Reißzahne sind, desto mehr sind die Raubthiere reißende, ausschließlich auf warmblütige Thiere angewiesene Fleischfresser. Je mehr aber die Lückenzähne und besonders die Höckerzähne an Zahl und Masse vorherrschen, desto mehr sind die Raubthiere geneigt, sich auch von anderen Thieren, von Lurchen und Fischen, Schnecken, Kerbthieren, oder aus dem Pflanzenreiche von Früchten und Wurzeln zu nähren. Eine Systematik, welche ausschließlich vom Gebiß ausgeht und besonders die Zahl und Beschaffenheit der Höckerzähne beachtet, muß auf natürliche Beziehungen kommen".

„Mit der eigenthümlichen Bildung der Vorderzähne steht eine Verschiedenheit der Fußbildung im Einklange, welche wiederum mit auffallenden Abweichungen in Bewegung und Lebensweise verbunden ist. Man hat wohl die Raubthiere in Zehengänger und Sohlengänger geschieden, und es ist nicht zu leugnen, daß durch diese Sonderung natürliche Beziehungen ausgesprochen sind, daß alle Raubthiere, welche nur mit den Zehenspitzen den Boden berühren, einer leichten, manchfaltigen und schnellen Bewegung fähig sind, während die, welche mit der ganzen Fußsohle auftreten, sich nur schwerfällig und weit langsamer bewegen können. Es giebt aber in Art

dieses Auftretens und in der damit verbundenen Nacktheit oder Behaarung der Fußsohle, von dem nackten Zehenballen abgesehen, so manchfaltige Abänderungen und Annäherungen, daß eine solche Trennung für die Unterscheidung mißlich werden könnte, wenn den natürlichen Beziehungen derselben nicht scharfe Eigenthümlichkeiten im Gebiß entsprächen".

„Bei allen Raubthieren, welche nur mit den Zehenspitzen auftreten, stehen die Vorderzähne des Unterkiefers, sowohl an der Schneide als an der Basis in ungefähr gleicher Reihe; bei allen dagegen, die mit der Sohle auftreten, springt der zweite untere Vorderzahn an der Basis zurück, während die Schneiden wieder mehr in gleicher Reihe stehen. Es ist jedoch dabei zu bemerken, daß eine Neigung zu solchem Zurücktreten des zweiten unteren Zahns ziemlich bei allen Raubthieren vorhanden ist, bei den Zehengängern aber die geringe Abweichung an der Basis vom Zahnfleisch verdeckt wird, während sie bei den Sohlengängern auch im Zahnfleisch schon deutlich und scharf hervortritt. Auch in der Zahl der Zehen unterscheiden sich beide Gruppen, indem alle einheimischen Zehengänger an den Vorderfüßen fünf, an den Hinterfüßen vier, die Sohlengänger dagegen an allen Füßen fünf Zehen haben".

Wir haben jetzt noch nicht nöthig, auf andere Eigenthümlichkeiten des Säugethierleibes und ähnliche durchgreifende Unterschiede im Leibesbaue der verschiedenen Sippen unserer Ordnung einzugehen; denn wir werden auch ohne jedwede weitere Zergliederung der Raubthiere die Wahrheit des Goethe'schen Wortes erkennen: „Es bestimmt die Gestalt die Lebensweise des Thieres".

Wahrscheinlich ist es für unseren Zweck am angemessensten, wenn wir die allgemeinen Grundzüge des Lebens und Treibens, der Sitten und Gewohnheiten der Raubthiere hier so kurz als möglich behandeln und uns Ausführlicheres bis zur Einzelbetrachtung der Thiere selbst aufsparen. So möge zunächst Folgendes bemerkt sein.

Die Raubthiere leben überall. Wir dürfen sie zwar hauptsächlich im Walde suchen, würden uns jedoch eines Irrthums schuldig machen, wenn wir den Wald als ihre ausschließliche Heimath ansehen wollten. Nicht einmal der Edelmarder und die Waldspitzmaus werden einzig und allein im Walde gefunden.

Ebensowenig wie ihr Aufenthalt, läßt sich die Zeit ihres Wachseins und Handelns im Allgemeinen bestimmen: sie sind vielmehr ebensogut am Tage als in der Nacht rege und thätig.

Die meisten leben während des größeren Jahresabschnitts einzeln und vereinigen sich nur zu gewissen Zeiten. Es wird von vielen Naturforschern geglaubt und behauptet, daß die Raubsäugethiere in strenger Ehe, bezüglich in Einweibigkeit leben: diese Behauptung ist jedoch nur theilweise richtig. Wirklich geschlossene Ehen kommen in der Klasse der Säugethiere sehr selten vor, unter den Raubthieren nur dann, wenn in einer bestimmten Gegend die Geschlechter gleich vertheilt sind. Das männliche Raubsäugethier begeht ohne Bedenken, nach menschlich-gesitteten Begriffen natürlich, Untreue an der gewählten und sonst sehr geliebten Gattin und diese erkennt fast ohne Gegenwehr das Recht des stärkeren Männchens an. Doch ist es nicht zu leugnen, daß gepaarte Raubsäugethiere oft lange Zeit sehr innig zusammenhalten. Mit anderen Gleichgeschlechtlichen ihrer Art vereinigen sich wenige Raubsäugethiere auf längere Zeit. Der gemeinsame Vortheil oder die allgemeine Noth und die Mutterliebe endlich werden die Ursache solcher Vereinigungen: sie lösen sich, sobald die Umstände sich geändert haben. Gewöhnlich wohnt und lebt, jagt und handelt das Raubthier für sich allein.

Im Einklange mit seiner allgemeinen Vielseitigkeit findet das Raubsäugethier allerorten passende Wohnstätten oder was beinah Dasselbe sagen will, Schlupfwinkel, in denen es sich während der Zeit seiner Ruhe verbirgt. Es macht auch hierin gern von dem Recht des Stärkeren Gebrauch, indem es die eigentlichen Gründer der Behausung vertreibt und sich in ihr einrichtet. Wenige und zwar ausschließlich die ihren Namen am unvollkommensten verdienenden Arten nehmen sich die Mühe, selbsteigen am Bau der Wohnung zu arbeiten. Diese kann sehr verschieden sein: eine Höhle in der Erde, eine Kluft im Gestein, ein Krähen- oder Eichhornnest, ein dichter Busch, eine dicht mit Heide oder anderem niederen Gesträuch bestandene Stelle im Walde &c. So viel als möglich wird der Aufenthaltsort dem Fell angepaßt: kein Raubthier der Erde liebt es gesehen zu werden. Der braune Marder drückt sich auf dem Ast der Föhre nieder als wäre er mit diesem verwachsen, der Fuchs versteht es meisterhaft sein allseitig sich anschmiegendes Kleid durch die möglichst ähnlich gefärbte Umgebung aufnehmen, verwischen, verschwinden zu lassen; der Luchs oder die Wildkatze wählen zu ihrem Anstande sicher

einen alten mit Flechten bedeckten Baum; nicht einmal der Bär trabt rücksichtslos über eine Blöße dahin, und bei Tage verbirgt er sich ebenso sorgsam, wie die übrigen.

Thiere fast aller Klassen und Früchte oder überhaupt Pflanzenstoffe bilden die Nahrung der Raubthiere. Wenige nähren sich ausschließlich von anderen Thieren, und alle können an pflanzliche Nahrung gewöhnt werden, obgleich solche für einzelne immer eine unnatürliche Speise bleibt. Luchs und Wildkatze rühren im Freileben Pflanzenstoffe nicht an.

Unsere Thiere sind um so vollkommenere Räuber, je größer ihre Bewegungsfähigkeit ist. Man nennt Bär und Dachs oft harmlos, will aber damit nichts Anderes sagen, als daß sie das Räuberhandwerk weniger als andere verstehen: — einfach deshalb, weil ihnen deren Gewandtheit mangelt. Man prüfe nur, wie gutmüthig der Bär ist, wenn er ein Wildpret glücklich zwischen seinen schweren Tatzen hält, und man wird sich gewiß eines Richtigeren überzeugen. Alle Raubthiere verdienen ihren Namen: sie sind geborene Räuber. Aber der Hunger thut weh, die Jagd ist beschwerlich, und so können Früchte unter Umständen recht wohl als ganz vortreffliche Speise betrachtet werden!

Die weiblichen Raubsäugethiere werfen in den ersten Monaten des Jahres zwei bis zwölf Junge und ziehen diese ohne, seltner mit Hilfe ihres Gatten an einem möglichst versteckten Orte groß, vertheidigen sie mit Heldenmuth, unterrichten sie sorgfältig in ihrem Gewerbe und überlassen sie, sobald sich der Paarungstrieb bei ihnen wieder regt, ihrem Schicksale. Bei einigen Arten tritt der Vater als Feind der Familie gegenüber: er frißt, wie Saturn, die eigenen Kinder auf.

Daß der Schaden, welchen die Raubthiere dem Menschen zufügen, größer ist als der Nutzen, welchen sie ihm schaffen, beweist der Vertilgungskrieg, welchen der Gewaltherrscher des Erdenrunds mit dem Tage begann, der ihm die erste rohe Waffe in die Hand gab und welchen er heute noch fortführt. Aber leider hat er diesen Vernichtungskampf von jeher übertrieben und thut Dies noch. Auch hier müssen die „Gerechten“ mit den „Ungerechten“ leiden: die vorwaltend nützlichen Raubthiere theilen das Geschick der überwiegend schädlichen. Heutigen Tages noch grollt der Ungebildete dem Wiesel, weil es ab und zu einmal ein Hühnerei stiehlt, ohne daran zu denken

und ohne ihm dafür zu danken, daß es für jedes einzelne Hühnerei wohlgezählt hundert Mäuse vertilgt.

Wir wollen uns bestreben, den Nutzen und Schaden, welchen die Raubthiere uns, den selbstsüchtigsten aller Thiere, bereiten, gerecht gegeneinander abzuwägen: es wird daraus hervorgehen, daß wir der größeren Mehrzahl des Raubzeugs mehr schulden als wir glauben.

Unter dem Raubzeug stellen wir, wie billig die edelste Sippschaft, die Katzen, oben an. Sie sind es, welche am vollständigsten das Gepräge der Räuber an sich tragen. Eben deshalb werden sie uns am schädlichsten und — verhaßtesten.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß auch hier das Sprichwort gilt: „Der Haß macht blind". Die Zahl der wirklichen Katzenfreunde ist sehr gering, weil äußerst wenige Menschen es verstehen, andere Wesen vorurtheilsfrei zu betrachten. Man dichtet den Katzen allerlei üble Eigenschaften an; man beurtheilt sie nach menschlichen Ansichten; man verkennt in dieser Blindheit die prächtigen Thiere ganz und gar.

Der Naturforscher denkt anders, eben weil er Forscher ist, d. h. sich bestreben muß, ohne vorgefaßte Meinung zu prüfen, zu lernen. In seinem Auge werden die Katzen zu wesentlich anderen Geschöpfen, als sie es nach der Meinung der großen Menge sein sollen. Er erkennt ihre hohen Begabungen einfach an und gewährt ihnen deshalb ohne Widerstreben die Vorrechte, welche sie verdienen.

Die Katzen dürfen ohne Bedenken die vollkommensten Thiere in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, d. h. mit Ausnahme des Menschen genannt werden. Ihr Leib ist ebenso regelmäßig und einhellig, als zierlich und anmuthig gebaut, ihre Bewaffnung ist vortrefflich, ihr Haarkleid ansprechend gefärbt, ihre Sinne stehen auf sehr hoher Stufe und ihre geistigen Fähigkeiten werden nur von Denen unterschätzt, welche sie nicht kennen.

Wir können uns kurz fassen bei der allgemeinen Beschreibung der Katzenfamilie; denn unsere Hauskatze, die so vielfach verkannte, unentbehrliche Dienerin unseres geordneten Hauswesens, bietet sich ja Jedermann zu selbsteigener Betrachtung und Beobachtung dar. Die Hauskatze darf als Bild der gesammten Familie angesehen werden; denn sämmtliche Katzen gleichen

sich in allen wesentlichen Merkmalen. Auch hierin spricht sich ihre hohe Stellung aus.

Die Kennzeichen der Katzen sind, kurz zusammengefaßt: ein kräftiger ebenmäßig gebauter Leib mit rundlichem Kopfe, starkem Halse, stämmigen Beinen und kurzen Füßen, welche vorn fünf-, hinten vierzehig sind, ein weiches glattes Fell, dessen Färbung stets der Gesammtfärbung des Wohnortes entspricht, große Augen und Ohren, aber verkümmerte Nase, ein furchtbares Gebiß mit überwiegend großen schlanken Fang- oder Reißzähnen und scharfzackigen Kauzähnen, zurückziehbare scharfe Sichelkrallen, eine mit Hornstacheln besetzte Zunge, ein länglicher Magen und ein Darm von drei bis fünffacher Leibeslänge. Der Schwanz schwankt in weiten Grenzen; er ist bald lang, bald mittellang oder auch sehr kurz. Alle übrigen Merkmale sind nebensächlicher Art.

Im Verhältniß zu ihrer Größe sind die Katzen die gewandtesten und kräftigsten aller Raubthiere. Sie genießen nur selbsterlegte Beute, vorzugsweise solche, welche den beiden ersten Klassen des Thierreichs, den Säugethieren und Vögeln angehört. Waldreiche Gegenden sind ihnen die liebsten Wohnorte. Sie gehen gut, springen geschickt, klettern fast sämmtlich ziemlich leicht und verstehen auch das Schwimmen ganz leidlich. Bei ihren Räubereien zeigen sie sich schlau und listig; sie vermeiden offene Gewalt so lange als möglich. Die Weibchen gehen kurze Zeit trächtig und werfen zwei bis fünf Junge, welche sie zärtlich, hingebend lieben und mit erhabenem Muthe vertheidigen, auch lange Zeit sorgfältig unterrichten.

So viel im Allgemeinen: die beiden in unserem Vaterlande wildlebenden Vertreter der Familie mögen uns die bevorzugten Thiere nunmehr genauer kennen lehren.

1. Der Luchs, Lynx virgatus.*)

Felis Lynx Linné. F. lupulina Thunberg. F. Lyncula und F. virgata Nilsson.

Der Luchs ist eine kräftige Katze mit hohen aber starken Läufen und verhältnißmäßig sehr derben Branken, einem Stummelschwanze, dichtem, langem

*) Vom Löwen, Felis Leo L., und Tiger F. tigris L., bis herab zur schmiegsamen Hauskatze, F. catus L., vereinigte Linné und lange Zeit auch seine Nachfolger sämmtliche katzenartigen Zehengänger in der einen Gattung Felis. Aber schon der gewaltige

[illegible]

Google

Bart und steifen zolllangen Haarbüscheln an den Ohrspitzen. Die Färbung ist eine so vielfach wechselnde, daß nach ihr die ähnlichen Luchse schwer oder nicht zu bestimmen sind. Oben und auf den Seiten des Rückens zieht der dichte, weiche Pelz gewöhnlich ins Röthliche, Silberfarbene, auf der Unterseite des Leibes und an den Innenseiten der Läufe ins Weiße. Ebenso

Fig. 3.

Der Luchs, Lynx virgatus.

gefärbt sind die Lippen, die Augenkreise und der Vorderhals. Im Gesicht herrscht die röthliche Farbe vor; die Lauscher sind außen schwarz, innen weißlich behaart; die Ohrpinsel (das Hauptmerkmal der Sippe) bestehen aus steiferen, schwarzen Haaren. Die Ruthe oder der Schwanz ist gleichmäßig

---

Unterschied in der ganzen Persönlichkeit und noch mehr die Verschiedenheit, namentlich in der Färbung und Zeichnung des Haarkleides, der Länge des Schwanzes und einige andere Merkmale haben zu dem Versuche veranlaßt, die artenreiche Gattung oder Familie in Unterabtheilungen zu zerfällen, welchen zum Theil auch, wie z. B. Lynx und Catus, als Untergattungen besondere Namen gegeben worden sind. Allein die außerordentlich große typische Uebereinstimmung, welche hinsichtlich des Baues wie des Naturells trotzdem die ganze Reihe der Katzenarten umfaßt, läßt es fast rathsamer erscheinen, von der Trennung einer Genossenschaft abzustehen, welche die Natur durch so innige Bande geeinigt hat.

Digitized by Google

dick behaart, sechsmal, aber undeutlich schwarz geringelt, und im letzten Drittheil seiner Länge ebenso gefärbt. Der übrige Balg ist dunkel gefleckt, zumal auf der Oberseite des Leibes; die Fleckenzeichnung ist jedoch so abweichend, bald heller bald dunkler, bald sehr entschieden, bald kaum hervortretend, daß sich etwas Bestimmtes über sie nicht sagen läßt. Sie wurde zur Annahme mehrerer Luchsarten Veranlassung; jedoch scheinen neuere Beobachtungen dargethan zu haben, daß alle die sogenannten Arten der nördlich von den Alpen wohnenden Luchse nur als Spielarten eines und desselben Thieres anzusprechen sind. Der Schwede Nilsson, welcher mehrere Luchsarten aufstellte, hat sich selbst berichtigt, nachdem er fand, daß ein und dasselbe Gewölfe (wie der Waidmann die gleichzeitig geborenen Geschwister bei den reißenden Thieren kunstgerecht benennt) verschieden gezeichnete Junge enthielt.

Auch in der Größe sind die Luchse sehr verschieden. Regel ist, daß die in nördlichen Ländern Europa's lebenden Luchse bedeutend größer sind oder werden, als diejenigen, welche in den Alpenländern noch vorkommen, möglicher Weise deshalb, weil die großen Waldungen Skandinaviens und Rußlands ungleich günstigere, d. h. weniger von dem Menschen zu überwachende Wohnorte des Raubthieres sind und dieses ein höheres Alter erreichen lassen, als die wohl beaufsichtigten Jagdgebiete Mitteleuropa's.

Ein vollkommen erwachsener Luchs übertrifft einen Leoparden an Höhe, erreicht jedoch kaum drei Viertheile von dessen Leibeslänge, nach Abzug des Schwanzes; und erscheint wegen der stummelhaften Ruthe noch kürzer, als er ist. Der Luchskater kann bis vier Fuß lang werden, wovon dann sieben bis acht Zoll auf die Ruthe zu rechnen sind, eine Höhe von zwei Fuß neun Zoll und ein Gewicht von neunzig Pfund erreichen. Solche ehrwürdige Alte sind aber sehr seltene Erscheinungen: die meisten, welche geschossen werden, haben kaum zwei Drittheile dieser Größe erreicht.

Im Knochenbau kennzeichnen den Luchs: sieben Hals-, dreizehn Rücken-, sieben Lenden-, drei Steiß- und funfzehn Schwanzwirbel, außerdem auch der letztere untere Backenzahn, welcher dreizackig ist, während derselbe Zahn bei der Wildkatze nur zwei Spitzen zeigt. Die Stirnbeine und Zwischenkieferbeine sind auffallend lang gestreckt.

Gegenwärtig bewohnt der Luchs regelmäßig noch Rußland (Sibirien,) Skandinavien, die Karpathen und endlich die Alpen. Von diesen Gebirgen und von Rußland aus streift er zuweilen nach Deutschland herein, manchmal

bis ziemlich tief in das Innere. Seine Wanderungen werden jedoch immer seltener. Unseres Wissens wurde der letzte Luchs in Deutschland im Jahr 1846 bei Wiesensteig in Würtemberg geschossen; später spürte man noch einige in Oberbayern. In früheren Zeiten soll er in Deutschland nicht selten gewesen sein; häufig jedoch war er wohl niemals und nirgends.

Der Luchs bedarf ein sehr großes Gebiet. Er ist in allen Stücken eine echte Katze. Als solche verschmäht er jede Nahrung, welche er sich nicht selbst erbeutete, kommt auch nur im Nothfalle zu den Ueberresten eines gestern gehaltenen Males zurück. Er verödet also bald jeden Thierbestand und wird dann gezwungen, andere nahrungsversprechende Gegenden aufzusuchen. Hiermit ist seine Lebensweise zum größten Theile erklärt; denn es versteht sich eigentlich von selbst, daß ein Raubthier von seiner Stärke es bequemer findet, einer solchen Beute nachzustreben, welche für den Nahrungsbedarf des Tages mehr als ausreicht, als kleinerem Wilde, von dem mehrere Stücke zur Stillung des Hungers erforderlich, in länger währender Jagd nachzustreben.

Als echte Katze bekundet sich der Luchs in jeder Bewegung, in der Art und Weise zu rauben, in seinen Eigenschaften, Sitten und Gewohnheiten. Obwohl er seine Stärke vollkommen kennt und unter Umständen den wilden Muth seiner Sippschaft zu zeigen weiß, hält er sich doch nach Räuberart verborgen, so lange als möglich. Bei Tage ruht er in irgend einer Höhlung, im Geklüft oder auf einem stärkeren Baumaste so bequem als thunlich gelagert; gegen Abend beginnt er seine Streifzüge, falls nicht irgend ein Wild unvorsichtig nah am Lager vorübergegangen und ihm zum Opfer gefallen sein sollte. Er ist in allen Leibesübungen Meister, liebt aber eine ernste Beschaulichkeit. Wir haben gefangene Luchse längere Zeit beobachtet und gefunden, daß sie sich gerade hierdurch von anderen Katzen sehr unterscheiden, selbst von den südlicher lebenden Luchsarten. Sie erscheinen mürrisch, eigensinnig und faul ihren Familien- und Sippengenossen gegenüber, liegen, einem in Erz gegossenen Bilde vergleichbar, fast bewegungslos halbe Tage lang auf demselben Ast und beweisen nur durch Zusammenrümpfen der Lippen, durch Bewegen der Lauscher und Lichter und endlich durch Wedeln und Stelzen der Lunte, daß der Geist an der Ruhe des Leibes nicht Theil nimmt, sondern ohne Unterlaß beschäftigt ist. Der Luchs geht mit ziemlich schnellen Schritten, „schnürend“, d. h. einen Fuß in gerader Linie vor den

andern setzend, klettert ganz vorzüglich, springt meisterhaft mit ebenso viel Anmuth als Kraft, bis funfzehn Fuß weit und bis zehn Fuß senkrecht empor und gebraucht seine Vorderpranken mit gedankengleicher Schnelle und unfehlbarer Sicherheit. Er führt jede Handlung mit würdigem Ernste, verständiger Ueberlegung und eiserner Ruhe aus. Niemals denkt er daran, wie die übrigen Katzen gierig nach einer Beute zu schauen oder zu springen; er faßt vielmehr das ihm vorgeworfene Fleischstück oder das ihm geopferte Thier ruhig und fest ins Auge, nähert sich ihm langsam, greift blitzschnell zu, wedelt dabei rasch und heftig mit der stummelhaften Lunte und frißt dann, scheinbar ebenso mäßig und gelassen, wie ein wohl erzogener Mensch, — nicht mehr und nicht weniger als er bedarf, dem Uebrigbleibenden verächtlich den Rücken kehrend. Die häßliche Gewohnheit anderer Katzen, mit ihrer eben gefangenen Beute noch längere Zeit zu spielen und sie angesichts des Todes zu ängstigen, besitzt auch er; nur geschieht dieses Spielen mit demselben Ernst, wie alle übrigen Handlungen.

In ähnlicher Weise, wie in der Gefangenschaft, wird der Luchs auch im Freileben verfahren. Wir würden uns einer Unwahrheit schuldig machen, wenn wir behaupten wollten, die Jagdweise des Luchses zu kennen. Alle Beobachtungen, welche gemacht werden konnten, sind Bruchstücke zu solcher Kunde: — aber diese Bruchstücke reichen zu einem verständlichen Bilde der Gewohnheiten des jagenden Luchses nicht aus. Wir wissen etwa Folgendes:

Der Luchs lebt bis gegen die Paarungszeit hin einzeln in einem beutereichen Gebiet. Nachts durchstreift er dasselbe und unter Umständen die Nachbarschaft. Er streicht weit umher, vom Gebirge aus bis tief in die Ebene herab, jedoch nur dann, wenn es im zusammenhängenden Walde geschehen kann; denn in die freie Ebene tritt er nicht hinaus. Wo ihn der Morgen überrascht, endet seine Wanderung. Er sucht sich ein passendes Versteck und ruht in ihm während des Tages. Sehr gern bäumt er zu diesem Zwecke auf irgend einem alten starken Aste, am liebsten auf einem Eichenaste, dessen Rindenfärbung der seines Pelzes ähnelt. Hier legt er sich mit eingezogenen Läufen und übereinander gebogenen oder eingeschlagenen Pranken nieder; in derselben Stellung schlummert er auch. Er hat einen außerordentlich leisen Schlaf; das geringste Geräusch ist hinreichend, ihn zu ermuntern. Augenblicklich spitzen sich die Lauscher und die Lichter richten sich bald nach der verdächtigen Gegend. Entdeckt er in der Ursache des

Geräusches einen Menschen oder ein ihm gefährlich scheinendes Thier, so versucht er sich zu drücken; erspäht er ein Wild, so bemüht er sich desselben habhaft zu werden: denn auch bei Tage läßt er kein schwächeres, nahrungversprechendes Thier an sich vorübergehen. Falls der Ast, auf welchem er liegt, nicht zu hoch ist, springt er von oben herab auf die ersehene Beute; im entgegengesetzten Falle klettert er vorsichtig nach unten, schleicht unhörbar seinem Ziele zu, sucht sich durch dichte Büsche und andere Gegenstände zu decken und springt endlich dem Thiere mit einem oder zwei Sätzen auf den Nacken, schlägt ihm die Klauen beider Pranken in den Hals und beißt die Halsschlagadern durch. Nur die höchste Gefahr vermag ihn zu bestimmen, das einmal gefaßte Thier wieder loszulassen: in Norwegen wurde ein junger Luchs von einer Ziege, auf welche er gesprungen war, bis in den Hof des Heerdenbesitzers geschleppt und dort erlegt; seine Raubgier überwand alle Bedenken. Alte Luchse sind schlauer und lassen beim Anblick eines Menschen von ihrer Beute ab, nicht aber von einem Gegner, z. B. von einem Hunde oder selbst von dem Jäger, welcher sie verwundete. In Wuth gesetzt, wehrt sich der Luchs auch gegen offenbare Uebermacht.

Es wird, außer den Raubthieren wenige Waldsäugethiere und Vögel geben, denen der Luchs nicht gefährlich werden könnte. Thiere bis zur Größe des Rehes hinauf sind nicht vor ihm sicher: er stürzt sich selbst auf Edelwild, auf das Elch, das Ren, auf das Kalb des Wisent. Ebensowenig verschmäht er kleine Beute. Das Rascheln einer im Laube dahinhuschenden Maus erregt in ihm dieselbe Theilnahme, welche unser Hinz unter ähnlichen Umständen an den Tag legt; ein vorüberfliegender Vogel wird höchst sorgfältig beobachtet und wo möglich gefangen. Von größeren Thieren leckt er zuerst das Blut; dann reißt er den Leib auf, bemächtigt sich der edlen Eingeweide und frißt schließlich bis zum Sattwerden vom Hals und den Schultern. An dieser Art der Zerstückelung seiner Beute soll er sicher zu erkennen sein. Man behauptet, daß er wie der Puma Südamerika's unter Umständen weit mehr erwürge, als er verzehren kann und sich dann mit dem Blut seiner Schlachtopfer begnüge. Unter dem Wildstande oder unter zahmen Heerden kann er also sehr großen Schaden anrichten.

Ueber die Ranzzeit fehlen genügende Beobachtungen. Nach Tschudi soll er (in den Alpen wenigstens) im Januar oder Februar begehren und die Ranze selbst unter abscheuligem Katzengeschrei stattfinden. Die Tragzeit wird

zu zehn Wochen, die Anzahl des Gewölfes zu zwei bis vier angegeben. Nur so viel ist sicher, daß das Lager der säugenden Luchsin außerordentlich selten gefunden wird, junge Luchse daher auch überaus schwer zu bekommen sind.

Der Schwede Grill war so glücklich, einen etwa zwei Tage alten Luchs zu erwerben. Seine Hauskatze mußte das verwaiste Thierchen groß saugen und unterzog sich diesem Geschäft mit all' jener liebenswürdigen Zärtlichkeit, welche Katzenmütter an jungen hilflosen Thieren zu bethätigen pflegen. Nach vier Monaten entwöhnte sie den Findling und dieser mußte nun mit Hausmannskost fürlieb nehmen: er erhielt Milch, Brei, Kartoffeln &c., aber kein rohes Fleisch. Vielleicht in Folge dieser Erziehung wurde er ganz so zahm wie eine Hauskatze, spann auch wie sie oder fauchte nach vieler Katzen Art, wenn er erzürnt wurde. Im fünften Monate wechselte er die Eckzähne.

Jener Luchs, dessen wir vorher gedachten, ist nichts weniger als zahm oder sanftmüthig. Sein Zorn wird wach, sobald sich ihm ein Mensch mehr nähert, als ihm recht ist. Er pflegt sich dann von seinem Lager zu erheben, wedelt heftig mit der Ruthe, zieht die Lippen zusammen und knurrt grollend in tiefster Brust oder faucht leise, jedoch ohne dabei wie andere Katzen das Maul aufzureißen. Andere Laute haben wir nie von ihm gehört, nicht einmal dann, wenn man ihn mit einer eisernen Stange belästigt. Gereizt zieht er sich stets nach seinem Baume zurück, schnellt sich mit einem einzigen Sprunge nach oben und lagert sich dann mit scheinbarer Ruhe auf einem Aste. Nach dem ihm vorgehaltenen Stocke haut er verdrießlich, aber niemals mit unüberlegter Heftigkeit. Er frißt nur Fleisch und trinkt blos Wasser oder Blut, ersteres in geringer Menge und selten.

Von Luchsjagden weiß man nicht viel zu erzählen, so viel aber doch, daß sie beschwerlich sind und gefährlich werden können. Der Luchs äfft den verfolgenden Jäger oft lange Zeit und offenbart dabei großen Scharfsinn oder berechnende List, wie der Fuchs, bleibt auch zuweilen regungslos auf dem Aste liegen und läßt mit der größten Seelenruhe die Jagd vorüber, die Hunde unter sich weggehen. Es wird behauptet, daß er, wie der Edelmarder durch irgend auffallende Gegenstände förmlich an eine Stelle gebannt werden könne, durch vor ihm aufgepflanzte Kleidungsstücke, z. B. mit denen der kluge Jäger ihn ködert, bis er zu Hause die Doppelbüchse geholt hat. Wir bezweifeln die Wirkung dieses Zaubers entschieden, geben dagegen

gern zu, daß der Jäger, welcher Luchse jagen will, die Büchse zur Hand nehmen, oder, falls er dies edle Werkzeug zu führen nicht versteht, hübsch zu Hause bleiben soll. Denn ein wund geschossener Luchs versteht keinen Spaß. Er stürzt sich todtverachtend auf seinen Angreifer und kann diesen und seinen Gehilfen Hund so zurichten, daß beide zu anderen Jagden dieser Art niemals wieder hinausziehen in den grünen Wald. In Skandinavien erzählt man sich mehr als eine Geschichte von Luchsjagden, bei denen Der, welcher todt auf der Wahlstatt blieb, nicht der Luchs war.

Glückliche Jäger haben Luchse auch gefangen und zwar in starken Tellereisen, welche auf den verspürten Wechsel des Thieres gestellt wurden. Sie versichern, daß die Wuth eines im Eisen hängenden Luchses schwer zu beschreiben ist. Er macht gewaltige Anstrengungen um sich zu befreien und reißt sich dabei nicht selten die Fänge oder Reißzähne und die Waffen der freien Pranken aus. Bei Ankunft des Jägers geberdet sich das erboste Thier wie rasend. Vor allem Anderen versucht es, sich an seinem Fänger zu rächen. Es hat große Schwierigkeiten, den gefangenen Luchs, so lange er noch am Leben ist, auszulösen; jede Unvorsichtigkeit kann furchtbar bestraft werden. Der geübte Fänger drückt das wüthend fauchende Thier mit Hilfe einer starken Stange zunächst fest auf den Boden nieder, versucht dann die Pranken einzeln in Schlingen zu fesseln, knebelt diese, zuletzt auch das Maul und macht so das ingrimmige Vieh endlich wehrlos. Der Hunger muß das Uebrige thun; jedoch läßt sich ein alt gefangener Luchs niemals zähmen, sondern bleibt auch bei der sorglichsten Pflege scheu und wild, Freundschaftsbezeugungen aller Art unzugänglich.

Der Balg des Luchses giebt ein Pelzwerk, welches um so mehr geschätzt wird, je höher im Norden sein Inhaber lebte. Die Waffen oder Krallen, in den Alpen „Luchskräul" genannt, werden in Silber gefaßt und von den Jägern als Beutezeichen oder Schmuck getragen. Das Wildpret wurde früher bei uns zu Lande als ein besonderer Leckerbissen betrachtet. Ein Graf von Henneberg schreibt an Landgraf Wilhelm von Hessen 1578 bei Uebersendung des Wildprets zweier „Luxinnen„: „E. L. wolle Solches für lieb und gut annehmen und derselben neben ihrer Gemahlin und junger Herrschaft in Fröhlichkeit und guter Gesundheit genießen und ihr wohl schmecken lassen." Beim Kongreß in Wien sollen mehrere Luchsbraten auf die Fürstentafel gekommen sein. Als der Luchs seltner wurde, kam sein

Wildpret in den Geruch der Heilkräftigkeit und Wunderthätigkeit. Noch im Jahre 1819 wurde, wie Kobell angiebt, in Ettal Auftrag gegeben einen Luchs zu fangen, da dessen Wildpret dem König von Bayern als Mittel gegen den Schwindel dienen sollte.

2. Die Wildkatze oder der Kuder, Catus ferus.

(Felis Catus Linné, Felis sylvestris Brisson).

Es giebt noch immer viele Jäger und Naturforscher, welche in der Wildkatze die Stammart unseres mäuse- und rattenvertilgenden Hausfreundes Hinz zu erkennen glauben. Die Aehnlichkeit beider Thiere ist allerdings nicht abzuleugnen; jedoch sprechen genügende Gründe gegen jene Ansicht Bei genauerer Untersuchung des Kuders und der Hauskatze machen sich durchgreifende Unterschiede bemerklich. Die allgemeinen Verhältnisse beider Thiere sind zwar wesentlich dieselben; im Bau des Schädels aber und in der Bildung des Darmschlauches weichen sie entschieden ab.

Weit eher wird man die kleinpfötige Katze (Catus maniculatus) aus Südnubien als die Stammart der Hauskatze annehmen dürfen. Beobachtungen, welche man über die durch Zähmung und Züchtung bewirkten Abänderungen der Thiere überhaupt gemacht hat, finden dann Bestätigung. Die Hauskatzen der Nubier, Araber und Jemenesen sind noch heut zu Tage Abbilder der kleinpfötigen Katze; das dieser eigenthümliche Gepräge, namentlich die Schmächtigkeit der Gestalt aber verwischt sich in der Hauskatze um so vollständiger, je mehr sie zum eigentlichen Hausthiere und damit den Einflüssen der Zähmung und Züchtung zugänglich oder ausgesetzt wird.

Auch geschichtliche Gründe sprechen für die Annahme, welche die nubische Katze zur Stammmutter der Hauskatze stempelt. Daß die Hauskatze bei den alten Egyptern als heiliges Thier galt und nach ihrem Tode einbalsamirt wurde, weiß Jedermann; weniger bekannt aber ist es, daß das nützliche Geschöpf bei uns noch im Mittelalter als Hausthier selten war. Howel Lebon, Fürst von Wallis, erließ im Jahre 948 ein besonderes Gesetz zum Schutze der Hauskatze und drohete Demjenigen, welcher eins dieser Thiere stahl, hohe Strafen an. Es scheint also aus diesen Angaben eher hervorzugehen, daß die Hauskatze von Egypten aus zu uns kam, als von uns aus nach Egypten, wie gefolgert werden müßte, wenn man die früher

in Europa häufige, in Egypten dagegen gar nicht vorkommende Wildkatze als Stammmutter des Hausthieres ansehen wollte.

Die Wildkatze ist immer größer und stärker als unser Hinz. Ein alter Kater kann 3½ bis 4 Fuß lang werden; die Katze mißt gewöhnlich 3 Fuß. Davon kommt ein Drittheil auf die Ruthe (ohne Haare gemessen). Die Höhe am Widerrist beträgt fast die Hälfte der Leibeslänge ohne Schwanz, das Gewicht 10 bis 16 Pfund. Der Balg ist gelblichgrau von Farbe mit verwaschenen undeutlichen dunkleren Querstreifen gezeichnet. Ueber Oberkopf und Nacken verlaufen vier schwarze Längsstreifen, längs des Rückens ein

Fig. 4.

Die Wildkatze oder der Kuder, Catus ferus.

stärkerer gleichgefärbter. Schwarz oder mindestens sehr dunkelgrau oder dunkelbraun sind außerdem das Schwanzende, drei breite, unten durchgehende Ringe in der Endhälfte des Schwanzes und drei oder vier unten unterbrochene Binden in der Wurzelhälfte desselben, zwei nach unten hohle Bogenbinden auf den Schultern, die Sohlen der Vorderläufe und die vordere Sohlenhälfte der Hinterläufe wie auch die Lippenhaut. Unterseite des Leibes und Innenseite der Glieder sind rostgelb; das Kinn ist noch lichter, die Kehle weiß. Die Iris ist gelb; die Schnurrhaare sind weiß. Ueber die Fleckung und Bindenzeichnung läßt sich außer Dem, was bereits angegeben,

Digitized by Google

ebensowenig als beim Luchs etwas Bestimmtes sagen. Die Katzen erscheinen gewöhnlich etwas grauer als die Kater.

Unser Vaterland darf heutigen Tages noch als Wohngebiet der wilden Katze aufgezählt werden. Das Thier fehlt keiner der größeren Gebirgswaldungen. Auf dem Thüringer Walde und im Harz wird es alljährlich erlegt, im Spessart, Hundsrück und Schwarzwald ist es noch häufiger. Der Schaden, welchen es der edlen Jagd zufügt, ist jedoch nicht so bedeutend, als man gewöhnlich annimmt, und deshalb wird wohl nirgends der Wildkatze zu Liebe oder richtiger zu Leide von der vereinigten Jägerei besondere Jagd gehalten, wie es bei schlimmeren Räubern regelmäßig geschieht. Gewöhnlich ist es der Zufall, welcher sie dem Waidmann vors Rohr bringt. Sie ist scheu und vorsichtig, hält sich deshalb so lange als möglich im dichtesten Walde auf, wählt sich einen passenden Platz zum Standort und verbirgt sich hier während des Tages sorgfältig vor Aller Augen, über und unter der Erde, in hohlen Bäumen, auf starken Baumästen, im Geklüft, in Fuchs- oder Dachsbauen, im Ried oder Schilf. So kommt es, daß sie oft lange Zeit in einem Walde hausen kann, ohne daß man von ihrem Vorhandensein Kunde erlangt.

Von ihren eigentlichen Wohnsitzen aus unternimmt die Wildkatze oft weite Streifzüge. Sie kommt dabei gelegentlich in Gegenden, welche ihr die so erwünschte Deckung nicht gewähren können. Dann wählt sie nicht selten ein in jeder Hinsicht auffallendes Versteck: sie bezieht die Wohnungen ihres Todfeindes, des Menschen. Im Voigtlande wurde im Jahre 1859 ein Wildkater erlegt, welcher mehrere Tage lang in der Scheuer eines Bauerngehöftes geherbergt hatte; in Ungarn soll Aehnliches regelmäßig vorkommen, jedoch nur im Winter, welcher ja überhaupt die Raubthiere in die Nähe des Menschen treibt.

Die Wildkatze ist ein tüchtiger Räuber. Ihre Hauptnahrung dürfte die Familie der Mäuse liefern; doch läßt sie es keineswegs bei solcher, dem Menschen nur ersprießlichen Jagd bewenden. Dem kleinen Wilde wird sie ebenso gefährlich, wie der Luchs dem größeren. Rehkälber, junge Gemsen, Hasen und Kaninchen von jedem Alter, Auer- und Birkgeflügel, Haselhühner, Fasanen und anderes Federwild sind ihr weder zu groß noch zu schnell. Ihr scharfes Gehör, zweifellos der ausgebildetste ihrer Sinne und das kaum minder scharfe Gesicht erleichtert ihr die Jagd, und

ihre List und Gewandtheit bringt sie zu dem ersehenen Thiere, ehe dasselbe eine Ahnung hat. Sie jagt ganz wie unsere Hauskatze, springt nicht von oben herab auf ihre Beute, sondern nähert sich derselben durch meisterhaftes Schleichen auf dem Boden. Mit dem gefangenen Thiere spielt sie in derselben grausamen Weise, wie Andere ihres Geschlechts. Doch ist sie nicht blutdürstig; wenigstens soll sie nicht mehr Thiere morden, als sie zur Sättigung braucht. Hiermit will freilich nicht gesagt sein, daß sie, gesättigt, einem kleinen Wilde gestatten würde, unbefehdet an ihr vorüber zu gehen.

Auch der Kuder lebt bis gegen die Paarungszeit hin einsam. Ende Februars findet der Wildkater sich zur Katze. Seine Schweigsamkeit endet in Folge des Liebesrausches, welcher seiner mächtig wird. Er miaut ebenso sehnsüchtig und zärtlich, wie sein Vetter im Hause. Der Gegenstand seiner Liebe ist dafür keineswegs unempfänglich, zeigt sich jedoch nicht minder spröde, als die Hauskatze, so ungerechtfertigt Dies auch erscheinen muß, weil die Anzahl der Bewerber um die Liebe einer Wildkatze wohl schwerlich eine größere sein dürfte. Ganz ohne Kampf geht es aber nicht ab; denn die spröde Schöne verabreicht, vielleicht durch das Uebermaß ihrer Gefühle bewogen, ihrem stürmisch-zärtlichen Geliebten ab und zu eine recht wohl gezielte Ohrfeige um die andere. Von rühmenswerther Treue zu dem Geliebten hat sie nur mangelhafte Begriffe; sie läßt vielmehr das Recht des Stärkeren gelten und ertheilt der Minne Sold ebenso gern, als sie der Liebe Freuden sich hingiebt.

Nach acht bis neun Wochen bringt sie in einem sicheren Versteck vier bis sechs Junge: kleine, allerliebste Thierchen von etwas graulicherer Farbe als sie, an ihrem auffallend von zahmen Kätzchen abweichenden Schwanze und an ihrer Bösartigkeit sofort als echte, jeder Bevormundung seitens des Menschen entschieden abholde Waldeskinder zu erkennen. Sie kommen mit geschlossenen Augen zur Welt und schauen das Licht derselben erst nach zwölf bis funfzehn Tagen. Ihre Mutter pflegt sie mit größter Zärtlichkeit, bewacht sie und vertheidigt sie mit Muth gegen Feinde, namentlich gegen den Herrn Gemahl, welcher gelegentlich gar nicht übel Lust zeigen soll, seine Kinder als gute Beute zu betrachten. Bei Ankunft eines Menschen sucht die Wildkatze aber ihr und ihrer Jungen Heil in der Flucht: sie schleppt, wenn sie kann, das Gewölfe nach einem anderen Versteck. Zum Angriff soll sie keinen Muth haben; wenigstens kennt man unseres Wissens kein

Beispiel, daß sie unter solchen Umständen ihrem furchtbarsten Feinde sich zur Wehre gesetzt hätte, so gewiß auch Dies sonst geschehen ist.

Fast unnöthig ist es, zu sagen, daß die jungen Sprossen nicht blos geschützt, sondern auch baldmöglichst im Gewerbe unterrichtet und mit großer Sorgfalt zu tüchtigen Räubern herangebildet werden. Das in ihren Adern rollende Blut macht sich bald bemerklich. Kaum rattengroß, haben sie schon ganz den Sinn der Alten. Sie sind geradezu unbändig, der Zähmung beinahe unzugänglich; sie kratzen, beißen, fauchen wüthend, sträuben das Haar, und die Seher glotzen eine unsägliche Bosheit ihrem Fänger zu. Gewöhnlich verschmähen sie hartnäckig jede ihnen vorgesetzte Nahrung und ärgern und toben sich zu Tode. Daher kommt es denn auch, daß man den Kuder so selten in der Gefangenschaft sieht, — gezähmt wohl niemals.

Im freien Walde werden aus den Wildkätzchen bald muntere, spiellustige Geschöpfe und später Räuber, welche, sobald sie sich ihrer Kraft bewußt werden, von der Mutter sich trennen und selbstständig ihren Lebensweg dahin wandeln. Ein Jahr nach ihrer Geburt sind sie fortpflanzungsfähig; doch nehmen sie in den nächsten beiden Jahren noch immer an Stärke zu.

Ueber das Alter, welches der Kuder erreichen kann, ist selbstverständlich nichts Sicheres zu sagen: man nimmt ungefähr zwanzig Jahre als Lebensdauer des Thieres an. Altersschwäche oder Krankheiten werden dem bewegten Leben aber wohl nur selten ein Ende machen; bei uns zu Lande wenigstens ist es wahrscheinlich immer der Mensch, welcher dem Treiben und Wirken des vogelfreien Räubers ein Ziel setzt.

Die Jagd der Wildkatze hat ihre Schwierigkeiten und ist dabei keineswegs ohne Gefahr. Das vorsichtige und listige Thier verbirgt sich selbst dem scharfen Auge des Waidmannes oft lange. Eine Neue*) freilich ist für den Kuder eine schlimme Sache. Die sehr schräg geschränkten Schritte lassen die Spur kaum verkennen, und diese führt den kundigen Jäger ziemlich sicher zum Ziele, d. h. zum Schlupfwinkel des Thieres. Nun ist es aber immer noch nicht so ganz leicht, den Kuder zu Schuß zu bringen. Ein sehr scharfes Jägerauge gehört dazu, selbst dann ihn aufzufinden, wenn er gebäumt und sich platt auf einem Aste niedergedrückt hat; noch schwieriger aber wird die Jagd, wenn er zu Bau gefahren oder in einem hohlen Baume sich ver-

*) Der Waidmann versteht darunter einen über Nacht frisch gefallenen Schnee, eine „neue" Schneedecke, in der sich jede Fährte als „neu" erweist.

bergen hat. Hier muß er entweder durch Schwefeldämpfe ausgeräuchert oder mit Hülfe scharfer Dachshunde ausgetrieben werden. Der Hühnerhund, vor welchem die Wildkatze immer flüchtet, treibt sie dann zu Baum, verbellt sie und gewährt dem Schützen Zeit genug, sie gut aufs Korn zu nehmen. Sie verlangt einen wohlgezielten Schuß; denn sie hat ein sehr zähes Leben und vertheidigt sich, verwundet, mit achtunggebietendem Muthe. Nicht immer hat sie dabei den Kürzeren gezogen: — im Forste des Hummelshainer Reviers in Thüringen heißt eine Abtheilung heute noch „Wilde Katze" zur Erinnerung an den Kampf zwischen einem Kuder und einem Jägerburschen, welcher durch jenen seinen Tod fand. Schon der alte Hohberg weiß (1640) von der Lebenszähigkeit und dem Muthe verwundeter Wildkatzen zu berichten: „Der Hund aber ist der Kazen nachgeeilet und hat sie ergriffen. Ich mochte im diken Gezausicht nicht schießen, nahm alsobald meinen Degen und stieg in das Geröhricht, da ich den Hund mit der Kazen verwickelt funden, und sie auf die Erden durch und durch gespießet. Die Kaz, als sie sich verwundet empfunden, ließ straks vom Hund ab, und schwang sich also durchstochener, mit so großer Furie an der Klingen gegen meine Hand, daß ich selbigen (Degen) nothwendig habe lassen fallen müssen. Inzwischen aber ersahe der von der Kazen befreyte Hund seinen Vortheil, ergriff sie bei dem Genick und hielt sie so feste, daß ich Zeit hatte, mit dem Fuß den Degen wieder aus der Kazen zu ziehen und ihr vollends den Rest zu geben".

Nach Winckell soll der geschickte Jäger die Wildkatze auch reizen, d. h. durch Nachahmen der Mäusestimme herbeilocken oder in einem mit Katzenkraut, Fenchel, Mäuseholzschale, Veilchenwurzel, Kampher und Fett gewitterten Eisen fangen können: ob das Eine oder das Andere mit Erfolg geschehen wird, wollen wir, trotz unserer Zweifel, unentschieden lassen.

Das Wildpret des Kuders hat niemals dieselbe Würdigung gefunden, wie jenes vom Luchse. Kein Mensch hat es für feiner als Rehbraten erklärt; Niemand hat geglaubt, daß es königlichen Schwindel abzustellen vermöge. Man wirft es einfach weg und überläßt es den Raben. Der Balg wird zu Pelzwerk verwendet, steht aber keineswegs hoch im Werthe. Er ist es also nicht, welcher die Mühe bezahlt macht, die sich der Waidmann giebt, wenn es gilt, einen Kuder zu erlegen. Diese Mühe bringt anderen höheren Lohn: man muß aber Jäger sein, um ihn würdigen zu können.

Weit von den Katzen verschieden in Gestalt und Wesen, sind die Hunde, obgleich sie das Gepräge der Raubthiere festhalten. Sie bilden eine noch immer streng nach außen hin abgeschlossene Familie, ändern unter sich aber in höherem Grade ab, als die Katzen. Im Allgemeinen kennzeichnet sie ein gestreckter, auf hohen und schlanken Beinen ruhender Leib mit langem, spitzschnäuzigen Kopfe und mittellangem Schwanze, sowie ein aus straffen, beinah groben Haaren bestehendes Kleid, dessen Färbung gewöhnlich eine unbestimmt gemischte und verhältnißmäßig wenig lebhafte ist. Die Vorderfüße tragen fünf, die hinteren vier Zehen. Sieben Hals-, zwanzig Brust- und Lendenwirbel, drei Kreuzbein- und achtzehn bis zweiundzwanzig Schwanzwirbel setzen die Wirbelsäule zusammen; das Gebiß besteht regelmäßig aus zweiundvierzig Zähnen, unter denen die Reißzähne noch bedeutend hervortreten und die Lückenzähne wegen ihrer großen Anzahl auffallen. Dem sehr kräftigen Gebiß gegenüber erscheinen die Füße verkümmert. Sie sind keine Waffen, wie die Tatzen der Katzen oder die Pranken der Bären, sondern dienen nur zum Gehen und höchstens zum Festhalten, nicht aber zum Ergreifen der Beute. Ihre Krallen sind stumpf und können nicht zurückgezogen werden. Auch hinsichtlich der Weichtheile unterscheiden sich die Hunde vielfach von den Katzen. Ihre lange, schmale und vorstreckbare Zunge ist glatt, der Magen rundlich. Der Darmschlauch ist fünf bis sieben Mal so lang, als der Leib. — Unter den Sinnen steht der Geruch oben an, welcher wie wir wissen, bei den Katzen verkümmert ist; auf ihn folgt das Gehör, diesem das Gesicht; Geschmack und Gefühl sind weniger, jedoch immerhin noch hoch genug entwickelt.

Das geistige Wesen der Hunde entspricht ihren leiblichen Begabungen. Es fehlt ihnen der wilde Muth und der Blutdurst der Katzen; sie sind aber entschieden klüger und namentlich listiger, als diese. Ihr Charakter ist minder edler Art. Den Stolz des Löwen sucht man vergeblich bei einem einzigen Mitgliede der ganzen Familie; ihr Selbstbewußtsein ist gering. Viele sind erbärmlich feig und dabei hinterlistig, selbst tückisch; doch vermag der Hunger und die Erziehung seitens des Menschen Großes bei ihnen zu leisten, ihr vom Hause aus nicht eben rühmenswerthes Wesen zu veredeln. Aber solche Veredlung geht mit einer immer stärker hervortretenden Verknechtung Hand in Hand: je edler in unserem Sinne der Hund, ein um so größerer Sklave ist er.

Jeder Erdtheil und jeder Erdgürtel hat seine Hunde. Sie sind in den verschiedenartigsten Gebieten zu Hause, obgleich der Wald ihre bevorzugte Heimstätte bleibt. Im Gebirge steigen sie bis zur Schneegrenze empor. Ihre Schlupfwinkel sind verschiedener Art; die meisten verbergen sich in natürlichen oder selbstgegrabenen und bezüglich anderen Thieren abgenommenen Höhlungen. Hier wohnen sie einzeln oder höchstens in Familien, zu denen die Väter aber nur ausnahmsweise hinzu gezählt werden dürfen. Sie sind zwar weit geselliger, als die Katzen, vereinigen sich jedoch nur zu gewissen Zeiten in stärkeren Rudeln.

Alle Hunde sind behende und ziemlich gewandte Thiere. Sie gehen gut und ausdauernd, springen ziemlich weit und schwimmen geschickt, sind aber unfähig zu klettern. Ihre Beute erreichen sie durch listiges Beschleichen und dauerndes Verfolgen. Sie rauben andere Thiere aller Art, verschmähen aber auch Pflanzenstoffe nicht und nehmen im Nothfalle mit der ekelhaftesten Speise fürlieb.

Die Hündinnen gehen wenige Wochen trächtig und wölfen dann ziemlich viele Junge. Sie erziehen diese regelmäßig ohne Hülfe ihres Gatten, obschon es vorkommt, daß dieser an dem schwierigen Geschäfte Antheil nimmt. Nach Verlauf eines Jahres sind die Jungen fortpflanzungsfähig; ihre Selbstständigkeit erlangen sie aber schon viel früher.

Nach ihrer Leibesbeschaffenheit zerfallen sie in zwei große Gruppen, welche man, den bei uns hausenden Vertretern zu Liebe, Wölfe und Füchse nennt. Wir gewinnen ein ziemlich richtiges Bild der gesammten Familie, wenn wir mit Gestalt und Lebensweise dieser Vertreter uns vertraut machen.

3. Der Wolf, Canis Lupus, Linné.
(Lupus vulgaris, Brisson.)

Der Altvater der Thierkunde, Linné, giebt als wesentliches Unterscheidungskennzeichen zwischen Wolf und Haushund an, daß der erstere seine Ruthe geradeaus trägt, während letzterer sie gewöhnlich auf die linke Seite schlägt. So sehr ähnelt der Wolf gewissen Arten oder, wie Andere wollen, gewissen Rassen unseres treuesten Genossen, seines bittersten Feindes. Und dennoch ist der Eindruck, welchen Isegrimm macht, ein ganz eigenthümlicher.

Der Wolf ähnelt einem dürrleibigen, hochbeinigen Fleischerhunde. Sein Leib ist gestreckt, in den Weichen zusammengezogen, demungeachtet aber

Fig. 5.

Der Wolf, Canis Lupus, Linné.

kräftig; der Kopf ist länglich, die Schnauze zugespitzt; die hohen Läufe sehen aus, als ob sie nur aus Knochen und Sehnen beständen; die buschige Ruthe hängt fast bis zu den Fersen herab; die aufrechtstehenden Lauscher sind zugespitzt, aber doch ziemlich breit; die Seher sind schief gestellt. Ein rauher Balg, welcher aus groben, mittellangen, verschiedenfarbig geringelten Haaren besteht, deckt den Leib. Seine allgemeine Färbung ist ein unbestimmtes Fahlgrau, welches bald mehr in's Schwarze, bald mehr in's Rostgraue, und nach unten zu regelmäßig in's Gelblich-weißliche übergeht. Dieselben Farben haben die Schnauzenseiten und die Kehle. Schwarz gefärbt sind die Ohrränder, ein Fleck oben auf der Schwanzmitte, ein Halsband und ein schmaler Streif auf den Vorderläufen; braun ist die Unterlippe, rein rostfarben die Ohrgegend und die Außenseite der Läufe. Die Iris ist licht braungelb. Fünf Fuß und einige Zolle darf als mittlere Länge, $2^1/_2$ Fuß als Höhe

Digitized by Google

des Wolfs angenommen werden; die Ruthe mißt über 1¹/₄ Fuß. Das Gewicht beträgt selten über neunzig Pfund*).

Gegenwärtig bewohnt der Wolf ständig, außer einem großen Theile Asiens, noch den Norden und Süden Europa's, mit Ausnahme der zu dem Erdtheile gehörigen Inseln. Häufig ist er in Lappland, Finnland, Rußland und in den Donautiefländern, nicht selten in Schweden und Norwegen, Polen, Galizien, Ungarn, dem gebirgigen Spanien und Südfrankreich. In Mitteleuropa kommt er nur sehr einzeln, aber immer noch regelmäßig vor; nach Deutschland herein streift er von den Alpen, Karpathen, Ardennen, aus Polen und Galizien. Nach amtlichen Nachrichten wurden im Königreich Bayern allein in diesem Jahrhundert noch dreißig und einige Wölfe erlegt.

Das gefürchtete Raubthier siedelt sich hauptsächlich im Walde, sonst aber nach des Orts Gelegenheit an. Wenn es an Höhlungen mangelt, erscheint ihm ein dichter Busch, hohes Ried oder Getreide als erwünschter Aufenthaltsort. Hier liegt er den Tag über wohl verborgen, Nachts geht er auf Beute aus. So lange den Wolf nicht der rasende Hunger peinigt, versteckt er *sich mit ängstlicher* Scheu und weicht feig vor jedem Hunde *zurück: der Hunger nur macht* ihn zum gefährlichen Räuber, zum Wolfe in der *gewöhnlichen* Bedeutung des Worts. Schädlich bleibt er freilich immer.

Man darf den Wolf ein wohl ausgerüstetes Raubthier nennen. Er vereinigt leibliche und geistige Begabungen in sich, wie das Räuberhandwerk sie erfordert. Sein kräftiger Leib mit den hohen Läufen deutet auf Beweglichkeit und Ausdauer: der Wolf beweist oft genug, daß er beide besitzt. Im Verhältniß zu seiner Größe ist er sehr gewandt und dabei unermüdlich. Auf seinen Raubzügen durchstreift er bedeutende Strecken in einer Nacht;

*) Es unterliegt noch gerechtem Zweifel, ob man alle Wölfe Europa's als eine und dieselbe Art anzusprechen habe oder nicht. Wir nehmen keinen Anstand die Arteinheit des finnländischen und ungarischen Wolfs zu verneinen. Gefangene Wölfe aus Galizien und aus Finnland, welche wir in einem Raume zusammengesperrt sahen und also vergleichend beobachten konnten, zeigten so große Unterschiede, daß man sie unmöglich für dasselbe Thier halten konnte. Die Finnländer sind weit stärker und niedriger gebaut, als die Galizier; ihre Schnauze ist stumpfer, der Rücken wie mit einer dunklen Schabrake bedeckt; die Oberlippen sind fast rein weiß. Bei den einen wie bei den andern sind beide Geschlechter vollkommen gleich gestaltet und gefärbt. Ebenso unterscheidet sich auch der spanische Wolf ersichtlich von den mehr im Norden wohnenden Verwandten; doch enthalten wir uns über ihn des Urtheils, weil wir ihn nicht lebend und mit anderen zusammengesehen haben.

m Winter unternimmt er, vom Hunger angespornt, oft Reisen von mehreren hundert Meilen. Er geht nach Art des Hundes in scheinbar schiefer Richtung vorwärts, läuft rasch und eilig, schnürend und fast immer im Trabe, wird aber selten oder niemals auf längere Zeit flüchtig; obwohl er ziemlich weite Sprünge auszuführen vermag. Das Wasser meidet er, ohne es jedoch zu scheuen; denn auch das Schwimmen versteht er vortrefflich. Seine Stimme ist ein klägliches, vielfach abwechselndes Geheul und Gekläff. Bei Ueberraschung stößt er kurz abgebrochene Laute aus, welche an das Gebell des Haushundes erinnern. Im Zorn knurrt er, wie letzterer. Unter seinen Sinnen steht der Geruch oben an; Gehör und Gesicht sind ebenfalls hoch ausgebildet. Das geistige Wesen wird verschieden beurtheilt. Von großem Einfluß auf solche Beurtheilung pflegt der altherkömmliche, vererbte Haß zu sein, mit welchem der Mensch Isegrimm betrachtet. Man nennt den Wolf falsch, listig, tückisch, mordgierig, blutdürstig 2c.; man dichtet ihm außerdem hundertfach Eigenschaften an, welche er gar nicht besitzt. In Wahrheit liegt kein Grund vor, ihn in geistiger Hinsicht für ein von anderen Hunden verschiedenes Geschöpf zu erklären. Er besitzt alle Eigenschaften und Leidenschaften der Hunde im Allgemeinen, eigentlich keine mehr, aber auch keine weniger. Mit dem Haushunde ihn vergleichen, heißt denselben Fehler begehen, dessen Jeder sich schuldig macht, welcher einen Wilden mit gesitteten und gebildeten Menschen vergleicht. Dem sich selbst überlassenen Haushunde fehlt sehr wenig vom Wolfe, dem gezähmten Wolfe gar nicht sehr viel vom Haushunde. Der Wolf hat Hundeverstand und die List des Hundes; er zeigt dieselbe Feigheit und denselben Muth, wie sein nächster Verwandter; er besitzt das gleiche Jagdfeuer, welches ein Hühnerhund an den Tag legt, und auch nicht mehr Grausamkeit, Mordlust und Blutdurst, als jeder Hund kund giebt, sobald ihm Gelegenheit geboten wird, seine Gelüste zu befriedigen. Aber der Wolf ist eben ein noch nicht unterjochtes Geschöpf und der Hund ein seit undenklichen Zeiten dem Menschen botmäßiger Sklave, auf dessen Erziehung kaum weniger Mühe und Arbeit verwendet wird, als auf die Ausbildung des Menschen — in gar manchen Kreisen ungleich mehr. Hierin liegt die Ursache der Verschiedenheit zwischen Wolf und Hund. Verfährt man weniger einseitig, vergleicht man den Wolf mit anderen Wildhunden, mit dem Buansu (Canis primaevus), dem Dole (C. dukhensis), dem Dingo (C. Dingo), dem Kabern (C. simensis),

dem Adjak (C. rutilans), ja selbst mit den verschiedenen Schakalen (Canis aureus, mesomelas, Anthus) und endlich mit der zahlreichen Gesellschaft der Füchse: so bleibt ihm sehr wenig Eigenthümliches — kaum mehr, als durch seine bezügliche Größe und sein Leben in nördlichen Gegenden nothwendig bedingt erscheint.

Auch der Wolf ist der Erziehung im hohen Grade fähig. Wir denken jetzt an zwei Wölfe, welche von Jugend auf in Gesellschaft des Menschen waren; mit ihnen haben wir uns viel beschäftigt. Sie sind so sehr Hunde, daß ihnen eigentlich nur das Bellen fehlt, um ihren Verwandten vollständig zu gleichen. Wir liebkosen sie, und sie nehmen diese Liebkosungen mit derselben Freude entgegen, wie große Haushunde. Sie begrüßen uns, sobald wir zu ihnen kommen und wedeln uns freundlich nach, wenn wir von ihnen scheiden. Ihr Blick hat gar nichts Falsches, ihr Gebahren nichts Tückisches. Sie sind ungestüm, aber nicht im Geringsten bösartig, erkennen vielmehr unsere Freundschaft an und ordnen sich unserem Willen ohne Halsstarrigkeit unter. Denken wir uns die Nachkommenschaft dieser beiden Wölfe von einem guten Erzieher behandelt, *unterrichtet*, kurz erzogen: wir können uns in ihr nur große, rasche Hunde vorstellen, mit deren Gewohnheiten und Sitten. Einige Mucken würden ihr bleiben, schwerlich aber mehr, als gewisse Hundearten oder Hunderassen zeigen. Jene beiden Wölfe sind übrigens keineswegs die einzigen, welche sehr zahm wurden. Man kennt viele Berichte ähnlicher Art. Wir wollen nur noch einer, bisher nicht veröffentlichten Thatsache Erwähnung thun. Im Thiergarten zu Wien lebt eine Wölfin, welche in diesem Frühjahre (1863) mit einem Haushunde Junge erzeugte. Sie liebt ihre Sprossen mit all der rührenden Zärtlichkeit, welche sämmtliche Hunde gegen ihre Nachkommenschaft an den Tag legen. Und dennoch gestattet sie ihrem Wärter, zu ihr in den Käfig zu kommen, aus ihrem Gewölfe Eins um das Andere wegzunehmen. Sie sieht diesem dann mit großer Liebe und auch mit einer gewissen Unruhe nach, denkt aber gar nicht daran, sich als Wölfin zu zeigen, über den vermeintlichen Räuber ihrer Kinder herzufallen und ihn zu zerreißen: sie wartet ruhig ab, bis der Mensch, ihr Zwingherr, das Liebste, was sie kennt, ihr wieder bringt. Darf man solch Gebahren einzig und allein der oft besprochenen Feigheit des Wolfes zuschreiben? Gewiß nicht! Jene Wölfin beweist den Verstand, die Erziehungsfähigkeit, die hündische Dankbarkeit ihres Geschlechts.

Eine vergleichende Betrachtung der Wolfs- und bezüglich Hundefamilie überhaupt läßt auch die Raub- und Mordthaten des Wolfs als durchaus natürliche und keineswegs beispiellose Handlungen erscheinen. Andere Wildhunde verfahren nicht anders, als er: sie theilen seine Sitten, welche in Mancher Augen als Laster erscheinen wollen, den Thieren aber ihr Bestehen ermöglichen. Der Wolf, ein starkes, bewegliches Geschöpf, bedarf viel Nahrung, muß sich also solche verschaffen, es koste, was es wolle. Der reiche Sommer bietet ihm selbstverständlich ungleich mehr, als der Winter; deshalb bewohnt er während der guten Jahreszeit ein bestimmtes Gebiet, wogegen ihn der Winter zum Wandern zwingt. Man nennt den Wolf gefräßig: er ist im Gegentheil genügsam. Im Sommer nimmt er mit allerlei einfacher Kost fürlieb, wenn es sein muß. Seine Wildjagd läßt er freilich niemals — dafür ist er eben Raubthier — aber er macht keine verzweifelten Anstrengungen, um einem großen Wilde das Genick zu brechen. Im Norden bilden die Lemminge, im Süden Mäuse oft wochenlang seine bevorzugte Speise; nebenbei frißt er Aas, Lurche, Kerbthiere, Früchte und Beeren. Es ist unwahr, wenn ihm nachgeredet wird, daß er unmäßig sei; schon seine Schlankheit und Magerkeit widerlegt jenes Gerede. Er frißt so viel, als er bedarf und jagt, wenn er sich gesättigt, nicht weiter. Ein Jagdgebiet wird von dem Luchs ungleich eher verwüstet, als von ihm. Er zieht allerdings dem Wilde jeder Gattung nach, dem Ren wie dem Lemming, dem Edelwild wie den Viehheerden, den weidenden Pferden wie den Heeresmassen, mordet aber nur, wenn er hungrig ist. Bei seiner Jagd zeigt er alle List und oft auch die unverschämte Dreistigkeit des Fuchses, selten oder nie aber den tollkühnen Muth der Katzen. Er nähert sich kriechend und schleichend dem ersehenen Wilde oder Heerdenthiere, prüft den Wind mit größter Vorsicht, springt plötzlich zu, faßt seine Beute am Halse und reißt sie zu Boden oder ermattet sie durch unausgesetzte Verfolgung, bis er sich festbeißen und das Thier überwältigen kann. Das Wild, auf welches er einmal jagt, läßt er selten entkommen; sein Eifer steigert sich allgemach zur förmlichen Wuth, und diese läßt ihn oft alle Vorsicht vergessen. Ueberhaupt ist der Wolf, wie alle Hunde, ein leidenschaftlicher Jäger. Nach einer länger währenden Jagd wird er geradezu rasend; die Mordlust übermannt ihn dann vollständig: er reißt und wirft in seiner Aufregung alles Wild, welches er erlangen kann. Der Hunger bewirkt genau Dasselbe, und eben deshalb werden die

Wölfe im Winter so furchtbar. So lange ein Gebiet ergiebig ist, jagt der Wolf einzeln oder höchstens paar- und familienweise; wenn aber eine Gegend ausgeraubt ist und der Räuber zu weit ausgedehnten Jagdzügen gezwungen wird, vereinigt er sich gern mit anderen seines Gelichters und die Meute zieht nun gemeinsam würgend und mordend dahin. Ein Wolf ermuthigt den andern, feuert ihn an. Der Neid thut auch das Seinige, keiner gönnt dem andern Etwas, jeder will der Erste sein: so ist es erklärlich, daß eine solche Wolfsbande alles Gethier anfällt und zur wahren Geisel werden kann. Jetzt kennt der Einzelne keine Scheu, aber auch keine Schonung mehr. Er reißt und wirft, was er findet, greift selbst den sonst im höchsten Grade gefürchteten Menschen an, dringt in dessen Gehöft, in den Viehstall, würgt den an der Kette liegenden Hofhund. Die Ranzzeit, welche in den Winter und zwar in die Monate December bis März fällt, vermehrt noch die allgemeine Erregung und — den Schrecken unter Menschen und Thieren. Um die Liebe einer Wölfin streitend, fallen die Wölfe auch einander mörderisch an, kämpfen auf Tod und Leben, stürzen sich nicht selten vereint über einen einzigen her, beißen ihn todt und fressen ihn dann, sei es aus Wuth, sei es von dem gerade jetzt sie quälenden Hunger getrieben, ohne Zögern auf, wie jedes andere Wild. Aber solche Schandthat wird nicht ausschließlich von ihnen begangen: gerade in der Hundefamilie ist diese Art der Vernichtung des getödteten Feindes ein keineswegs seltenes Vorkommniß; genau wie der Wolf verfahren auch andere Wildhunde.

Versucht man alle die Thiere und Dinge aufzuzählen, welche der Wolf jagt und bezüglich verzehrt, so ergiebt sich, daß er keineswegs ein Kostverächter ist. Eigentlich ist ihm alles Genießbare recht. Vom Pferde an bis zur Maus herab ist kein Säugethier vor ihm sicher: er würde den Bären ebensowenig verschonen, wie den Menschen, vermöchte er es, dem kräftigen wohlbewehrten Gesellen beizukommen. Für Federwild jeder Art zeigt er dieselbe Leidenschaft, wie der Fuchs, und von allen übrigen Thieren schlingt er Das hinab, was er fassen kann. Im Nothfalle versucht er seinen bellenden Magen durch Baumknospen, Flechten und Moos, welche Dinge er gierig hinabwürgt, zu beschwichtigen.

Die Wölfin geht, abweichend von der Hündin, gegen dreizehn Wochen trächtig und bringt dann in einem erweiterten Fuchs- oder Dachsbau, auch wohl in einem dichten und dunklen Busche vier bis neun Junge. Sie liebt

die kleinen, allerliebsten Geschöpfe, welche blind zur Welt kommen und erst nach ungefähr vierzehn Tagen ihre Augen öffnen, mit außerordentlicher Zärtlichkeit und vertheidigt sie andern Wölfen oder Hunden gegenüber mit großem Muthe, schleppt sie auch, sobald sie Gefahr vermuthet, einem anderen sicheren Lager zu. Es wird noch immer von einigen Naturforschern behauptet, daß der Wolf an der Erziehung seiner Nachkommenschaft Theil nehme; doch liegen hierfür durchaus keine sicheren Beobachtungen vor: vielmehr wird von Andern, und höchst wahrscheinlich mit Recht versichert, daß die Alte gerade vor Ihresgleichen das Gewölfe besonders zu schützen habe. Sie allein muß als die Versorgerin und Erzieherin der jungen Brut angesehen werden. Anfänglich trennt sie sich kaum stundenlang von ihr, später muß sie, um der größer werdenden Schaar hinlängliche Speise zu schaffen, auf längere Zeit das Lager verlassen. Sie soll der kleinen Sippschaft zuerst die Speise vorkauen; später schleppt sie getödtetes und endlich noch lebendes Wild herbei und unterrichtet an ihm die hoffnungsvollen Sprossen in dem Gewerbe. Im Spätsommer begleiten die Wölflein ihre Mutter bereits bei ihren Jagden; mit Beginn des Winters sind sie selbstständig geworden; im dritten Jahre ihres Alters sind sie erwachsen.

Mensch und Wolf sind und bleiben unversöhnliche Feinde. Die Eingriffe in das Besitzthum des Ersteren, welche das Raubthier sich erlaubt, sind so empfindlicher Art, daß von einer Schonung des Räubers nicht die Rede sein kann. Es giebt kein Vernichtungsmittel, welches dem Wolf gegenüber nicht angewendet würde. Mit Büchse und Flinte, mit dem Spieß und der Knute, mit Netz und Schlinge, mit Gruben, Eisen und Gift zieht der Mensch gegen seinen Todfeind zu Felde, der hochgebildete Deutsche, wie der Lappe, der Spanier, wie der Russe. In den östlichen Grenzländern unseres Vaterlandes werden alljährlich noch große Wolfsjagden abgehalten; in Rußland vereinigen sich ganze Gemeinden, um des Alle bedrohenden Feindes sich zu entledigen. Ueber die bei uns üblichen Jagden brauchen wir hier keine Worte zu verlieren; dagegen erscheinen uns die Jagdweise der Steppenbewohner Rußlands und die der Lappen einer Erwähnung werth. Beide huldigen so recht eigentlich dem Grundsatze „Auge um Auge, Zahn um Zahn“: sie bereiten dem Wolf alle die Qual, alle die Todesangst, welche er jemals dem von ihm gejagten Wilde verursacht hat.

Die bedeutende Viehzucht der russischen und sibirischen Steppen macht öfters eine Wolfsjagd nöthig. Sie geschieht regelmäßig zu Pferde. Tüchtige

Reiter ziehen mit guten Hunden hinaus, versuchen diese auf die Fährte des Raubthieres zu bringen, treiben dasselbe auf und jagen im Galopp hinter ihm drein. Anfänglich hat der Wolf leichtes Spiel. Er setzt seine federnden Läufe in Bewegung und gewinnt bald Raum vor seinen Verfolgern. Die Steppe gewährt ihm aber keine Zuflucht. Unausgesetzt folgen ihm die Reiter stundenlang, meilenweit. Bogenläufe, welche er macht, werden ihm abgeschnitten. Näher und näher kommen die Pferde, die Hunde; das Geschrei und Gebell seiner Todfeinde jagt ihm Entsetzen ein. Er rast verzweifelnd dahin. Die Zunge hängt ihm weit aus dem Maule heraus, die Lippen sind mit Geifer bedeckt. Seine Kräfte ermatten von Minute zu Minute mehr. Endlich vermag er nicht länger zu laufen. Er ist vollkommen erschöpft, geistig, wie leiblich. Ohne auch nur an Widerstand zu denken, ergiebt er sich seinem Schicksal. Todesangst spricht aus seinen Mienen. Er legt sich nieder und rührt sich nicht mehr, nicht einmal dann, wenn die Peitsche ihm um die Ohren knallt. Wie ohnmächtig schnappt er um sich, den Balg gesträubt, die Augen verdrehend, schnaufend, lechzend, stöhnend. Die Knute endet seine Qual; ein Schlag über die Nase macht ihn verenden.

Nicht minder peinigend für den Wolf, für die Jäger aber weit anziehender, ist die Jagd der *Lappen*. Ihnen ist der Wolf der fürchterlichste Feind. Sie sprechen vom „Frieden im Lande“, wenn die Wölfe mit der Jagd der Lemminge beschäftigt sind; die Zeit des Kampfes, des Krieges beginnt für sie, wenn die Raubthiere ihnen, oder ihrem Heerdenthiere, dem Ren folgen. Diese Heerden belästigt der Wolf fast durch das ganze Jahr; sie schmälert er von Tag zu Tage. Machtlos stehen die Lappen dem Feinde gegenüber, welcher sich sorgfältig genug hütet, der kleinmündigen Büchse zu nahe zu kommen. Viele Monate hindurch betreibt er ungerochen seine Jagd. Aber es giebt eine Zeit der Vergeltung. Die lange Nacht bricht an. Tagelang wirbeln Schneeflocken hernieder; die Tundra trägt bald ihr Winterkleid. Jetzt hat die Stunde der Rache geschlagen. Beim märchenhaften Schimmer des Nordlichtes zieht die junge Mannschaft hinaus in den Kampf gegen den Feind ihrer einzigen Habe. Der gestählte Fuß trägt den Schneeschuh, die kräftige Hand die scharfspitzige Lanze: eine schneidige Messerklinge, befestigt an einem langen Stocke, geborgen in einer lose aufliegenden Scheide. Leicht gleiten die schmächtigen Gestalten über den weichen Schnee, in welchen

jetzt selbst das Ren tief einsinkt, trotz seiner natürlichen Schneeschuhe, der breitgestellten Hufe. Sie treiben die Heerde weit ab von dem verrätherischen Walde, in die offene Tundra hinaus. Den Wolf zwingt der Hunger, ihr zu folgen. Mühsam arbeitet er sich zu den Renthieren heran; bei jedem Tritte sinkt er bis zum Bauche in den lockeren Schnee. Da nahen sich ihm, aufjauchzend vor Lust, die Hüter der Heerde. Er flüchtet; aber nur langsam kommt er vorwärts. Die leichten Skyläufer sind ihm schon dicht auf den Fersen. Verzweifelnd strengt er sich an, ihnen zu entrinnen. Sein Mühen ist vergeblich. Schon fühlt er die Schläge der Lanzenspitze auf seinem Rücken, die lockeraufsitzende Scheide fällt ab, und die Männer bohren ihm jauchzend das scharfe Eisen durchs Herz. Hoch auf und schäumend quillt das Blut aus tödtlicher Wunde: — die Jagd ist beendet. Ein Ren mit dem leichten Schlitten wird herbeigebracht, um den Räuber der Heerden nach dem Zeltdorfe zu schleifen, in welchem der helle Jubel losbricht und das Rühmen der muthigen Männer beginnt, sobald der ersehnte Zug sich zeigt. Der geerntete Ruhm entschädigt tausendfach für alle Mühen und der werthvolle Balg ist noch eine angenehme Zugabe für den glücklichen Jäger.

Nächst dem Menschen steht dem Wolfe fast ausnahmslos die höhere Thierwelt feindlich, wenn auch größtentheils ohnmächtig gegenüber. Die meisten Thiere, welche der Wolf bedroht, sind freilich nicht fähig, ihm einen erheblichen Schaden zuzufügen; doch giebt es immerhin einzelne, welche seine Angriffe in nachdrücklicher Weise abzuschlagen vermögen. Die Pferde der südrussischen Steppen fürchten den sie ewig bedrohenden Wolf wenig oder nicht: ältere Hengste gehen ihm vielmehr ohne weiteres zu Leibe, schlagen ihn mit den Vorderbeinen zu Boden oder fassen ihn selbst mit dem Gebiß und beißen ihn so zusammen, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Die Rinder benutzen ihr Gehörn in erfolgreicher Weise gegen ihn, und selbst die Schweine wissen sich seiner zu erwehren und bringen ihm häufig tödtliche Wunden bei. Am gehässigsten aber verfolgen ihn seine nächsten Verwandten, die Haushunde. Für einen echten Wolfshund giebt es keine größere Wonne, als seinem Vetter Liebden entgegen zu treten. Ein gut eingeschulter Hund achtet im Kampfe mit dem Wolfe weder eine Verwundung, noch den Tod seines Gefährten: sterbend noch beißt er nach dem gehaßten Feinde.

Der Nutzen, welchen der Wolf mittelbar oder unmittelbar dem Menschen bringt, kann gegen den Schaden, den er anrichtet, nicht in Betracht kommen.

Deshalb wird sich das Schicksal auch dieses Räubers erfüllen: der Beherrscher der Erde wird ihn vernichten, wie es in unserem Deutschland bereits geschehen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Wolf von dem Menschen von jeher mehr gehaßt worden ist und noch wird, als jedes andere Thier — die giftige Viper nicht ausgenommen. In den vergangenen Jahrhunderten hat dieser Haß oft in lächerlichster Weise seinen Ausdruck gefunden. Der Wolf hat geradezu als Zauberwesen gegolten. Man hat sich nicht begnügt, ihn zu tödten, sondern auch versucht, ihn nach dem Tode noch zu schänden. Er ist gehängt worden, wie ein gemeiner Dieb und Mörder; man hat besondere Galgen für ihn errichtet und sich sogar zu Spottversen über ihn begeistern lassen. Aus jener Zeit klingt noch die Sage vom „Wehrwolf" oder „Währwolf", dem scheußlichen Ungethüm in Wolfsgestalt mit satanischen Absichten und höllischen Thaten zu uns herüber.

4. Der Fuchs, Vulpes vulgaris, Brisson.

(Canis Vulpes und C. Alopex, Linné; Canis melanogaster? Bonaparte; Vulpes crucigera, Brisson.)

Das alte Sprichwort: „Wenn zwei das Gleiche thun, ist es doch nicht Dasselbe", findet in unserer gewöhnlichen Anschauung des Fuchses und seiner Handlungen volle Bestätigung. Niemand denkt daran, Reinecke mit demselben Haß zu begegnen, welcher Isegrim, dem seit uralten Zeiten Verrufenen, von jeher verfolgte. Wenn man vom Fuchse redet, spricht man wohl von seiner List und Diebsgewandtheit, zürnt ihm aber kaum ob derselben, erfreut sich vielmehr der Fertigkeiten, welche der Schelm an den Tag legt und verlacht Denjenigen schadenfroh, dessen Besitzthum der Listige schädigte. „Ein schlauer Fuchs" ist Redensart geworden, und die Anwendung derselben keineswegs entehrend für den Betroffenen. Und doch ist der Fuchs in seiner Art ein dem Wolfe vollkommen ebenbürtiger, ein diesem durchaus gleich denkender und, soweit es seine Kraft zuläßt, auch gleichhandelnder Strolch!

Es ist wahrscheinlich, daß die Gestalt des Fuchses viel zu so milder Beurtheilung beiträgt. Der Wolf, in unseren Augen ein sehr wohlgebildeter Hund, wird häßlich genannt: den Fuchs findet man anmuthig und sogar schön. Auch wir sind dieser Ansicht; denn der Fuchs ist wirklich ein wohlgebautes Thier. Er ist, wie seine nächsten Verwandten, ein niedrig gestellter

Hund, mit sehr verlängertem, spitzschnäuzigen Kopfe und auffallend langer buschiger Standare. Seine Leibeslänge beträgt etwas über zwei Fuß, die Länge des Schwanzes gegen $1^1/_4$ Fuß, die Höhe am Widerrist dagegen wenig über einen Fuß. Der Balg besteht aus einem dichten Woll- und einem längeren Grannenhaar; seine Färbung, welche zur Farbenbestimmung maßgebend geworden ist, ist ein Spitzbubenkleid, wie es nur gewünscht werden kann; es schließt sich der Bodenfärbung auf das Innigste an, es paßt ebenso gut zum Nadel- wie zum Laubwalde, zur Haide, wie zum Felde. Seine Färbung kann man mit wenig Worten bestimmt nicht beschreiben. „Fuchsroth" ist die Hauptfarbe; dieselbe ist aber manchfach schattirt oder geht in andere Färbungen über, ohne daß Dies auffällig würde. Die Oberseite des Leibes ist „fuchsig", in der kalten Jahreszeit wegen der weiß geringelten Haare wie mit Reif überdeckt, die Unterseite ist weiß, im Winter theilweise schwärzlich; der Schwanz ist oben braunroth, unten rostgelb. Schwarz sind die Vorderläufe auf ihrer Oberseite und die Füße auf ihrer Vorderseite, ein Fleck oben auf der Schwanzmitte, und die Außenseite des Ohrs, lichter und bezüglich lebhafter, als der Balg überhaupt, die Weichengegend, die Stirn und der Schnauzenrücken. Vielfache Abänderungen kommen vor. Die gewöhlich weiße Schwanzspitze ist oft braun; über den Rücken verläuft ein dunkler Streifen, über die Schultern eine gleichfarbige Binde, die Unterseite wird ganz schwarz ꝛc.

Reinecke fehlt, wie bereits bemerkt wurde, nirgends im deutschen Vaterlande und reicht weit über dasselbe hinaus. Er ist in ganz Europa und Asien heimisch, und es fragt sich noch sehr, ob der in Nordamerika vorkommende Nilfuchs (Vulpes nilotica) oder der im Norden Amerika's lebende Blaßfuchs (V. fulva) wirklich auf Artselbstständigkeit Ansprüche erheben dürfen, wie wir Dies annehmen. Einem so vollendeten Strauchritter, wie der Fuchs es ist, erscheint jede Gegend recht. Der schlaue Gesell findet sich überall, am Meeresstrande, wie im Hochgebirg, im Buschwalde, wie im ausgedehnten und geregeltem Forste, in Haidegegenden, wie in den bestangebauten Strecken. Unter allen Umständen bleibt der Wald seine bevorzugte Wohnstätte, — die einzige jedoch nicht: wir sind dem Fuchs auch in weiten gänzlich waldlosen Ebenen und im kahlen Hochgebirge Spaniens und Norwegens begegnet. Seine Wohnung ist, wo immer möglich, eine Höhlung, sei dieselbe künstlicher oder natürlicher Art. Man sagt, und schwerlich mit

Füchse vor dem Bau.

Digitized by Google

Digitized by Google

Unrecht, daß er gern andere Thiere, namentlich den Dachs für sich arbeiten lasse und ihm dann durch wirklich schändliche Listen und Streiche die wohlgebaute Behausung abnehme; sicher ist jedoch, daß er auch selbst ein tüchtiger und geschickter Gräber ist. Der Fuchsbau ist, falls nicht eine Höhlung im Geklüft zur Wohnung erwählt wurde, nach einem bestimmten Grundplan erbaut. Er besteht aus einem geräumigen Kessel, zu welchem mehrere Röhren führen. Letztere sind vielfach gewundene, gekreuzte und anderweitig unter sich in Verbindung stehende Gänge. Einer derselben wird regelmäßig benutzt, die übrigen je nach Befinden bei Gefahr. In diesem Bau haust der Fuchs bei üblem Wetter, im Winter zur Paarungszeit und so lange er oder vielmehr die Füchsin noch säugende Junge hat; zu ihm flüchtet er, wenn er sich arg verfolgt sieht oder falls er verwundet wurde. Außerdem hält er sich gern im dichten Gebüsch, im Röhricht der Sümpfe oder im Getreide auf. Nicht selten kommt es vor, daß in demselben Bau neben dem Fuchse noch ein Dachs haust, ja selbst Kaninchen wohnen.

Der Fuchs steht hinsichtlich seiner leiblichen und geistigen Begabungen hinter keinem anderen Hunde zurück. Er ist in allen Leibesübungen im höchsten Grade gewandt. So niedrig seine Läufe auch scheinen, so behend weiß er sie zu gebrauchen. Sein Lauf ist rasch und ausdauernd; trabend streift er des Nachts oft meilenweit umher; verfolgt wird er flüchtig und springt dann mit großen Sätzen davon. Seine Gewandtheit ermöglicht ihm Kunststücke, von deren Ausführung andere Hunde abstehen müssen. So springt er im Bruch, einem seiner beliebtesten Reviere, gern an schiefstehenden Bäumen empor und drückt sich in die Krone der Weiden, klettert also förmlich, wie eine Katze. Das Wasser liebt auch er nicht besonders; doch schwimmt er ohne Besinnen selbst über breite Flüsse weg, wenn Dies sein muß. Vortrefflich bestellt sind seine höheren Fähigkeiten. Seine Sinne sind ohne Ausnahme sehr scharf und namentlich der Geruch ist wirklich bewunderswürdig ausgebildet. Der Fuchs hat eine Witterung, gegen welche die des besten Hundes stumpf erscheint. Er wittert nicht blos in der Nähe, sondern auch in großen Entfernungen, wie man an seinem Gebahren deutlich genug bemerken kann. Ein Mensch, welcher über dem Winde auf 150—200 Schritte dahin geht, wird vom Fuchs sicher gespürt, ein Wild nicht minder. Gehör und Gesicht sind kaum weniger fein, und seinen guten Geschmack beweist der Schlecker tagtäglich.

Die geistigen Eigenschaften des Fuchses sind von jeher allmänniglich gewürdigt worden. Ob man nicht vielfach übertrieben hat, steht dahin: so viel ist sicher, daß der Fuchs unbedingt den klügsten Thieren zugezählt werden muß. Er vereinigt in sich die Geistesgaben anderer Wildhunde, aber auch deren Eigenheiten und Leidenschaften. Eine wirklich berechnende List, außerordentliches Gedächtniß, überlegende Klugheit und Erfindungsgabe kann man ihm unmöglich absprechen. Er weiß jede Erfahrung, welche er einmal gemacht hat, bestmöglichst zu verwerthen, und sein reger Geist sinnt ohne Unterlaß auf neue Entdeckungen und Erfindungen. Eine üble Erfahrung bleibt ihm eine Lehre für das ganze Leben; Glück auf seinen Jagden macht ihn mit der Zeit zu dem unverschämtesten und dreistesten Spitzbuben unter der Sonne.

Bei kaltem Wetter hört man den Fuchs ein kurzes Gekläff ausstoßen; während der Ranzzeit heult er in ähnlicher Weise, wie der Pfau schreit. Bei Verwundungen kreischt er; im Aerger läßt er ein sonderbares Keckern hören und knurrt nach Hundeart.

Auch der Fuchs ist ein leidenschaftlicher Jäger, welcher in seinem Bereiche ebenso, vielleicht noch schlimmer haust als der Wolf. Doch will man beobachtet haben, daß dieser oft plumper verfährt, als der allzeit vorsichtige Fuchs, dem die Sicherstellung seiner selbst über Alles zu gehen scheint. Im Ganzen erbärmlich feig, kann der Fuchs Heldensinn zeigen, wenn ihm die Gefahr über den Hals kommt. Man hat erfahren, daß er sich aus dem Eisen durch Abbeißen des eingeklemmten Laufes befreite; man hat gesehen, daß er einen zerschossenen Lauf, der ihn an der Flucht hinderte, abbiß, um schneller laufen zu können. Vor den Hunden, welchen er ängstlich ausweicht, setzt er sich, ganz in die Enge getrieben, mit großem Muthe zur Wehre, und selbst vor dem Menschen, seinem fürchterlichsten Feinde, vergißt er die ihm eigene Scheu, wenn er nicht weiter kann. Das ist so recht eigentlich der Wildhunde Art.

Der Beute gegenüber zeigt sich der Fuchs noch grausamer, als der Wolf. Er hat die uns widerliche Gewohnheit der Katzen, mit dem gefangenen Thiere, bevor er es tödtet, erst lange zu spielen, und es scheint, als bereite ihm die Qual des armen Schlachtopfers ein unsägliches Vergnügen. Namentlich vor den Jungen treibt er argen Mißbrauch mit seinem ergriffenen Wilde, unzweifelhaft zu dem Zwecke, die junge Bande in allen

Künsten und Fertigkeiten des Gewerbes gehörig einzuschulen. Mit dieser Grausamkeit steht die Mordlust des Strolchs im Einklange. Er begnügt sich nur selten mit Dem, was er gerade bedarf, sondern mordet, wenn er das vermag, weit mehr, als er braucht. Deshalb überwiegt auch der Schaden, welchen er anstiftet, den im Ganzen sehr bedeutenden Nutzen, welchen er bringt. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß man den Fuchs als nützliches Thier ansehen könnte, besäße er diese abscheuliche Mordlust nicht.

Der Wildstand des Fuchses muß als ein sehr ausgedehnter bezeichnet werden. In unserm deutschen Walde giebt es nur wenig Thiere, welchen dieser Räuber nicht nachstrebt. Sogar das eben gesetzte Hirschkalb oder der Frischling ist vor seinem Angriffe nicht gesichert. Von diesen Thieren an befehdet und mordet er wahrscheinlich alle übrigen kleineren Säugethiere unseres Vaterlands, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der für ihn unerreichbaren Fledermäuse. Den Igel schützt sein Stachelkleid ebensowenig, als den Maulwurf seine unterirdische Lebensweise vor den Nachstellungen des Strauchdiebes. Federvieh jeder Art ist nicht minder seinen Verfolgungen ausgesetzt, und wahrscheinlich stellen ihm auch die Klassen der Lurche und Fische mehr Wild, als wir glauben. Daß er Kerbthiere, Schalthiere und Würmer nicht verschmäht, ist bekannt: Maikäfer sind ihm unter Umständen eine sehr leckere Speise. Nebenbei liebt der Fuchs auch schmackhafte Pflanzenstoffe, vor Allem saftige Früchte: Birnen, Kirschen, Beeren, Trauben u. dgl. Mäuse bleiben wohl unter allen Umständen seine Hauptnahrung. In mäusereichen Jahren vergißt er über den Fang dieser Nager fast jede andere Jagd: er fängt die Mäuse, auch wenn er schon ganz gesättigt ist, zu seinem Vergnügen. Den Zügen der Lemminge im Norden wandert er wie der Wolf meilenweit nach.

Auch der Fuchs lebt den größten Theil des Jahres hindurch einzeln in dem einmal gewählten Gebiete, obgleich er die Gemeinschaft von Seinesgleichen keineswegs meidet. Manche Jäger behaupten, daß Fuchs und Füchsin in treuer Ehe zusammenhalten; doch fordert diese Annahme zu sehr gerechten Zweifeln heraus. Gegen die Rollzeit hin kommt es freilich oft vor, daß ein Fuchspaar längere Zeit in demselben Baue haust; auch tragen, wenn die Füchsin schon größere Junge hat, männliche Füchse diesen Beute zu: ein wirkliches Eheleben braucht aber deshalb noch nicht angenommen zu

werden. Die Rollzeit der Füchse tritt gewöhnlich Anfang Februars ein. Wenn Schnee im Walde liegt, kann man diese Zeit ganz genau bestimmen, weil man dann anstatt einer Fuchsfährte stets deren mehrere findet. Die hitzige Füchsin läuft voraus, die verliebten Füchse folgen ihr zu zweien und mehreren auf allen ihren Wegen treulich nach. Etwa vierzehn Tage hindurch trabt so allnächtlich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft durch den Wald, der begünstigte Liebhaber dicht hinter der Füchsin her, die übrigen Bewerber hinter dem ersteren. Bei uns zu Lande wird man nur selten Zeuge dieser Liebesbewerbung, in südlichen Ländern dagegen, namentlich in Egypten, wo dem Fuchse wenig oder nicht nachgestellt wird, treiben die Thiere ihre Liebeleien ohne alle Scheu am hellen, lichten Tage im freien Felde vor den Augen des Menschen. Die Begattung geschieht wie bei den Hunden. Es ist höchst wahrscheinlich, daß unter den verschiedenen Bewerbern um die Liebe der Füchsin häufig Kämpfe ausgefochten werden und ebenso glaublich, daß die Füchsin gute Gelegenheiten unbenutzt nicht vorübergehen läßt; von ehelicher Treue wenigstens ist wohl kaum zu sprechen.

Nach ungefähr neunwöchentlicher Tragzeit, im April, wölft die Füchsin im sichern Bau drei bis neun Junge, welche mit geschlossenen Augen zur Welt kommen und etwa vierzehn Tage lang blind bleiben. Die kleinen munteren Gesellen wachsen rasch heran, verlassen in der fünften oder sechsten Woche ihres Lebens bereits den Bau und gehen im dritten Monate ihres Alters schon mit der Mutter auf die Jagd hinaus. Ihr Hauptunterricht geschieht vor dem Baue, welcher zur wahren Schlachtbank wird; denn die Füchsin schleppt ihren Jungen Thiere aller Art und andere Nahrung im Ueberflusse zu. Im Nothfalle vertritt der Fuchs Mutterstelle. Hartig beobachtete wenigstens, daß man bei einem Gewölfe von Jungfüchsen, deren Mutter drei Tage vorher getödtet worden war, dreiundzwanzig junge Hasen, eine Haushenne und auch ein Stück Rindfleisch fand, welche Nahrung wohl nur der Vater herbeigeschafft haben konnte. Die Klagen der Säuglinge, welche noch nicht im Stande waren, die ihnen vorgelegte Speise zu verzehren, mochten den Fuchs an seine Vaterpflichten erinnert und bewogen haben, immer neuen Fraß herbeizuschleppen. — Gegen den Herbst hin verlassen die inzwischen selbstständig gewordenen Füchslein ihre Alte. Sie haben um diese Zeit schon beinahe die volle Größe erreicht und sind in allen Fertigkeiten und Listen der Jägerei wohl erfahren. Im zweiten Jahre sind sie

erwachsen, fortpflanzungsfähig aber schon früher, die Weibchen jedenfalls bereits im nächsten Frühling.

Man darf wohl behaupten, daß ein sehr zärtliches Verhältniß zwischen der Mutter und ihren Kindern herrscht. Die Füchsin mit ihrer muntern Schaar gewährt ein überaus anziehendes Schauspiel. Sie scherzt und spielt in allerliebster Weise mit ihren Kleinen. So lange die Jungen im Baue sind, steigert sich ihre Vorsicht zur ängstlichen Sorge. Sobald sie Gefahr wittert, trägt sie die Sippschaft sofort einem andern Baue zu, und wenn die Kleinen sie begleiten können, wechselt sie, falls sie Störungen erfährt, fortwährend mit ihrem Aufenthalte. Man sagt, daß sie es sorgfältig vermeide, in der Nähe ihres Baues zu rauben, um denselben ja so viel als möglich verborgen zu halten. Bei diesem Familienleben aber zeigt sich der Fuchs auch von seiner widerlichen Seite. Er vergißt oft genug die Geschwisterliebe oder die kindlichen Rücksichten. Aus den Spielen unter den Jungen wird manchmal bitterer Ernst, und es kommt gar nicht selten vor, daß eins der jungen Füchschen todt gebissen und von der lieben Geschwisterschaar aufgefressen wird; ja, sogar die verwundete Alte ist vor den Angriffen ihrer Brut keineswegs gesichert, und todte Mütter werden mit derselben Rücksichtslosigkeit von den eigenen Kindern verzehrt, mit welcher erwachsene Füchse die Gefangenen und also Wehrlosen ihrer Art angreifen und auffressen. Auch die Alte fällt unter Umständen mörderisch über ihre Kinder her, so zärtlich sie dieselben sonst liebt. Man hat Beobachtungen gemacht, daß sie einzelnen ihrer Jungen, welche gefangen und in einem Hofe angebunden waren, Nachts leckere Speisen zugetragen hat; man hat erfahren, daß sie selbst Angesichts des Todes ihrer Kinder noch gedenkt; man hat aber auch erleben müssen, daß eine alte Füchsin, welche man sammt ihrer Familie eingefangen und in einen Käfig gesteckt hatte, Nachts ihre lieben Sprossen überfiel und drei von ihnen tödtete und fraß. Durch solche Thatsachen ist die Wolfsnatur des Fuchses wohl hinlänglich bewiesen.

Reinecke steckt Jahr aus Jahr ein im Waldbann. Für ihn giebt es keine Schonung und keine Hegezeit. Doch hat er unter den Waidmännern fast mehr Freunde als Feinde. Die Gewinnsucht der Menschen kommt bei der Jagd mit ins Spiel. Man läßt den Dieb stehlen, den Räuber morden oder den Fuchs laufen, so lange sein Balg die Jagd nicht bezahlt und denkt erst mit Eintritt der kalten Jahreszeit, welche seinen Pelz brauchbar macht,

an die Vertilgung des Strauchritters. Allein in Deutschland werden 100,000 Füchse für den Rauchwaarenhandel geschossen, dessen Hauptstapelplatz der Welt Leipzig ist. Wir müßten seitenlange Beschreibungen geben, wollten wir alle die gebräuchlichen Jagdweisen hier aufzählen und begnügen uns daher, zu sagen, daß es bei der Fuchsjagd hauptsächlich darauf ankommt, List gegen List, Schlauheit gegen Schlauheit einzusetzen. Für Sonntagsschützen ist solche Jagd kein Vergnügen; sie verlangt vielmehr einen wohlerfahrenen und geübten Waidmann. Ein solcher nur wird mit Erfolg seine Fallen stellen, die Reize anwenden, einen Kunstbau anlegen, Treibjagden veranstalten, die Angel aushängen u. s. w. Für einen solchen Jäger aber ist die Fuchsjagd auch wohl die unterhaltendste, welche man bei uns zu Lande haben kann, und somit hat unseres Erachtens ein böhmischer Graf, dessen Namen uns entfallen, ganz Recht, wenn er gegenwärtig auf seinen ausgedehnten Gütern die Füchse mit derselben Zärtlichkeit hegt und pflegt, wie andere Jäger das übrige Wild. Der edle Herr erreicht dadurch zugleich noch einen Vortheil. Er rächt sich für den ihm früher von seinen Bauern abgeforderten Wildschaden; denn für die vom Fuchs im Gehöfte gestohlenen Gänse, Enten und Hühner wird bekanntlich vom Jagdbesitzer keine Vergütung gewährt.

Jung eingefangene Füchse werden bald sehr zahm, behaupten aber auch in der Gefangenschaft so lange als möglich ihre Selbstständigkeit. Sie zeigen wirkliche Anhänglichkeit an ihren Herrn und Gebieter, ordnen sich jedoch keineswegs dessen Willen mit der sklavischen Nachgiebigkeit des Haushundes unter, sondern machen von Zeit zu Zeit die Ansprüche eines ursprünglich frei geborenen Thieres geltend. Man erzählt mancherlei hübsche Geschichten von solchen zahmen Füchsen; zumal Lenz hat eine sehr anziehende Beschreibung des Gefangenenlebens gegeben.

Außer den Menschen hat der Fuchs bei uns zu Lande wenig Feinde. Abgesehen von den ihn plagenden Schmarotzern fügen ihm nur wenige Thiere Ungemach oder wirklichen Schaden zu. Der Wolf erwürgt ihn, wenn er sich seiner bemächtigen kann, und in dem Jagdhunde hat er einen noch bitterern Feind, als in dessen Herrn. Das Edelwild vermeidet den Streit mit ihm so lange als möglich, geht ihm aber, wenn er allzu dreist nach dem frisch gesetzten Kalbe lungert, mit empfindlichen Schlägen zu Leibe. In größeren Forsten und im Hochgebirge werden ihm der Gold- und der Steinadler gefährlich; doch befehden ihn diese stolzen Räuber der Lüfte

nicht immer mit Glück. Man hat beobachtet, daß Reinecke noch hoch oben in der Luft dem Adler, welcher ihn den Wolken entgegentrug, mit geschicktem Biß die Halsschlagadern aufriß und durch den Tod seines Gegners die erlittene Unbill rächte.

Im Märchen und in der Völkersage spielt der Fuchs eine große Rolle. Er ist immer der gefeierte Held, der eigentlich beliebte Schalk, an dessen Schelmenthaten Jedermann seine Freude hat. Diese Ansicht ist eine durchaus ungetheilte. Sie herrscht ebensowohl unter den Innerafrikanern, wie unter den Lappen und Finnen im hohen Norden.

Unter den Familien der Raubthiere ist eine bei uns in ziemlicher Anzahl vertreten. Diese Familie, welche wir nach dem Namen eines ihrer bevorzugten Mitglieder „Marder“ nennen, enthält gegen funfzig ziemlich kleine, lang gestreckte, kurzbeinige, anmuthig gebaute Raubthiere, von denen freilich nur die wenigsten und zwar hauptsächlich die Marder im engeren Sinne im deutschen Walde hausen. Sie kennzeichnen sich durch folgende Eigenthümlichkeiten: Der lange Leib ist walzenförmig, die Läufe sind kurz, die Füße fünfzehig, der Schwanz erreicht etwa die halbe Leibeslänge, der Kopf ist an der Schnauze zugespitzt, die Ohren sind kurz, an der Spitze gerundet. Der Pelz ist dicht und weich, aus zweierlei Haaren, aus einem zarten, dichtstehenden Flaum und weichen Grannen bestehend. Das Gebiß wird von 34 bis 38 Zähnen gebildet, unter denen die Reißzähne noch stark entwickelt und die Höckerzähne des Oberkiefers dadurch ausgezeichnet sind, daß ihre Breite viel größer als ihre Länge ist. Sieben Hals-, zwanzig Brust- und Lendenwirbel, drei Kreuz- und funfzehn bis dreiundzwanzig Schwanzwirbel bilden die Wirbelsäule.

Alle Marder sind im höchsten Grade bewegliche, lebendige Thiere. Sie bewohnen vorzugsweise den Wald, nicht minder regelmäßig jedoch auch das Feld und das Gehöft des Menschen. Ihre leiblichen Begabungen sind so ausgezeichneter Art, daß ihnen alle Fertigkeiten, welche ein Thier sich erringen kann, von Haus aus als Spielerei erscheinen mögen. Sie laufen rasch, klettern mit der Gewandtheit eines Affen, wissen ihre schmächtigen Leiber durch jede Oeffnung zu drängen, schwimmen ausgezeichnet und sind ebenso unermüdlich als rastlos. Eine unbändige, fast tückische Wildheit und eine unbesiegliche Mordlust stechen unter ihren geistigen Eigenschaften

besonders hervor. Klug sind sie nur im geringen Grade, wohl aber offenbaren sie oft große List und Schlauheit. Unter den Sinnen scheinen Geruch, Gesicht und Gehör gleich ausgebildet, Geschmack und Gefühl jedoch ebenfalls entwickelt zu sein. Geselliger, als die meisten übrigen Raubthiere, leben sie gern in Trupps und Familien zusammen und betreiben auch oft gemeinschaftlich ihre Jagd. Diese gilt den Thieren im weitesten Umfange und erleidet eigentlich nur durch die außer allem Verhältnisse zu ihrer Kraft stehenden Größe eines Wildes Beschränkung, obgleich es vorkommt, daß sich ein Marder auf eine Beute stürzt, welche sechsmal größer ist, als er. Außerdem muß auch das Pflanzenreich den Mardern zollen. Sie verzehren Früchte und Beeren aller Art. Bezeichnend für unsere Thiere sind zwei Drüsen in der Nähe des Afters, welche eine starkriechende, moschusähnliche Flüssigkeit absondern, über deren Nutzen oder Verwendung vielfach, jedoch bis jetzt ohne Ergebniß hin und hergestritten worden ist.

Die Vermehrung der Marder ist nicht unbeträchtlich. Das Weibchen wirft einmal im Jahre, aber zu sehr verschiedenen Zeiten, zwei bis acht Junge. Es pflegt diese mit großer Liebe und Sorgfalt, vertheidigt sie bei Gefahr und führt und unterrichtet sie lange und sorgfältig. Sie wachsen rasch heran und sind im nächsten Jahre bereits selbst zeugungsfähig. Jung eingefangen und geschickt behandelt, können sie zu wirklichen Hausthieren werden, obgleich die ihnen angeborenen übeln Eigenschaften sich selten ganz ausrotten lassen.

Bei einigen Marderarten ist der Nutzen, welchen sie mittelbar oder unmittelbar den Menschen bringen, ungleich bedeutender, als der Schaden, den sie anrichten, bei andern jedoch das Umgekehrte der Fall. Diese wie jene verdienen also unsere vollste Beachtung.

5. Der Baum- oder Edelmarder, Mustela Martes Brisson.

(Martarus Abietum Albertus Magnus; Mustela Martes, varietas Abietum Linné. Viverra Martes Shaw, Martes abietum Ray.)

Der Edelmarder vereinigt die Eigenthümlichkeiten und Begabungen seiner Familie am vollständigsten in sich. Er ist neben wenig andern Verwandten das vollendeste Mitglied seiner Familie oder wenigstens seiner Sippe. Sein Leib ist schlank, hinten etwas stärker als vorne, der Hals kurz, der Kopf breit, spitzschnäuzig, der Schwanz von halber Körperlänge, dichtbuschig

Eichhorn und Edelmarder.

Digitized by Google

Digitized by Google

und gleichmäßig behaart. Die niedrigen Läufe sind mit kurzen Haaren dicht bedeckt, die Sohlen mit weichem, wolligen Haar bekleidet, die Ballen nackt, die Zehen durch kurze Bindehäute vereinigt. Ein dichter Pelz bedeckt gleichmäßig den Leib. Die Färbung des Oberhaars ist braun, während das darunter liegende Wollhaar gelblich erscheint und durchschimmert, die Farbe dunkelt am Schwanz und den Beinen und geht dagegen an den Ohren und namentlich an den Ohrrändern in das Braungelbliche über. Ein großer Fleck an der Kehle und dem Unterhalse, welcher bald mehr bald weniger ausgedehnt ist, hat eine dottergelbe Färbung, welche nach hinten zu verbleicht. Zwischen den Hinterbeinen breitet sich oft ein zweiter röthlich-gelber, dunkelbraun gesäumter Fleck aus, welcher zuweilen durch einen gleichgefärbten, braun gemischten Streifen mit dem Kehlfleck in Verbindung steht. Im Winter pflegt die Färbung dunkler zu sein, als im Sommer. Das ausgewachsene Männchen wird $2^1/_4$ Fuß lang, wovon $1^1/_2$ Fuß auf den Leib, $^3/_4$ Fuß auf den Schwanz zu rechnen sind. Die Höhe am Widerrist beträgt etwa zehn Zoll.

Albertus Magnus war der erste Naturforscher, welcher den Baummarder von dem ihm sehr ähnlichen Haus- oder Steinmarder bestimmt unterschied. Auch andere ältere Naturforscher kannten ihn sehr genau, während die neueren beide Thiere oft verwechselten und heute noch verwechseln. Sehr richtig sagt Blasius, daß Jäger, Pelzhändler und Naturbeobachter über die genügende Berechtigung beider Arten selten in Zweifel gewesen sein dürften.

Der größte Theil der gemäßigten und nördlichen Hälfte der alten Welt ist die Heimath dieses in jeder Hinsicht beachtenswerthen Geschöpfes. In Europa kommt der Edelmarder überall vor, wo es zusammenhängende Waldungen giebt; er findet sich also in Italien und Spanien ebensowohl, als in Norwegen und Lappland. Deutschland allein liefert jährlich 30,000 Edelmarder in den Rauchwaarenhandel. In Sibirien reicht er bis zu den Quellen des Jenesei, im werchoturischen Gebirge begegnet man ihm in Gesellschaft des Zobels. Wälder bleiben unter allen Umständen sein bevorzugter Aufenthalt. Er nähert sich, abweichend vom Steinmarder, welcher selbst in Städten Herberge nimmt, nur selten den menschlichen Wohnungen. Hohle Baumstämme, Felsspalten, Raubvögelhorste, Krähen- und Eichhörnchennester bilden seine Wohnstätten. In ihnen macht er sich einen weichen Lagerplatz

zurecht, auf dem er den größten Theil des Tages verschläft; denn auch für ihn ist die Nacht die Zeit der Thätigkeit. Er ist ein überaus behendes, gewandtes und bewegliches Thier. Sein Gang ist springend oder hüpfend, aber sehr fördernd; doch entfaltet er nur im Klettern die volle Meisterschaft seiner Bewegungsfähigkeit. In unserm Vaterlande giebt es kein Thier, welches ihn in dieser Fertigkeit überbieten könnte. Das schnelle Eichhorn, der behende Siebenschläfer sind nicht im Stande, ihm zu entrinnen. Er läuft förmlich an den Bäumen empor und herunter, rennt mit bewunderungswürdiger Sicherheit auf den Aesten hin, springt, ohne sich zu irren, über weite Zwischenräume hinweg, von einem Baum zum andern und setzt unbedenklich dem geängstigten Eichhorn, welches vom höchsten Wipfel eines Baumes zur Erde springt, in die Tiefe nach. Es gilt ihm völlig gleich, welcher Art die Bäume sind, auf denen er sich bewegt: am glatten Buchenstamme steigt er mit derselben Schnelligkeit und Sicherheit empor, wie an der rauhen Borke der Eiche. Besonders scharfe Sinne, namentlich vortreffliches Gesicht und ausgezeichneter Geruch stehen mit dieser Begabung im Einklange.

Weniger Rühmenswerthes läßt sich von dem geistigen Wesen des Thieres sagen. Der Marder ist, wie viele seiner Verwandten, das blutdürstigste, mordlustigste und grausamste Geschöpf, welches man sich denken kann. Unruhig, rastlos, lebhaft, wie kaum ein anderes Thier, bedarf er eine bedeutende Menge von Nahrung; allein es genügt ihm nicht, so viel zu erbeuten, als er wirklich zur Sättigung braucht: er mordet vielmehr alle Thiere, deren er habhaft werden kann. Es scheint wirklich, als berausche er sich in dem Blute der von ihm hingeschlachteten Opfer; es scheint, als nähme seine Mordsucht zu, jemehr sie Befriedigung findet. Erst wenn er sich vollständig gesättigt hat, tödtet er das erfaßte Thier nicht augenblicklich: er beginnt dann, es vor dem Erwürgen erst zu quälen. An Gefangenen hat man beobachtet, daß sie kein Thier, welches zu ihnen gebracht wird, verschonen. Der verrufene Tiger schenkt nicht selten Hunden, welche in seinen Käfig gebracht werden, das Leben, befreundet sich mit ihnen, beginnt mit ihnen zu spielen und läßt sich schließlich sogar von ihnen beherrschen: der Marder übertrifft den Tiger an Grausamkeit und Blutdurst bei weitem. Er geräth in eine förmliche Raserei, wenn ein lebendes Wesen in seine Nähe kommt. Mit der Schnelligkeit des Blitzes stürzt er sich auf die Thiere und gräbt seine spitzen Zähne in deren Hals ein. Der Hals ist diejenige Stelle, an welcher

er seine Beute packt; doch trifft er keineswegs immer mit dem ersten Biß die großen Schlagadern derselben: er wiederholt aber dafür seine Angriffe, bis er den erwünschten Erfolg erzielt hat. Die Schnelligkeit seiner Bewegungen beim Angriff ist bewunderungswürdig. Er dreht sich mit dem betreffenden Thiere wie ein Kreisel herum, so daß man nicht im Stande ist, ihn von seiner Beute, mit welcher er in einen Knäuel verschlungen, zu unterscheiden. Erst wenn das Opfer verendet ist, wird er ruhig; seine Blutgier erwacht jedoch von Neuem, sobald sich ein zweites, drittes — zehntes lebendes Wesen in seiner Nähe zeigt. Sofort nach der Tödtung zerbeißt er kleineren Thieren den Kopf; von größeren leckt er das ausfließende Blut und nagt dann erst die zähe Halshaut durch.

Man darf behaupten, daß er buchstäblich allen Thieren den Krieg erklärt hat, welche er irgendwie zu bewältigen vermag. Es ist wiederholt berichtet worden, daß er sich selbst an junges Edelwild wagt, und zuzutrauen ist ihm eine solche Frechheit. Für gewöhnlich begnügt er sich freilich mit der Ermordung und theilweisen Aufzehrung der kleineren Thiere. Er verfolgt und tödtet Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen, Siebenschläfer, Mäuse, Auer-, Birk- und Haselwild, Rebhühner, Tauben, Enten, Gänse, frißt Eier, Käfer, Heuschrecken und läßt sich nebenbei Früchte und Obst, namentlich Birnen, Kirschen und Pflaumen vortrefflich munden, geht auch mit großer Lüsternheit dem Honig nach. Aus der Schneuße holt er sich die gefangenen Vögel heraus und nimmt auch die für diese vorgehenkten Vogelbeeren weg. Maulwürfe und Spitzmäuse tödtet er, verzehrt sie aber nicht. Lurche und Fische verachtet er gänzlich. Seine erstaunliche Gewandtheit zeigt er namentlich bei der Jagd des Eichhorns, welches in ihm einen seiner schlimmsten Feinde hat. Er verfolgt es mit solcher Schnelligkeit, daß es aussieht, als ob beide Thiere durch die Luft flögen. Das gejagte Eichhorn sucht wo möglich die höchste Spitze der Baumwipfel zu gewinnen und springt von dort aus auf den Boden herab, rennt eiligen Laufes ein Stück auf ihm weiter und erklimmt dann rasch einen zweiten Baum: der Marder aber folgt ihm auf Schritt und Tritt und scheut, wie schon bemerkt, selbst todesdrohende Sprünge nicht. Es ist wahrscheinlich, daß er, wie der Fuchs, Andere seines Geschlechts nicht verschont und sie ermordet, wo er kann. An Gefangenen wenigstens hat man beobachtet, daß er auch Jüngere seiner Art ohne Barmherzigkeit umbrachte und auffraß.

Ende Januars oder im Anfange des Februar tritt die Rollzeit des Baummarders ein. Der Wald wird dann lebendig und laut in den stillen Nachtstunden. Mehrere männliche Baummarder folgen dem weiblichen, um dessen Liebe sie sich bewerben. Es haben nur Wenige die Liebesspiele der Thiere beobachtet: sie versichern, daß sie oft in eine tolle Jagd und in wüthenden Kampf ausarten. Wahrscheinlich wird der Unterliegende vom Sieger ohne Weiteres aufgefressen. Um diese Zeit vernimmt man auch am häufigsten die Stimmlaute unseres Thieres: ein unbeschreibliches Kekern und wüthendes Fauchen und Knurren. Nach etwa neunwöchentlicher Tragzeit, zu Ende März oder Anfangs April, wirft das Weibchen auf ein mit Moos ausgepolstertes Lager in hohlen Bäumen oder in einem dickwandigen Eichhornneste drei bis vier Junge, welche nach ungefähr zehn Tagen ihre bis dahin geschlossenen Augen öffnen. Die Alte verbirgt und bewacht ihre Brut mit größter Sorgfalt, behandelt sie äußerst zärtlich, säugt sie und versieht sie später mehr als reichlich mit Fraß aller Art. Etwa fünf bis sechs Wochen nach der Geburt spielen die jungen Marder bereits sehr lustig auf den Bäumen umher; wenige Wochen später wetteifern sie mit ihren Alten in allen Künsten und Fertigkeiten ihres Gewerbes. Dann trennen sie sich von der Mutter und gehen Jeder seinen eigenen Weg.

Jung eingefangen, werden diese so bösartigen und bissigen Thiere sehr zahm. Sie gewöhnen sich an ihre Pfleger, spielen stundenlang mit ihm, freuen sich, wenn er zu ihnen kommt und rufen ihn herbei, wenn er länger, als ihnen recht ist, außen bleibt, folgen ihm auch wohl, wie ein Hund, bei Spaziergängen durch Felder und Gärten. Später werden sie manchmal lästig durch ihre Liebkosungen. Sie spielen zwar auch noch, benutzen jedoch ihr inzwischen ausgebildetes Gebiß oft in so empfindlicher Weise, daß man Nichts mehr mit ihnen zu thun haben mag. Lenz, welcher jahrelang gezähmte Baummarder beobachtete, versichert, daß sie, einmal erwachsen, gegen ihre Erzieher keine besondere Zuneigung an den Tag legen. Aus ihren schwarzen Augen kommt kein Blick des Wohlwollens; sie zeigen nur wilde Begierde und Mordlust. Ihre Beweglichkeit erfreut im Anfang, wird aber mit der Zeit unausstehlich. Sie hüpfen, wie ein Vogel auf den Stangen seines Käfigs, Tag und Nacht umher und ruhen nur dann, wenn sie sich übersatt gefressen haben. Diejenigen, welche wir gefangen halten, schlafen,

falls sie nicht gestört werden, während des ganzen Tages und beginnen ihr Umherrennen und Toben erst mit Einbruch der Nacht.

Die Jagd des Baummarders wird von jedem Waidmann mit einer gewissen Leidenschaft betrieben. Der Balg des Thieres giebt ein so geschätztes Pelzwerk, daß sich alle Mühe schon hierdurch belohnt, ganz abgesehen von der Freude, welche Jeder empfindet, der einen so listigen und schlauen Gesellen glücklich erlegt. Die Hauptschwierigkeit der Jagd liegt darin, daß sich der Marder vortrefflich zu verstecken weiß und so leicht nicht aus seinem Schlupfwinkel herausjagen läßt. Bei Tage ist man selten so glücklich, dem Thiere im Walde zu begegnen, und wenn ein guter Hund es wirklich auffindet, flüchtet es vor diesem so eilig, als möglich, theils auf, theils über der Erde dahin, erspäht sich endlich einen geeigneten Baumast und drückt sich platt auf diesen nieder. Es ist ein wahres Kunststück, den Marder dann aufzufinden; denn er verweilt, so lange er Menschen oder Hunde in der Nähe weiß, regungslos auf derselben Stelle. Er bleibt gewöhnlich selbst dann auf seinem Aste, wenn er gefehlt wurde. Bei ihm ist es wirklich begründet, daß der waffenlose Jäger, welcher ihn zufällig auffindet, vor ihm ein Kleidungsstück aufhängen und nach Hause gehen kann, um sein Jagdgewehr zu holen. Der Marder faßt die Scheuche fest ins Auge und weicht nicht von seinem Platze. Noch besser natürlich ist es, wenn der Jäger seinen Hund als Wächter zurückläßt. Wirft man mit Steinen nach einem Baummarder, so folgt er gewöhnlich dem vorüberfliegenden Gegenstande mit seinen lebendigen Augen; aber auch dann rührt er sich nicht eher von der Stelle, bis er wirklich empfindlich getroffen worden ist. Etwas günstiger gestaltet sich das Ausmachen des Marders im Winter bei einer Neue, obwohl auch diese Jagdweise immerhin noch viel Ausdauer, Achtsamkeit und Besonnenheit verlangt und eigentlich blos da sichern Erfolg verspricht, wo es dem Jäger gestattet ist, unter Umständen einen hohlen Baum, des Marders wegen, fällen zu dürfen. Das ruhelose und unstäte Wesen des Thieres zeigt sich am besten beim Verfolgen einer solchen im frisch gefallenen Schnee abgedrückten Fährte. Dieselbe geht kreuz und quer durch den Wald, kehrt oft nach einem Ausgangspunkte zurück, über die vor wenig Stunden oder Minuten hinterlassene Spur hinweg, bald im Gezweig der Bäume, bald auf dem Boden hin, auf der einen Seite des Stammes hinauf, auf der andern wieder hinunter u. s. w. Hohle Baumlöcher, Eichhorn- und Krähennester werden

bei diesen Wanderungen auch mit besucht, und gar nicht selten findet das Thier, anstatt sich zu zeigen, es bequemer, in einem Schlupfwinkel liegen zu bleiben, von dessen Vorhandensein man keine Ahnung hat. Gerade in dieser Schwierigkeit der Jagd liegt ein großer Theil der Anziehung, welche sie auf den Waidmann ausübt. Einem geübten Jäger geht Nichts über die Lust, solch einem unstäten und launischen Thiere auf allen seinen Kreuz- und Quergängen zu folgen.

Weit mehr Edelmarder, als durch das Feuergewehr ihr Leben verlieren, werden gefangen. Man hat eine Menge von Fallen erfunden, welche mehr oder weniger gute Dienste thun. Das Tellereisen, der Schlagbaum und die gewöhnliche Kastenfalle sind als die besten Fangwerkzeuge anzusehen. Die Fallen werden durch lebende Thiere, Eier und dgl. geködert oder durch stark riechende Stoffe, namentlich Foenum graecum, Marum verum, Parthenium verwittert. Der Pelz des Edelmarders wird hoch geschätzt. Er übertrifft im Werth den Balg des Steinmarders bei weitem und schließt sich zunächst an jenen des Zobels an.

6. Der Stein- oder Hausmarder, Mustela Foina Brisson.

(Martarus Fagorum Albertus Magnus; Mustela Martes, var. Fagorum Linné, Martes Fagorum Ray; Viverra Foina Shaw.)

Auch der Steinmarder darf den Waldthieren zugezählt werden, obgleich er, wie schon bemerkt, das Gehöft des Menschen allen übrigen Aufenthaltsorten vorzuziehen scheint. Wer den Edelmarder kennen lernte, bedarf einer längeren Beschreibung des Steinmarders nicht; denn auch hinsichtlich seiner Sitten und Gewohnheiten ähnelt dieser seinem waldbewohnenden Verwandten ebensosehr, wie in Gestalt und Färbung. Als wesentlichstes Kennzeichen des Thieres mag gelten, daß es etwas kräftiger gebaut und merklich niedriger gestellt ist, daß der Pelz mehr ins Graue spielt, weil das Wollhaar weißlich durchschimmert und daß der Fleck am Halse anstatt dottergelb weiß, auch gewöhnlich kleiner, als beim Baummarder ist. Im Uebrigen braucht über das Thier kaum noch Etwas gesagt zu werden. Es hat dieselbe Heimath und dieselben Eigenschaften: es ist fast ebenso gewandt und vielleicht noch grausamer und blutdürstiger.

Gewöhnlich kommt der Hausmarder häufiger vor, als der Baummarder, vielleicht wird er wegen seiner Aufdringlichkeit nur häufiger beobachtet, als

jener. Jagd und Fang beruhen auf denselben Grundsätzen, erleiden aber durch das Hausleben des Thieres manchfache Abänderungen. Der Schaden, welchen der Hausmarder bringt, ist größer, als der durch den Baummarder verursachte, der Nutzen geringer: denn der Pelz steht dem seines Verwandten bedeutend an Güte nach. Deutschland liefert jährlich ungefähr 70,000 Steinmarder.

7. Der Iltis oder Ratz, Foetorius Putorius Keyserling und Blasius,

(Mustela Putorius Linné. Mustela Eversmanni Lesson. Viverra Putorius Shaw.)

Die Iltisse unterscheiden sich äußerlich von den übrigen Mardern hauptsächlich dadurch, daß ihre Bauchseite einfarbig und dunkler ist, als der übrige Leib. Außerdem sind Kopf und Läufe kürzer, als bei den andern Mardern. In ihren Sitten und Gewohnheiten ähneln sie diesen sehr. Man darf sie die widerlichsten Glieder der ganzen Familie nennen. Sie sind weniger anmuthig gebaut und besitzen auch die Gewandtheit ihrer Verwandten nicht; sie verbreiten einen abstoßenden Gestank und stehen überhaupt auf niederer Stufe.

Unser Iltis wird gegen zwei Fuß lang, wovon auf den Schwanz etwas mehr als ein Viertheil kommt. Die Höhe am Widerrist beträgt kaum mehr als sechs Zoll. Das Gebiß besteht aus 34 Zähnen, der Schwanz aus 16 Wirbeln. Ein dichter Wollpelz, aus dem sehr langes Oberhaar hervorwächst, deckt den Leib. Das Haar ist licht rostfarbig, längs den Weichen röthlich weiß, am Bauche dunkler braungrau, an der Brust fast ganz schwarz, am Schwanze am dunkelsten. Die Färbung des Pelzes erscheint im Ganzen graulich schwarzbraun, weil der Wollpelz überall durchschimmert, am hellsten an der Seite, am dunkelsten an der Brust. Die Lippen sind weiß, die Kopfseiten und das Kinn weißlich; das Ohr ist licht gerandet und auch innen mit weißem Haar bekleidet, der Schwanz dunkelschwarz.

Besonders entwickelt sind beim Iltis die Afterdrüsen. Das Thier verbreitet unter allen Umständen einen stärkeren Geruch, als seine andern deutschen Verwandten, und dieser Geruch ist so unangenehm, daß man den Iltis geradezu das Stinkthier unseres Vaterlandes nennen kann. Die volksthümlichen Namen: Stänker, Stänkmarder und Stinkwiesel, welche

er neben den gewöhnlichsten: Iltis oder Eltis und Ratz, Elk, Ilk, Buntfink und Rölling noch trägt, deuten genugsam auf den Duft hin, welchen er, zumal im Zorne oder wenn er sich fürchtet, zu verbreiten weiß.

Es scheint, daß der Iltis empfindlicher gegen die Kälte ist, als der Marder. In Europa findet er sich nördlich der südlichen Provinzen Schwedens nicht mehr; ebenso wenig bewohnt er das nördliche Rußland und Nordsibirien. Dagegen ist er in ganz Mitteleuropa und einem großen Theile Mittelasiens heimisch und im Gebirge wie in der Ebene, im Walde wie im Felde ziemlich regelmäßig zu finden.

Fig. 6.

Frettchen. Iltis.

Im Hochgebirge geht er im Sommer weit über die Baumgrenze hinauf, während er sich im Winter nach tiefer gelegenen Gegenden zurückzieht. Erdlöcher, Fuchs-, Hamster- und Kaninchenbaue, Ritzen und Spalten im Geklüft oder in Steinhaufen, aufgeklaftertes Holz und aufgehäuftes Reißig gewähren ihm während des Sommers Schlupfwinkel. Im Winter kommt er gern in die Gehöfte herein und wohnt dann in Scheuern, auf Heuboden und in anderen unbewohnten Gebäuden. Er ist weit täppischer, als Edel-

Digitized by Google

und Steinmarder, so gewandt er auch auf dem Boden erscheint. Das Klettern versteht er wenig oder gar nicht; mindestens verfolgt er niemals auf Bäumen eine Beute und kommt nur dann in Tauben- oder Hühnerschläge, wenn er nicht zu klettern braucht. Auch er stellt einer ansehnlichen Menge von Thieren nach. Aus der Klasse der Säugethiere und Vögel nimmt er nach Marderart Alles weg, was er erlangen und bewältigen kann; außerdem frißt er Frösche, Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern und Kreuzottern, Fische, Schnecken, Kerbthiere, Eier, Beeren, Früchte u. s. w. Ratten, Mäuse und Hamster scheinen seine bevorzugte Nahrung zu bilden, und deshalb und wegen seiner Kämpfe mit der Viper wird er nützlich. Lenz hat in seiner Schlangenkunde in ebenso ausführlicher wie anziehender Weise Beobachtungen niedergelegt, welche er an gefangenen Iltissen und Kreuzottern gemacht hat. Aus ihnen geht unbestreitbar hervor, daß der Iltis mit großem Muthe der Kreuzotter zu Leibe geht und sich aus ihren Bissen nicht das Geringste macht, die Viper vielmehr ohne Weiteres todtbeißt und sammt Zähnen und Giftdrüsen auffrißt. An Muth fehlt es also dem kleinen Raubthiere durchaus nicht, ja, dieser Muth artet zuweilen in wirkliche Tollkühnheit aus. Wiederholt ist es vorgekommen, daß der Iltis sich sogar an Menschen, namentlich an Kinder gewagt hat. Angegriffene vertheidigen sich manchmal mit beispielloser Unverschämtheit: sie springen dem sich ihnen Nähernden entgegen und beißen sich in ihm fest. In Riga soll durch einen Iltis ein Wiegenkind getödtet und angefressen worden sein; ein ähnlicher Fall wird aus Kurhessen berichtet. Unter den Thieren richtet er arge Verheerungen an. Der „Ratz im Taubenschlage" ist zum Sprichworte geworden. Er trägt zwar niemals mehr als ein Thier auf einmal fort, mordet aber ebenfalls Alles, was er erreichen kann und wiederholt seine Raubzüge in derselben Nacht mehr als einmal.

Ende Winters tritt die Rollzeit ein. Es sammeln sich mehrere Männchen um ein Weibchen und kämpfen hitzig unter sich um das Recht der Liebe, nicht selten auch auf den Dächern der Häuser unter ganz abscheulichen Gekläff und Geschrei. Ungefähr zwei Monate später, meist Ende Aprils, wirft das Weibchen drei bis acht Junge in einem wohlversteckten Neste, welches oft genug in der Scheuer oder auf dem Heuboden angelegt wird. Ihre Kinderschaar liebt die Alte mit derselben Zärtlichkeit, welche andere Mütter ihres Geschlechts offenbaren, vertheidigt sie im Nothfalle auf das Muthigste,

namentlich gegen Hunde und Katzen. Diese jungen Iltisse kann man, falls man sie im zartesten Kindesalter einfängt und aufzieht, in so hohem Grade zähmen, daß sie zum wahren Hausthiere und zum Jagdgehilfen des Menschen werden. Lenz versichert, daß man mit so gezähmten Iltissen selbst Füchse aus ihrem Bau treiben könne. Mit Katzen, Hamstern und anderen wehrhaften Thieren kämpfen sie auf Tod und Leben.

Der Iltis ist wahrscheinlich mehr nützlich, als schädlich. Auf seiner Jagd im Feld und Wald wirkt er unzweifelhaft vorwiegend nützlich, und gegen den Schaden, welchen er im Gehöft anrichtet, kann man sich wahren. Das Thier sollte also eigentlich geschont werden. Bis heutigen Tages hat jedoch eine ihm günstige Meinung noch nicht Platz greifen wollen, trotzdem sie schon vor funfzig Jahren von einzelnen Naturforschern ausgesprochen wurde. Der Ratz hat unter den Menschen arge Feinde und namentlich unter den, vernünftigen Anschauungen leider nur zu oft abholden Bauern. Man schlägt ihn todt, wo man ihn findet, oft mit unnöthiger Grausamkeit. Seine Jagd wird nirgends regelrecht betrieben. Der Waidmann erlegt ihn zur Winterszeit nebenbei, um sich seines im Ganzen werthlosen Felles zu bemächtigen. Der Ratz muß gut getroffen werden, wenn er in die Gewalt des Jägers fallen soll; denn seine Lebenszähigkeit übersteigt wirklich alle Begriffe. Zufällig fängt man ihn auch in den Fallen, welche für den Hausmarder aufgestellt werden. Der Iltis ist dümmer, als seine edeln Vettern und läßt sich leichter berücken, als diese. In Deutschland werden jährlich 200,000 erlegt.

Es ist noch keineswegs ausgemacht, ob das Frettchen, **Mustela Furo Linné**, als ein von dem Iltis wirklich verschiedenes Thier, oder nur als Ausartung desselben betrachtet werden muß. In Europa kommt dieses sonderbare Geschöpf blos gezähmt und im Kakerlaken-Zustande vor. Seine gewöhnliche Färbung ist ein sehr lichtes Gelb, welches auf der untern Seite des Leibes dunkelt. Die Augen sind wie bei andern Weißlingen roth. Ob sich das Thier noch irgendwo wild findet, ist eine Frage, welche schon oft gestellt, aber noch niemals beantwortet wurde. Gewiegte Naturforscher halten das Frettchen für nichts Anderes, als eine Spielart des Iltis, und sie werden wohl Recht haben. Alle Leibesverhältnisse des Frettchen sind die des Iltis, obwohl sich im Geripp einzelne Unterschiede feststellen lassen.

Nach Blasius ist der Frettchenschädel etwas kürzer, an der Nase und zwischen den Augenhöhlen schmäler, an den Jochbogen aber entschieden breiter und an der Stirn flacher, als jener des Iltis. Das Hinterhauptloch ist bei dem Frettchen queroval, während es bei dem Iltis unten weit vorspringt und den Schädel tief spitzbogig ausbuchtet.

Die Geschichte des Frettchen reicht Jahrtausende zurück. Nach Strabo's Angabe wurde es von Afrika nach Spanien gebracht, um bei der Vertilgung der hier häufiger als irgendwo lebenden Kaninchen seine Dienste zu thun. Von Spanien aus scheint es über das übrige Europa verbreitet worden zu sein. Es pflanzt sich einzig und allein im gezähmten Zustand fort.

Bei uns zu Lande wird das Frettchen nur in solchen Gegenden gehalten, wo es viele Kaninchen giebt. In Spanien ist es der gewöhnliche Genosse aller Jäger. Man hält es paarweise in Tonnen, Kisten, Käfigen und Kammern, bereitet ihm hier ein Lager aus frischem Heu und Stroh, füttert es mit Semmel oder Kleie und Milch, mit Fleisch, Mäusen, Fröschen, Eidechsen und Schlangen und hütet es im Winter vor Frost. Es ist viel langweiliger, als alle übrigen Marder und ermuntert sich eigentlich nur dann, wenn seine größten Leidenschaften, die Jagdlust, Raubgier und Mordsucht rege werden. Wie andere Marder mordet es jedes Thier, welches in seine Nähe kommt, leckt gierig das Blut desselben und frißt das Gehirn auf. Von Bissen der Kreuzotter, welche es mit demselben Muth wie der Iltis anfällt, wird es krank, ohne jedoch dem Gifte zu erliegen.

Das weibliche Frettchen bekommt gewöhnlich zwei Mal im Jahre fünf bis acht Junge, welche nach zehn Tagen ihre Augen öffnen, zwei bis drei Wochen später munter werden und dann unter sich und mit der Alten sehr anmuthig spielen. Den Vater muß man von der Wöchnerin entfernen: er frißt, wenn auch nicht immer, so doch zuweilen die eigenen Kinder auf. Mit dem Iltis paart sich das Frettchen ohne große Umstände. Die aus solcher Mischlingsehe erzeugten Jungen gelten für ungleich kräftiger und verwendbarer, als die Frettchen selbst. Sie lassen sich leichter zähmen, als der Iltis und stinken nicht so abscheulich, dabei sind sie kühner und weniger frostig, als das Frettchen. Aber sie sind auch weniger lenksam und beißen rücksichtslos selbst nach dem eigenen Herrn.

In den Wintermonaten zieht man mit dem Frettchen zur Kaninchenjagd aus. Um diese Zeit giebt es in den Bauen keine jungen Kaninchen

mehr, welche das Frettchen verleiden möchten, sie zuerst abzuwürgen und dann sich im weichen Neste gütlich zu thun. In einem tragbaren Korb oder Kästchen, welches mit Moos ausgepolstert ist, bringt man die blutgierigen Jagdgehilfen an Ort und Stelle, legt vor jede Röhre des Kaninchenbaues ein sackartiges Netz und läßt nun eins der Frettchen in die Hauptröhre schlüpfen, welche dann ebenfalls durch ein davorgelegtes Netz verschlossen wird. Sobald die Kaninchen den Eindringling merken, fahren sie entsetzt aus dem Baue hervor, natürlich aber in die Netze hinein. Das Frettchen versucht womöglich eins der Kaninchen zu packen und hängt sich an dieses wie ein Blutegel fest, wird auch oft mit dem Kaninchen heraus an das Tageslicht geschleppt. Gelingt es dem mordsüchtigen Thiere, ein Kaninchen im Bau zu erwürgen, so berauscht es sich gewöhnlich an seinem Blute, zieht sich in den Kessel des Baues zurück und kümmert sich nicht im Geringsten um die Lockrufe des Jägers, welcher oft stundenlang vor dem Baue stehen muß, bis es seinem Hausgenossen gefällig ist, wieder zu erscheinen. Im Nothfalle thut eins der getödteten Kaninchen gute Dienste. Man bindet es vorn an eine Stange und schiebt es so in die Hauptröhre des Baues hinein. Auf einen solchen Köder pflegt sich das Frettchen zu stürzen und in ihm so fest zu verbeißen, daß man es mit dem Kaninchen wieder herausziehen kann.

8. Das Hermelin, Mustela Erminea Linné.

(Viverra Erminea Shaw; Mustela candida Ray; Foetorius Erminea Keyserling und Blasius.)

Die beiden kleinsten Mitglieder der Familie, Hermelin und Wiesel, sind noch weit schlanker und kurzbeiniger, als die Marder und Iltisse. Man kann sie, wenn man will, in eine besondere Gruppe vereinigen. Außer den angegebenen Kennzeichen würde für diese zu bemerken sein, daß die Wiesel immer im Sommer eine lichte, heller, als der übrige Körper gefärbte Unterseite besitzen. Der Schädel ist dem des Iltis noch ziemlich gleich, die Wirbelsäule enthält aber einige Wirbel mehr, weil der Schwanz etwas länger ist.

Das Hermelin oder große Wiesel, sprichwörtlich bekannt wegen seiner Schnelligkeit und Gewandtheit, ist ein kleines, ungeachtet seines langstreckigen

Baues anmuthiges Thier von etwa Fußlänge, wovon ungefähr der dritte Theil auf den Schwanz zu rechnen ist, und kaum drei Zoll Höhe. Der Leib ist überaus schlank, der Rumpf kaum stärker, als der Kopf, der Hals fast ebenso stark, als der Leib; die Beine sind sehr kurz, die Füße fünfzehig, durch Bindehäute vereinigt. Die Ohren sind breit gerandet und wie bei den meisten übrigen Mardern doppelhäutig; sie stehen nur wenig über den Scheitel empor. Die verhältnißmäßig großen und überaus lebhaften Augen liegen in der Mitte zwischen dem Ohr und der nackten Nasenspitze. Ein weicher, dichter Pelz deckt den Leib. Am Rumpfe ist er ziemlich gleichmäßig,

Fig. 7.

Hermelin und Wiesel (Sommerkleid.)

höchstens am Vorderleibe, an der Unterseite, am Kopfe und an den Füßen etwas verkürzt. Am Schwanze verlängert er sich an der Spitze, welche von mehr als zwei Zoll langen Haaren gebildet wird.

Je nach der Jahreszeit trägt das Hermelin ein durchaus verschiedenes Kleid. Im Sommer ist die ganze Oberseite und die Schwanzwurzelhälfte braunroth, die Unterseite weiß mit gelblichem Anflug, die Spitzenhälfte des Schwanzes wie die Bartborsten aber schwarz. Das Wollhaar schimmert und zwar oben roströthlich, unten weißlich durch. Mit dem Haarwechsel, in sehr kurzer Zeit, geht eine Umfärbung des Thieres vor sich, im Süden unvollständiger, als im Norden; wenigstens tritt sie hier viel regelmäßiger ein, als

Digitized by Google

dort. Im Spätherbst und namentlich im Frühjahr findet man nicht selten weißbunte Hermeline, Thiere, welche so zu sagen, gerade in der Mauser sich befinden. Das Winterkleid macht das große Wiesel erst zum wahren Hermelin. Es ist dann blendend weiß, oben wie unten, bis auf die schwarzen Schnurren und die schwarze Spitze des Schwanzes, welche in den beliebten Pelzen, die unser Thierchen liefert, die schwarzen Tupfen bildet. Schon bei uns ist es sehr selten, daß ein Hermelin im Winter dunkel gefärbt ist; die Umfärbung geht vielmehr sehr regelmäßig vor sich.

Der Norden der alten Welt ist die Heimath des Hermelin. Es verbreitet sich weit über Europa und Asien. Vom Fuß der Pyrenäen an

Fig. 8.

Hermelin und Wiesel (Winterkleid.)

reicht es bis zur Ostküste Sibiriens, und von den Kämmen der Alpen bis an das weiße Meer. Ja, es ist durchaus noch nicht ausgemacht, ob die in Nordamerika vorkommenden Wiesel als selbstständige Arten angesehen werden dürfen. In Deutschland und seinen Nachbarländern ist es nicht selten, in Skandinavien, Rußland, Sibirien gemein, in Kleinasien, Persien und selbst auf dem Himalaya noch eine ständige Erscheinung. Der südliche Fuß der Alpen, die Lombardei und Piemont bilden in Europa seine Südgrenze.

Man darf das Thier keineswegs im strengen Sinne des Wortes einen Waldbewohner nennen; denn es findet sich überall. Blasius beobachtete unter

dem Groß-Glockner, im Oberötzthale und am Stilfser Joch noch Hermeline oder wenigstens die Spuren derselben. Es steigt in den Alpen bis zu 8000 Fuß über die Meereshöhe empor. In Skandinavien bemerkten wir es am Galdhöpiggen in 6000 Fuß Meereshöhe, aber auch unmittelbar am Strande des Meeres.

Nach Art seiner Verwandten findet das Hermelin in jedem Schlupfwinkel eine erwünschte und geeignete Wohnung. Es hält sich in Erdlöchern, Hamsterröhren und Maulwurfsbauen, unter Steinhaufen, in hohlen Bäumen, Felsklüften und im Winter auch wohl in Gebäuden auf oder verbirgt sich hier während des Tages. Seine eigentliche Jagdzeit beginnt erst nach Sonnenuntergang, obwohl es keineswegs selten vorkommt, daß man auch bei Tag den kleinen Räuber umherstreichen sieht. Das Hermelin ist ein vollständiger Baummarder im Kleinen; es wetteifert mit diesem in jeder Hinsicht. Seine Beweglichkeit und Rastlosigkeit ist unglaublich groß, seine Fertigkeit in allen Künsten der Bewegung bewunderungswürdig. Es läuft und springt rasch und ausdauernd, klettert außerordentlich geschickt, schwimmt ganz vorzüglich, selbst über ziemlich breite Meeresarme hinweg, taucht bei Gefahr gar nicht übel und weiß den langen, schmächtigen Leib durch jede Ritze zu pressen, durch jede Höhlung hindurch zu winden. So wird es namentlich den kleinen, unterirdisch lebenden Nagern ein im höchsten Grade gefährlicher Feind. Die Liste seiner Jagdthiere ist ebenfalls eine sehr reichhaltige. Im Verhältniß zu seiner Größe ist das Hermelin vielleicht noch muthiger, als der Edelmarder; an Mordsucht und Blutdurst steht es sicher nicht hinter diesem zurück. Es macht sich mit wirklicher Frechheit über Thiere her, welche in gar keinem Verhältnisse zu seiner Größe stehen. Außer den Mäusen aller Art, den kleinen Vögeln, namentlich Sperlingen und Schwalben, welche es aus den Nestern holt, den Eiern, Fischen und Eidechsen, welche seine gewöhnliche Beute bilden, greift es ohne Besinnen die bissige Ratte und den gefährlichen Hamster an, stürzt sich auf junge und alte Kaninchen, auf kranke und selbst auf gesunde Hasen, beißt sich in ihnen fest ein und martert sie wirklich zu Tode, nöthigen Falls unter Zuhilfenahme anderer seiner Art. Den Tauben, Hühnern, Enten und Gänsen wird es unter Umständen sehr gefährlich. Gegen Kreuzottern zeigt es, wie Lenz beobachtete, wenig Muth; Ringelnattern dagegen verzehrt es ohne Bedenken. Auch das Pflanzenreich muß ihm Nahrung liefern: das Hermelin frißt Kirschen, Erd-

beeren und vielleicht noch andere Früchte, verachtet aber Birnen und Vogelbeeren.

Die Paarungszeit des Hermelin fällt in den März. Um diese Zeit vereinigen sich oft kleine Gesellschaften, wahrscheinlich aber mehrere von beiden Geschlechtern und nicht blos einige Männchen mit einem einzigen Weibchen. Ungefähr neun Wochen nach erfolgter Befruchtung wirft das Weibchen in einem wohlgeschützten Schlupfwinkel, namentlich in hohlen Bäumen oder Erdhöhlen auf ein mit Moos, Gras, Wolle und Federn gepolstertes Lager drei bis sechs Junge, welche am neunten Tage ihre Augen öffnen. Es ernährt, pflegt und behandelt die kleinen netten Geschöpfe mit großer Liebe, trägt ihnen durch mehrere Monate hindurch Fraß im Uebermaße zu, unterrichtet sie sehr ausführlich und sorgfältig in ihrem Gewerbe, bringt ihnen deshalb lebende Beute zum grausamen Spiel herbeigetragen und nimmt sie später noch mit zur Jagd hinaus. Dem Menschen, welcher die Jungen bedroht, springt es wüthend an und versucht, sich in ihm fest zu beißen. Die Mutterliebe treibt es sogar Hunden und Katzen entgegen. Hat es Zeit, so sucht es seine Brut vor jeder Störung in Sicherheit zu bringen; es schleppt sie im Maule nach andern Schlupfwinkeln, selbst schwimmend über breite Flüsse weg.

Das Hermelin ist, ungeachtet seiner den Menschen oft lästig fallenden Raubsucht, als ein vorwiegend nützliches Thier zu betrachten und verdient also die größtmögliche Schonung. Wenn man den Nutzen und Schaden des Thieres gegen einander abwägt, kommt der letztere gar nicht in Betracht; denn auf jedes Huhn, jedes Kaninchen oder jede Taube, welche einem Hermelin zum Opfer fällt, darf man vielleicht tausend Mäuse rechnen, welche es vertilgt. Dennoch wird dem schmucken Geschöpfe in den meisten Ländern eifrig nachgestellt. Der Balg giebt ein so geschätztes Pelzwerk, daß sich die Erlegung wohl verlohnt. Man fängt das Hermelin hauptsächlich in Kastenfallen, welche man mit einem Ei ködert, sonst aber auch in kleinen Tellereisen, oder man erlegt es mit dem Gewehre. Neben den Menschen hat es noch eine Menge Feinde. Der Fuchs macht wenig Umstände mit ihm, und die Wildkatzen stellen ihm eifrig nach. Gefährlicher noch werden ihm die Raubvögel: die Adler, verschiedene Falken und Nachts der Uhu. Durch diese übermächtigen Feinde verlieren wohl die meisten Hermeline ihr Leben. Doch geben sie sich keineswegs gutwillig ihren Mördern

Preis, bewahren vielmehr noch in der höchsten Gefahr einen besonnenen Muth und wissen sich oft genug blutig zu rächen. Wie der Fuchs den Adler abwürgt, welcher ihn schon Hunderte von Fuß emporhob, beißt sich das gefangene Hermelin noch fest in die Brust des Raubvogels ein, und gar nicht selten glückt es ihm, eine der Halsschlagadern seines gewaltigen Gegners zu zerreißen und ihn zu Fall zu bringen. Wahrheitsliebende Beobachter versichern, solche Ausgänge eines so ungleichen Kampfes selbst gesehen zu haben.

Auch das Hermelin läßt sich zähmen, wenn es rechtzeitig in menschliche Gesellschaft kommt. Seine Anhänglichkeit an den Pfleger ist zwar nicht groß; doch lernt es ihn immerhin kennen, läßt sich berühren, streicheln und kann auch zu einem recht nützlichen Hausgenossen gemacht d. h. zum Mäusevertilger angeleitet werden. Uebrigens muß man es in der Gefangenschaft mit Vorsicht pflegen, denn es hält sich schwer.

Das Hermelin ist ein seit den ältesten Zeiten bekanntes Thier, mit welchem sich auch die Sage vielfach beschäftigt hat. Wie uns Aelian berichtet, galt es bei den alten Römern als ein Zauberer oder mindestens als ein Gaukler; auch redete man ihm nach, daß es den Leichen der Menschen nachstelle und ihnen die Augen ausfresse. Von den übrigen Mittheilungen, welche er macht, haben sich einige bis auf unsere Zeit erhalten. So glauben die Tyroler, daß unser Hermelin giftige Schlangen mittels der Raute bekämpfe, welche es im Munde verberge, wenn es zum Kampfe gegen die Lurche ausziehe. Man behauptet, daß Der, welcher einem Hermeline das Herz ausreiße und es, noch warm, esse, in die Zukunft schauen könne; man will beobachtet haben, daß der Fuß der Thiere, mit Rosen und Senfkörnern zusammen in ein Netz gehängt, die Fische von Weitem herbeilocke u. s. w. In der Schweiz herrscht, wie uns Kobell berichtet, bei den Alpenjägern der Glaube, es sei gefährlich, im Gebirge auf das Hermelin zu schießen. Ein Jäger von Matt konnte, obwohl von seinem Vater gewarnt, es doch nicht lassen, Solches zu thun. Da zersprang ihm das Gewehr, und in kurzer Zeit sah er sich von einer Menge von Hermelinen umgeben. Er machte sich eiligst davon. Das bairische Landvolk hält das Anhauchen eines Wiesels für gefährlich, während die Tyroler glauben, daß man durch Auflegen eines Hermelinbalges wunde Stellen heilen könne u. s. w. Aehnliche Sagen mögen wohl noch viele unter dem Volke umlaufen.

9. Das Wiesel, Mustela vulgaris Brisson.

(Mustela Nivalis Linné; Mustela Gale Pallas; Viverra vulgaris Shaw; Foetorius vulgaris Keyserling und Blasius.)

Neben dem Hermelin bewohnt unser Vaterland noch der Zwerg der ganzen Marderfamilie und eins der kleinsten Raubthiere überhaupt: das eigentliche Wiesel oder Heermännchen. Es darf, streng genommen, zwar nur im beschränkten Sinne unter den Thieren des Waldes aufgezählt werden, weil sein Wohngebiet ein ebenso manchfaches, ausgedehntes und verschiedenartiges ist, wie jenes vom Hermelin; doch verdient es hier seinen Platz, und wäre es wirklich nur, um auch an dieser Stelle ein gutes Wort für ein oft verkanntes, nützliches Thier einzulegen. Lenz nennt das kleine Wiesel mit vollständigem Rechte „den besten von allen Mäusevertilgern auf Erden!“

Das Wiesel ähnelt in seinem Leibesbaue dem Hermelin, ist aber kaum halb so groß. Seine Länge beträgt höchstens 8 Zoll, wovon noch etwa über 1½ auf den Schwanz zu rechnen sind, die Höhe, der sehr niedern Läufe wegen, kaum über 2 Zoll. Der Leib ist ungemein schlank, fast überall gleich dick und dabei so niedrig gestellt, daß der Bauch beinah auf der Erde dahin schleift. Der Pelz ist sehr kurz und gleichmäßig, auf der Oberseite braunroth, auf der Unterseite rein weiß, in der Jugend oben mehr in's Grauliche ziehend. Das Wollhaar ist auf dem Rücken roströthlich, unten blendend weiß gefärbt. Ausnahmsweise wechselt auch das Wiesel seine Sommertracht mit einem schneeweißen Winterkleide. Im Norden kommt solcher Farbenwechsel häufiger vor.

Nach Dem, was wir über die Verbreitung des Hermelin mitgetheilt haben, ist über die Heimath des Wiesels nicht viel zu sagen. Sie dehnt sich etwas weiter nach Süden aus, als die des vorhergehend beschriebenen Verwandten. Wir fanden das Wiesel noch am südlichen Abhange der Sierra Nevada auf; dagegen reicht es nicht so weit nach Norden hinauf: es scheint in den Polargegenden zu fehlen. Nach Osten hin breitet es sich über den größten Theil Mittelasiens aus, und in Amerika wird es durch ein ihm sehr ähnliches Thier (M. pusilla) vertreten, welches viele Naturforscher nicht als eigene Art ansehen wollen. Seine Aufenthaltsorte sind dieselben, welche das Hermelin sich auswählt; nur findet es in noch engeren Höhlen als dieses Zuflucht. Es vermag ohne Beschwerde selbst die Röhren der

Mäuse zu besuchen, und jeder Maulwurfsbau kann ihm zur bequemen Wohnung werden.

In seinen Sitten und Gewohnheiten ist das Wiesel noch ganz ein Marder. Es fehlt ihm zwar die Bewegungsfähigkeit des Hermelin — im Klettern namentlich ist es unbeholfen und im Schwimmen nicht so geschickt, als dieses — doch zeigt es noch ganz denselben Muth, die gleiche Raublust und eine ebenso große Mordsucht, wie das Hermelin oder seine übrigen Verwandten. Kleine Säugethiere und Vögel, Eidechsen und Schlangen, Eier, welche es zwischen Kinn und Brust klemmt und so davon trägt, bilden seine Nahrung; es wagt sich aber auch an größere und gefährliche Thiere, läßt sich in Kampf mit dem bissigen Hamster ein und geht der Kreuzotter zu Leibe, obgleich wiederholte Bisse derselben es tödten. Den Ratten frißt es nicht nur die Jungen weg, sondern jagt auch den Alten, wie Lenz angiebt, einen solchen Schrecken ein, daß sie sogleich das Feld räumen, wenn ein Wiesel vor oder in ihrer Höhle sich zeigt. Nur den auf den Bäumen brütenden Vögeln wird es nicht gefährlich. Die erfaßte Beute schleppt es so bald als möglich einem seiner Schlupfwinkel zu und zieht sie in die Röhre hinein.

Der März ist die Zeit der Paarung; im Mai oder Juni kommen die vier bis sieben Junge zur Welt. Es sind kleine, überaus zierliche Wesen, kaum größer, als junge Mäuse, welche neun Tage blind liegen, bald aber heranwachsen und nun eine gar fröhliche Jugendzeit verleben. Die Alte liebt sie mit der größten Zärtlichkeit und spielt oft stundenlang mit ihnen, auch während des Tages, obgleich eigentlich die Nacht die Zeit des Wachseins ist. „Es sieht wunderlich aus“, sagt Lenz, „wenn die erwachsenen Jungen bei Sonnenschein auf Wiesen, wo viele Maulwurfslöcher sind, sich lustig machen und spielen. Jetzt kommen sie alle hervor, necken und beißen sich auf und nieder. Man hustet ein wenig. Sie stürzen voll Schreck in die Löcher. Dort kommt aber schon wieder eins hervorgeguckt; es merkt keinen Feind, kriecht hervor, verschwindet wieder, kriecht wieder hervor, wird immer frecher, und endlich sind sie alle wieder da“. Längere Zeit führt die Alte ihre Jungen mit sich herum. Erst gegen den Herbst hin geht Jedes selbstständig seinen Weg, obgleich noch immer gern in Gesellschaft seiner Geschwister oder der Mutter.

Das Wiesel hat mehr Feinde, als zu wünschen wäre. Der Storch verschluckt es mit Haut und Haar; der Bussard verschlingt es mit derselben

Gier, wie eine gefangene Maus. Die Hunde und die Katzen beißen es todt und lassen es liegen. Auch der Mensch, aber nur der unverständige verfolgt es mit Gewehr und Falle, ohne es nach dem Tode nützen zu können. Der Verständige thut wohl, wenn er das kleine muntere Geschöpf ruhig gewähren läßt und ihm die Gastfreundschaft, welche es unter Umständen im Gehöft beansprucht, nicht versagt oder verkümmert. Eine bald bemerkliche Abnahme der schädlichen Ratten und Mäuse wird ihn dafür lohnen. Das Wiesel verdient geschützt zu werden: man begeht ein Verbrechen, wenn man es verfolgt!

10. Der Nörz, Mustela Lutreola Linné.

(Mustela Vison Brisson. Viverra Lutreola Shaw. Lutra minor Erxleben. Lutra Vison Shaw. Foetorius Lutreola Keyserling und Blasius.)

Ein eigenthümliches Bindeglied zwischen den wahren Mardern und dem Fischotter oder dem Marder des Wassers bilden die Sumpfottern, von denen man eine oder höchstens zwei Arten kennt. Wir sind berechtigt, diese Thiere unter den von uns erwählten mit aufzuführen, weil wir sie als die Marder des Bruchwaldes bezeichnen dürfen. Nach Ansicht der neueren Naturforscher müssen wir sie, wie die Iltisse und Wiesel, einer besonderen Gruppe zuzählen, welche dadurch sich kennzeichnen würde, daß die Ober- und Unterseite der Thiere gleichmäßig gefärbt ist und nur am Kinn und an den Lippen eine lichtere Färbung vorherrschend wird. Der Schädel ähnelt am meisten dem der Iltisse, und im Gebiß fallen die Höckerzähne wegen ihrer starken Entwickelung auf.

Unser Nörz ist ein Marder, welcher dem Iltis ungefähr an Größe gleich kommt. Seine Länge beträgt etwas über 1½ Fuß, wovon fast ein Drittel auf die Länge des Schwanzes zu rechnen ist. Die vordere Höhe kann zu etwa 5 Zoll angenommen werden. Der lang gestreckte, sehr kurzbeinige Leib trägt einen flachscheitlichen, schlanken Kopf mit länglicher Schnauze, kurzen, breiten Ohren und kleinen länglichen Augen; der Schwanz ist rund und von oben nach unten nicht zusammengedrückt.

Die auffallend niedrigen Beine sind bis zum Oberarm in die Rumpfhaut eingehüllt, die Zehen durch ziemlich breite Bindehäute vereinigt. Ein

schönes, dicht anliegendes, kurzes und glänzendes Grannenhaar, unter welchem ein feines Wollhaar liegt, bildet den Pelz. Die Färbung ist ein lebhaftes Dunkelbraun, welches am Schwanz und an den Beinen, sowie an den Außenseiten der Ohren in Schwarzbraun und am Unterleib in ein graulichen Braun übergeht. Die Oberlippen vorn, die Unterlippen ihrer ganzen Länge nach und ein kleiner Fleck unter dem Halse sind weiß. Das Wollhaar hat eine gelbbraune Färbung.

Hauptsächlich das östliche Europa, Polen, Lithauen, Rußland und Finnland ist die Heimath dieses gesuchten Pelzthieres. In Deutschland gehört

Fig. 9.

Der Nörz, Mustela Lutreola Linné.

der Nörz zu den größten Seltenheiten. Regelmäßig soll er nur noch in den Bruchniederungen Schlesiens und an den Seen Holsteins vorkommen. Vor fünfzig Jahren traf man ihn noch in Pommern, Mecklenburg, Brandenburg und Hannover: gegenwärtig erlegt man ihn in diesen Ländern nur äußerst selten. In Asien scheint er gänzlich zu fehlen, in Amerika ersetzt ihn der Vison, welcher von Vielen als gleichartig mit ihm betrachtet wird.

Die Zwischenstellung des Nörz ist von der Jägerei und dem Volke von jeher erkannt worden. Dies geht deutlich genug aus seinen Namen hervor. Er heißt auch Wasserwiesel, Ottermink, Ottermarder, Krebs- und kleiner Fischotter. Jeder dieser Namen ist bezeichnend. In

Digitized by Google

der That vereinigt der Nörz die Eigenschaften und die Lebensweise der Marder und des Fischotters. Brüche und Sümpfe bilden seinen bevorzugten Aufenthalt. Hier verbirgt er sich in Gewurzel der am Ufer stehenden Bäume, in Höhlungen des überhängenden Ufers selbst, in hohlen Baumstämmen und zwischen den Riedgrase, welches auf den trockenen Stellen der Brüche steht. In seinem Wesen ist er ebensowohl Marder, als Otter. Er läuft noch ziemlich gut, versteht auch ein wenig zu klettern und schwimmt und taucht ganz vortrefflich. Unter seinen Sinnen stehen der Geruch und das Gesicht oben an. Mit seinen Verwandten hat er eine große Scheu und Schlauheit, Raubgier, Blutdurst und Mordsucht gemein. Seine Nahrung ist sehr gemischter Art. Allgemein wird behauptet, daß er Krebse jeder übrigen Speise vorziehe. Nebenbei jagt er den Fröschen, Fischen und verschiedenen im Wasser lebenden Kerbthieren nach, raubt die Nester der Wasservögel aus und würgt auch wohl junge Entchen, Gänse u. dgl., wie es der Fischotter, welcher noch mehr, als der Nörz an das Wasser gebannt und an Fischnahrung angewiesen zu sein scheint, unter Umständen ebenfalls thut.

Mit diesen Angaben ist eigentlich Alles gesagt, was wir über den Nörz wissen. Unsere Kenntniß dieses in jeder Hinsicht merkwürdigen Geschöpfes ist, wie man sieht, außerordentlich gering. Ueber Fortpflanzung und Ernährung der Jungen weiß man nichts Sicheres: denn es ist mehr Muthmaßung, als auf Beobachtung gegründete Thatsache, daß er Ende Mai's oder zu Anfang des Juni drei bis sechs Junge werfe, welche im nächsten Jahre erwachsen sein sollen. Ueber Jagd und Fang brauchen wir Nichts mitzutheilen. Sie sind dieselben, welche bei dem Fischotter Anwendung finden. Ueber gefangene Nörze fehlen alle Beobachtungen.

11. Der Fischotter, Lutra vulgaris Erxleben.

(Mustela Lutra Linné. Viverra Lutra Linné. Lutra Roensis Ogilby.)

Wenig Marder dürften leichter zu beschreiben sein, als der Fischotter: aber wenig Thiere sind schwieriger von ihren nächsten (außereuropäischen) Verwandten zu trennen, als er. Der Fischotter ist ein schwerer, flachleibiger, flachköpfiger und flachschwänziger Marder. Der Leib ist noch ziemlich schlank, aber viel breiter als hoch, der Schwanz von oben nach unten zusammengedrückt, an der Spitze stark verschmälert, der Kopf niedrig, länglich rund,

breitschnäuzig, das Ohr so kurz, daß es fast ganz im Pelze versteckt erscheint, abgerundet und durch eine Hautfalte verschließbar, das Auge klein, aber lebhaft, das Bein sehr kurz, der fünfzehige Fuß breit, nacktsohlig, mit Bindehäuten zwischen den Zehen, welche bis zu den Nägeln vorgehen und zu förmlichen Schwimmhäuten geworden sind. Im Geripp fällt zunächst der ziemlich kurze, flache, im Hinterhaupt auffallend entwickelte Schädel auf. Das starke kräftige Gebiß, welches aus 36 Zähnen zusammengesetzt ist, hat stark entwickelte vierseitige Höckerzähne und sehr kräftige Reißzähne, welche durch die nebenstehenden großen Vorderzähne noch besonders unterstützt werden.

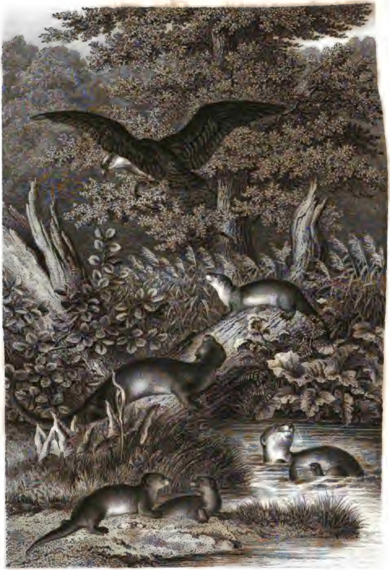
Ein ausgewachsener Otter wird gegen 4 Fuß lang, wovon $1^1/_2$ Fuß auf den Schwanz kommen. Die Höhe am Widerrist beträgt aber nur einen Fuß und dies auch blos dann, wenn sich das Thier besonders hoch aufrichtet; bei gewöhnlichem Gange erscheint es noch weit niedriger. Ein prächtiger Pelz, welcher aus sehr feinem lichtbraungrauem Wollhaar und derbem, glänzenden, dicht gestellten Grannenhaar besteht, kennzeichnet den Fischotter als Wasserthier. Die Färbung des Pelzes ist oben eine glänzend dunkelbraune, geht aber auf der untern Seite und namentlich am Unterhalse und an den Kopfseiten in lichtere Töne über und erscheint manchmal grau weißlich. Reinweiße Flecken finden sich, aber nicht immer, am Kinn und ziemlich regelmäßig über der Mitte der Oberlippe.

Ganz Europa, Nord- und Mittelasien ist die Heimath des Fischotters. Wir beobachteten ihn in Südspanien und in Lappland. Vom Polarkreise in Sibirien geht er bis Mesopotamien; doch ist es noch nicht ausgemacht, ob alle Fischottern, welche man aus Asien erhält, mit den unsrigen als gleichartig angesehen werden können. Als echter Wasserbewohner entfernt sich das Thier nur dann von den Flüssen und Bächen, Teichen, Seen und dem Meere, wenn es ein Gebiet ausgeraubt hat. Für gewöhnlich bleibt das Ufer sein Aufenthalt. Hier gräbt es sich vom Wasser aus in das Erdreich Röhren, welche allmälig ansteigend in einen ziemlich großen, runden Kessel münden, der seinerseits mit einem Luftloche nach außen, oder mit einer zweiten Röhre versehen ist. Der Kessel liegt stets über dem Wasserspiegel und gewährt dem Fischotter unter allen Umständen ein trockenes Lager. Im Walde zieht es das Thier gewöhnlich vor, alte Fuchs- oder Dachsbaue, hohle, nahe am Ufer stehende Bäume und selbst Höhlen und Spalten im Geklüft zu beziehen: das Graben scheint ihm schwer zu werden.

Bei Hochwasser besteigt es auch wohl die Kronen niederer Bäume, namentlich Weiden und legt sich dort zwischen den Zweigen nieder, und unter Umständen ist ihm eine einfache Vertiefung im Uferdickicht ebenfalls ein erwünschter Aufenthalt.

Der Fischotter steht hinsichtlich seiner Begabung keinem andern Marder nach. Er ist vermöge seiner Ausrüstung zum eigentlichen Wasserthiere geworden. Im Klettern ist er freilich noch größerer Stümper, als Iltis und Wiesel, und auch im Laufen entfaltet er keine Meisterschaft: um so vollständiger aber beherrscht er sein Element. Es ist eine wahre Lust und Freude, ihn im Wasser zu beobachten. Wir kennen kein Säugethier, welches ihn hier überträfe und nehmen bei dieser Behauptung nicht einmal die eigentlichen Seesäugethiere aus. Diese sind zwar förmlich zu Fischen geworden: gewandter aber, als der Fischotter, sind sie nicht. Die breiten Ruderfüße und der treffliche Ruderschwanz ermöglichen es diesem, mit der Forelle an Schnelligkeit zu wetteifern. Hinsichtlich seiner Biegsamkeit erscheint er wie eine Schlange; für seine Gewandtheit haben wir gar keine Worte. Der Fischotter schwimmt ebenso rasch dem Strome entgegen, als mit ihm, nicht minder schnell in bedeutender Tiefe unter dem Wasserspiegel, als auf der Oberfläche dahin. Er schwimmt auf dem Bauche, auf dem Rücken, auf der Seite; er schwimmt mit halb aus dem Wasser empor gehobenem Oberkörper; er dreht und wendet sich, wie ein Aal; er beschreibt Kreise von sehr geringem Durchmesser; er spielt, wie ein Affe im Gezweig der Bäume, in und mit den Wellen. In den Thiergärten stehen die Beschauer staunend vor den Becken, welche dieses anziehende Thier bewohnt, und an den Ausrufen der Verwunderung, welche man dort vernimmt, kann man bemerken, wie überraschend Jedermann die unglaubliche Fertigkeit des Otters ist.

Die höheren Begabungen sind Dem entsprechend ausgebildet. Jeder Jäger kennt die Schärfe der Sinne, jeder weiß von dem wirklich hohen Verstand des Thieres zu erzählen. Der Fischotter äugt, vernimmt und wittert ganz ausgezeichnet; er legt oft genug, und regelmäßig zum Aerger der Fischzüchter, einen sehr ausgebildeten Geschmack an den Tag, und Gefangene beweisen, daß auch das Gefühl, sei es als Empfindung oder sei es als Tastsinn, wohl entwickelt ist. Der große Verstand des Thieres zeigt sich im Freien, wie im Gefangenenleben. Der Fischotter ist vorsichtig und



Fischotter und Fischadler.

Digitized by Google

schen im höchsten Grade; er ist aber auch berechnend klug und listig. Gefangene werden sehr bald zahm, schließen sich an ihren Pfleger an, kommen auf dessen Ruf, antworten ihm mit freudigem Kichern, oder rufen ihn mit lang gezogenem gellenden Pfeifen herbei, gewöhnen sich, ihm wie ein Hund zu folgen und lassen sich selbst in ziemlich hohem Grade zum Dienste ihres Herren abrichten. Man kennt viele Beispiele von Ottern, welche auf Befehl ihres Pflegers in das Wasser gingen und dort für denselben arbeiteten, Fische aller Art aus der Tiefe herausholten und sie, wie ein wohlerzogener Jagdhund, zu Füßen des Gebieters niederlegten. Thiere aber, welche sich so dem Willen des Menschen unterordnen, beweisen immer einen sehr ausgebildeten Verstand.

Die Nahrung des Fischotters entspricht genau seinem Aufenthalte und seiner Lebensweise. Fische bilden unter allen Umständen den Haupttheil seines Fraßes. Außerdem verzehrt er Krebse und, wie wir uns neuerdings überzeugt haben, auch Frösche. Es bedarf also unsere frühere Angabe (Seite 7.) daß ein ausgefischter Teich, in welchem nur noch Frösche leben, für den Fischotter allen und jeden Reiz verliere, einer Berichtigung. Wir sind jetzt mit Andern überzeugt, daß unser Thier zuweilen Fröschen mit Leidenschaft nachjagt. Auch Vögel und Säugethiere bleiben vor den Nachstellungen des Wassermarders nicht verschont. Alte Jäger erzählen, daß er namentlich den Wasserratten und Wasserspitzmäusen gefährlich werde, und Tessin beobachtete, daß ein Fischotter auf einem Teiche mit wilden und zahmen Wassergeflügel argen Unfug trieb, alle Entennester zerstörte, die Eier aussaugte, die jungen Enten ganz verzehrte und nach Marderart allnächtlich einige alte Enten abwürgte und von ihnen den Kopf und Hals fraß, ja selbst Gänse und Schwäne anfiel. Es erscheint also auch glaublich, daß der Fischotter wirklich größere Säugethiere angehen mag.

Die Leckerei des Thieres zeigt sich namentlich bei seiner Fischjagd. Es kennt nicht nur die schmackhaftesten Fischarten, sondern auch das beste Fleisch an den Fischen. Der Otter zieht Forelle und Lachs jedem andern Fische vor und frißt, wenn der Hunger bei ihm nicht übermächtig wird, von der gefangenen Beute nur das Fleisch des Rückens. Alles Uebrige läßt er liegen.

Die Paarung und Fortpflanzung scheint an keine bestimmte Jahreszeit gebunden zu sein. Man hat fast in allen Monaten des Jahres Junge

gefunden, mitten im Winter ebensowohl, als im Hochsommer. Dennoch dürfte der Monat Februar als die eigentliche Ranzzeit angenommen werden können. Der Paarung gehen wundervolle Spiele im Wasser voraus. Das Weibchen beweist seine Sehnsucht nach männlicher Gesellschaft durch ein lang ausgedehntes, oft wiederholtes Pfeifen; die Männchen antworten und folgen diesem Rufe. Ungefähr neun Wochen später findet man an einer recht günstigen Stelle, namentlich da, wo das Flußufer dicht mit Weidicht bestanden ist, in einem der oben erwähnten Baue zwei oder drei, höchstens vier Junge: unförmliche, ungeschickte Geschöpfe, welche neun Tage lang mit geschlossenen Augen liegen und gegen zwei Monate hin im Baue verweilen. Erst nach dieser Zeit erscheinen sie fähig, der zärtlichen Mutter, welche sie bis dahin sorgsam mit Speise versieht, in das Wasser zu folgen und sich dort unterrichten zu lassen. Doch bleiben sie auch, wenn sie schon ziemlich selbstständig geworden, mindestens noch ein halbes Jahr unter Aufsicht ihrer Alten.

Wer den Fischotter zähmen will, muß ihn sehr jung aus dem Baue nehmen. Man kann ihn mit Milch leicht erhalten und später an allerhand Speise gewöhnen. Die Liebenswürdigkeit des kleinen Geschöpfes zeigt sich schon wenig Tage nach der Gefangennahme. Mehr als andere Marder scheint der Fischotter das Bedürfniß der Gesellschaft zu fühlen. Er schließt sich nicht blos den Menschen, sondern auch anderen Thieren an. „Ein zahmer Fischotter", erzählt Dietrich a. d. Winkell, „befand sich nirgends so wohl, als in menschlicher Gesellschaft. Waren wir im Garten, so kam er zu uns, kletterte auf den Schoß, verbarg sich gern an der Brust und guckte nur mit dem Köpfchen aus dem zugeknöpften Oberrocke. Als er mehr heranwuchs, reichte ein einmaliges Pfeifen nach Art der Otter, verbunden mit dem Rufe des ihm beigelegten Namen hin, ihn sogar aus dem See neben unserem Garten, in welchem er sich gern mit Schwimmen vergnügte, heraus und zu uns zu locken. Bei sehr geringer Anweisung hatte er apportiren, aufwarten und mancherlei Kunststücke gelernt. Sein liebster Spielkamerad war ein ziemlich großer Dachshund. Sobald dieser sich nur im Garten blicken ließ, war auch gleich der Otter da, setzte sich ihm auf den Rücken und ritt gleichsam auf ihm spazieren. Zu anderen Zeiten zerrten sie sich spielend herum; bald lag der Dachshund oben, bald der Otter. Ging man mit dem Hunde in ziemlicher Entfernung vorüber, und schien er nicht Willens, seinen Freund zu besuchen, so lud letzterer durch wieder-

holtes Pfeifen ihn ein. Dieser folgte, wenn es sein Herr erlaubte, augenblicklich dem Rufe."

In der gemeinnützigen Naturgeschichte von Lenz, einem der besten Bücher dieser Art, welches wir kennen, finden die Leser noch andere ähnliche Erzählungen, und wir selbst können nach unserer eigenen Beobachtung die Anhänglichkeit, Gelehrigkeit und Liebenswürdigkeit des zahmen Fischotters nur bestätigen.

Der Fischotter ist überwiegend schädlich, — und sein Balg gilt 10 bis 20 Thaler! Das Eine wie das Andere rechtfertigt die eifrige Jagd, welche allerorts zum Schaden des Otters betrieben wird. Es hält schwer, ihn zu erlegen; denn seine Scheu, seine Vorsicht und List zeigt sich namentlich bei der Jagd auf mancherlei Weise. Der schlimmste Feind des Thieres ist eine Neue: „der weiße Leithund," wie den frisch gefallenen Schnee ein alter Spruch nennt. Sie bezeichnet dem Jäger mit untrüglicher Sicherheit den Weg, welchen das Thier genommen, während das diesem befreundete Wasser nur selten seine Spur erkennen läßt. Die Jagd wird auf mancherlei Art betrieben, in England namentlich mit einer eigenen Rasse von Hunden, den Otterhunden, welche den Fischotter mit demselben Geschick im Wasser nachstellen, wie unser Hühnerhund anderem Wild auf dem Lande. Man sperrt einen Theil des Flusses, in welchem man Ottern weiß oder vermuthet, mit Netzen ab und läßt die Hunde treiben. Von diesen Otterhunden erzählt man, daß die Bindehäute zwischen ihren Zehen sich ähnlich wie bei dem Otter zu förmlichen Schwimmhäuten ausgebildet haben, und nimmt Dies als einen Beweis für die gestaltliche Umbildung nach Maßgabe der Lebensweise. Die Jäger, welche diese Jagd leiten, sind mit Lanzen bewaffnet und spießen gelegentlich den von ihren Hunden verfolgten Otter an. Bei uns zu Lande führt der Anstand und noch mehr das Tellereisen am sichersten zum Ziele. Man stellt es entweder am Ausstieg eines Fischotter auf oder legt es in stillem Gewässer am unteren Ende von Sandbänken in das Wasser selbst. Auch diese Eisen werden verwittert und zwar hauptsächlich durch Baldrianwurzel, Bibergeil, Kampher, Krausemünze, Fischotterlosung, Karpfenrochen, Hechtleber, Angelikawurzel und dgl.

Neben dem vortrefflichen Balg wird, in katholischen Ländern wenigstens, das Wildpret des Otters benutzt. Aller Naturgeschichte zum Trotz erklären die Pfaffen das Thier für einen Fisch und rühmen demgemäß sein Wildpret dem sich kasteienden Gläubigen als eine sehr zuträgliche Speise.

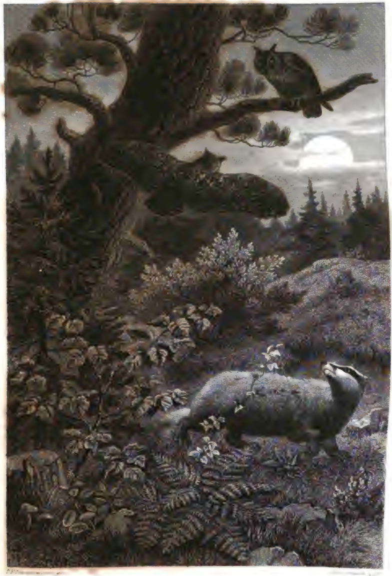
11. Der Dachs, Meles Taxus Pallas.

(Meles vulgaris et europaeus Desmarest. Ursus Meles Linné. Ursus Taxus Schreber. Taxus vulgaris Tiedemann. Taxidea leucura Hodgson).

Das plumpste Mitglied der Marderfamilie ist der Dachs. Er bildet ein Uebergangsglied von den Mardern zu den Bären und ist deßhalb auch oft zu letzteren gestellt worden. Sein gedrungener Leib, welcher auf kurzen Läufen ruht, der starke Kopf und der kurze Pürzel erinnern an den Bären; im Gebiß und noch mehr durch die Afterdrüse, welche eine gelbliche Flüssigkeit absondert, beweist er jedoch seine engere Verwandtschaft mit den Mardern. Bemerkenswerth sind im Gebiß die überwiegend großen Höckerzähne, neben den kleinen Fleischzähnen und an den fünfzehigen Füßen, welche bärenartig mit der ganzen Sohle auftreten, die Grabklauen.

Unser europäischer Dachs hat nur noch in Amerika einen Verwandten; denn die in Asien vorkommenden Dachse werden von den meisten Naturforschern nicht als besondere Arten betrachtet.

Grimbart, Gräving oder Greifing, wie der Dachs in der Jägersprache noch heißt, ist ein ziemlich großes Thier von fast vierthalb Fuß Leibeslänge, wovon auf den Schwanz etwas über einen halben Fuß gerechnet werden muß, etwa ein Fuß Höhe am Widerist; und 30 bis 40 Pfund Gewicht. Der gedrungene, hinten an Stärke zunehmende breitrückige Leib ist mit einer dicken Schwarte bedeckt, welche ein ziemlich reiches Haarkleid trägt. Der verhältnißmäßig kleine Kopf mit der rüsselförmig zugespitzten Schnauze, den kurzen, länglich runden Lauschern, und den kleinen schief liegenden Sehern erscheint wegen der nur kurzen Behaarung noch kleiner, als er wirklich ist und giebt in Verbindung mit dem kurzen, dicken, stumpfen und struppig behaarten Pürzel dem Thiere eine höchst auffallende Gestalt. Das Haar selbst ist straff, fast borstenartig und glänzend, auf der Oberseite und an den Beinen nach hinten, auf den Füßen nach vorn, an den Seiten der Füße nach unten gerichtet. Jedes einzelne Haar ist licht und dunkel geringelt, an der Wurzel meist gelblich, in der Mitte schwarz, an der Spitze weißgrau. Hierdurch entsteht eine graue Gesammtfärbung, welche auf der unteren Seite und an den Beinen in schwarz, zwischen den Hinterbeinen bis unter den Schwanz aber in rostweißlich übergeht. Kopf und Hals



Dachs und Eule.

Digitized by Google

erscheinen schwarz und weiß gestreift, weil durch die Augen sich ein breiter, schwarzer Streifen zieht. Der Lippenrand ist weißlich, der Unterkiefer schwarzbraun gefleckt, das Ohr ist inwendig und an der Wurzel des Außenrandes schwarz, im Innern und an der Spitze weiß behaart. —

Ganz Europa bis zum 60. Grad nördlicher Breite und der größte Theil Asiens ist die Heimath dieses allbekannten, wegen seiner Trägheit und Faulheit verrufenen Raubthieres. Der Dachs findet sich eigentlich überall, nirgends jedoch besonders häufig: er scheint auch die Gesellschaft nicht zu lieben, sondern einsiedlert lieber mürrisch in einem ausgedehnten, selbstgegrabenen Baue. Dieser wird ihm zur Wohnung im weitesten Sinne des Wortes. In ihm verträumt er mehr als drei Viertheile seines Lebens. Kein Wunder, daß er auf diesen Bau die größte Sorgfalt verwendet und ein wahres Kunstwerk herstellt. Zu dem tief liegenden, weich ausgepolstertem Kessel führen mehrere Röhren, je nach des Ortes Beschaffenheit, von denen jedoch nur eine oder höchstens zwei zur Ein- und Ausfahrt benutzt werden. Die übrigen Gänge sind Luftöffnungen oder dienen als Sicherheits-, bezüglich Fluchtröhren. Liegt der Bau möglichst nahe an Orten, welche reiche Weide versprechen, so genügt er allen Erfordernissen, welche ein Dachs sich nur wünschen kann. Man darf behaupten, daß der Dachsbau die reinlichste und bestgeordnete Wohnung ist, welche ein Säugethier überhaupt hat. Je größer die Familie ist, umsomehr Kessel werden angelegt, und nur höchst ungern bewohnt ein erwachsener Dachs mit einem anderen gleichalten denselben Kessel längere Zeit. Die Reinlichkeit innerhalb des weitläufigen Gebäudes ist lobenswerth. Niemals lost der Dachs innerhalb seines Baues, so lange er noch ins Freie geht; nur im Winter geschieht Dies, aber auch dann nicht im Kessel, sondern in einer Nebenröhre, in welcher die Losung jedesmal sorgfältig verscharrt wird. Man sagt, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß Reinecke unseren Murrkopf durch Absetzen seiner stinkenden Losung sofort aus dem Baue vertreiben und zur Anlegung eines neuen bewegen könne; doch steht Dem entgegen, daß der Fuchs oft mit dem Dachse in ein und demselben Baue gefunden wird, selbstverständlich aber nicht in ein und demselben Kessel.

Auch während der günstigen Jahreszeit ruht Grimbart am Tage auf seinem weichen Lager. Erst wenn es vollkommen finster ist, im Sommer selten vor 10 oder 11 Uhr Abends, schleicht er vorsichtig hervor, schüttelt noch

in der Röhre den Sand aus seinem Pelze und trabt nun eilig ein Stück vom Baue. Das erste Geschäft, welches er vornimmt, pflegt der Reinigung gewidmet zu werden; erst dann setzt er seine Wanderung fort und zieht auf Weide aus. Aeußerst selten kommt es vor, daß er auch bei Tage den sicheren Bau verläßt, um sich ein halbes Stündchen zu sonnen. Solches geschieht nur an ganz stillen, ruhigen Orten, welche fern von dem menschlichen Getreibe liegen und dem Dachse erfahrungsmäßig die nöthige Sicherheit gewähren. Während des Winters verweilt Grimbart monatelang im Baue, fast ohne auszugehen. Er schläft dann sehr viel, hält aber nicht im eigentlichen Sinne des Wortes einen Winterschlaf, sondern verläßt zuweilen die Wohnung, um sich zu tränken. Bei starkem Froste scheint es jedoch vorzukommen, daß er wochenlang nicht außerhalb des Baues erscheint.

Wie bei den Bären fällt die Fortpflanzung des Dachses in die kalte Jahreszeit. Er rollt im November, und die Dachsin geht bis Mitte Februars dicke. Dann wirft sie drei bis fünf Junge, welche ebenfalls mit geschlossenen Augen zur Welt kommen und die Mutter bis in den Frühling hin besäugen, aber auch während des ganzen Sommers noch mit ihr im Baue verweilen. Sie fährt bereits im Mai mit ihnen aus und führt sie mit sich auf die Weide, scheint sich auch an den munteren Scherzen und den täppisch komischen Streichen ihrer Sprossen weidlich zu ergötzen und vertheidigt sie im Nothfalle mit großem Muthe.

Der Fraß des Dachses besteht aus allem möglichen Genießbaren. Am liebsten verzehrt er Mäuse, Schlangen, Frösche und Kerbthiere; kaum weniger sagen ihm Obst, Eicheln, Bücheln und Pflanzenwurzeln zu; Schnecken, Würmer, Bohnen, Erbsen verschmäht er auch nicht: größeren Thieren wird er aber nicht gefährlich, obgleich man ihn in dem bösen Verdacht gehabt hat, daß er Vögel und deren Eier, junge Hasen, Kaninchen, ja selbst Frischlinge raube. Die Beobachter stimmen gegenwärtig darin überein, daß man den Dachs zu den nützlichsten aller Waldthiere zu rechnen hat und demgemäß soviel als möglich schonen sollte. Solchen Schutz verdient er schon wegen seines muthvollen Kampfes mit der giftigen Viper. Sie verzehrt er ohne Umstände und auch ohne Schaden, wie Lenz durch vielfache Beobachtungen festgestellt hat.

Jung ausgegrabene Dachse machen ihrem Besitzer Freude, alt eingefangene sind geradezu unausstehlich.

Wir haben ein paar alte Dachse über ein halbes Jahr lang in der Gefangenschaft gehalten und uns die größte Mühe mit ihnen gegeben, um sie einigermaßen erträglich zu machen, es ist uns jedoch nicht gelungen. Während der ganzen Zeit haben wir sie gar nicht in Bewegung gesehen, sondern nur zusammengerollt liegen. Sie ließen sich nicht einmal durch Stöße aus ihrer Lage bringen, auch durch Leckerbissen, welche wir ihnen vorlegten, nicht verlocken. Erst Nachts gegen 11 Uhr hin wurden sie munter, mit dem ersten Morgenschimmer lagen sie aber schon wieder zusammengeknäult. Lenz hat genau dieselbe Beobachtung gemacht. Auch die jung ausgegrabenen Dachse darf man nicht zu denjenigen Thieren rechnen, welche eigentlich zahm werden. Ihre schlechte Laune legen sie bei jeder Gelegenheit an den Tag. Macht man sie böse, so fauchen sie und verursachen ein sonderbares Gepolter, knäffen und knurren auch wie Hunde und versuchen zu beißen.

Ein uns befreundeter galizischer Naturforscher, Pietruvski, hat wirklich zahme Dachse gehabt und dieselben sogar zur Fortpflanzung gebracht. Die Thiere sind ihm nachgelaufen, wie Hunde und haben auf den ihnen gegebenen Namen gehört. Da sie möglichst naturgemäß im Freien gehalten wurden, haben sie dem gedachten Beobachter auch Gelegenheit gegeben, sie bei ihren Erdarbeiten und Wühlereien zu belauschen, Sie gruben sich schließlich unter ihrem Gehege weg und waren dann vollkommen frei. „Sehr hübsch war es anzusehen," sagt unser Gewährsmann, „wie sie in schönen, hellen Nächten zusammen spielten. Sie bellten wie junge Hunde, murmelten wie Murmelthiere, umarmten einander zärtlich wie Affen und trieben allerlei lustige Possen. Wenn ein Schaf oder Kalb in der Gegend fiel, waren sie bei dem Aase immer die ersten. Es war merkwürdig zu sehen, was für große Stücken Fleisch sie herbei schleppten, oft Viertelmeilen weit. Das Männchen entfernte sich selten von seiner Wohnung, das Weibchen folgte mir auf allen meinen Spaziergängen bis in die benachbarten Dörfer nach, wie eine Hündin. Die Monate December und Januar verschliefen sie in der Höhle, im Februar wurden sie lebhaft. Zu Ende des Monats begatteten sie sich; das trächtige Weibchen aber wurde leider in einem benachbarten Walde gefangen und von unkundigen Jägern erschlagen."

Gegen den Herbst hin hat sich der Dachs nicht nur viel Fett zugelegt, sondern auch den neuen Winterpelz angeschafft, welcher so vielfache Verwendung findet. Auch ist sein Wildpret um diese Zeit, wenn es gehörig gesalzen und

gewürzt wurde, kein übles Gericht; in manchen Ländern gilt es sogar als ein Leckerbissen. Man jagt den Dachs also, um alles Nutzens, welchen er gewähren kann, theilhaftig zu werden, im Spätherbste und zwar hauptsächlich mit Hülfe der bekannten krummbeinigen, niedriggestellten Hunde, welche ihm ihren Namen verdanken. Der Anstand ist eine mißliche Sache, weil die Witterung des Dachses sehr scharf und seine Vorsicht außerordentlich groß ist. Der Jäger muß, wenn er auf nur einigen Erfolg rechnen will, eine Kanzel, d. h. einen Stand in einer Baumkrone unweit der befahrensten Röhre des Dachsbaues errichten, dieselbe bei hellem Mondschein erklimmen und hier sich stundenlang, ohne irgend welches Geräusch zu verursachen, aufhalten, bis es dem Höhlenbewohner gefällig ist, seinen Bau zu verlassen. Der Dachs erfordert einen sehr starken Schuß; denn wenn er nur verwundet wurde, flüchtet er sofort in seine Höhle zurück und ist dann regelmäßig verloren, falls der Jäger nicht den ganzen Bau aufgraben kann. Die sogenannte Dachshatze, welche abgehalten wird, wenn sich der Dachs außerhalb seines Baues befindet, beunruhigt das übrige Wild in so hohem Grade, daß der verständige Waidmann sie nur ungern unternimmt, und so bleibt eigentlich zur Habhaftwerdung unseres Höhlenbewohners kaum ein anderes Mittel übrig, als gute Tellereisen vor den Ausgang seiner Höhle zu legen. Diese Tellereisen braucht man nicht zu verwittern, sie müssen aber sehr rein gehalten werden. Auch darf man nicht versäumen, vor jeder Röhre eins aufzustellen; denn nur der Hunger treibt den vorsichtigen Einsiedler in das Eisen. Das Ausgraben des Dachses kann blos da geschehen, wo der Bau in lockerem Erdreiche angelegt ist. Er erfordert viel Geduld und Beharrlichkeit, auch tüchtige Kräfte, unter denen die Dachshunde in erster Reihe mit zu nennen sind. Einen dieser eifrigen Jagdgehilfen läßt man in den Bau schlüpfen; er giebt durch Lautwerden den Ort an, an welchem sich der Dachs befindet. Hier macht man den Einschlag so, daß man hoffen kann, grade und dicht vor die Hunde auf die Röhre zu kommen. Der Dachs wendet natürlich alle Mittel an, um sich von dem ihn verfolgenden Hunde zu befreien. Er fällt denselben unter Umständen mörderisch an oder gräbt, wenn er hierzu Zeit hat, mit größter Schnelligkeit eine neue Höhle, in welcher er sich, wie der Jäger sagt verfetzt oder verklüftet, d. h. durch die dem Hund entgegen geworfene Erde verschanzt. Es gehört eine große Uebung dazu, durch das Verhören des Hundes die Stelle zu ermitteln, wo der Dachs sitzt, und

auch das Graben muß mit Sorgfalt ausgeführt werden. Der endlich aufgefundene Dachs wird mit einer großen Zange gepackt und durch einen Schlag auf die Nase getödtet.

12. Der Bär. Ursus arctos *Linné.*

(Ursus niger Albertus Magnus; Ursus norvegicus; Ursus collaris Cuvier; Ursus cadaverinus Eversmann.)

Noch heutigen Tages ist ein schon seit langer Zeit bestehender Streit unter den Naturforschern nicht mit Sicherheit entschieden. Es handelt sich darum, ob es in unserem Europa eine oder mehrere Arten von Bären giebt. Zu leugnen ist es nicht, daß sich zwischen den bei uns vorkommenden Bären Unterschiede bemerklich machen, welche ständig zu sein scheinen. Sie beziehen *sich nicht allein* auf die Färbung des Felles und die Größe, sondern auch auf die Lebensweise. Die Naturbeobachter glauben deßhalb im Rechte zu sein, wenn sie mindestens zwei Bärenarten annehmen, während die zergliedernden Forscher, welche hauptsächlich das Geripp bei der Vergleichung zu Grunde legen, keinen Unterschied aufzufinden vermögen, welcher ihnen hinreichend erscheint, um sich der Ansicht jener anschließen zu dürfen. Diese Frage über Arteinheit und Artverschiedenheit der europäischen Bären geht auch uns an; denn grade in Deutschland und seinen Grenzländern findet die eine wie die andere Ansicht ihre eifrigsten Vertreter.

Es läßt sich leicht erklären, warum der alte Streit noch unentschieden blieb. Grade in der Familie der Bären hält es schwer, die verschiedenen Arten von einander zu trennen. Alle Bären ähneln sich in ihrer Färbung und auch in ihrem Wesen sehr, und so gehört schon eine sorgfältige Beobachtung dazu, um die verschiedenen Thiere mit Sicherheit von einander zu trennen. Die Beobachtungen aber, welche bis jetzt vorliegen, sind noch sehr mangelhaft, der unzähligen Geschichten, welche über Bären berichtet werden, ungeachtet. Man sollte es nicht glauben, daß man bis in die neueste Zeit noch nicht einmal über die Fortpflanzung des so vielfach und schon seit Jahrhunderten im Zwinger gehaltenen Thieres in's Reine gekommen war, daß man noch in den besten Werken hierüber sichere Angaben vermißt! Schließt man von dieser einen Thatsache auf die übrigen Beobachtungen, so müssen dieselben als sehr dürftige oder mindestens lückenhafte erscheinen.

Ein so großes, gefährliches Raubthier, wie der Bär es ist, verträgt sich mit dem Menschen nicht, und dieser hat deßhalb alle seine Kräfte daran gesetzt, jenes aus seiner Nähe zu vertreiben. Der Bär gehört gegenwärtig in Deutschland zu den seltensten Erscheinungen; denn außer Tyrol und den übrigen Grenzgebirgsländern kommt er regelmäßig nicht mehr vor. Auch in Frankreich ist er fast ausgerottet worden; doch bieten ihm dort die Alpen und auf der anderen Seite die Pyrenäen noch geeignete Schlupfwinkel. In Spanien hält er sich hauptsächlich auf den nördlichen Gebirgen. Auf den Balkan-Halbinseln ist er häufiger, in Ungarn und Siebenbürgen wenigstens nicht ganz selten. Von hier aus weiter nach Osten und Norden hin tritt er in größerer Menge auf. Rußland und Skandinavien sind gegenwärtig als diejenigen europäischen Länder anzusehen, in denen er noch zahlreich vorkommt. Ungleich häufiger lebt er in Asien bis nach Kamtschatka und China hin, vorausgesetzt, daß der dort sich findende Bär wirklich mit dem deutschen zu einer und derselben Art gerechnet werden darf, was von einigen Forschern bestritten wird.

Die allgemeinen Kennzeichen des Bären sind so bekannt, daß das Thier einer ausführlichen Beschreibung kaum bedarf. Ein starker schwerer Leib mit breitem, rüsselschnäuzigem Kopfe, plumpe Läufe mit tüchtigen Pranken, deren Sohle ihrer ganzen Länge nach den Boden berührt, und deren fünf Zehen mit langen, gebogenen, aber stumpfen Krallen bewaffnet sind, der kurze Schwanz und der lange zottige Pelz zeichnen Meister Braun und seine Verwandten auch wirklich so aus, daß man nicht so leicht in Versuchung kommen kann, ihn mit anderen Thieren zu verwechseln. Das Gebiß besteht aus 40 Zähnen, unter denen die Reißzähne verhältnißmäßig schwach, die Höckerzähne dagegen sehr stark sind. Die Wirbelsäule ist aus zwanzig Brust- und Lendenwirbeln, drei Kreuzbeinwirbeln und neun Schwanzwirbeln zusammengesetzt; im Uebrigen zeichnet sich das Geripp durch sehr kräftige, aber etwas plumpe Formen aus. Unser Bär erreicht eine Länge von $6^1/_2$ Fuß und eine Höhe am Widerrist von $3^1/_2$ Fuß; der Stummelschwanz wird höchstens 4 Zoll lang. Die Färbung des dicken Pelzes ist sehr verschieden; sie ändert vom hellen silberglänzenden Braun bis zum dunkeln Braunschwarz ab. Es giebt Bären, welche hell gelblich fahl gefärbt sind und andere, welche fast schwarz erscheinen; es giebt einzelne, welche eine helle Halsbinde, das Zeichen der Jugend, auch im Alter tragen u. s. f.

Bären.

Google

Digitized by Google

Im Allgemeinen sind junge Bären dunkler gefärbt, als die Alten; doch erleidet auch diese Regel ihre Ausnahmen.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir, obgleich die Färbung uns als nebensächlich gilt, mindestens zwei Arten europäischer Bären annehmen. Beide leben gegenwärtig in dem Zwinger des Hamburger Thiergartens. Sie unterscheiden sich durch die Färbung wenig, aber auffallend durch die Gestalt und namentlich durch die Schädelbildung. Der eine ist hochgebaut, langläufig, schlank und sein Kopf so verlängert, daß die Gesammtlänge desselben mindestens das Anderthalbfache der Schädelbreite beträgt; sein Haar ist dunkelbraun mit einem Schimmer in's Fahle oder Grauliche. Der Kopf ist ganz fahl gefärbt. Beide Geschlechter gleichen sich bis auf die Größe vollständig. Dieser Bär ist es, mit welchem es Linné zu thun hatte: Ursus arctos also.

Der zweite, längst von den Naturbeobachtern von jenem getrennte Bär ist niedriger und gedrungener gebaut, dickläufig und kurz, sein Kopf ist fast eben so breit als lang; der Pelz zottiger und überall (auch am Kopfe) gleichmäßig, glänzend dunkelbraun gefärbt. Dieser Bär ist der Ursus fulvus des Albertus Magnus, oder der Ursus formicarius Eversmann. — Ueber den vom großen Cuvier als eigne Art aufgestellten Pyrenäenbär halten wir unser Urtheil zurück, weil wir das Thier weder lebend noch todt zur Vergleichung vor uns haben.

Die Unterscheidungsmerkmale dieser beiden Bärenarten sind so in die Augen springend, daß sie auch dem Laien auffallen müssen und von gewissen Thierkundigen sicherlich nicht mißachtet worden wären, wenn sie eben beide Arten lebend vor sich gehabt hätten, wie wir zur Zeit, wo diese Zeilen geschrieben wurden.

In ihrer Lebensweise und ihrem Betragen sind sich nicht nur die europäischen Bären, sondern alle eigentliche Bären überhaupt auffallend ähnlich. Sie bewohnen große, ruhige Waldungen, namentlich solche in Gebirgen und leben hier den größten Theil des Jahres einsam in einem bestimmten Gebiete, von welchem aus sie aber Streifzüge unternehmen. Ihre eigentliche Wohnung ist entweder eine natürliche Erd- oder Felsenhöhle, oder auch ein dichter, mit seinen Zweigen bis zur Erde herabreichender Busch; der Ruheplatz ein mit Moos und Laub unordentlich aber weich ausgepolstertes Lager. Sie sind ebensowohl bei Tage als bei Nacht in Thätigkeit,

ziehen es jedoch vor, da, wo sie sich nicht vollständig sicher fühlen, die letztere Tageszeit zu ihren Ausgängen zu wählen und schlafen dann, so lange die Sonne am Himmel steht. In ihren Bewegungen sind sie keineswegs so plump, als man gewöhnlich annimmt, weil man sich zuweilen verleiten läßt, sie mit anderen Säugethieren und namentlich mit dem Menschen zu vergleichen. Wenn man den laufenden Bär mit dem Wolfe, oder den auf seinen Hinterfüßen aufrecht gehenden mit dem Menschen vergleicht, erscheint er freilich im höchsten Grade täppisch und ungeschickt, aber er scheint es auch nur. In Wirklichkeit ist der Bär ein sehr bewegungsfähiges Thier. Er läuft gut und ausdauernd, noch immer rasch genug, um selbst ein schnelles Wild zu ermüden, er klettert im Verhältniß zu seiner Größe ganz vorzüglich und hält sich noch im schwankenden Gezweig vortrefflich im Gleichgewicht; er schwimmt ohne Anstrengung und ohne Scheu über die breitesten Flüsse hinweg und beweist dabei, daß er auch recht gut tauchen kann.

Unter seinen Sinnen steht der Geruch ganz unzweifelhaft obenan; er leitet das Thier bei allen seinen Untersuchungen. Die feuchte Nase läßt schon im Voraus schließen, daß der Bär vorzüglich wittert; er spürt aber auch sehr scharf und folgt einer Fährte, wenn auch nicht mit der Untrüglichkeit der Hunde, so doch immerhin mit genügender Sicherheit. Der zweitbeste Sinn ist das Gehör; auf ihn folgt das Gesicht, welches nicht gerade ausgezeichnet genannt werden darf; sodann der Geschmack, welcher sich oft in eigenthümlicher Weise zeigt und endlich das Gefühl, welches als Tastsinn hauptsächlich in den sehr beweglichen, weit vorstreckbaren Lippen seinen Sitz zu haben scheint. — Das geistige Wesen des Bären ist, wie wir annehmen müssen, von jeher falsch beurtheilt worden. Der Bär gilt durchgehends als ein gerader, offener, ehrlicher und gutmüthiger Gesell, als das entschiedene Gegentheil des Wolfes. Man rühmt ihm eine gewisse Menschenfreundlichkeit und einen deutlich hervortretenden Humor nach. Fade Schönschriftler unserer Zeit, welche sich in das Gebiet der Naturkunde verirrt haben, wissen gar nicht genug Worte zu finden, um das Wesen des Bären in ihrer gehaltlosen Weise rühmend zu erheben. Wir vermögen es nicht, uns ihrer Ansicht anzuschließen. Es ist nicht grade leicht, über ein Thier, mit welchem man nur in sehr einseitigem Verkehr lebt, ein bestimmtes Urtheil zu fällen, jedenfalls aber wohlgethan, wenn man sich von der größeren oder geringeren Raublust desselben nicht im Voraus bestechen läßt, und so zu sagen den

Geist in dem Magen sucht. So geschieht es rücksichtlich des Bären. Man hält ihn hauptsächlich aus dem Grunde für einen gutmüthigen Gesellen, weil er ein Allesfresser ist und neben der thierischen Nahrung auch pflanzliche beansprucht. Die Ansicht muß sich verändern, wenn man unparteilicher verfährt.

Der Bär ist ein in geistiger Hinsicht entschieden tief stehendes Thier. Jede Katze, jeder Hund und jeder Marder erhebt sich hoch über ihn. Sein Verstand ist gering. Er beweist weder große List, noch besondere Beurtheilungsfähigkeit; er hat ein schwaches Gedächtniß und eine nur geringe Erfindungsgabe. Im Verhältniß zu seiner Stärke ist sein Muth nicht der Rede werth. Nur der in höchsten Zorn gebrachte Bär wird furchtbar; für gewöhnlich weicht das gewaltige Thier vor dem schwachen Jagdhunde. Der Bär ist geistig weit unbeholfener, als leiblich. Er lernt wenig und dies Wenige nicht mit Verständniß, sondern nur nach und nach, in Folge der Angewöhnung. Mit anderen Thieren oder mit dem Menschen befreundet er sich nicht. Er erkennt die Oberherrschaft des letzteren an, ordnet sich ihr aber keineswegs aus freudigem Bewußtsein, sondern nur aus Feigheit, in Erinnerung an viele Prügel unter. Dem einzelnen Menschen beweist er selten eine besondere Anhänglichkeit. Er unterscheidet seinen Wärter zwar von anderen Leuten, behandelt ihn aber auch nicht anders, als jeden Fremden, welcher sich mit demselben Geschick wie sein Wärter mit ihm beschäftigt. Jede Handlung des Bären beweist einen schwachen, niedrig stehenden und bildungsunfähigen Geist. Die dem Thiere nachgerühmte Ehrlichkeit ist nur als Plumpheit, die offene Geradheit als Tölpelhaftigkeit zu deuten. Gutmüthig ist der Bär keineswegs; er wird im Gegentheil wie alle tiefstehenden Charaktere augenblicklich zornig, wenn ihm Etwas nicht nach seinem Wunsch geht. Zumal an jungen Bären kann man hierauf bezügliche Beobachtungen machen. Sie sind reizbar wie Kinder und werden ungezogen, grob und roh, sobald sie ihrem Eigensinn nicht folgen können. Der Geist älterer Bären ist schwerfälliger, als der jüngerer Thiere; im Allgemeinen aber muß auch für den erwachsenen Bär das Gleiche gelten.

Die Stimme unseres Thieres besteht aus einem Gemisch von höchst sonderbaren Lauten. Der zornige Bär brüllt dumpf und heiser, der nicht aus seiner Ruhe gebrachte heulend; der junge summt knurrend eine halbe Stunde lang vor sich hin oder läßt ein abscheuliches, heiseres, abgebrochenes Brüllen vernehmen. Bezeichnend für alle Bären ist ein sonderbares kurz abgebrochenes

Schnaufen, welches sie bei jeder Erregung hören lassen und dann regelmäßig mit einem wiederholten, lauten Aufeinanderklappen der Zahnreihen ihres Gebisses begleiten.

Der Bär ist hinsichtlich seiner Nahrung das Schwein unter den Raubthieren. Er ist ein Allesfresser im weitesten Sinne des Wortes. Das Pflanzenreich liefert ihm vielleicht den größten Theil seiner Mahlzeiten und er kann auch bei ausschließlicher Pflanzenkost jahrelang recht gut bestehen. Er weidet frisches, saftiges Gras wie eine Kuh, frißt Haidekorn, Getreide, namentlich solches, dessen Körner noch nicht erhärtet sind, Baumknospen, Obst, alle Art Trauben, Wald- und andere Beeren. Er stellt aber auch den Kerbthieren, Fischen, Vögeln und Säugethieren nach und zieht, wenn er sich einmal an Fleischkost gewöhnt hat, diese der Pflanzennahrung entschieden vor. Dann wird er zu einem ebenso gefährlichen und hassenswerthen Raubthiere, wie jedes Andere, und von den gerühmten guten Eigenschaften ist keine einzige mehr zu bemerken. Plumpheit und Rohheit aber beweist er auch bei seiner Jagd. Im Gebirge besteht sein Hauptkunststück darin, die Heerdenthiere so zu erschrecken, daß sie entsetzt in den Abgrund springen; dann klettert er langsam zur Tiefe nach und frißt das zerschellte Aas gemächlich auf. In Rußland und Skandinavien bricht er die Umzäunungen und Viehställe ein und würgt dort rücksichtslos zusammen, was er gerade findet. Er begnügt sich allerdings gewöhnlich mit einem Wilde, weil ihm das Rauben weit weniger Hauptsache ist, als das Fressen. Demungeachtet richtet er in manchen Gegenden ebensoviel Schaden an, als der Wolf, obgleich er weit seltener ist, als dieser.

Nach den von uns angestellten Beobachtungen fällt die Bärzeit in den Mai, nicht aber in den August, September und October, wie man trotz aller Beobachtungen bei gefangenen Thieren seit Linné hartnäckig behauptet hat. Die Bären des Thiergartens zu Hamburg begatteten sich zum ersten Male am 14. Mai, dann aber einen ganzen Monat lang ununterbrochen nach Art der Hunde, nur daß sie sich auch hierbei ungleich täppischer und ungeschickter benahmen. Die betreffende Bärin hatte in der letzten Woche des Januars zwei Junge geworfen, und diese Zeit und Anzahl wird auch übereinstimmend von Allen angegeben, welche Bären in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung brachten. Bei ihrer Geburt sind die Bärlein etwa rattengroß, aber derber, und mit einem dünnstehenden, kurzen, glänzenden Haar von

silbergrauer Farbe bekleidet. Ihre Augen sind geschlossen, sie selbst hilflos in hohem Grade: sie erklären also die allbekannte Sage. — Es liegen Beobachtungen vor, aus denen hervorgeht, daß die Bärin ihre Nachkommenschaft mit großer Zärtlichkeit und unerwartetem Geschick behandelte. Die Bärin des erwähnten Thiergartens zeigte sich jedoch gegen ihre eigenen Kinder roh, rücksichtslos und gleichgültig, schleppte sie wie ein Stück Fleisch im Zwinger umher und ließ sie schließlich aus Sehnsucht nach dem Bären verschmachten, ohne sich über den Verlust nur im Geringsten zu grämen. In der Freiheit mag so etwas selten sein oder gar nicht vorkommen; doch fehlen hierauf bezügliche Beobachtungen zur Zeit noch gänzlich. Man weiß, daß die Jungen sich langsam entwickeln, im Mai von der Mutter aus dem Lager geführt werden und einigen Unterricht genießen, sich aber hauptsächlich mit täppischen Spielen ergötzen; man behauptet auch, daß die Bärin Junge von früherem Wurfe gewaltsam zu Kinderwärtern der später geborenen mache und bestrafe, wenn sie ihre Dienste nicht gehörig beobachten sollten; doch sind alle diese Angaben mit Vorsicht aufzunehmen.

Es scheint uns werth, hervorzuheben, daß der Bär keineswegs in strenger Ehe lebt, wie vielfach behauptet worden ist. Wir selbst haben an unseren Gefangenen, welche im besten Einverständnisse und sehr zärtlich zusammen gelebt hatten, offenbare Untreue beobachtet. Der stärkste Bär bemächtigt sich so vieler Bärinnen, als er kann und macht keinen Unterschied zwischen einer früheren Geliebten und später hinzugekommenen. Zwei starke Bären liefern sich gelegentlich auch einen ernsthaften Kampf, beweisen aber dabei grade so recht ihren geringen Muth. Sie gehen unter furchtbaren Zähneklappen und Schnaufen auf einander los, brummen und schnauben mit beiderseitig abgewandtem Gesicht einander an, beschnüffeln sich fast ängstlich in gegenseitiger Erwartung eines kommenden Prankenschlages und richten sich endlich, wenn dieser gefallen, gegen einander auf, um sich mit weit geöffnetem Rachen anzubrüllen. Zum wirklichen Beißen kommt es nicht. Ihre Hauptwaffe ist und bleibt die Pranke und mit dieser wissen sie auch wirklich gefährliche Schläge auszutheilen.

Die Bärenjagd erfordert einen ruhigen, besonnenen Jäger, eine gute weitmündige Doppelbüchse und einen oder zwei tüchtige Hunde, dann hat sie so gut als keine Gefahr. Darin stimmen alle wirklichen Bärenjäger überein. Man erwartet den Bär auf dem Anstande vor Tagesanbruch oder in

der Abenddämmerung und schießt ihm aus nicht großer Ferne die Kugel durch den Leib. Auch bei dieser Jagd muß man den Wind auf das Sorgfältigste prüfen; denn jeder Bär wird, sobald er die Witterung des Menschen bekommt, sofort flüchtig und nimmt erst einige Tage später den regelmäßig begangenen Wechsel wieder an. Ein guter Jäger wird selten beide Kugeln seiner Doppelbüchse vergeblich auf den Bären abfeuern und dann zu dem verzweifelten Mittel greifen müssen, dem verwundeten Bären, welcher sich ziemlich regelmäßig dem Manne im Kampfe gegenüberstellt, auf den Leib zu rücken. In Skandinavien, Rußland und Siebenbürgen wendet man auch die Treibjagd an und erlegt dann im günstigen Falle mehrere Bären an einem Tage. Diese Jagd hat wegen der Vereinigung mehrerer tüchtiger Schützen noch weniger Gefahr, als der Anstand. Das Aufsuchen des Raubthiers in seinem Lager, wenn der Winter im Gebirge noch nicht so weit vorgerückt ist, kommt auch vor; doch versichern die Jäger, daß es eine sehr schwierige und mühsame Arbeit sei, den Bär aus seiner Wohnung herauszutreiben.

Sehr verschieden von diesen regelrechten Jagdarten sind die Anstalten, welche die asiatischen Völkerschaften machen, um sich der Bären zu bemächtigen. Der alte Steller erzählt namentlich von den Kamtschatkalen wahrhaft lustige Geschichten und zum Theil von solchen Jagdarten, welche die Dummheit der Bären so recht schlagend beweisen.

In früheren Zeiten veranstaltete man zuweilen Bärenkämpfe mit Hunden oder Jägern. So wurden im Dresdner Schloßhofe im Jahre 1630 binnen acht Tagen drei Bärenhatzen abgehalten, bei denen sieben Bären mit Hunden und großen Keulern kämpfen mußten. Auf dem Stiergefechtsplatz in Madrid kommen ähnliche Schauspiele noch heutigen Tages vor. Die Gegner des Bären sind dort aber die muthigen und prachtvollen Stiere, welche zu den Gefechten verwendet werden.

Der Nutzen des Bären ist immerhin nicht unbedeutend. Bärenschinken sind ihres Wohlgeschmackes wegen berühmt und namentlich im Norden eine sehr gesuchte Speise; das Feist oder Fett findet vielfache Verwendung, weil man ihm eine beinah fabelhafte Heilkräftigkeit nachrühmt. Werthvoller jedoch als Wildpret und Feist ist die große, dichte Decke, welche zu gewissen Arten von Pelzwerk benutzt wird und durch kein anderes Thierfell ersetzt werden kann.

Sechster Abschnitt.

Die Raubvögel.

Die gleiche Theilnahme, welche die Raubsäugethiere Jedem abnöthigen, der sie näher kennt, widmet der Naturforscher oder der Forstmann den Raubvögeln, welche jenen im Geist und Wesen so innig verwandt sind. Unser deutscher Wald ist auch an diesen hehren Gestalten der zweiten Klasse ärmer, als die großen Waldungen der Wendekreisländer; doch besitzt er wenigstens Vertreter der edelsten Geschlechter dieser reichhaltigen Ordnung, und auch die unedleren Sippen sind ihm nicht fremd.

Wir haben schon oben von der Liebe und dem Hasse gesprochen, welche die Raubvögel seitens des Menschen genießen und erleiden, sowie hervorgehoben, daß die Liebe, welche der ganzen Klasse gilt, auch auf den größten Theil der Raubvögel sich erstreckt, während der Haß nur auf wenige sich beschränkt und einzig und allein eine Folge der Uebergriffe ist, welche diese wenigen sich zu Schulden kommen lassen. Aus unseren deutschen Wäldern sind die wirklich schädlichen Raubritter in Vogelgestalt schon fast verdrängt worden, und die einzelnen, welche noch blieben, nehmen von Tag zu Tag mehr ab. Die übrigen sind nützliche Glieder in der Kette der Wesen; sie gehören eigentlich den Waldhütern zu, nicht aber den Waldverderbern. Diese Wahrheit muß der Beschreibung der Raubvögel vorangestellt werden, weil sie gar nicht oft genug wiederholt werden kann.

Die Raubvögel sind Thiere, welche auch der Laie nicht zu verkennen vermag. Ihre Gestalt und ihre stattliche, edle Haltung, die Ruhe und der Ernst ihres Wesens, die Schnelligkeit, Gewandtheit und Ausdauer ihrer Bewegungen endlich, zeichnen sie vor anderen Vögel so sehr aus, daß die ganze Gruppe

nach außen hin als eine scharf begrenzte erscheinen muß. Wie alle guten Flieger haben die Raubvögel einen gedrungenen Leib, eine breite, hohe Brust, breite oder spitze, kräftige Flügel und gleichgebauten Schwanz, einen kurzen, nur selten verlängerten Hals, einen großen runden Kopf mit ausdrucksvollem Auge und mittelhohe, blos ausnahmsweise lange Beine. Die Federn sind starr und kräftig, ansprechend, aber selten besonders lebhaft gefärbt.

Es ist natürlich, daß dieser ganze Leibesbau schon im Gerippe begründet ist. Namentlich der Brustkasten fällt auf. Das Brustbein umgiebt wie ein Panzer von vorn den Brustkasten und einen Theil der Leibeshöhle. Es besteht aus einem starken und breiten Knochen, welcher in der Mitte einen verhältnißmäßig sehr hohen Kamm oder Kiel trägt; nach unten setzt es sich gewöhnlich seitlich noch ziemlich weit fort. Mit dem Rücken steht es in straffer Verbindung; alle Bänder, welche das Brustbein und die Rippen vereinen, sind besonders verstärkt oder förmlich verknöchert. Auch die Wirbelsäule zeichnet sich durch ihre Festigkeit und Stärke aus, und zumal die Schwanzwirbel sind groß und breit. An diesen Brustkorb gelenken die vollkommen im Einklang stehenden Gliedmaßen: lange, aber starke Armknochen und kurze, stämmige Beinknochen. Der bewegliche Hals ist demungeachtet kräftig, der Schädel gewölbt, namentlich an den Augen vorgetrieben. Zur genaueren Bezeichnung möge dienen, daß der Schnabel immer kurz, kräftig und seitlich zusammengedrückt erscheint und der Oberschnabel hakig über den unteren sich herabkrümmt, auch regelmäßig an seinem Grunde mit einem häutigen Ueberzuge bedeckt ist, welchen man bezeichnend die Wachshaut nennt; in ihr öffnen sich die Nasenlöcher. Die Ständer oder Beine sind gewöhnlich bis zu der Ferse, häufig auch bis zu den Zehen herab befiedert. Der Fuß besteht immer aus vier Zehen, von denen drei nach vorn gerichtet zu sein pflegen, obwohl es ausnahmsweise vorkommt, daß die äußere Zehe nach vorn und rückwärts gewendet werden kann. Diese Zehen sind oben mit Schuppen bedeckt, unten mit einer rauhen, hornigen Haut überzogen und durch stark vortretende Ballen ausgezeichnet. Die Befiederung ist immer reich, wenn auch bei vielen die harten Federn knapp anliegen, und das Gefieder ärmer erscheinen lassen, als es ist. Der Flügel trägt große Schwingen, zehn am Handgelenk, zwölf bis sechszehn am Vorderarm; der Schwanz besteht fast ausnahmslos aus zwölf Steuerfedern, welche sich paarig gleichen. Die Gestalt der Flügel und des Schwanzes ist manchfachem

Wechsel unterworfen. Bei den edelsten Raubvögeln ist der Flügel vorn und der Schwanz in der Mitte zugespitzt, bei den weniger edlen erscheint der Flügel gerundet und der Schwanz grade abgeschnitten oder gabelförmig gestaltet, indem die äußeren Steuerfedern weiter hervortreten als die inneren. An den Ständern machen sich Unterschiede bemerklich. Gewöhnlich ist der Lauf bis zur Ferse geschildert, bei allen Edeladlern und Eulen aber bis zu den Zehen hinab befiedert und an den Unterschenkeln dann behost. Der Zügel, d. h. die Stelle vom Schnabelrande bis zum Auge, pflegt nackt oder nur spärlich befiedert zu sein. Im Allgemeinen gilt, daß der Raubvogel um so vollendeter erscheint, je starrer sein Gefieder, je spitzer der Flügel und je länger die Mittelzehe ist.

Hinsichtlich des inneren Leibesbaues genügt, wenn wir hervorheben, daß die Zunge regelmäßig, hart und breit ist und hinten einen gezähnten, gelappten Rand besitzt; daß der sehr dehnbare Schlund sich kropfartig erweitert und dann in einen drüsigen Vormagen und einen großen, häutigen Magen übergeht, welcher mit einem Darmschlauche von sehr veränderlicher Länge in Verbindung steht. Alle übrigen Eingeweide zeichnen sich durch ihre Größe aus.

Die Raubvögel sind über die ganze Erde verbreitet. Sie bewohnen alle Breiten und alle Höhengürtel und vertheilen sich ziemlich gleichmäßig über die verschiedenen Gebiete, obschon weitaus die meisten von ihnen den Wald zu ihrem bevorzugten Aufenthaltsort wählen. Wenige sind gesellig und dulden andere ihrer Art in ihrer Nähe; die übrigen leben nur paarweise in dem einmal erkorenen und bezüglich erstrittenen Wohnkreise, jeden Fremdling der gleichen Art, welcher in denselben eindringt, augenblicklich zum Kampfe herausfordernd. Alle ohne Ausnahme sind hochbegabte Vögel. Ihr Flug ist erhaben, leicht und ausdauernd, bei einigen pfeilgeschwind, bei anderen langsamer und dann dadurch ausgezeichnet, daß er nur aus wenig Flügelschlägen zu bestehen pflegt.

Alle Raubvögel mit breit zugerundetem Flügel schweben Minuten und selbst Viertelstunden lang in hoher Luft hin und her, steigen und fallen, ohne eigentlich sichtbare Bewegungen ihrer Flugwerkzeuge auszuführen. Ein Drehen und Wenden der Schwingen und des Schwanzes genügt ihnen, um sich schwebend zu erhalten. Sie steigen empor, wenn sie sich dem Luftzuge entgegenwenden; sie senken sich, wenn sie mit ihm fliegen. Die eigent-

lichen Edelfalken und mit ihnen alle übrigen Raubvögel, welche sehr spitze Flügel besitzen, fliegen mit raschem Flügelschlage und gleiten dann mehr als doppelt so schnell, wie die mit breiten und gerundeten Flügeln. Der Gang auf der Erde ist gewöhnlich schlecht; doch sind auch die vollendetsten Flieger auf dem Boden nicht vollständig fremd. Eine andere Art der Beweglichkeit haben die Raubvögel nicht. Die Sinneswerkzeuge sind regelmäßig vortrefflich ausgebildet. Obenan steht das Gesicht; es ist ausnahmslos der schärfste Sinn aller Mitglieder dieser Ordnung, obgleich behauptet worden ist, daß der Geruch bei einzelnen noch höher entwickelt sei, als das Auge. Die wunderbare und willkürliche Beweglichkeit des Vogelauges gestattet, daß das Sehwerkzeug auf verschiedene Entfernungen eingestellt und somit für eine gewisse Nähe wie für unermeßliche Fernen oder Höhen benutzt werden kann, und so kommt es, daß ein Raubvogel, welcher dem menschlichen Auge wegen der großen Höhe, in der er dahin zieht, verschwand, noch kleine Beute mit aller Sicherheit wahrnehmen und unterscheiden kann. Auch das Gehör ist scharf, steht, bei den Tagraubvögeln wenigstens, aber doch vielleicht hinter dem Gefühl, welches sich namentlich als feines Empfindungsvermögen kund giebt, zurück. Der Geschmack ist noch nicht besonders entwickelt, jedoch entschieden vorhanden, obwohl die harte Zunge nicht daran glauben lassen will.

In ihrem geistigen Wesen stehen die Raubvögel fast allen übrigen Mitgliedern ihrer Klasse ebenbürtig da. Sie sind einer hohen geistigen Ausbildung fähige Thiere. Auch Laien erscheinen die meisten als ernststolze, ritterliche Gesellen, und in der That ist diese Auffassung, so menschlich einseitig sie auch sein mag, wohl die richtigere. Fast alle Raubvögel haben etwas Edles in ihrem Wesen, nur tritt es bei dem Einen mehr, bei dem Andern weniger hervor. Neben den stolzen und dabei doch gutmüthigen Adlern und Edelfalken, giebt es listige und tückische Strauchritter oder dreiste und zudringliche Bettler, welche mit Allerlei fürlieb nehmen und Andere für sich sorgen lassen. Viele genießen nur selbsterworbene Beute und verschmähen es, Aas anzugehen, während andere dieses ausschließlich oder wenigstens sehr gern verzehren. Das Fleisch höherer Wirbelthiere bleibt unter allen Umständen die bevorzugte Nahrung unserer Thiere; die kleineren aber stellen auch den Kerbthieren nach, und einzelne nähren sich, so lange sie können, fast nur von dieser Speise. Sie verfolgen ihre Beute fliegend und ergreifen sie mit ihren Fängen, die edelsten nur im Fluge, andere blos im Sitzen und einige

endlich auf beiderlei Weise. Das ergriffene Thier wird durch die Klaue erwürgt, nicht selten aber bei lebendigem Leibe angefressen, mit dem Schnabel zerrissen, zerstückelt und verschlungen. Unverdauliche Reste, Knochen, Haare und Federn werden als Gewölle, d. h. als länglichrunde Ballen, wieder herauf gewürgt und ausgespieen. Die Tagraubvögel trinken sämmtlich, diejenigen, welche auch Aas angehen, ziemlich viel, und ein Bad ist für die meisten ein unerläßliches Bedürfniß; die Nachtraubvögel dagegen meiden das Wasser, und können Wochen und Monate lang, ohne zu trinken, bestehen. Nach reichlicher Nahrung fallen viele in eine träge Ruhe, obgleich es nur selten bei den gierigsten Fressern so weit geht, daß sie darüber ihre Sicherheit vergessen. Die Stimme aller Raubvögel ist unschön und einförmig, gewöhnlich gellend und manchmal auch kreischend; einige zischen wie Gänse, und andere fauchen wie Katzen und einzelne bringen mit dem Schnabel noch ein sonderbares Knappen hervor.

Sämmtliche Raubvögel leben in strenger Ehe auf Lebenszeit. Das Weibchen wird nach langem Kampfe von dem stärksten Männchen erworben und giebt sich dann gutwillig dem Sieger Preis. Es hält treu zu ihm und wandert mit ihm unter Umständen in ferne Länder. Beide Gatten behandeln sich gegenseitig mit großer Zärtlichkeit. Doch kommt freilich auch das Gegentheil vor, obwohl nur selten, und so viel man weiß, blos bei dem Habichte, welcher überhaupt als der abscheulichste aller Raubvögel betrachtet werden muß. Die Brutzeit fällt bei uns regelmäßig in das Frühjahr. Prächtige Liebesspiele, wahre Flugreigen, welche in hoher Luft ausgeführt werden, gehen ihr voraus. Der Horst oder das Nest wird während dieses Spiels errichtet und zwar ausschließlich von dem Weibchen, welchem das Männchen jedoch im Herbeischaffen der Baustoffe hilfreich zur Hand geht. Es ist in der Regel ein unkünstlerischer Bau, gewöhnlich eine flache, aber starke Mulde, welche auf hohem Felsen oder in der Krone hoher Bäume angelegt und bei Einzelnen sehr fest zusammengeschichtet wird. Knüppel, Aeste, Reiser, Zweige und Wurzeln pflegen ihn zu bilden, zur inneren Ausfüllung werden wohl auch Haare verwendet. Einige Nachtraubvögel benutzen Höhlungen zur Kinderstube ihrer Jungen. Nach erfolgter Befruchtung legt das Weibchen in Zwischenräumen von ein bis drei Tagen zwei bis sechs Eier, welche rundlich und rauhschalig sind und auf lichterem Grunde eine dunklere, gewöhnlich bräunliche Fleckenzeichnung tragen. Es bebrütet

dieselben allein oder in Gesellschaft seines Männchens und zwar drei bis fünf Wochen lang; im ersten Falle wird es vom Männchen mit Nahrung versorgt, so lange es brütet. Die ausschlüpfenden Jungen kommen in einem sehr hilflosen Zustande zur Welt, entwickeln sich aber ziemlich rasch und wechseln das reiche, weiße, wollige Kinderkleid bald, zuerst auf der Oberseite, in das Jugendkleid um, welches von dem ihrer Eltern regelmäßig verschieden ist. Beide Alten tragen ihnen im Ueberflusse Speise zu. Anfangs füttern sie halbverdaute Fleischstücke aus dem Kropfe, später legen sie ihnen die Nahrung zerrissen vor. Nach vierwöchentlichem bis dreimonatlichem Wachsthum sind die Jungen flugfähig und werden nun von ihren Eltern im Gewerbe sorgfältig unterrichtet, bis sie im Stande sind, sich selbstständig ihre Nahrung zu erbeuten. Die Alten lieben ihre Brut in hohem Grade und versuchen, sie nach Kräften gegen jede Gefahr zu schützen und zu vertheidigen. Je nach der verschiedenen Größe währt es ein bis neun oder zehn Jahre, vielleicht noch länger, bevor die Jungen als vollständig erwachsen anzusehen sind, d. h. bevor sie das Kleid der Alten erhalten. Mit dieser verhältnißmäßig langsamen Ausbildung steht aber das hohe Lebensalter, welches sie erreichen, im Einklange. Es liegen hierüber überraschende Beweise vor. Man hat Raubvögel über hundert Jahre in der Gefangenschaft gehalten und solche mit Inschriften auf goldenen Ringen an ihren Fängen erlegt, aus denen hervorging, daß ihr Lebensalter gegen 200 Jahre betragen kann.

Wie den Raubthieren, geschieht auch den Raubvögeln von den meisten Menschen insofern Unrecht, als man Alle ohne Ausnahme den schädlichen Thieren zuzählt. Von unseren deutschen Raubvögeln werden die wenigsten überwiegend schädlich, die anderen dagegen den Menschen nur nützlich. Deshalb dürfen wir im Allgemeinen die Bitte um Schonung auch bei ihnen aussprechen.

Wir machen uns keines Fehlers schuldig, wenn wir unter den Raubvögeln das Geschlecht der Adler obenanstellen, obgleich Dies gegen das gewöhnlich angenommene System verstoßen würde. Nach diesem gebührt aber auch den Edelfalken, welche wir unbedingt als die vollendetsten Raubvögel anzusehen haben, nicht die erste Stelle; dieselbe wird vielmehr den Geiern zuerkannt, welchen wir unserseits nur den letzten Rang unter den Tagraubvögeln zuweisen können.

Die Adler sind große, kräftig gebaute Raubvögel mit mittelgroßem, befiederten Kopfe und kräftigem Schnabel, dessen Firste erst gradlinig fortläuft, dann aber hakig sich umbiegt, mit langen, jedoch zugerundeten und breiten Schwingen, einem breiten, gewöhnlich gerade abgestumpften Schwanze und stark behosten, meist bis zu den Zehen hinab befiederten Fängen. Das Gefieder ist reich und ziemlich locker, regelmäßig düster gefärbt, die Federn des Hinterkopfes und Nackens spitzen sich zu. Bei den meisten Arten ist die vierte oder fünfte Schwungfeder die längste, und hierdurch eben erhält der Flügel seine rundliche Form. Bezeichnend für den Adler ist das große, tief in der Höhle liegende und von dem weit hervorspringenden Brauenbein überwölbte Auge, welches wesentlich dazu beiträgt, den Thieren das königliche Ansehen zu gewähren. Die Wirbelsäule besteht aus 12 Halswirbeln, einer in der Klasse der Vögel sehr geringen Zahl, acht bis zehn Brust-, 9 bis 10 Rücken- und 8 Schwanzwirbeln.

1. Stein- und Goldadler, Aquila fulva et Aquila chrysaëtos Brisson.

(Falco fulvus et Falco chrysaëtos Linné. Falco canadensis et niger Gmelin Linné. Falco melanaëtos.)

Steinadler und Goldadler, diese vielfach von einander unterschiedenen und wieder vereinigten, sich innig verwandten Vögel ähneln sich in ihrer Größe, Gestalt, Färbung und Lebensweise so, daß, an diesem Orte wenigstens, die Frage über ihre Arteinheit oder Artverschiedenheit bedeutungslos erscheinen muß.

Den Goldadler zeichnet hauptsächlich sein etwas dunkleres Kleid und namentlich der bis zur Wurzel dunkele Schwanz sowie ein weißer Fleck in der Achselgegend vor dem Steinadler aus. Ein anderes sicheres Merkmal zur Unterscheidung beider Arten haben wir bis jetzt nicht zu erkennen vermocht. Der eine wie der andere sind herrliche und gewaltige Raubvögel, welche nur in wenigen Ausländern ebenbürtige Genossen haben. Die Leibeslänge, von der Schnabelspitze an bis zum Schwanzende gemessen, beträgt 2¾ bis 3 Fuß, die Breite von einer Flügelspitze bis zur anderen 6⅔ bis 7⅙ Fuß. Das größere Weibchen wird noch um ⅓ Fuß länger und um fast ½ Fuß breiter; in der Färbung gleicht es seinem Männchen vollständig.

Der Steinadler ist dunkelbraun, fast schwarz, am Hinterkopf, Nacken und Hinterhals aber dunkelrothgelb, an Stirn und Vorderkopf rothbraun. Die Schwingen sind schwarz mit braunem Schimmer, der Schwanz dagegen ist grau oder graulich weiß, mit einer breiten dunkeln Endbinde, welche wiederum weiß besäumt ist. Der lichtere Wurzeltheil des Schwanzes ist durch dunklere, aber zarte Bänder und Streifen gewässert. Auf der Brust erhalten die Federn zuweilen lichtbraune Ränder, und auf den Schultern gehen sie mitunter in das Weißliche über, ohne daß jedoch diese Färbung so vortritt, wie bei dem verwandten Kaiseradler (Aquila imperialis).

Der Steinadler ist der Adler im weitesten Sinne des Wortes: der Adler ohne jede Nebenbezeichnung, der Vogel des Zeus und des Wappenschildes, der gefürchtete Räuber, der Aar der Fabel und der Dichtung, der Adler des Waidmannes. Ganz Europa, ein großer Theil Asiens und Nordamerika bildet seine Heimath. Im Gebirge ist er häufiger, als in der Ebene, obwohl er hier ebenfalls, jedoch nur in sehr großen, zusammenhängenden Forsten, angetroffen wird. In der Schweiz verläßt er nach Tschudi nur dann die Alpen, wenn seine Beute, durch den herannahenden Winter bewogen, sich in die tieferen Thäler oder in sichere Erdhöhlen zurückzieht und das eigentliche Jagdgebiet des Adlers verödet. Auch wir haben ihn in Spanien und Skandinavien, wo er häufiger ist als bei uns, nur im Gebirge angetroffen.

Noch in vorigem Jahrhundert scheint der Adler in unserem Vaterlande nicht ganz selten gewesen zu sein; gegenwärtig horstet er blos an wenig Orten noch und nimmt von Jahr zu Jahr mehr ab. Der fortschreitende Anbau des Bodens, Lichtung des Waldes und Verfolgung des Menschen vertreibt, vernichtet ihn mehr und mehr und läßt ihn nur da noch eine ruhige Wohnstätte finden, wo sein gefährlichster Feind blos einzeln oder gar nicht sich ansiedeln konnte. Er ist ein Standvogel, welcher an dem einmal gewählten Wohnort mit großer Zähigkeit festhält und nur ungern sich vertreiben läßt. Eine hohe, unersteigliche Felsenwand im Gebirge, welche in irgend einer Höhlung für den Horst Raum gewährt, wird Jahrhunderte lang von Adlerpaaren bewohnt, und wenn wirklich beide Gatten des Paares vernichtet wurden, findet bald ein anderes solch' günstige Wohnstelle auf und nimmt die Stelle des ersteren ein. Eine derartige Felsenwand bildet den Mittelpunkt des Gebietes. Von hier aus streift der Adler weithin umher, ohne jedoch die selbstgezogenen

Steinadler, Bußard und Königsweih

Digitized by Google

Grenzen zu überfliegen. Uns ist kein Fall bekannt, daß ein alter Adler außerhalb dieses Gebietes erlegt worden wäre. Jedem fremden Eindringling seiner Art erklärt er unerbittlich den Krieg; denn in seiner Herrschaft duldet er keinen zweiten Gewalthaber: er vertreibt aus ihr sogar die eigenen Kinder, sobald sich diese ihren Unterhalt selbstständig erwerben können.

Unter allen europäischen Raubvögeln ist der Adler der furchtbarste. Er ist ein Räuber im vollsten Sinne des Wortes. Seine Leibesbegabung und sein geistiges Wesen, zumal sein hoher Muth, befähigen ihn, den meisten Säugethieren und Vögeln als gefährlicher Feind entgegenzutreten. Sein Erscheinen bedeutet den Tod der schwächeren Thiere, denen es unmöglich ist, durch schleunige Flucht sich zu retten. Vom Reh an bis zur Maus herab, und vom Auerhahn bis zur Drossel herunter sind nur diejenigen Thiere vor ihm gesichert, welche vermöge ihrer Schnelligkeit und Gewandtheit ihm entrinnen können. Diejenigen, welche er erlangen kann, greift er auch an; es gilt ihm gleich, ob das Thier, welches er sich erwählt hat, wehrlos oder wehrhaft ist. Er nimmt selbst den bissigen Fuchs vom Boden auf oder den behenden, streitbaren Marder vom Aste weg. Seine Bewegungen sind rasch und sicher, der Flug namentlich ist prachtvoll, ruhig, ohne viele Flügelschläge und dennoch fördernd, die Schnelligkeit seines Herabstoßens, die Sicherheit seines Angriffes sind bewunderungswürdig. Wie ein Pfeil stürzt er sich aus hoher Luft herab auf seine Beute, und in den meisten Fällen giebt für diese kein Entrinnen. Beim Angriff sind seine Augen geröthet und alle seine Federn gesträubt. Er faßt sein Opfer mit der einen Klaue am Leibe, mit der anderen am Halse und preßt die Fänge so fest zusammen, daß jedes Thier in kurzer Zeit erdrosselt wird. So bald es sich nicht mehr regt, lockert er die Fänge und beobachtet nun scharf, ob noch Leben sich zeige; beim geringsten Zucken würgt er von neuem. Wenn er sehr hungrig ist, frißt er von seiner Beute schon ehe sie verendete.

Der sitzende Adler ist ein herrliches Bild des Stolzes. Er trägt sich hoch aufgerichtet wie ein Mann, hält sich ruhig und schaut würdig um sich; aber das blitzende Auge verräth, daß er sich niemals einer sorglosen faulen Ruhe hingiebt. Am unedelsten erscheint er, wenn er sich auf dem Boden bewegt. Sein Gang ist schreitend oder hüpfend; er trägt dabei aber den Leib wagrecht und verliert die gewohnte Haltung, jedenfalls zu seinem Nachtheile.

Unter seinen Sinnen steht unzweifelhaft das Gesicht obenan. Die Schärfe desselben ist geradezu unglaublich. Der Adler, welcher so hoch dahin schwebt, daß er unserm Auge nur als Punkt erscheint, nimmt das kleinste Säugethier am Boden, den Vogel, welcher durch das Gezweige huscht, den in das Lager gedrückten Hasen mit untrüglicher Sicherheit wahr. Er überschaut mit einem Blicke Strecken von mehreren Geviertmeilen. An ihm kann man die wundersame Beweglichkeit der Augen, wodurch eine für verschiedene Strecken sich gleich bleibende Sehfähigkeit bedingt wird, am deutlichsten erkennen. Auch das Gehör scheint vortrefflich zu sein. Der Adler achtet sorgfältig auf jedes Geräusch und hat Verstand genug, dasselbe zu deuten. Unter den übrigen Sinnen darf wohl nur das Gefühl noch als entwickelt angesehen werden.

Ueber die geistigen Eigenschaften bleibt man nicht lange im Zweifel. Der Adler ist vorsichtig und scheu, weil er viel Verstand besitzt; er beweist aber auch Muth und Kühnheit; er zeigt Großmuth, wie der Löwe, Gefühl, sogar Mitleiden, so wenig dies mit seinen angeborenen Trieben im Einklange zu stehen scheint; er ist selbst der Anhänglichkeit und Dankbarkeit fähig. Auch in geistiger Hinsicht ist er ein hochbegabtes Geschöpf.

Wie alle seine Verwandten lebt der Adler paarweise, mit dem einmal erwählten Gatten in treuer Ehe verbunden, Zeit seines Lebens, ohne jedoch die Geselligkeit zu verschmähen. Nur während der Paarungszeit duldet er keinen Nebenbuhler um sich, und wenn es das Recht der Minne gilt, kämpft er mit dem ihm sich stellenden Gegner auf Tod und Leben. Um so liebenswürdiger benimmt er sich gegen seinen erwählten Gatten. Stundenlang spielt das Paar in hoher Luft umher; alle Künste des Fluges werden dabei offenbar, und jauchzend erheben Beide in der Luft ihre gellende Stimme. Diese ist ein eigenthümliches Geschrei, welches sich schwer beschreiben läßt. Die Silben „Hia, Hia“ oder „Ticha“ geben es noch am Ersten wieder; die Betonung dieser Silben ist aber so sonderbar, daß das Geschrei eigentlich doch nicht beschrieben werden kann. Bei dem Fressen oder bei freudiger Erregung vernimmt man die Laute „Kik, Klak“. Im Ganzen aber gehört der Adler zu den stillsten aller Vögel.

Je mehr die Zeit der Fortpflanzung herannaht, um so näher hält sich das Adlerpaar zum Horste oder der für ihn ausersehenen Stelle. Bereits im März beginnt es mit dem Aufbau, bezüglich mit der Ausbesserung

desselben. Beide Geschlechter tragen in den Fängen die Baustoffe herbei und schichten und ordnen sie, wie wir bereits angegeben haben. Zu Ende des März oder im Anfang des April legt das Weibchen seine zwei bis drei großen, runden, rauhschaligen, weißlichgrauen, bräunlich bespritzten Eier in's Nest und bebrütet sie allein mehrere Wochen lang, bis die dicht mit weißem Flaum bedeckten Jungen ausschlüpfen. Letztere werden auf das Reichlichste mit Nahrung geätzt: die Alten tragen ihnen Thiere aller Art meilenweit herbei und werden um diese Zeit zur wahren Geißel für die ganze Gegend. Die Jungen wachsen ziemlich rasch heran und sind ungefähr drei Monate nach ihrem Ausschlüpfen flugfähig, bleiben aber dann noch längere Zeit unter der Obhut und in der Lehre ihrer Eltern. Erst gegen den Winter hin trennen sie sich von ihnen und streifen nun vielleicht sechs bis acht Jahre allein umher, bis auch in ihnen die Liebe sich geltend macht.

Der Adler ist überwiegend schädlich. Ganz abgesehen von den Verlusten, welche er dem menschlichen Haushalt und der Jagd zufügt, wird er unter Umständen sogar der Familie verderblich. Für gewöhnlich begnügt er sich freilich, Hühner, Gänse und anderes Hausgeflügel wegzunehmen, gelegentlich vergreift er sich aber auch ohne Bedenken an kleinen Kindern und schleppt diese seinem Horste zu. Alle die Unthaten, welche man dem Geieradler oder Lämmergeier (Gypaëtos barbatus) angedichtet hat, fallen ihm zur Last. Bei der noch immer herrschenden Unkenntniß der Thierwelt darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn das Volk in dem Kinderräuber jedesmal den Lämmergeier, von dem es Allerlei munkeln hörte, im Verdacht hat und ihn als den Räuber bezeichnet. Wir sind in Spanien von der Frechheit des Adlers belehrt worden. Er hatte nicht blos das Hausgeflügel der einzelnen Bauerngehöfte im Gebirge derart in Furcht gesetzt, daß es in den unschuldigsten Falken entsetzliche Feinde zu erkennen glaubte, sondern auch alle Mütter im höchsten Grade vorsichtig gemacht. Für uns unterliegt es keinem Zweifel, daß er allein der Kinderräuber ist, dessen Unthaten man in unsern naturgeschichtlichen Werken verzeichnet findet. Und nicht blos an Kinder wagt er sich: er greift im Nothfalle auch Erwachsene an. Es ist mehr als blose Fabel, daß die Adler Männer, welche den Horst erstiegen, in Lebensgefahr brachten; ja, selbst die Erzählung des englischen Naturforschers Smith, nach welcher ein Mann unter solchen Umständen von den Adlern getödtet wurde, hat durchaus nichts Unwahrscheinliches,

wenn man sich des Muthes erinnern will, mit welchem alle Raubvögel dem Feinde ihrer Brut zu Leibe gehen. Es gehört schon, wenn man festen Boden unter den Füßen hat, ein gewisser Muth dazu, dem Adler gegenüber zu treten; denn die Wunden, welche das Thier mit Klaue und Schnabel beibringt, sind so schmerzhaft, daß es verzeihlich wird, wenn man vor dem bösartig gewordenen Vogel sich zurückzieht. Selbst in der Gefangenschaft ist der Adler nicht immer ungefährlich. Ein Thierwärter der Pfaueninsel bei Potsdam z. B. mußte Dies erfahren. Der Mann kam eines Tages mit einem rothen Halstuche in den Käfig des Adlers und reizte wahrscheinlich durch diese schreiende Farbe den Vogel. Der stürzte sich wüthend über ihn her, schlug die Fänge tief in die Schultern ein und bearbeitete seinen Kopf mit dem Schnabel in fürchterlicher Weise. Nur durch rechtzeitige Hülfe wurde der Mann von dem Vogel errettet; an den Folgen der Begegnung aber hatte er längere Zeit zu leiden.

In Deutschland bringt der Adler keinen Nutzen. Die wenigen Mäuse, welche er vertilgt, kommen nicht in Betracht gegen den Schaden, welchen er anstiftet. Dagegen wird er in Asien als Baizvogel verwendet und soll als solcher für gewisses Wild unübertreffliche Dienste leisten.

In der Gefangenschaft erfreut der Adler eigentlich nur Den, welcher das Leben der Thiere genauer kennen lernen will. Der gewöhnliche Beschauer ergötzt sich zwar an der stolzen Erscheinung des Vogels, findet aber seine ernste Ruhe bald langweilig und meint, daß der Adler seinen Erwartungen nicht entsprochen habe. Wenn man sich jedoch länger mit ihm beschäftigt, gewinnt man ihn lieb. Man lernt ihn von verschiedener Seite kennen. Er zeigt sich seinen Pflegern gegenüber anhänglich und unterwirft sich der Herrschaft des Menschen. Wenn er gut genährt wird, läßt er sich auch von anderen Thieren weit mehr gefallen als man ihm zutrauen möchte. So haben wir selbst beobachtet, daß ein Adlerpaar Bussarde, welche wir zu ihnen gesperrt hatten, nicht nur vollkommen unbehelligt ließ, sondern ihnen auch Freiheiten erlaubte, welche sich dieselben anderen Vögeln gegenüber schwerlich hätten gestatten dürfen. Einer der Bussarde flog unserem Steinadler wiederholt auf den Kopf und benutzte diesen als Sitzplatz, ohne daß der Adler solch frevelhaftes Beginnen gerächt hätte. Mit derselben Großmuth oder Gleichgültigkeit, mit welcher der Löwe das ihn angreifende Hündchen betrachtet, schaute der königliche Vogel stolz auf den Bussard herab; aber

er rührte kein Glied, um die offenbare Beleidigung zu rächen. Der hungrige Adler freilich nimmt derartige Rücksichten nicht: er fällt ohne weiteres über jedes Thier her, welches man zu ihm bringt, falls er irgend glaubt, daß er dasselbe bezwingen kann und achtet dann ebensowenig auf das Fauchen der zu Tode erschrockenen Katze, als auf das Kläffen und Käckern des Fuchses, welcher in solcher Gesellschaft das größte Unbehagen an den Tag legt.

Wie sehr der Adler die ihm zu Theil werdende Pflege erkennt, und wie dankbar er sich beweist, davon erzählt Chr. L. Brehm*) ein Beispiel. „Ein Adler“, sagt er in seinen „Beiträgen ꝛc.“ „wurde in einem Fuchseisen gefangen und der rechte Fuß, welcher das Eisen abgedrückt hatte, wie dies gewöhnlich der Fall ist, unter der Ferse ganz zerschlagen. Der Adler wird in diesem Zustande lebendig zu dem Wildmeister gebracht. Dieser und besonders dessen Töchter bedauern das herrliche Thier und beschließen seine Heilung zu versuchen. Sie bringen es in einen Käfig, schienen und verbinden den zerbrochenen Fuß und gießen Spiritus darauf. Am andern Tag wiederholen sie dasselbe Verfahren, ohne daß der Adler nur einen Versuch gemacht hätte, sie zu verwunden. Als sie am dritten Tag kommen, um nach der Wunde zu sehen, hält ihnen der Adler den zerschlagenen Fuß schon von weitem hin, und so später jedes Mal, bis das Glied völlig geheilt ist. Die Wahrheit dieser Geschichte kann ich verbürgen“. Auch ein anderer Steinadler, dessen Fuß zerschlagen worden war, zeigte nicht die geringste Wildheit und machte keinen Versuch, denjenigen, welcher sich ihm nahete, zu verletzen. Wie sehr sticht dieses Betragen gegen die Unbändigkeit und Bosheit anderer Raubvögel ab!

Die Jagd des Adlers hat ihre Schwierigkeiten. Der Vogel ist vorsichtig und klug; es gelingt also dem Schützen nur selten, ihn zu beschleichen. Am sichersten erlegt man ihn am Horste: die Liebe zu seinen Kindern treibt ihn zuletzt gewiß in das Verderben. Im Winter kann man ihn leichter bethören; denn er erscheint ziemlich regelmäßig auf dem Aase, auch wenn er sonst reiche Beute hat; im Winter aber, wo ihm die Nahrung knapp wird, kommt er bestimmt. Auch der unvertilgliche Haß, welchen er gegen den Uhu an den Tag legt, läßt ihn seine Vorsicht vergessen. Vor der Krähen-

*) Der Vater des Mitverfassers.

hütte, auf welche wir noch zurückkommen müssen, erscheint er eben so sicher, wie die meisten übrigen Raubvögel, welche der gleiche Haß gegen den nächtlichen Schleicher beseelt. Er verlangt übrigens einen guten Schuß, und eigentlich kann man sich nur auf die Büchsenkugel verlassen. Der Fang ist leichter. Ein gut gestelltes mit Fleisch geködertes Fuchseisen führt ziemlich sicher zum Ziele und auch die Milanscheibe, ein Tellereisen, welches man auf hohen Stangen da aufstellt, wo es an bequemen Ruheorten für die Raubvögel mangelt, leistet gute Dienste. Die Falle, welche man anwendet, muß aber wohl befestigt sein, denn sonst erhebt sich der Adler mit ihr in die Lüfte und geht natürlich verloren. Man hat beobachtet, daß ein Steinadler, welcher sich in einer Fuchsfalle fing, mit derselben trotz ihres Gewichtes von acht Pfund noch über die Gebirge flog und erst am folgenden Tage ermattet gefunden und todtgeschlagen wurde.

Von dem Adler gilt hauptsächlich Das, was wir über das hohe Alter sagten, welches die Raubvögel erreichen können. In der kaiserlichen Menagerie zu Schönbrunn starb Ende vorigen Jahrhunderts ein Steinadler, welcher 104 Jahre in der Gefangenschaft gelebt hatte. Dieser Adler mag den Dichter (Knapp) begeistert haben zu den Worten:

„Er fliegt dahin im Sonnenstrahl,
Durchkreisend das Gebiet der Lüfte,
Fühlt ein Jahrhundert nicht einmal,
Wie lang er den Azur beschiffte.

Als Kind hab' ich ihm nachgeseh'n,
Und wenn er jugendstark noch steiget
Blick ich, ein Greis, in jene Höh'n,
Das Haupt vom letzten Schnee gebeuget".

2. Der Schreiadler, Aquila naevia Brisson.

(Falco naevius und Falco maculatus Gmelin Linné. Aquila clanga Pallas, Aquila pomarina Brehm.)

Wir haben schon oben (S. 22.) bemerkt, daß alle Edeladler, welche außer dem Stein- und Schreiadler in Deutschland noch vorkommen, nur als Gäste in unserem Vaterlande anzusehen sind, und brauchen uns deshalb mit der Beschreibung des im System auf den Steinadler folgenden Kaiseradlers (Aquila imperialis) nicht aufzuhalten. Es genügt, wenn wir

erwähnen, daß dieser Vogel als ebenbürtiger Vertreter der vorstehend beschriebenen Art den Südosten Europa's und einen großen Theil Asiens bewohnt, von wo aus er allwinterlich nach Afrika hinüberstreicht. In Deutschland wird er zwar ab und zu erlegt, jedoch immer nur zufällig, wenn er auf einem seiner Wanderzüge die Grenzen seines eigentlichen Verbreitungsgebietes überschritten. Erst in Ungarn wird er wirklich als heimisch, d. h. als Brutvogel angetroffen.

Das Gleiche läßt sich von den Zwergadlern, (Aquila pennata und Aquila minuta,) sagen, den kleinsten Mitgliedern der edeln Zunft, welche

Fig. 10.

Der Schreiadler. (Aquila naevia.)

beide ebenfalls wiederholt in Deutschland erlegt, aber noch niemals innerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes brütend angetroffen wurden. Sie finden sich ständig erst in Galizien, Ungarn und Siebenbürgen.

Noch seltener als sie alle verirrt sich bis nach Deutschland Bonelli's Adler, (Aquila Bonelii,) ein raub- und blutgieriger, dem Habicht in Geist und Wesen verwandter Vogel, welcher in Italien, im südlichen Frankreich, in Spanien und Nordostafrika lebt. Von den wahren Edeladlern, zu welchen alle genannten gezählt werden müssen, haben wir nur den Schreiadler noch zu betrachten.

Digitized by Google

Im Vergleich zu dem Stein- und Goldadler ist dieser Vogel ein schwacher, harmloser, unschuldiger Gesell. Seine geringe Größe unterscheidet ihn genügend von seinen stolzen Verwandten; zudem erinnert er in seinem ganzen Wesen weit mehr an den Bussard als an den eigentlichen Adler. Die Länge des Weibchens beträgt höchstens $2^1/_4$ Fuß, die Breite $5^1/_2$ Fuß; das Männchen ist um einige Zoll kürzer und um einige Zoll weniger breit. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der pommersche und der südrussische Schreiadler, Aquila pomarina und Aquila clanga, als besondere Arten betrachtet werden müssen. Der erstere ist bedeutend kleiner, der andere um ein Beträchtliches größer, als der eigentliche Schreiadler. In der Färbung kommen alle diese Arten oder Abarten so ziemlich mit einander überein. Alte Vögel sind dunkelbraun gefiedert, auf dem Rücken am dunkelsten, an Kopf, Hals, Schulter und Flügeldecken am hellsten. Die Schwungfedern sind braunschwarz; der tiefbraune Schwanz ist am Ende hell oder weißlich gesäumt, gewöhnlich auch mehrmals lichter gebändert; die oberen Schwanzdeckfedern sind weißbräunlich überlaufen, die unteren fahlbraun, weißlich zugespitzt. Das Jugendkleid ist rostgelb gefleckt; namentlich am Nacken tritt diese Färbung hervor. Auf den Flügeldeckfedern bilden sich rostgelbe Binden, weil hier alle Federn zu beiden Seiten ihrer Schafte eiförmige Flecke haben. Die Kehle und die Wangen sind schmuzig gelb; die Federn der Unterseite zeigen ebenfalls rostgelbe Schaftflecke.

Der Schreiadler bewohnt den größten Theil Europa's, vorzugsweise den Osten, kommt aber auch in vielen Gegenden Asiens vor. Er ist Waldvogel, begnügt sich jedoch schon mit einem weniger ausgedehnten Forste. Hier wählt er sich einen festen Stand, gründet auf einem der höchsten Bäume seinen Horst und hält dann treu an dem ausersehenen Gebiete fest. Selbst wenn man dort ihn beunruhigt, verläßt er seine Wohnstätte nicht; das Höchste, was er thut, ist, daß er sich im nächsten Jahre einen neuen Horst anlegt, gewöhnlich in größter Nähe des ersteren.

Wesen und Eigenschaften lassen den Schreiadler als ein Mittelglied zwischen den Edeladlern und Bussarden erscheinen. Er ist ein ziemlich träger, ruhiger und langsamer Vogel, unter den Adlern jedenfalls der muthloseste und unedelste. Sein Flug ist kaum weniger schön, als der seines Verwandten; auch steigt der Schreiadler wie dieser in große Höhen empor und schwebt hier stundenlang auf und nieder: doch fehlt dem ganzen Thiere

die Kraft und Gewandtheit anderer Adler, und Dies drückt sich denn auch im Fluge aus. Im Sitzen hält er sich sehr aufrecht, im Gehen wagrecht wie andere langschwingige Raubvögel. Sein geistiges Wesen stellt ihn dem Steinadler bei weitem nach, und namentlich die schon erwähnte Muthlosigkeit macht sich bald bemerklich. Doch kann man ihm Verstand nicht absprechen. Seine Stimme ist ein helltönendes, kurz abgestoßenes und pfeifendes Geschrei, welches man durch die Silben: „Jef, Jef, Jef“ ungefähr wiedergeben kann. Bei seinen Spielen in hoher Luft, zumal während der Paarungszeit läßt er dieses Geschrei sehr häufig ertönen.

Unter seinen Verwandten ist der Schreiadler der nützlichste oder mindestens der am wenigsten schädliche. Nur kleinere und schwächere Thiere bilden seine Nahrung; selten versteigt er sich bis zu einem Hasen oder Rebhuhn, obgleich er gewandt und kräftig genug ist, Beide zu fangen und abzuwürgen. Mäuse bilden die Hauptmasse seiner Mahlzeiten; außerdem stellt er den Fröschen eifrig nach und nimmt auch als Schlangenvertilger einen hohen Rang ein. Auf dem Aase ist er eine regelmäßige Erscheinung. Seine Brut äzt er zum größten Theil mit Fröschen, Nattern und Kreuzottern.

Der Horst ist ein flacher, gegen drei Fuß breiter Bau, welcher auf der Krone der höchsten Waldbäume angelegt und, wenn der Schreiadler keine Störung erfährt, jahrelang benutzt wird. Erst im Mai findet man die zwei bis vier runden, rauhschaligen, glanzlosen, kalkweißen, braunroth und graulich gefleckten Eier in ihm. Vier Wochen später sind die Jungen, gewöhnlich nur ihrer zwei, ausgeschlüpft, zwei Monate später fliegen sie mit den Alten umher.

Der Schreiadler ist ein Zugvogel, welcher den Winter nur äußerst selten in seiner Heimath verlebt. Schon gegen den Herbst hin macht er sich auf die Wanderschaft. Er erscheint in großer Anzahl in Nordafrika, namentlich an den Seen in der Nähe des Meeres, geht aber auch bis Mittelnubien hinab. In seiner Winterherberge vereinigt er sich gern mit anderen seiner Art, und um ein gefallenes Aas kann man ihn oft zahlreich versammelt sehen. Wenn er sich satt gefressen und gebadet hat, fliegt er von den Seen weg in die Palmenwälder oder auf die Berge zu beiden Seiten des Nils und verdaut hier in träger Ruhe, Stunden und halbe Tage lang ohne Bewegung, auf einem und demselben Baume oder Felsblock sitzend. Anfangs März kehrt er nach seiner Heimath zurück.

Die Jagd des Schreiadlers ist leichter, als die seiner größeren Verwandten. Mit der Büchse in der Hand kann man sich ihm regelmäßig auf Schußweite nähern, und am Horste erlegt man ihn ohne Mühe. Ebenso sicher fällt er dem Schützen zum Opfer, welcher den Ort seiner Nachtruhe ausgekundschaftet hat und sich unter dem Lieblingsbaum, zu welchem der Schreiadler regelmäßig zurückkehrt, anstellt. In der Milanscheibe und auf dem Aase ist er leicht zu fangen. Er zerbeißt nicht einmal die Schlinge, in welcher einer seiner Füße sich fesselt.

In der Gefangenschaft wird er nach kurzer Zeit sehr zahm, verträgt sich mit anderen Thieren vortrefflich, denkt wenigstens niemals daran, einen Bussard oder Thurmfalken z. B., welcher mit ihm in demselben Käfig haust, zu ergreifen und abzuwürgen. Doch gewährt er wenig Freude. Er ist nicht Adler genug, als daß man sich an seiner Betrachtung ergötzen könnte und viel zu träge, als daß er in anderer Weise anziehend werden sollte. Man erhält ihn mit Fleisch aller Art, im Nothfalle wochenlang mit Fröschen, von denen sechs bis acht für den Nahrungsbedarf eines Tages genügen.

Außer dem Menschen hat der Schreiadler eigentlich keinen Feind, welcher ihm gefährlich werden könnte. Es ist denkbar, daß ein Stein- oder Goldadler, ja selbst der Fuchs an ihm sich vergreift; jedoch liegen hierüber unseres Wissens keine Beobachtungen vor. Große Vogelläuse dürften die einzigen Plagegeister sein, welche ihn, wie die meisten übrigen Vögel belästigen. Zu wünschen wäre, daß auch der Mensch sich ihm gegenüber nicht als Feind zeigen möchte. Jemehr man den Vogel kennen lernt, umsomehr überzeugt man sich, daß er wie der Bussard die größtmöglichste Schonung verdient. Die wenigen Hasen, Rebhühner und Tauben, welche er wirklich übertölpelt und wegnimmt, rechtfertigen in Anbetracht der guten Dienste, welche er leistet, eine rücksichtslose Verfolgung in keiner Weise.

3. Der Seeadler. **Haliaëtos albicilla Savigny.**

(Falco albicilla, Falco ossifragus und Vultur albicilla Linné. Aquila ossifraga und Aquila albicilla Brisson)

In unserm heimathlichen Erdtheile haben die Edeladler keinen näheren Verwandten als den Seeadler, den größten aller Raubvögel, welche in Deutschland ständig gefunden werden, einen Adler, welcher an Größe kaum

hinter den südeuropäischen Geiern zurücksteht. Man hat die Seeadler, welche Linné (wie andere Raubvögel) mit den Falken vereinigte, nicht nur von diesen, sondern auch von den Adlern geschieden und vom Standpunkte der ordnenden Thierkundigen aus auch scheiden müssen. Alle Seeadler erkennt man an ihren starken, nicht bis zu den Zehen herab befiederten

Fig. 11.

Der Seeadler.

Fängen, und an dem verhältnißmäßig langen, fast geierartigen Schnabel. Die Zehen sind ganz beschildert, die Spannhäute zwischen ihnen unentwickelt. Der Schwanz ist oder wird im Alter bei den meisten Arten weiß, und dieselbe Farbe zeigt sich bei einigen, immer scharf begrenzt, auch an anderen Theilen des Körpers. So sind bei dem nordamerikanischen Seeadler außer

Digitized by Google

dem Schwanze auch Kopf und Hals weiß, bei dem Seeadler des inneren Afrika erstreckt sich die weiße Farbe außerdem noch über die Brust, bei dem Seeadler Kamtschatka's tritt sie auf den Flügeln hervor u. s. w. In Geist und Wesen haben alle Seeadler viel mit den Edeladlern gemein. Sie sind muthige und kühne Räuber, aber doch leiblich und geistig weit träger, als die Edeladler und deshalb auch nicht so eifrige Jäger. Säugethiere, Vögel und Fische bilden ihre bevorzugte Nahrung.

Unser europäischer Seeadler giebt so ziemlich ein richtiges Bild der ganzen Gruppe. Auch ihn könnte man, wenn man wollte, in der dichterischen Weise Audubon's beschreiben. Er ist ein starker, ansprechend gezeichneter Vogel. Bei dem Weibchen beträgt die Länge 3¼ bis 3½ Fuß, die Breite 8 bis 8½ Fuß, bei dem Männchen die Länge 2⅔ bis 3 Fuß, die Breite 7⅔ bis 8 Fuß. Die Färbung ist nach den Geschlechtern nicht verschieden, wohl aber nach dem Alter der Vögel. Bei den Alten ist der Leib dunkelfahlbraun oder hellbraun graulich, der Unterkörper gewöhnlich etwas dunkler; die Kopf- und Halsfedern sind graubraun oder schmutzig gelbbraun und dunkelbraun geschaftet; der Schwanz ist rein weiß; die oberen Schwanzdeckfedern sind an der Spitze weiß, an der Wurzel braun, die unteren dunkelbraun, die Schwungfedern bräunlich schwarz. Schnabel, Wachshaut, Augenstern und Füße sind lebhaft orangengelb. Das Jugendkleid, welches nur sehr langsam in das der Alten übergeht, ist dunkler, fast überall tief oder schwarzbraun, hier und da weiß oder rostgelb gefleckt, auf der Oberseite der Flügel gewöhnlich schwarz getüpfelt und am Kopfe fast oder ganz schwarz. Schnabel und Wachshaut sind dunkelbraun, die Fänge gelb, wie bei den Alten.

Der Seeadler verdient seinen Namen: er ist überall, wo er vorkommt, ein Küstenvogel. Seine Heimath erstreckt sich über den größten Theil des Nordens der alten Erde. Er findet sich, wenn auch nicht ständig, in ganz Europa und Asien und streift von hier aus bis nach Nordafrika hinüber. Erst in Ostsibirien wird er durch eine andere Art vertreten, ebenso in Nordamerika. Ausgedehnte Forsten am Meeresstrande und steilen Küsten bilden seine Wohnsitze. An ihnen hält er fast mit derselben Zähigkeit fest, wie der Steinadler, und deshalb werden alte Seeadler nur äußerst selten im Innern des Landes angetroffen, während die Jungen alljährlich durch das Binnenland wandern, gewöhnlich den Strombetten und Flußthälern folgend. Dabei kommt es wohl auch vor, daß ein Paar Junge im Binnenlande sich zusammen-

finden, und hier in der Nähe des Stromes eine Heimath gründen, d. h. einen großen Horst auf einem nicht weit vom Wasser entfernten hohen Baum anlegen. Doch sind dies Ausnahmen. Am liebsten wohnt der Seeadler auf Meeresinseln, welche reich an Binnengewässern sind.

So träge, ruhig, langsam und schwerfällig der Seeadler erscheint, wenn er sich ungestört weiß und gesättigt ist, so bewegungslustig und thätig benimmt er sich, wenn er auf Beute auszieht. Der Forscher, welcher ihn am hohen Ufer, auf der Krone eines Baumes oder auf einer Felsenzinne sitzen sieht, ohne daß er sich zu rühren scheint, erfährt bei längerer Beobachtung, daß dieser Vogel sein Jagdgebiet ebenso zu beherrschen versteht, wie ein Edeladler. Auch der scheinbar unthätige, wie träumerisch in sich selbst versunkene Seeadler ist niemals unachtsam. Sein scharfes Auge schweift unabläßig in die Ferne und beobachtet Alles, was vorgeht, mit der größten Aufmerksamkeit. Es hält daher ungemein schwer, sich dem Vogel auf Schußweite zu nähern.

Die Haltung der Seeadler ist lässiger, als die des Edeladlers, jedoch noch immer eine stolze, hoch aufgerichtete. Der Gang auf flacher Erde ist schlecht, wie bei den meisten Raubvögeln, aber besser, als bei den Edeladlern; der Flug, welcher im Anfange im höchsten Grade schwerfällig erscheint, wird zu einem prachtvollen Schweben, sobald sich das Thier zu einer gewissen Höhe emporgehoben hat. In Schraubenlinien steigt der Seeadler bis zu unglaublichen Höhen empor, immer schwebend, nur von dem herrschenden Luftzug getragen und gehoben. Viertelstunden lang thut er keinen Flügelschlag, und gleichwohl bewegt er sich mit bedeutender Schnelligkeit dahin. Je schöner das Wetter ist, um so höher kreist er: bei trüber, regnerischer Witterung sieht man ihn gewöhnlich verdrießlich auf einer seiner Warten sitzen, ohne sich zu regen. Er hat in seinem Gebiete immer mehrere Lieblingsplätze, zu denen er regelmäßig wiederkehrt, selbst wenn er dort Störung erleiden muß. Von gewissen Felsenzacken und Bäumen läßt er sich kaum durch Schießen vertreiben. Hinsichtlich der übrigen Begabungen und Eigenschaften ähnelt er seinen edleren Verwandten. Seine Sinnesschärfe ist dieselbe wie bei den Edeladlern: er ist klug, vorsichtig, scheu und muthig; jedoch kann der scharfe Beobachter nicht verkennen, daß er in allen diesen Stücken etwas hinter dem Adler zurücksteht. Namentlich Eins ist uns aufgefallen: der Seeadler ist grausamer, als der Steinadler und niemals großmüthig.

Wenn man ihn mit anderen Thieren in einem großen Käfig zusammenhält, lebt er blos mit Denjenigen in Frieden, welche stark genug sind, seiner sich erwehren zu können; alle schwächeren Vögel oder Thiere überhaupt werden von ihm angegriffen und getödtet. Unter Umständen greift er auch starke Thiere an und kämpft mit ihnen sehr muthig. Verwundete Seeadler sind zu fürchten; sie stellen sich Hunden und Menschen zur Wehr und nöthigen zur Vorsicht, denn die Kraft ihrer Klauen ist sehr groß, und sie wissen dieselben in wirklich gefahrdrohender Weise zu gebrauchen.

Die Hauptnahrung des Seeadlers besteht in den Thieren, welche das Meer ihm bietet. Während des Sommers frißt er fast ausschließlich Fische und zwar kleinere ebensowohl, als größere. Er ist geschickt genug, die Fische, welche zur Oberfläche des Wassers herauf kommen, zu ergreifen, obgleich er nicht die Tauchfähigkeit des eigentlichen Fluß- oder Fischadlers besitzt. Gewöhnlich lauert er am Strande auf seine Beute, stürzt sich aber auch aus der Luft herab auf's Wasser. Fischaas, welches das Meer an den Strand wirft, wird von ihm regelmäßig angegangen; um die Leiche eines großen Störs sieht man zuweilen sechs bis acht Seeadler vereinigt. Wahrscheinlich nährt sich der Vogel monatelang nur von Fischen; doch verschmäht er selbst im Sommer, wo er reichliche Fischnahrung haben kann, kein anderes Wild, welches sich ihm bietet. Den Gänsen, Enten und Seetauchern, den Alken und Lummen wird er zum furchtbaren Feinde; er verfolgt und würgt selbst den Schwan. Bei seinen Streifzügen durch das Land geht er auch Säugethiere an, vor allen Hasen, welche er aus dem Lager stört und dann im Laufen fängt. Den Rehen und Hirschkälbern, jungen Ziegen und Schafen und kleinen, unbewachten Kindern wird er ebenso gefährlich, als der Steinadler. In Norwegen darf man das Vieh zuweilen gar nicht aus den Ställen lassen, um es vor den Angriffen der Seeadler wirklich zu schützen. Auf dem Aase ist er überall ein regelmäßiger Gast, und in südlichen Ländern macht er den eigentlichen Aasvertilgern, den Geiern und Hunden, ihre Nahrung streitig.

Schon in den ersten Monaten des Jahres schreitet der Seeadler zur Fortpflanzung. Im März wird der große Horst ausgebessert oder ein neuer angelegt; Anfangs April legt das Weibchen seine Eier. Der Horst steht auf unersteiglichen Felsen oder auf sehr hohen Waldbäumen. Er ist vielleicht der größte Bau, welchen ein Vogel überhaupt ausführt. Lange, armsdicke

Aeste bilden die Grundlage; sie werden so geschickt übereinander gelegt und verbunden, daß die Tragfähigkeit eines Horstes auch für die Last eines Menschen genügt. Im Anfange beträgt die Höhe dieses Baues selten mehr als drei Fuß, bei sechs Fuß Durchmesser: da aber die Seeadler alljährlich am Horste nachbessern, nimmt er von Jahr zu Jahr an Höhe zu und wird schließlich oft höher, als breit. Die Nestmulde ist eine kleine Vertiefung in der Mitte, welche mit einigen weichen Federn des Adlers ausgelegt ist. In ihr findet man die zwei in Verhältniß zur Größe des Vogels sehr kleinen, runden, dickschaligen und kalkweißen Eier, aus denen nach mehrwöchentlicher Bebrütung die Jungen schlüpfen. Diese sind anfangs mit grauweißer Wolle bedeckt, wachsen aber rasch heran und sind bereits zwölf bis vierzehn Wochen nach dem Auskriechen flugbar. Ihre Ernährung geschieht in derselben Weise, welche wir schon beschrieben haben. Anfangs speien die Alten die Nahrung ihren Jungen vor, später zerreißen sie die herbeigebrachte Beute in mundrechte Stücke. Der Horst wird bald zu einer wahren Schlachtbank, und dieser verbreitet mit der Zeit einen unausstehlichen Geruch. Der Unrath der Jungen und die Ueberbleibsel der Nahrung liegen in Haufen auf der Oberfläche des Nestes und werden von Alten und Jungen so fest zwischen das Geäst und Gezweige des Baues getreten, daß gleichsam eine glatte Tenne entsteht. Fischgräten, Fischschuppen, halb und ganz verfaulte Aale, Vogelgerippe und Hasenknochen bilden dann einen wesentlichen Theil des Horstes.

Ungeachtet des Muthes, welchen der Seeadler unter andern Umständen an den Tag legt, kennt man kein Beispiel, daß er sich dem beabsichtigten Raube seiner Jungen widersetzt hätte. Er verläßt, wenn sich ein Mensch dem Horste nähert, Eier und Junge und schwebt in bedeutender Höhe und unter Geschrei über der Stelle herum, ohne auf den Menschen herabzustoßen, wie sämmtliche Edeladler und die meisten Falken es regelmäßig thun.

Wenn der Seeadler im Brüten nicht gestört wurde, hält er sich mit seinen Jungen, auch nachdem sie ausgeflogen sind, noch lange in der Nähe des Horstes auf. In den ersten Tagen nach ihrem eigentlichen Eintritt in die Welt kehren die Jungen allabendlich zu ihm zurück, um auf ihm zu übernachten, und die Alten sitzen dann in der Nähe auf den gewohnten Schlafplätzen. Dieses Zusammensein währt jedoch nur kurze Zeit. Die jungen Adler lernen es rasch, sich selbst zu ernähren und vor Gefahren zu

schützen; ihre Vorsicht und ihre Scheu sind ihnen angeboren. Sie streifen nunmehr viele Jahre lang ziellos in der Welt umher; denn erst nachdem sie zeugungsfähig geworden sind und sich gepaart haben, siedeln sie sich fest an.

Jung aus dem Neste gehobene Seeadler werden zahm; doch muß man sich viel mit ihnen beschäftigen, wenn man sie wirklich zutraulich haben will. Alt Eingefangene gewöhnen sich nur selten an den Menschen und stellen sich gewöhnlich zur Wehr, sobald dieser ihrem Gebauer naht. Sie sind in der Gefangenschaft weniger anziehend, als die Edeladler, lernen ihren Pfleger aber bald kennen und begrüßen ihn, wenn er sich naht, mit fröhlichem Geschrei.

Im Verhältniß zu seiner Größe verursacht der Seeadler dem Menschen weniger Schaden, als der Edeladler. Durch das Aufzehren des vom Meere ausgeworfenen Aases wird er sogar nützlich, und der Schaden, welchen er durch seinen Fischfang in der See anrichtet, kann nicht wohl in Rechnung gebracht werden. Bei seinen Raubzügen durch die Länder hingegen raubt er, wie schon oben bemerkt, alle Säugethiere und Vögel, deren er habhaft werden kann, und dann ist der Schaden, welchen er anrichtet, nicht unbedeutend.

Die Jagd des großen Vogels hat wegen seiner Vorsicht und seiner Lebenszähigkeit ihre Schwierigkeiten. Nur selten läßt sich ein Seeadler beschleichen, und der Jäger muß auch dann zur Büchse greifen, wenn er seines Schusses sicher sein will. Mit dem Schrotgewehr kann man nur auf kurze Entfernung auf Erfolg rechnen; selbst der gröbste Hagel verliert an diesem harten und reichen Gefieder seine Kraft. Der Fang ist wegen der Gefräßigkeit des Raubvogels einfacher und ergiebiger. Tellereisen, welche man bei dem Aase aufstellt, sind gewöhnlich erfolgreich. In Norwegen wendet man eine eigenthümliche Fangart an, um sich der dort häufigen Seeadler, welche zuweilen zur förmlichen Landplage werden, zu entledigen. Man führt aus Steinen kleine Hütten auf, legt in einiger Entfernung von diesen ein Stück gefallenes Vieh oder ein Fleischstück auf den Boden und befestigt dasselbe an einem langen Stricke. Der Fänger sitzt in der Hütte und hält das andere Ende des Strickes in der Hand. Sobald der Seeadler auf die vermeintliche Beute herabstürzt, zieht jener das Fleischstück zu der Hütte heran und der Vogel, welcher das einmal Ergriffene nicht loslassen will, natürlich mit, bis er sich seiner bemächtigen und ihn erschlagen kann. Wie Boje erzählt, hatte auf diese Art ein junger Norweger in ein und demselben Winter 26 Seeadler gefangen.

4. Der Flußadler oder Fischaar. Pandion haliaëtos Savigny.
(Falco haliaëtos Linné, Aquila marina Belon.)

Es giebt nicht viele Raubvögel, welche sich so leicht von den übrigen unterscheiden lassen, als die Flußadler, welche eine eigene, wenig zahlreiche Gruppe bilden. Die zu ihr gehörigen Arten zeichnen sich durch den Mangel der Hosen, die wendbare Außenzehe an den Fängen und die sehr spitzen, runden, unten nicht kantigen Krallen vor allen falkenartigen Vögeln aus. Außerdem haben sie ein kurzes, hartes, dicht anliegendes und sehr fettes Gefieder, welches auf der Oberseite regelmäßig düstere, auf der Unterseite dagegen hellere Farben zeigt.

Unser Flußadler, welcher auch Rohr- und Fischfalk, Fischhabicht, Fischgeier, Blaufuß und Weißbauch heißt, ist ein ziemlich kleiner Adler von kaum zwei Fuß Länge, aber beinah sechs Fuß Breite. Das Männchen pflegt um zwei bis drei Zoll kürzer und um ebensoviel schmäler zu sein, als das Weibchen, welchem es im Uebrigen ähnelt. Das Gewicht beträgt selten über $4^1/_2$ Pfund. Die ganze Oberseite vom Nacken bis zur Schwanzspitze ist schwarzbraun, der Kopf weiß und gelblich mit schwarzen Streifen, der Unterleib weiß, an der Kehle mit braunen Schaftstrichen und am Unterleibe mit einzelnen hellbraunen Flecken, zu denen bei dem Weibchen auf der Oberbrust ein großer, braun und lichtgrau gemischter Fleck, welcher beim Männchen nur angedeutet ist, hinzutritt; der Schwanz ist gebändert. Vom Auge bis zum Nacken zieht sich ein schwarzbrauner Streifen. Der Schnabel ist glänzend, schieferschwarz, die Wachshaut und der Unterschnabel an der Wurzel bleifarben; die Fänge sind graublau oder perlgrau. Im Jugendkleide haben die Federn des Oberkörpers weißliche Kanten.

Ein großer Theil der alten Welt ist die Heimath des Fischadlers. In Europa und Nordasien findet er sich überall, und auf seinen Wanderzügen streift er bis nach Südasien und Mittelafrika, ja, er siedelt sich sogar hier zuweilen bleibend an; namentlich hat man ihn am südlichen Theile des rothen Meeres beobachtet. Deutschland bewohnt er nur in den wärmeren Monaten des Jahres, so lange die Gewässer eisfrei sind. Er erscheint im März oder April bei uns und verläßt uns im Oktober wieder. Gegenden, welche reich an stehenden und süßen Gewässern sind, aber Waldungen in der Nähe haben, bilden in der warmen Jahreszeit seinen Standort. Hier sucht

er sich einen hohen Baum zu seinem Horste, und dieser wird dann zum Mittelpunkt seines Jagdgebietes. Der Horst, ein ziemlich großer, flacher Bau, steht gewöhnlich auf den höchsten Eichen oder Buchen und wird so lange benutzt, als der Fischadler lebt. Man kann also da, wo man einen Horst entdeckte, regelmäßig auf ihn rechnen.

Unser Raubvogel zieht die süßen Gewässer entschieden dem Meere vor, obwohl er auch dieses auf seinen Jagdzügen besucht. Man findet ihn nirgends häufig als Standvogel; nur in seiner Winterherberge vereinigt er sich oft mit anderen seiner Art zu Trupps von sechs bis zehn Stück. Fern ab von den Gewässern gewahrt man ihn blos während seiner Reise. Er ist an die Seen und Teiche gebunden.

Im Verhältniß zu seiner Größe ist der Fischadler ein sehr starker und dabei doch gewandter Raubvogel. Seine unverhältnißmäßig langen Flügel befähigen ihn ein weites Jagdgebiet zu durchstreifen und sich so ohne Schwierigkeit hinreichende Nahrung zu erwerben, obgleich diese ausschließlich aus Fischen besteht. Er ist ein scharfsinniges, kluges und scheues Thier, welches nur nach sehr sorgfältiger Prüfung aus der verfolgungsfreien Höhe, in der es dahin schwebt, zur Tiefe sich herabsenkt, um zu jagen, d. h. zu fischen. Ueber den Teichen und Seen erscheint der Fischaar erst in den späteren Morgenstunden, wahrscheinlich deshalb, weil die Fische, so lange es kühl ist, mehr in der Tiefe des Wassers verweilen und somit seine Jagd unmöglich machen. In hoher Luft zieht er seine Kreise dahin, über jedem Teich längere Zeit sich aufhaltend, und wenn er sich von seiner Sicherheit überzeugt hat, senkt er sich allgemach tiefer und tiefer herab und schwebt dann in einer Höhe von ungefähr 60 bis 100 Fuß über dem Wasserspiegel dahin. Ein nah an der Oberfläche des Wassers schwimmender Fisch, welchen er glücklich erspäht hat, bewegt ihn, sich durch Rütteln, d. h. schnelles Auf- und Niederschlagen der Flügel, auf ein und derselben Stelle zu halten. Plötzlich streckt er die Fänge weit von sich, legt die Flügel an und schießt nun, etwas schief von oben nach unten, wie ein Pfeil und mit solcher Gewalt zur Tiefe herab, daß die Wellen regelmäßig über ihn zusammenschlagen. Schon nach wenig Augenblicken arbeitet er sich aber durch heftige Flügelschläge wieder aus dem Wasser empor und erhebt sich von Neuem mit oder ohne den von ihm bedrohten Fisch. Diesen ergreift er im günstigen Falle im Herabstürzen unter dem Wasser, und zwar regelmäßig so, daß er zwei Zehen

seines Fußes auf der einen Seite und zwei auf der andern Seite des Rückens in den Leib des Fisches einschlägt. Mit dem gefangenen Fisch steigt er dann so schnell als möglich zu einer auch dem besten Schützen unerreichbaren Höhe empor, und fliegt in dieser einem ruhigen Orte im Walde zu, um seinen Fang dort ungestört zu verzehren. Da er weit öfter fehl greift, als wirklich einen Fisch packt, währt seine Jagd längere Zeit, zur Freude jedes Beschauers: denn der jagende Fischadler gewährt ein herrliches Schauspiel. Wir erinnern uns mit Vergnügen der Zeit, welche wir an den großen Seen Spaniens und Nordegyptens verlebt haben. Hier konnte man im Winter täglich sechs bis acht dieser Vögel bald in den Wellen verschwinden und bald wieder muthig sich aus dem Wasser emporarbeiten sehen, bis endlich die Jagd allen von ihnen geglückt war.

Wenig andere Vögel mag es geben, welche so einseitig sich ernähren, d. h. so ausschließlich auf dieselbe Nahrung angewiesen zu sein scheinen, wie der Fischadler. Er verschmäht jedes andere Thier. Unter den Enten der gedachten Seen haben wir ihn stundenlang sitzen sehen, ohne daß er Miene gemacht hätte, sich an einem der Wasservögel zu vergreifen. Letztere kennen ihn auch so genau, daß es keinem von ihnen einfällt, vor ihm sich zu scheuen. Die Enten watscheln behaglich und gemüthlich um ihn herum, die Strandläufer, Regenpfeifer und das andere kleine Strandgewimmel rennen ihm fast zwischen den Fängen durch. Der Fischadler lebt mit allen Wirbelthieren der drei höchsten Klassen im tiefsten Frieden. Für ihn giebt es nur Fische, nichts weiter.

Die Stimme des Vogels ist ein lautes: Kei, Kei, oder ein rauhes Krau, Krau, wenn sich seiner irgend eine Erregung bemächtigt hat. Nach behaglichem Fraße vernimmt man von ihm ein ziemlich leises Kikern; doch wird er nur selten laut. Er zeigt sich überhaupt nur bei seiner Jagd als regsamer und lebendiger Vogel.

Im Horste findet man erst im Mai oder Juni zwei bis vier rauhschalige auf weißem, gelblichem oder kalkfarbenem Grunde rostgelb und rostbraun gefleckte und gepunktete Eier, denen im Juli die Jungen entschlüpft sind. Diese werden von beiden Eltern reichlich mit Nahrung versorgt und auch noch längere Zeit nach dem Auskriechen geleitet und unterstützt. Selbst auf dem Herbstzuge sieht man die Alten ihren noch ungeschickten Kindern zur Liebe eifrig fischen, und diesen dann die gefangene Beute zutragen oder zuwerfen.

Die größeren Teichbesitzer sehen in dem Fischadler nächst dem Otter das verhaßteste aller Thiere, und in der That ist der Schaden, welchen dieser Vogel anrichten kann, sehr bedeutend. Er verödet nach kurzer Zeit jeden Teich. Die unerbittliche Verfolgung, welche er überall in Europa erleidet, ist somit erklärlich. Bei der Scheu und Vorsicht des Fischadlers hält es schwer, mit dem Schrotgewehre in schußrechte Nähe zu kommen. Der Vogel ist überhaupt mit Feuerwaffen nicht leicht zu erlegen. Eher wird man seiner habhaft, wenn man Tellereisen, welche mit Fischen geködert werden können, auf einem Pfahl über dem Wasserspiegel aufstellt. Einfache Milanscheiben, welche auf ziemlich hohe Stangen über das Wasser gestellt und von dem Vogel zu Ruheplätzen ausersehen werden, sind gewöhnlich auch von Erfolg. Doch ist die Anzahl der Fischadler, welche überhaupt gefangen werden, nicht bedeutend, und wahrscheinlich verlieren mehr von ihnen, als durch die Menschen umkommen, bei Ausübung ihres Gewerbes ihr Leben. Es ist schon wiederholt beobachtet worden, daß Fischadler bei ihrem Fange verunglückten. Nicht selten kommt es vor, daß der Räuber sich auf einen zu schweren Fisch herabstürzt, von diesem aber in die Tiefe des Wassers hinabgezogen und ertränkt wird. Seine Fänge sind so vortreffliche Greifwerkzeuge, daß es ihm schwer wird, die fest eingeschlagenen Klauen auszulösen, selbst wenn ihn der Tod des Ertränkens bedroht.

Man sieht den Fischadler äußerst selten in der Gefangenschaft. Wir haben bis jetzt nur einen einzigen beobachtet, welchen wir selbst gehalten haben. Von den Gefangenen läßt sich nicht viel sagen: er ist sehr träge und langweilig, hält sich auch im Käfig schlecht, weil er die Flügel und den Schwanz bald durch Abstoßen verstümmelt. Nur wenn man ihn ausschließlich mit Fischen ernährt, kann man ihn monatelang am Leben erhalten: das Fleisch höherer Wirbelthiere rührt er, selbst durch Hunger gepeinigt, nicht an.

5. Der Schlangenadler. Circaëtos gallicus Viellot.

(Falco gallicus Gmelin Linné. Falco leucopsis Bechstein. Falco brachydactylus Naumann. Aquila brachydactyla Wolf et Meyer.)

Wie der Fischadler gehört auch der Schlangenadler, oder wie er sonst noch heißt, der Natterbussard und kurzzehige Adler, einer kleinen

Schlangenadler, Kreuzotter und [illegible]

Digitized by Google

Gruppe von Raubvögeln an, welche ziemlich vereinzelt unter den übrigen dastehen. Sie sind gewissermaßen als Mittelglied zwischen den Edeladlern und Bussarden anzusehen. Ihre Gestalt ist gedrungen, der Kopf sehr groß, die Läufe sind lang, rauhschuppig, oben behost, die Füße kurzzehig, die Flügel und der Schwanz unverhältnißmäßig groß; die Befiederung ist sehr reichhaltig, lang und locker anliegend. Sie machen den Eindruck unedler Vögel und auch ihr ganzes Betragen ist nicht geeignet, für sie einzunehmen. Doch sind sie demungeachtet der Beachtung im hohen Grade würdige Thiere.

Eine kurze Schilderung unseres Schlangenadlers genügt, um uns mit der Gruppe bekannt zu machen.

Er ist ein ziemlich großer Raubvogel von etwas über 2 bis 2½ Fuß Länge und 6 bis 6½ Fuß Breite. Letzteres Maß gilt für das Weibchen, ersteres für das kleinere Männchen. In der Färbung ähneln sich beide Geschlechter. Die Oberseite ist tiefbraun, auf den Flügeln hell gekantet, die Unterseite ist weiß, an Kropf und Oberbrust aber bräunlich gefleckt. Die Schwingen sind braunschwarz, der schmale, weißlich gesäumte Schwanz ist an der Wurzel weiß, sonst aber hellgraubraun, mit drei bis vier dunkeln Querbinden. Die Federn an Stirn und Kehle sind weiß mit braunen Schaftstrichen, an Kopf und Hals braun mit heller Umsäumung. Der Schnabel ist an der Spitze schwarz, an der Wurzel graublau. Letztere Färbung zeigen auch die Füße und die Wachshaut. Das große Auge erinnert an das der Eulen: es ist lebhaft gelb und besitzt einen eigenthümlich glotzigen Ausdruck. Junge Vögel unterscheiden sich von den alten durch den dunkleren Oberkörper und den mehr in's Rostfarbige spielenden Unterkörper, sowie der undeutlichen Schwanzbinde.

Der Schlangenadler gehört in Deutschland zu den seltensten Raubvögeln, muß aber doch unter ihnen mit aufgeführt werden, weil er in fast allen Gauen horstend, immer aber sehr vereinzelt, gefunden worden ist. Er lebt still in Waldungen, welche viele Blößen haben und reich an Eidechsen, Schlangen und anderen Lurchen sind: denn nur aus diesen besteht seine Nahrung. Es mag sonderbar klingen, ist aber doch wohl wahrscheinlich, daß mit solcher Jagd sein eigenthümliches Wesen zusammenhängt.

Der Schlangenadler ist ein träger, dummer, ungeselliger und zanksüchtiger Gesell, welcher für das frischfröhliche Leben seiner Verwandten kein Verständniß zu haben scheint. Sein ganzes Benehmen ist bussardähnlich und gemein. Der Flug ist durch langsamen Flügelschlag und lang

anhaltendes Schweben ohne Bewegung ausgezeichnet, der Gang ein sonderbares, ungeschicktes Hüpfen. Trägheit und Faulheit scheinen die hervorstechendsten Eigenschaften des Thieres zu sein, und mit diesen steht sein übriges grilliges Wesen im Einklang. Bei uns zu Lande hat man nur selten Gelegenheit, den Vogel näher zu beobachten; weit häufiger sieht man ihn in seinen Winterherbergen, namentlich in Egypten. Hier begegnet man oft Gesellschaften von 12 bis 16 Stück, welche auf den Felsen am Strome sitzen, um allerhand Lurchen aufzupassen, oder träge über dem Riedgrase dahinschweben und scharf nach unten hinabspähen. Sobald sich einer herabsenkt, um eine Beute aufzunehmen, eilt gewöhnlich ein zweiter auf ihn zu, und nun beginnt eine Balgerei, welche oft so heftig wird, daß sich beide verkrallen, gegenseitig am Fliegen hindern und zur Erde stürzen. Wir haben ihre hitzigen Kämpfe lange nicht begriffen, bis uns die Ursache derselben, ein Futterneid ohnegleichen, klar wurde. Mit andern Vögeln hält der Schlangenadler niemals Freundschaft; schon die Gesellschaft mit Seinesgleichen scheint ihm im höchsten Grade zuwider zu sein. Sobald er sich satt gefressen hat, fliegt er einem Baume zu, setzt sich dort in sehr aufrechter Stellung auf einem Zweige nahe am Stamme nieder und verharrt nun, ohne ein Glied zu rühren, stundenlang in derselben Stellung. In Deutschland sollen die Vögel sehr scheu sein und sich schwer beschleichen lassen; in Afrika haben wir Dies nicht gefunden. Sie glotzten den Jäger an und ließen sich regelmäßig unterlaufen, ohne an Flucht zu denken.

Anziehend wird der Schlangenadler nur, wenn er eine Schlange vom Boden aufnehmen will. Er ist ein vortrefflicher Schlangenvertilger und wagt sich ohne Besinnen an die gefährlichsten Giftnattern. „Mein jung aufgezogener Schlangenadler, „so schreibt Mechlenburg an Lenz,“ stürzt sich blitzschnell auf jede Schlange, sie mag so groß und wüthend sein, wie sie will, packt sie dicht hinter dem Kopfe mit dem einen Fuße und mit dem andern Fuße gewöhnlich weiter hinten unter lautem Geschrei und Flügelschlagen, beißt ihr dann dicht hinter dem Kopfe die Sehnen und Bänder durch, und das Thier liegt widerstandslos in seinen Fängen. Nach einigen Minuten beginnt er das Verschlingen, indem er die sich noch stark windende Schlange verschluckt, den Kopf zuerst, und bei jedem Schluck ihr das Rückgrat zerbeißt. Er hat in einem Vormittage binnen wenig Stunden drei große Schlangen verzehrt, worunter eine fast vier Fuß lang und sehr dick war.

Niemals zerreißt er eine Schlange, um sie stückweise zu verschlingen. Die Schuppen speit er später in Gewöllen aus. Schlangen zieht er entschieden jedem andern Nahrungsmittel vor. Ich habe ihm zu gleicher Zeit lebende Schlangen, Frösche, Ratten und Vögel gebracht; doch fuhr er, die ihm näher befindlichen Thiere nicht berücksichtigend, auf die entfernteren Schlangen los".

Es ist eine durch vielfache Beobachtungen erprobte Thatsache, daß die Schlangenvertilger ziemlich oder ganz ungefährdet ihr Gewerbe betreiben können. Bei der Beschreibung des Iltis wurde erwähnt, daß ihm ein Biß der Kreuzotter nicht im Geringsten schadet; vom Igel hat man Dasselbe erfahren. Der Schlangenadler ist durch sein dichtes Gefieder wohl auch so ziemlich vor den Bissen der Giftnattern geschützt: eigentlich giftfest aber scheint er nicht zu sein. Auf den Wunsch des berühmten Schlangenkundigen Lenz ließ Mechlenburg seinen Schlangenadler von einer großen Kreuzotter beißen, und zwar in den Kopf. Der Vogel verlor nach dem Bisse sofort seine Munterkeit und Freßlust und verendete am dritten Tage. So ist es wahrscheinlich, daß er auch in der Freiheit seinem muthigen Kampf mit dem giftigen Gewürm zuweilen erliegt. Es wird behauptet, daß der Schlangenadler nach Art der Milane den Edelfalken und Habichten ihre Beute abjage und diese verzehre, auch angegeben, daß er das Aas angehe und kleine Säugethiere oder brütende, junge, kranke oder ermattete Vögel bis zur Größe einer Krähe angreife; doch bedürfen unseres Erachtens diese Angaben sehr der Bestätigung. So viel scheint uns fest zu stehen, daß der Vogel, so lange er Lurche fangen kann, jede andere Nahrung verschmäht.

Der große Horst wird auf hohen Bäumen angelegt, er ist platt und nur in der Mitte etwas vertieft, regelmäßig aber mit grünem Laub ausgefüttert und mit grünen Zweigen theilweise überwölbt. Erst Ende Mais findet man in ihm ein einziges reinweißes, länglich rundes, rauhschaliges Ei; mehr scheint der Schlangenadler nicht zu legen. Das Weibchen bebrütet es vier Wochen lang und wird während dieser Zeit wahrscheinlich vom Männchen unterhalten. Dem Jungen schleppen beide Eltern reichlich Nahrung zu, bis es im Stande ist, sich durch eigene Arbeit sein Leben zu fristen. Schon im September verläßt es mit seinen Eltern unser Vaterland und wandert der oben genannten Winterherberge zu, in welcher es bis gegen den April hin verweilt.

6. Die Bussarde. Buteo Boje.

Nicht allein jeder Forstmann, sondern jeder Mensch überhaupt, welcher an dem Bestehen und Gedeihen des Waldes Antheil nimmt, muß in einem unserer gemeinsten und unedelsten Raubvögel, dem Bussard, einen der Beachtung im höchsten Grade würdigen Vogel erkennen.

Unser Bussard oder Bussaar, welcher auch Mauser, Mäusehabicht, Mäusefalk, Sumpf- und Rüttelweih, Stockaar, Waldgeier, Unken- und Schlangenfresser genannt wird, Buteo communis Boje, (Falco buteo, communis, variegatus, albidus et versicolor Gmelin, Linné, Falco fuscus Bechstein) gehört einer der zahlreichsten und über alle Erdtheile mit Ausnahme Australiens verbreiteten Gruppe von Raubvögeln an, welche sich kennzeichnet durch plumpen Leibesbau, breite gerundete Flügel, mittellangem und breitem Schwanz, einen kleinem schwachen, schon von der Wurzel an gerundeten Schnabel, mittellange, ziemlich schwächliche Fänge und ein weiches, locker anliegendes Gefieder. Die zu ihr gehörigen Mitglieder sind sämmtlich träge und langsame Gesellen, welche von ihrer Flugfähigkeit nur in beschränkter Weise Gebrauch machen, es vielmehr vorziehen, stundenlang auf ein und derselben Stelle zu sitzen, entweder um auf Raub zu lauern, oder den erbeuteten in Ruhe zu verzehren. Sie sind feig und wenig raubgierig; dennoch aber äußerst nützliche Thiere im Dienste des Menschen, weil ihr ganzes Bestreben dahin zu gehen scheint, das Heer der schädlichen Nagethiere möglichst zu vertilgen. Hinsichtlich ihrer leiblichen Begabungen stehen sie keineswegs so weit hinter den übrigen Raubvögeln zurück, als man vermuthen möchte, wenn man ihr geistiges Wesen in Betracht zieht. Sie fliegen leicht und anhaltend, ohne merklichen Flügelschlag und sind im Stande, sich zu einer bedeutenden Höhe kreisend zu erheben, bewegen sich auch auf dem Boden ziemlich geschickt und schnell, sind aber doch nicht gewandt genug, behende und namentlich fliegende Thiere zu erjagen und müssen eben deshalb mit laufendem Wild, und zwar mit dem kleinsten, sich begnügen. An größere sich zu wagen, fällt ihnen nicht ein: dazu fehlt ihnen aller Muth; höchstens kranke und ermattete greifen sie an. Einige Arten verzehren hauptsächlich Kerbthiere. Aber auch hierdurch werden sie nur nützlich, und deswegen sollte man sie geradezu die heiligen Vögel des Waldes nennen und nach Kräften schützen und hegen. Man

hat auch ihnen Böses nachgeredet und den wenigen Schaden, welchen sie dem selbstsüchtigen Menschen wirklich zufügen, nachdrücklich hervorgehoben: wir aber versichern, allen ihren Gegnern zum Trotze, daß sie unsere Dankbarkeit im vollsten Maße würdig sind, daß die Uebergriffe, welche sie sich wirklich zu Schulden kommen lassen, gar nicht in Betracht kommen gegen den außerordentlichen Nutzen, welchen sie stiften.

Der Mauser, einer der gemeinsten Raubvögel des Waldes, lehrt uns die Lebensweise und das Betragen seiner nächsten Verwandten genügend kennen. Er ist ein Vogel von ungefähr 2 Fuß Länge und 4²/₃ bis 5 Fuß Breite. Sein Gefieder ist sehr verschieden gefärbt. Es giebt braune, weiße, graubraune, gelbliche und anders gefärbte Bussarde; bei dem Einen sind die Fußwurzeln dunkel, bei dem Andern blaß citronen- oder schwefelgelb; dieser zeigt deutliche Binden im Schwanze, jener kaum angedeutete, der ist gesperbert, jener einfärbig: kurz, außer dem Kampfstrandläufer giebt es keinen deutschen Vogel weiter, welcher in so ungewöhnlicher Weise die allerverschiedensten Färbungen zeigt, als eben der Mäusebussard. Hierin ist auch die Ursache zu suchen, daß dieser allbekannte Vogel von jeher verschiedene Ansichten der Naturforscher hervorrief und einen so großen Namenreichthum sich erwarb. Dem Unkundigen darf man es wirklich nicht verargen, wenn er die gänzlich verschieden gefärbten Thiere als verschiedene Arten ansieht; der Forscher freilich lernt erkennen, daß sie alle eines Geistes oder wenn man will, eines Ahnen Kinder sind.

Unser Mäusebussard ist durch ganz Deutschland verbreitet, und der blind wüthenden Bauernjagd ungeachtet, überall noch ziemlich häufig; ja, wir dürfen schon jetzt zu unserer Freude behaupten, daß er von Jahr zu Jahr häufiger wird. Die Beachtung der Natur und ihrer Kinder hat einen so großen Aufschwung gewonnen, daß auch unser Mäusebussard von Jahr zu Jahr mehr Kenner, und das will sagen, mehr Freunde gewinnt. Er wird zum heiligen, d. h. zum unantastbaren Vogel, und gerechte Entrüstung verfolgt den Frevler, welcher aus bloßem Uebermuth eines dieser nützlichen Thiere vertilgt.

Je nach der Strenge oder Milde des Winters kann man den Bussard Stand- oder Strichvogel nennen. Diejenigen Paare, welche im Gebirge wohnen, pflegen, wenn der Winter sich einstellt, nach der Ebene herabzuziehen und bleiben hier, so lange sie Nahrung finden. Erst tiefer Schnee

und strenge Kälte zwingt sie zum Streichen; zu einem eigentlichen Wandern kommen sie nicht. Höchstens bis Spanien oder Süditalien fliegen sie, kaum weiter; in Nordafrika erscheinen sie äußerst selten. Feldgehölze, d. h. Waldungen mit hohen Bäumen, welche rings von Feldern umgeben sind, bilden ihre liebsten Aufenthaltsorte. Von hier aus durchstreifen sie in behaglicher Gemächlichkeit ihr Jagdgebiet. Dasselbe ist um so ausgedehnter, je weniger Mäuse es giebt, und um so beschränkter, je größer die Anzahl dieses den Bussarden liebsten, ja fast ausschließlichen Wildes ist. Martin hat in einem mäusereichen Jahre etwa hundert Bussarde geöffnet und in aller Kröpfen nur Mäuse gefunden! Gewöhnlich sieht man den Mauser in ziemlich aufrechter Stellung mit nachlässig getragenen Federn auf einem Feldbaume, einem hohen Erdhügel, oder auch auf Pfählen und Grenzsteinen mitten im Felde sitzen und aufmerksam den nächsten Umkreis beobachten. Von Zeit zu Zeit erhebt er sich mit langsamem Flügelschlage, streift in geringer Höhe über den Boden hin, hält sich rüttelnd über einer Stelle und schießt nun in schiefer Richtung von oben nach unten, macht sich hier geraume Zeit Etwas zu schaffen und kehrt wieder nach der alten Warte zurück. Weit in den meisten Fällen hatte dieses Schaffen den Tod und das Verschlucken einer Maus zur Folge. Mäuse sind, wie aus allen Beobachtungen hervorgeht, eine schlechte Nahrung; sie sättigen nicht und am allerwenigsten einen Bussard, welcher mit einem recht gesunden Appetit gesegnet ist. Der große Vogel bedarf, um wirklich gesättigt zu sein, eine ganz ansehnliche Menge der kleinen Nager, und grade in dieser Gefräßigkeit liegt seine Bedeutung für den menschlichen Haushalt. Blasius fand in dem Kropf eines einzigen Bussard gerade dreißig Mäuse vor und Lenz, dieser Volksnaturforscher im edelsten Sinne des Wortes, rechnet dem nützlichen Vogel flugs nach, daß er im Jahre mindestens 3650 Stücke vertilgt. Rechnet man nun weiter, was der Bussard braucht, wenn er hungrige Junge zu ernähren hat, so kommt man ganz sicher zu der Ansicht, welche wir aussprachen: daß man ihn als heiligen Vogel zu betrachten hat.

Doch wir haben den Nutzen des Bussard noch nicht genügend hervorgehoben. Wenn dieser Vogel wirklich einmal andere Nahrung zu sich nimmt, macht er sich ebenso verdient, als wenn er auf Mäuse jagt. Neben diesem seinem Lieblingswilde bedroht er auch Ratten und Hamster und sieht in Schlangen, in den Ringelnattern wie in den Kreuzottern, einen wahren

Leckerbissen. Lenz hat durch vielfache Versuche festgestellt, daß er sich mit Begierde und einem bewunderungswürdigen Heldenmuthe auf alle Schlangen stürzt, auf giftige sowohl wie auf giftlose, und mit vollem Rechte hat er ihn wegen solcher Heldenthaten hoch gepriesen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Bussard den Biß einer Kreuzotter, welcher anderen Vögeln tödtlich wird, erträgt, obgleich das Gift ihn krank macht. Wer seine Kämpfe mit der Viper näher kennen lernen will, mag nur in dem vortrefflichen Buche des genannten Naturforschers nachlesen. Um möglichst Vollständiges zu bieten, wollen wir noch erwähnen, daß unser Raubvogel auch den Maulwürfen auflauert und sie in dem Augenblicke, wo sie emporwühlen, geschickt zu fangen weiß, daß Regenwürmer ihm zur Abwechselung ganz angenehm sind, daß Maikäfer und andere Kerbthiere zu seinen Liebhabereien gehören, daß er Frösche verzehrt, wenn er nichts Besseres hat. Wir wollen auch nicht verschweigen, daß er wirklich ein neugebornes Häschen einmal als Maus betrachtet, oder ein junges Rebhuhn, welches sich ihm zum Fange bietet, wirklich wegnimmt und verspeist; — wir können es ja den gerechten Gefühlen eines jeden unserer Leser überlassen, zu entscheiden, ob dieser Diebstahl ihm verziehen werden dürfe oder nicht. Uebrigens ist es der Mensch nicht allein, welcher es sich gefallen lassen muß, daß ein so eifrig für das allgemeine Beste wirkendes Thier auch einmal sich vergreift: die übrigen Raubvögel haben ebenfalls mit dem Bussard ihre Noth. Die Habichte namentlich und die Edelfalken müssen oft für ihn arbeiten. Er verfolgt sie, sobald er sie beutebeladen dahin fliegen sieht, stößt sehr eifrig auf sie herab und ärgert sie so lange, bis sie ihm das gefangene Thier zuwerfen, welches er dann, jedenfalls mit großer Freude, in Empfang nimmt und verzehrt. Auch hierdurch wird er mittelbar schädlich; denn er zwingt jene Räuber, von Neuem ihrem Handwerke obzuliegen.

Der Frühling ist auch für den Bussard die Zeit der Liebe. Ehe er zum Nisten schreitet, vergnügt er sich und seinen Gatten durch prachtvolle Flugreigen in hoher Luft, Spazierflüge, wenn man will, welche er so recht zu eigner Lust und Freude ausführt. Dies beweist sein lautes Schreien, welches man gerade zu dieser Zeit häufig vernimmt. Sein Liebesgesang kann freilich nicht als der wohlklingendste angesehen werden: „Hiä, hiä" ist der Jubelton seiner Liebe, während „Kek, kek, kek" als Ausdruck seines Zornes gebraucht wird; eine andere Stimme besitzt er nicht.

Ende Aprils oder Anfangs Mai findet man in dem großen, flachen, auf hohen Bäumen stehenden Horste, dessen Nestmulde mit zarten dürren Reisern ausgefüttert ist, zwei bis drei Eier. Sie sind rundlich, an beiden Enden fast gleich abgestumpft, kalkweiß oder graulich und bläulichweiß, gewöhnlich mit einzelnen lehmrothen Flecken, Punkten und Strichen besäet, meist an dem stumpfen Ende, zuweilen jedoch auch an der Spitze, nicht selten aber auch ganz ungefleckt. Aus ihnen schlüpfen nach etwa vierwöchentlicher Bebrütung die mit hellaschgrauer oder weißlicher Wolle bedeckten Jungen aus. Sie wachsen langsam heran, obgleich sie ungeheuer viel fressen und von ihren Eltern reichlich versorgt werden, bleiben lange Zeit im Horste und lassen sich auch nach ihrem Ausfliegen noch mehrere Wochen von den Alten ernähren. Erst gegen den Herbst hin sind sie wirklich selbstständig geworden.

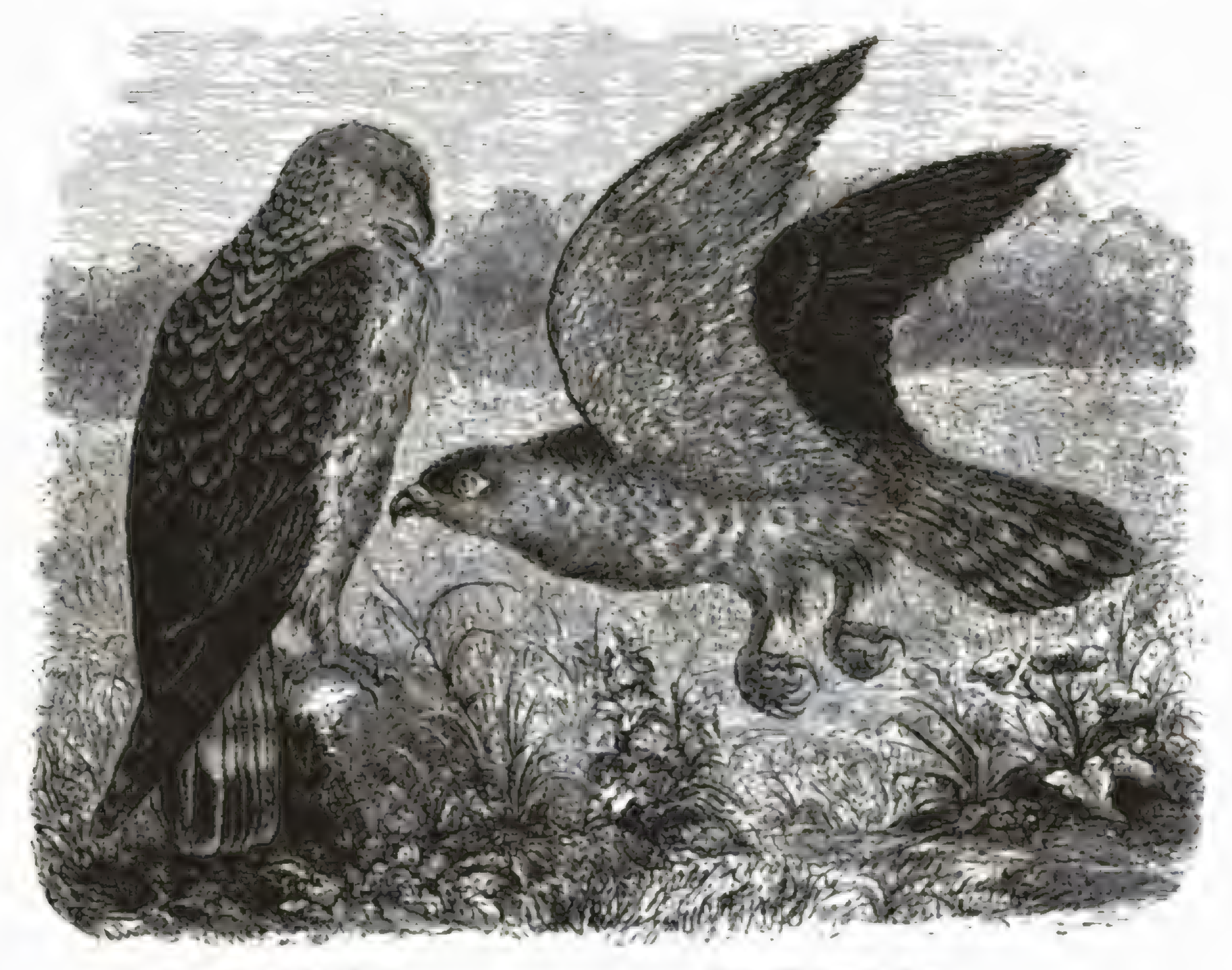
Außer dem unverständigen Menschen hat der Bussard wenig Feinde. Die Krähen halten freilich keine Freundschaft mit ihm, stoßen auf ihn und verfolgen ihn mit großem Eifer, sobald sie ihn sehen, wahrscheinlich hauptsächlich zu ihrer Belustigung, da er ihnen eigentlich niemals feindlich entgegentritt. Dasselbe thun auch die Schwalben und andere kleine Vögel, um deren Geschrei und Gezänk er sich aber wenig kümmert. Sonst plagen ihn noch Schmarotzer der verschiedensten Art; doch alle diese Thiere können ihm natürlich wenig anhaben.

In der Gefangenschaft erfreut der Bussard seinen Pfleger nicht gerade besonders. Er zeigt im Käfig so ziemlich dasselbe Betragen, wie im Freien; Fressen und Ruhen bilden seine Hauptbeschäftigung. Rühmenswerth ist seine Verträglichkeit mit andern Vögeln. Man kann ihn mit den verschiedensten Falken zusammensperren: er verträgt sich mit allen. Seine Gutmüthigkeit, oder richtiger Dummheit, lassen ihn bei solchen Gelegenheiten oft Gefahr laufen. Kühn und furchtlos setzt er sich, wie schon bemerkt, selbst auf den Kopf des Adlers nieder, dreist stiehlt er dem Habicht, mit welchem er in demselben Raume lebt, das Futter zwischen den Fängen weg, und da muß er freilich oft für seine Frechheit büßen. Der Habicht, wie der Adler werden seines Benehmens überdrüssig, ergreifen ihn gelegentlich und machen seinem Leben oft schneller ein Ende, als er und sein Pfleger glauben mag.

Unserm Mauser nahe verwandt ist der Rauchfuß oder Schneeaar, Archibuteo lagopus Brehm, (Falco lagopus Brünnich, F. pennatus Gmelin Linné, F. slavonicus Latham) ein Bussard, welcher von jenem

hauptsächlich durch seine bis zu den Zehen herabbefiederten Fänge sich unterscheidet, und den Norden unseres Erdtheils bewohnt. Von hieraus streift er in strengen Wintern bis nach Deutschland herab und siedelt sich als Wintergast in unsern Waldungen an. Gewöhnlich trifft er im October oder November bei uns ein und verschwindet im März und April schon wieder. Zuweilen findet einer oder der andere unser Vaterland so angenehm, daß er

Fig. 12.



Der Rauchfußbussard. Der Wespenbussard.

sich entschließt, auch während des Sommers hier zu verweilen. Man hat schon mehrfach diesen Nordländer bei uns horstend gefunden.

Im Uebrigen ähnelt der rauchfüßige dem gemeinen Bussard in seinem ganzen Wesen und Betragen so vollständig, daß wir von einer ausführlichen Schilderung seines Lebens hier gänzlich absehen dürfen.

Der dritte Bussard, welcher in Deutschland vorkommt und horstet, ist der Wespen- oder Bienenbussard, Honigfalke und wie er sonst noch

Google

heißen mag, Pernis apivorus Cuvier, (Falco apivorus Linné, Falco poliorhynchos Bechstein), einer der auffallendsten Raubvögel überhaupt. Von den eigentlichen Bussarden unterscheidet er sich hauptsächlich durch Befiederung seiner Zügel oder der Stelle zwischen Auge und Schnabel. Diese sind bei den sämmtlichen übrigen Raubvögeln mit haarartigen, bei ihm aber mit wirklichen Federn bedeckt. Auffallend sind auch die langen Schwingen und der lange Schwanz, die vorn bis zu den Hosen herab befiederten, mit kleinen Schuppen bedeckten Ständer, und die verlängerten Nackenfedern. In der Farbenzeichnung zeigt der Wespenbussard ebensoviel Abweichungen, wie sein Verwandter. Gewöhnlich ist der alte Vogel einfach braun auf der Oberseite, blaugrau am Vorderkopf, und lichtgelblich oder weißlich auf der Unterseite. Die Jungen sind an ihrem graubraunen Augenstern und der hellgelben Wachshaut sicher von den alten Vögeln zu unterscheiden, bei denen der Augenstern goldgelb und die Wachshaut schwarz ist. Im Uebrigen ändert ihr Gefieder vom Gelbbraun bis zum Dunkelkaffeebraun; auch ist es bald einfarbig, bald getupft, bald lichter, bald dunkler. Die Länge des Männchen beträgt 22 bis 23 Zoll, wovon auf den Schwanz 10 bis 10½ Zoll kommt, die Breite 4 bis 4¼ Fuß. Das Weibchen ist um 2 bis 2½ Zoll länger und um einen halben Fuß breiter.

Der Wespenbussard ist wohl der unedelste unter seiner ganzen Sippschaft. Er ist noch träger und fauler, scheuer und feiger, als die übrigen Bussarde. Seine Nahrung besteht aus Mäusen, kleinen Schlangen, Fröschen und vorzugsweise aus Kerbthieren. Namentlich den Hornissen, Wespen, Hummeln und Raupen stellt er eifrig nach; ja, er verzehrt selbst Früchte, Pflaumen, Weintrauben, Birkenkätzchen und Blüthenknospen der Nadelbäume. Dies thut außer ihm kein anderer Raubvogel. Die Kerbthiere liest er vom Boden auf, den stechenden beißt er vor dem Verschlingen den Stachel ab. Die Nester der Immen zerstört er, um zu den Madenscheiben zu gelangen. Solche Zellenscheiben mit den Wespenmaden trägt er auch zu seinem Horste und legt sie seinen Jungen vor.

Der Wespenbussard ist selten in Deutschland und verläßt uns auch regelmäßig im Herbste, schon im October. Sein Horst steht auf den Bäumen der Feldgehölze, bald hoch, bald niedrig, ist wie bei den übrigen Falken aus dürren Zweigen aufgebaut, oben aber stets mit grünen Zweigen bedeckt und ausgelegt.

Im Mai oder Juni findet man zwei bis drei rundliche, auf blaßgelb oder hellrostfarbenem Grunde bald spärlich bald dichter braunroth gefleckte oder marmorirte Eier. Beide Eltern bebrüten diese und Beide sorgen auch für die Ernährung der Jungen. In der Gefangenschaft werden diese bald und sehr zahm.

In allem Uebrigen gilt von dem Wespenbussard Dasselbe, was vom Mäusebussard gesagt wurde: er gehört zu den unschädlichsten Raubvögeln, welche wir haben und verdient geschont zu werden.

7. Die Milane. **Milvus Brisson.**

Eine nicht besonders zahlreiche Sippe der Raubvögel mit mehr oder weniger gegabeltem Schwanze und breiten langen Flügeln, ziemlich schwachem Schnabel, aber verhältnißmäßig starken Fängen, reichem Gefieder und schmalen zugespitzten Kopffedern hat den Namen Milane erhalten. Sie gehören zu den unedeln Falken, sind aber unter diesen die zudringlichsten und dreistesten Bettler und Diebe, welche es geben kann. Ihre leiblichen Begabungen würden sie sehr hoch stellen; ihre geistigen Begabungen stehen damit jedoch nicht im Einklange. Wenige Vögel besitzen einen so prachtvollen, leichten und sanften Flug als sie; wenige können gleich ihnen viele Minuten lang schweben, ohne einen Flügel zu rühren, und sich in den schönsten Schraubenlinien bis zu den Wolken erheben: aber wenige sind auch so feig und dabei doch so unverschämt, wie sie. Nur Thiere, welche ihnen keinen Widerstand leisten, werden von ihnen befehdet; lieber noch, als sie jagen, betteln sie bei andern Räubern, und regelmäßig fallen sie auf das Aas wie die Geier. Dem menschlichen Haushalte werden sie mehr nützlich, als schädlich. Sie richten zwar da, wo sie häufig sind, namentlich unter dem jungen Federvieh einigen Unfug an, vergüten denselben aber durch Wegfangen von Mäusen und anderen schädlichen oder lästigen Thieren und gehören somit auch zu denjenigen Vögeln, welche der Forstmann und Landwirth seines besonderen Schutzes würdigen sollte. In Deutschland wohnen die bereits genannten zwei Arten: der Königsweih und der eigentliche Milan.

Der erstgenannte, welcher auch Gabel-, Hühner-, Röthel- und Rüttelweih, oder gemeiner, österreichischer Milan, Hühnerdieb, Gabel- oder Schwalbenschwanz, Hühner-, Stoß- und Gabelgeier

genannt wird, **Milvus regalis Brisson** (**Falco Milvus** und **Falco austriacus Gmelin, Linné**), ist ein schöner großer Vogel von 2 Fuß 1 bis 4 Zoll Länge und 5 Fuß 2 bis 6 Zoll Breite, mit langem, gut drei Zoll tief gegabeltem Schwanze und reichem, schönem, rostrothen, überall schwarzbraun gestricheltem und geflecktem Gefieder. Die Schwingenspitzen sind schwarz; der Schwanz ist rostroth mit dunkelbraunen Querbinden; Kopf und Hals sind weiß mit braunen Schaftstrichen; die Wachshaut, Augenringe und die Füße

Fig. 13.

Rother Milan. Schwarzbrauner Milan.

sind gelb. Bei dem jungen Vogel ist der Kopf weißlich, der Scheitel mehr roströthlich, der übrige Oberkörper dunkelbraun; die Federn sind rostbraun gesäumt und weißlich gekantet.

Wie seine Verwandten gehört auch der Königsweih zu den verbreitetsten Vögeln. Er bewohnt hauptsächlich die Ebenen des gemäßigten und südlichen Europa's und Asien, siedelt sich hier in einem gut gelegenen Feldgehölz oder Laubwald an und schweift von diesem Mittelpunkt seines Gebietes aus

Digitized by Google

täglich auf weithin über die Ebene. Sein prachtvoller Flug erleichtert ihm solche Ausflüge. Der Königsweih gehört zu denjenigen Vögeln, welche kaum zu ermüden scheinen. Gewöhnlich sieht man ihn in hoher Luft dahinschweben, ohne einen Flügel zu rühren, dem Menschen vorsichtig ausweichend, mit allen andern Raubvögeln aber sofort einen dreisten Kampf beginnend, zumal wenn solche eben eine Beute erhoben haben und einem stillen Orte zutragen wollen. Der Hunger, welcher bei einem so beweglichen Thiere selten gestillt wird, treibt ihn übrigens auch in die Nähe der menschlichen Wohnungen, und hier wird er ebenso dreist, als er im Freien scheu sich zeigt. Plötzlich stürzt er mit zusammengelegten Flügeln in das Gehöft herab und nimmt ein Küchlein, ein junges Gänschen, ein unvorsichtig hingelegtes Stück Fleisch vor den Augen des Menschen weg und ist bereits wieder in hoher Luft, ehe dieser Mittel findet, den frechen Dieb zu bestrafen. Im Felde jagt er jungen Hasen und Kaninchen, mehr aber noch Mäusen, Schlangen, Eidechsen, Fröschen und Kerbthieren nach, und für das Aas hat er, wie schon oben bemerkt, eine besondere Liebhaberei. Seine Stimme ist laut und gellend; sie läßt sich durch die Silben „Hiäh, hi, hiäh" am Besten ausdrücken.

Während des Sommers lebt er paarweise in der Nähe seines großen, flachen, mit weichen Stoffen ausgefüttertem Horste, in welchem man im Mai zwei bis vier rauhschalige Eier findet. Die Grundfarbe derselben ist schmuzig weiß oder gelblich, die Fleckenzeichnung, welche sehr verschieden sein kann, roströthlich oder rostbraun. Beide Geschlechter bebrüten diese Eier und füttern auch gemeinschaftlich die Jungen auf. Bald nach der Paarungszeit sammelt sich der Königsweih in Gesellschaften, welche nun vereint auf Raub ausziehen, allen übrigen Raubvögeln höchst beschwerlich fallen, den Eulen einen bitteren Krieg erklären und ihrerseits wieder von den Krähen viel zu leiden haben. Im October tritt diese Bande, welche sich mehr und mehr vergrößert, ihre Winterreise an. Sie wandert bis in das südliche Europa und hält dort z. B. in Spanien in großen Flügen zusammen. In der Nähe der Stadt Toledo haben wir solche Schaaren bemerkt, welche mehrere Hunderte zählten. Diese jagten während des ganzen Tages in einem bestimmten Gebiete und versammlten sich allabendlich in einem kleinen Gehölze, wo sie die Bäume ganz bedeckten. — Schon im März machen sich diese Flüge wieder zur Heimreise auf, vertheilen sich unterwegs mehr und mehr, und das alte Leben beginnt von Neuem.

Ganz in ähnlicher Weise lebt auch der schwarzbraune Milan, Milvus ater Boje (Falco ater und Falco Forskalii Gmelin, Linné) ein dem vorigen sehr nah verwandter Vogel, welcher sich hauptsächlich durch seinen weniger tief gegabelten Schwanz und die dunklere Färbung kennzeichnet. Die Oberseite ist graubraun, auf den kleinen Flügeldeckfedern ins Rostfarbige oder Hellbraune spielend, weil hier die Federn lichter gerandet sind. Auch von den hellgraulichbraunen Federn der Unterseite heben sich dunkelgraubraune und rostrothbraune Flecken ab. Der Schwanz ist neun bis elf Mal dunkler gebändert. Beide Geschlechter ähneln sich in der Färbung; das Weibchen ist nur um etwa 2 Zoll länger und etwas breiter, als das Männchen, dessen Länge 22 bis 24 Zoll und dessen Breite 4⅚ bis 5 Fuß beträgt.

Der Milan ist in Norddeutschland seltner, als der Königsweih. Seine Heimath ist der Osten Europa's; in Nordafrika vertritt ihn ein nah verwandter Vogel, welcher vielfach mit ihm verwechselt worden ist, der Schmarotzermilan (Milvus parasiticus).

Ueber Lebensweise und Betragen ist nach Dem, was vom Königsweih bemerkt wurde, nicht viel zu sagen. Der Milan fliegt und raubt auf gleiche Weise, wie sein Verwandter, gründet einen ähnlichen Horst und zieht unter gleichen Umständen seine Jungen groß. Vielleicht ist er noch dreister und bettelhafter, als der Königsweih. Weiter wüßten wir Nichts zu sagen, eben weil wir den Milan von seinem afrikanischen Verwandten, dem genannten Schmarotzer, für verschieden halten; über diesen freilich ließe sich noch Vieles berichten: denn er gehört unzweifelhaft zu den sonderbarsten Gesellen, welche die Zunft der Raubvögel überhaupt aufweisen kann.

8. Der Thurmfalk. Cerchnëis tinnuncula Boje.

(Falco tinnuncula Linné, Falco brunneus Bechstein, Falco fasciatus Retzius.)

Zu den kleineren und zu den anmuthigsten Falken des deutschen Waldes rechnen wir den glücklicher Weise noch überall häufigen Thurmfalk, welcher sonst auch Mäuse-, Roth-, Stein-, Kirchen-, Rüttelfalke- oder Rüttelgeier genannt wird. Er ist nach Alter und Geschlecht verschieden gefärbt. Bei dem Männchen ist die Oberseite hellziegelroth, grau angeflogen, durch kleine, dreieckige, dunkle Flecke gezeichnet; der Kopf und Nacken, sowie der Schwanz aber aschgrau, mit dunkeln Federschäften, welche auf dem Kopfe

und Nacken jedoch kaum bemerklich sind; die Unterseite ist rothgelb oder gelblich, von der Oberbrust an der Länge nach schwarzbraun gefleckt; die Stirn, ein Streifen über den Augen und die Kehle sind gelblich oder gelblich weiß. Ueber die Wangen verläuft ein kleiner Backenstreifen von schieferaschgrauer Farbe. Der Schwanz ist vor seiner weißen Spitze breit schwarzgebändert, der Schnabel ist hornblau, Wachs- und Augenhaut sind gelb, der Augenstern ist braun und der Fuß strohgelb. Die Länge beträgt 1 Fuß 2 bis 3 Zoll, die Breite 2 Fuß 5 bis 7½ Zoll. Das um ein paar Zoll längere und breitere Weibchen nimmt nur im höchsten Alter eine dem

Fig. 14.

W. M.

Der Thurmfalke.

Männchen ähnliche Färbung an, sonst ist es auf dem ganzen Oberkörper schmuzig ziegelroth gefärbt und reich gefleckt, die Stirn zieht in's Gelbliche, der Bürzel in das Röthlichgraue, der Schwanz hat außer der breiten Endbinde zehn bis elf schmale Querbinden, die Backen sind hellgrau und die Backenstriche braungrau. Der Unterkörper sieht weniger rein aus, als bei dem Männchen und die Flecken sind dort größer und dichter stehend. Junge Vögel beider Geschlechter ähneln dem Weibchen, ihre Flecken sind aber noch größer und viele Federn des Oberkörpers gerandet. Bereits im zweiten Jahre ihres Lebens geht ihr Kleid in das der Alten über.

Der Thurmfalke ist ein sehr weit verbreiteter Vogel; sein nächster Verwandter, der kleinere und lebhafter gefärbte Röthelfalk, lebt im Süden Europa's. Unser Thurmfalk fehlt schwerlich in irgend einem Gau des gesammten Deutschlands. Er bewohnt die Waldungen, aber, wie sein Name schon anzeigt, auch die Thürme der Städte und andere hohe Gebäude. Hügliche Gegenden, in welchen es viele kleinere Waldungen giebt, gehören zu den von ihm bevorzugten; ebenso gern siedelt er sich an Felsenwänden, auf alten Burgen und auf den Thürmen selbst mitten in den Städten an; ja unter Umständen findet er eine Windmühle zur Anlegung seines Horstes ganz angemessen. Man muß ihn einen munteren und kecken Raubvogel nennen. Vom frühsten Morgen an bis zum späten Abend ist er in Thätigkeit; seinen lauten, fröhlichen Ruf, welcher wie „Kli, kli, kli“ oder „Ti, ti, ti“ klingt und gewöhnlich im Fluge ausgestoßen wird, vernimmt man noch lange nach Sonnenuntergang. Während des Tages durchstreift er sein ziemlich weites Gebiet, und man begegnet ihm im freien Felde fast überall. Entweder sitzt er da auf einzelnen Bäumen, möglichst nahe am Wipfel, auf Feldsteinen, Grenzsäulen und anderen erhabenen Orten, um von hier aus die nächste Umgebung zu überschauen, oder fliegt über den Feldern auf und nieder. Im Sitzen nimmt er eine aufgerichtete Stellung an, kreuzt die Flügel, läßt den Schwanz grade herabhängen und trägt das Gefieder locker. Der Flug ist leicht, ziemlich schnell, viel schwebend und mehr als bei anderen Falken durch das Rütteln ausgezeichnet. Gegen die Brutzeit hin vergnügt er sich in hoher Luft und führt dabei die schönsten Schwenkungen aus. Sein munteres und neckisches Wesen zeigt sich bei jeder Gelegenheit. Er gehört zu den unedeln Falken und bringt es nicht dahin, einen Vogel im Fluge zu fangen: aber er nähert sich den wirklichen Edelfalken noch am meisten. Da er ziemlich richtig erkannt worden ist und demzufolge von den Menschen wenig zu leiden hat, zeigt er sich selten scheu, oft sogar sehr dreist. Auf den Uhu stößt er mit großer Leidenschaft; aber auch andern Raubvögeln, dem großen Seeadler z. B. folgt er mit Geschrei halbe Meilen weit nach. Er ist klug und weiß die ihm Wohlwollenden von seinen Feinden oder Gefährliche von Ungefährlichen zu unterscheiden. Beim Horst z. B. zeigt er sich scheu gegen Erwachsene, kühn und muthig gegen Kinder. Einem Knaben, welcher ihm die Brut ausheben wollte, nahm er die Mütze vom Kopf und trug sie so weit fort, daß sie nicht wieder zu erlangen war.

Seine Sinne sind wie bei allen Falken vortrefflich, und namentlich das Gesicht ist bewunderungswürdig scharf. Dies kann man bei allen seinen Jagden leicht beobachten. Er betreibt nur niedere Jagd: Mäuse und Kerbthiere, namentlich Heuschrecken sind es, denen er vorzugsweise nachstrebt. Junge, noch nicht flügge Vögel nimmt er wohl auch mit weg, und kleine Frösche oder Eidechsen erscheinen ihm, wenn der Hunger ihn plagt, immer noch als passende Speise: so lange er aber Mäuse und Heuschrecken haben kann, rührt er schwerlich etwas Anderes an. Er streicht in hoher Luft über den Feldern auf und nieder, schaut scharf nach unten und beginnt, sobald er ein Mäuschen oder eine Heuschrecke gewahrt, sofort zu rütteln, wahrscheinlich, um den Gegenstand sich schärfer ins Auge zu fassen. Dann stürzt er mit halb angeschlossenen Flügeln pfeilschnell zur Erde herab und kommt gewöhnlich mit seiner Beute in den Krallen wieder empor. Ist diese eine Heuschrecke, so wird sie gleich in der Luft verzehrt; die Mäuse trägt er nach einem ruhigen Orte, um sie dort mit Muße zu verspeisen.

Der Horst des Thurmfalken steht entweder auf den Kronen der höchsten Bäume des Waldes oder in den Nischen, Löchern und Höhlen des Gemäuers und der Felsenwände. Im Walde benutzt er gern ein altes Krähennest, welches er mit einigen Haaren und Mäusefellen auspolstert. Sonst besteht der Horst aus dürren, oben aber oft aus grünen Reisern, welche der Vogel mit dem Schnabel abbricht und in den Klauen herbeischleppt; innen ist er stets mit einem Polster von Haaren, Federn, Wolle und Mäusefellen ausgefüttert. Ende Mai oder Anfangs Juni findet man hier drei bis sieben Eier, welche auf hellrostfabenem oder graulehmfarbigen, gelblichweißem oder grauweißem Grunde rostbraun und rothbraun gepunktet, marmorirt und gefleckt, zuweilen aber auch fast einfarbig sind. Das Weibchen brütet allein und wird vom Männchen währenddem unterhalten. Beide Alte füttern die Jungen auf, und ihnen gewährt auch das Männchen, so lange sie sehr klein sind, die jungen Thieren unumgänglich nöthige Wärme, indem es sich in brütender Stellung über sie legt. Schon nach etwa vier Wochen sind die Jungen flügge; aber noch lange streifen sie unter der Obhut der Eltern in dem heimathlichen Gebiete umher, lassen sich auch noch wochenlang von diesen ernähren.

Bei uns zu Lande ist der Thurmfalk nur Sommervogel. Er verläßt uns im Oktober, spätestens im November und kehrt im März oder April, seltener

schon im Februar zu uns zurück. Einzelne alte, unbeweibte Männchen bleiben zwar auch während des Winters bei uns, doch sind solche Fälle selten. Die Wanderung des Vogels erstreckt sich über einen guten Theil der alten Welt. Zur Winterszeit ist der Thurmfalke im tiefsten Innern Afrika's eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Grade die dortigen Waldungen scheinen ihm ganz geeignet zu sein, behaglich und ohne Sorgen der bösen Jahreszeit seiner Heimath zu entgehen. Man trifft ihn in Schaaren von 20 bis 100 Stück in dem Urwalde, und da, wo die Wanderheuschrecke sich einen Theil des Waldes erkoren hat, sieht man ihn oft in unschätzbarer Menge. Er nährt sich dann ausschließlich von diesen Kerbthieren und gewährt bei solchen Jagden ein im höchsten Grade anziehendes Schauspiel. Aus der Vogelwolke, welche über dem grauen Gewimmel der Kerbthiere fortwährend auf und nieder steigt, stürzt fast alle Augenblicke einer hernieder, packt geschickt im Fluge eine Heuschrecke, biegt die Fänge nach vorn, verzehrt die eben gefangene Beute so rasch als möglich und stürzt von Neuem unter den schwirrenden Haufen. Bei so reichlicher Nahrung wird die sonst immer viel Kraft beanspruchende Mauser dem Vogel besonders leicht.

Gefangene Thurmfalken gewähren ihren Pflegern viel Freude. Sie werden bald zahm, namentlich dann, wenn man sie jung aus dem Neste genommen, groß gefüttert und sich viel mit ihnen beschäftigt hat. Man kann sie dann auf der Hand tragen, mit ins Freie nehmen und selbst an das Aus- und Einfliegen gewöhnen. Wie nützlich sie in der Freiheit werden müssen, kann man an Gefangenen durch einfache Beobachtungen sehen: sechs bis acht Mäuse täglich sind für einen Thurmfalken keineswegs zu viel, zwei bis drei frißt er bei einer Mahlzeit und der strotzende gefüllte Kropf ist schon nach wenigen Stunden wieder leer.

9. Die Edelfalken, Falco Linné.

Der Thurmfalke macht gewissermaßen den Uebergang von den vorher aufgeführten Falken zu den vollendetsten Mitgliedern der ganzen Ordnung, den schon wiederholt erwähnten Edelfalken. Diese selbst erkennt man auf dem ersten Blick an dem gedrungenen Leibe mit dem großen, klugen Kopfe, den langen, spitzen Schwingen, dem etwas gerundeten Schwanze und den starken, mit reichen Hosen verzierten Fängen, deren Mittelzehe durch ihre

bedeutende Länge besonders hervortritt. Außerdem liegt bei allen Edelfalken das ansprechend gezeichnete Gefieder ziemlich knapp an, das große braune Auge wird von einer nackten, gelb gefärbten Stelle umgeben, und endlich laufen zu beiden Seiten des Schnabels dunkel gefärbte Streifen herab, welche man geradezu den Bart zu nennen pflegt. Alle Edelfalken sind nach dem Geschlecht wenig oder nicht, nach dem Alter aber ziemlich verschieden gefärbt und gezeichnet. Sie erhalten ihre ausgefärbten Kleider im zweiten oder dritten Jahre ihres Lebens; im ersten wechseln sie nur das kleinere Gefieder.

Die Edelfalken ähneln sich nicht allein hinsichtlich ihrer Gestalt und Färbung, sondern auch in Lebensweise, Betragen und Aufenthalt. Sie bewohnen Waldungen und zwar vorzugsweise solche des Gebirges, siedeln sich aber auch gern an steilen Felsenwänden und nicht selten in alten, verfallenen Gebäuden an. Einzelne kommen bis in die belebten Städte herein und nehmen sich hier wenigstens zeitweilig Herberge auf den hervorragendsten Gebäuden, namentlich auf Kirchthürmen. Die deutschen Edelfalken sind sich in ihrem Wesen und Treiben so ähnlich, daß man sie, ohne sich eines wesentlichen Fehlers schuldig zu machen, recht gut gemeinsam beschreiben kann; denn eigentlich sind alle Eigenthümlichkeiten, welche die einzelnen Arten zeigen, einzig und allein durch die bezügliche Größe bedingt.

Unser Wanderfalke, (Falco peregrinus et communis Gmelin, Linné, Falco abietinus Bechstein) ist unter den wirklich bei uns heimischen Arten die größte und stärkste und wohl auch die verbreitetste. Außer diesem überall bekannten Namen führt er noch eine Menge anderer. Er heißt auch Wald-, Berg-, Stein-, Kohl-, Blau-, Baiz-, Hühner- und Tannenfalke, Schwarzbacken, Blaufuß, Taubenstößer, Fremdlings- und Pilgrimsfalke, hie und da endlich großer Baumfalke ꝛc. Seine Länge beträgt 17 bis 21 Zoll, seine Breite 36 bis 48 Zoll. Erstere Maße gelten für die kleinsten Männchen, letztere für die größten Weibchen. Zwei verschiedene Abarten, welche von einigen Naturforschern als Arten betrachtet werden, sind bestimmt zu unterscheiden. Die Färbung ist ansprechend, obwohl nicht besonders lebhaft. Bei dem alten Vogel ist die Oberseite aschblau, schwarz quer gefleckt, die untere röthlich oder bläulich weiß, mit schwarzen Wellenlinien, der Schwanz neun bis zwölf Mal in die Quere gebändert. Ein grauer zarter Duft liegt im Leben auf dem Gefieder,

läßt sich aber durch Druck oder Reiben verwischen und verliert sich auch bald nach dem Tode. Kehle und Oberbrust sind einfarbig, die Schwingen auf der innern Seite rostgelb gefleckt. Bei dem jungen Vogel ist die Oberseite dunkelbraun mit helleren Federsäumen, die untere gelblich oder bräunlich weiß, mit braunen Längsflecken. Der Schwanz ist sieben bis neun Mal reihenartig lichtgelb quergefleckt.

Fig. 15.

Der Wanderfalke.

Einzeln, immer aber paarweise findet sich der Wanderfalke überall in unserm Vaterlande. Gebirgswaldungen sagen ihm noch am meisten zu, namentlich solche, in denen es auch steile, den Menschen unersteigliche Felsenwände giebt. Manche derselben haben nach ihm ihren Namen erhalten, wie z. B. der Falkenstein in Thüringen, welcher auch regelmäßig von einem Paare unseres Vogels bewohnt wird. Nach der Brutzeit kommen die Wanderfalken gern in die Stadt herein, und zumal die Jungen leben hier oft mehrere Monate auf Thürmen und anderen hohen Gebäuden, ohne sich jedoch hier

Digitized by Google

bleibend anzusiedeln. Die Stimme ist ein lautes Kjak, oder Kja. Der Horst, welcher schon im März angelegt wird, steht entweder in Felsenklüften oder auf sehr hohen Nadelbäumen. Er ist ein flacher, ziemlich großer Bau, besteht aus dünnen, kleinen Reisern und enthält gewöhnlich im Mai drei bis vier rundliche, auf gelbröthlichem Grunde braun gefleckte Eier, welche vom Weibchen binnen drei Wochen ausgebrütet werden.

Der Baumfalke, Falco subbuteo Linné, (Falco hirundinum Brehm, Hypotriorchis subbuteo Gray.) welcher auch Stein- oder Stoßfalke, kleiner Wanderfalke, Weißbäckchen, Schwarzbäckchen,

Fig. 17.

Baumfalke. Zwergfalke.

Hecht, Stößer, Schmerl genannt wird, ist eigentlich ein Wanderfalke im Kleinen, zeichnet sich von diesem aber durch seine große Schlankheit und die langen Flügel aus. Seine Länge beträgt einen Fuß, bei den Weibchen $1^1/_2$ Zoll mehr; die Breite schwankt zwischen 31 und 33 Zoll. Bei dem alten Vogel ist die Oberseite einförmig braunschwarz, aschblau überstäubt, die untere weiß mit schwärzlichen Längsflecken. Der junge Vogel ist oben schwarzbraun, mit gelblichen Federsäumen unten blaßrothgelb, dunkelbraun gestreift. Kehle und Augenbrauen, zwei Flecken am Oberhalse, nahe am Genick, sind weiß, der Bauch und die Hosen lichtrostroth. Die Schwingen

Digitized by Google

und Schwanzfedern sind auf der innern Fahne mit länglichrunden hellrostgelben Querflecken besetzt. Die schwarzen Bartstreifen sind breit und hervorstechend; der Schnabel ist, wie bei allen Edelfalken hornblau, der Fuß gelb.

In Deutschland ist der Baumfalke zwar überall bekannt, jedoch niemals besonders häufig. Er zieht kleine Feldgehölze größeren Waldungen entschieden vor und findet sich in der Ebene häufiger, als im Gebirge. Seine Verbreitung ist beschränkter, als die seiner größeren Verwandten. Die Stimme ist ein hohes, aber angenehmes „Tititi“ oder ein helleres „Kikik“. Der Horst steht regelmäßig auf hohen Bäumen, soll aber auch in Felsspalten der Gebirgswälder, ja sogar in großen, weit geöffneten Baumhöhlen gefunden worden sein. In den meisten Fällen bildet ein altes Krähennest die Grundlage, einige junge Reiser, Borsten, Haare und dgl. den Oberbau. Das Weibchen legt im Mai drei bis vier schmutzig weiße, stark rothbräunlich gespritzte und gefleckte Eier und bebrütet sie drei Wochen lang ohne Hilfe des Männchens.

Der Zwergfalke endlich, welcher unter dem Namen Merlin noch bekannter sein dürfte, sodann auch Stein- und Blauhabicht, Schmerl, Sprenzchen, Sprinz, kleiner Rothfalke heißt, Falco aesalon et lithofalco Gmelin, Linné. (Falco caesius Meyer et Wolf) unterscheidet sich von den genannten, außer seiner geringen Größe, sofort durch die gedrungene Gestalt. Seine Länge beträgt 11 bis 12 Zoll, die Breite 25 bis 26 Zoll. Bei dem alten Männchen ist die Oberseite dunkelschieferblau, die untere Seite rostgelbroth mit dunkelbraunen Längsflecken. Der Schwanz ist vor dem Ende breit schwarz gebändert und weiß gespitzt, der Bartstreifen ist schwach. Das Weibchen ist auffallend verschieden gefärbt; es ähnelt mehr dem jüngeren Vogel. Seine Oberseite ist graubraun, rostfarben gefleckt und gekantet, die untere gelblich weiß, der Länge nach braun gefleckt, der Schwanz graubraun, fünf bis sechs Mal gelblich weiß in die Quere gebändert. Im hohen Alter nähert seine Färbung sich der des Männchens.

In Deutschland kommt der Merlin regelmäßig auf dem Zuge vor, denn er horstet nur einzeln und blos in den nördlichen Gauen. Feldgehölze werden von ihm den tieferen Waldungen entschieden vorgezogen; im Gebirge sucht man ihn vergebens. Auch der Horst steht regelmäßig in Feldgehölzen, immer in bedeutender Höhe über dem Boden. Ein altes Krähennest pflegt ebenfalls die Grundlage zu bilden. Die fünf bis sechs Eier, welche man

im Mai findet, sind weißlich, kastanienbraun marmorirt. Sie sollen in sechszehn Tagen ausgebrütet werden. Die Stimme ist ein helles, wohlklingendes „Kikik“, in der Brutzeit aber ein sanftes „Kaiha.“

Die Edelfalken verdienen ihren Namen. Sie sind unbedingt als die vollendetsten aller Raubvögel anzusehen. Ihre geistigen Eigenschaften gehen mit den leiblichen Begabungen Hand in Hand. Sie sind Räuber der schlimmsten Art: aber man verzeiht ihnen das Unheil, welches sie anrichten, weil ihr ganzes Leben unwillkürlich zur Bewunderung hinreißt. Stärke und Gewandtheit, Muth und Jagdlust, edler Anstand, ja fast möchte man sagen Adel der Gesinnung sind Eigenschaften, welche niemals verkannt werden können. Ihr ganzes Leben dünkt uns beneidenswerth. Sie sind stolz auf ihre Kraft, ebenso klug, als liebenswürdig, ebenso muthig, als besonnen. Sie kennen den Menschen, aber sie fürchten ihn nicht. Mit derselben Freiheit, mit der sie sich den mächtigen Wipfel des hundertjährigen Baumes auswählen, um auf ihm ihren Horst zu gründen, nehmen sie im Gewühl der volksbelebten Städte Herberge. In vollbewußter Kühnheit drängen sie sich unter die thierfeindlichen Menschen, ohne jedoch die Vorsicht jemals aus dem Auge zu verlieren. Nach den höchsten Orten streben sie; das Niedrige dünkt ihnen verachtungswerth. Sie rauben; aber ihr Thun hat mit dem schurkenhaften Stehlen des Habichts oder Sperbers keine Aehnlichkeit und ist auch nicht die Bettelei, welche Milane und Bussarde sich zu Schulden kommen lassen. Ihre Haltung ist immer eine edle. Sie stellen sich sehr aufrecht, tragen ihr Gefieder aber lässig vornehm; sie halten es stets in Ordnung, ohne jedoch ängstlich besorgt zu sein, daß jede einzelne Feder in ihre richtige Lage kommt. Niemals setzen sie sich längere Zeit auf den Boden; sie wählen sich vielmehr fast immer in bedeutender Höhe ihren Sitz. Auf dem Boden sind sie fremd und ungeschickt. Ihr Gang ist schlecht, eigentlich kaum noch Gang zu nennen. Um so ausgezeichneter ist ihr Flug. Sehr rasche harte Flügelschläge wechseln mit einem pfeilschnellen Dahingleiten. Sie schweben selten und immer nur in bedeutenden Höhen. Es ist, als ob sie zu dieser langsamen Bewegung sich keine Rast gönnten. Wenn sie ihre volle Kraft in Anspruch nehmen, stürmen sie mit einer Schnelligkeit durch die Luft, welche fast oder wirklich unerreicht dasteht. Der schnellste aller Vögel, der Segler, wird ihnen zur Beute. Man hat beobachtet, daß sie beim Verfolgen eines fliegenden Wildes

mit gedankengleicher Schnelligkeit durch die Luft eilten und berechnet, daß sie bei solcher Bewegung 800,000 Fuß in einer Stunde zurücklegen. Wir selbst haben Edelfalken, welche aus hoher Luft auf fliegende Vögel stießen, so schnell an uns vorbeischießen sehen, daß unser Auge das Bild des Thieres nicht zu fassen vermochte, sondern nur den Schatten eines vorübersausenden Körpers wahrzunehmen glaubte. Gewöhnlich fliegen sie nicht in bedeutender Höhe über dem Boden dahin; es liegt ihnen daran, das sitzende Wild durch ihre Nähe zu schrecken und aufzutreiben. Wenn aber die Liebe in ihnen mächtig wird, steigen sie zu Höhen empor, in welchen sie dem unbewaffneten Auge vollständig verschwinden.

Man braucht eben nicht lange mit den Edelfalken zu verkehren, um wahrzunehmen, daß sie als geistig hoch befähigte Thiere angesehen werden müssen. Sie sind stets vorsichtig, und nur äußerst selten reißt sie das Jagdfeuer zu unüberlegten Handlungen hin. Sehr richtig schätzen sie die Gefahr. Ihr Gedächtniß ist vortrefflich und ihr Verstand bewunderungswürdig. Alle diese Eigenschaften machen sie zu den furchtbarsten Feinden des fliegenden Wildes; denn nur diesem gilt ihre Jagd. Die kleineren Arten stoßen auch auf fliegende Kerbthiere, namentlich auf größere Käfer und Heuschrecken; die größeren deutschen oder außerdeutschen Edelfalken rauben nur Federwild und dieses ausschließlich im Fluge. Aber ihr Verstand ist so groß, daß sie im Dienste des Menschen selbst Thiere angreifen, mit denen sie sich sonst nie einlassen, Thiere, deren Größe zu der ihrigen in gar keinem Verhältnisse steht. Nicht blos unsere Vorfahren richteten die Edelfalken zur Baize ab, sondern auch die Morgenländer thun Dies. Bei den Persern und bei den Beduinen gelten die dort lebenden Wanderfalken, welche den unsrigen sehr ähnlich sind, als Thiere, welche dem edeln Roß und dem Hunde ebenbürtig zur Seite gestellt werden, als Thiere, welche man oft über den Menschen selbst erhebt.

Von dem Trappen an bis zum Goldhähnchen herab ist kein deutscher Vogel vor den Angriffen der Edelfalken gesichert. Der Wanderfalke raubt von der Wildgans bis zur Lerche, mit wenig Ausnahmen, alle Vögel, welche ihm aufstoßen. Der Baumfalke und Merlin leisten im Verhältniß zu ihrer Größe Dasselbe. Während der Wanderfalke als der furchtbarste Feind der Tauben, Hühner und Enten angesehen werden muß, sind sie die Schrecken der Lerchen, Schwalben, Finken und kleineren Sänger. Sie gehen bei ihrer Jagd sämmtlich regelrecht und höchst verständig zu

Werke. Gewöhnlich jagen sie paarweise. Nachdem sie am Morgen in hoher Luft spielend sich vergnügt, streichen sie ziemlich niedrig über Feld und Wald, Sumpf und Weiher dahin, bis ihrem Auge eine Beute sich zeigt. Die meisten Vögel, welche ihnen zum Opfer fallen, würden ihnen entgehen, wenn nicht ein übermäßiger Schrecken sie antriebe, das Ungeschickteste zu thun, was sie thun können. Kein Edelfalke nimmt einen Vogel vom Boden weg, und deshalb würden die meisten Vögel gerettet sein, wenn sie sich einfach niederdrücken wollten. Aber die Angst läßt sie sinnlos handeln, der Schrecken treibt sie in die Höhe, — und sobald sie fliegen, sind sie verloren. Beim Erscheinen des Wanderfalken suchen die Tauben in eiligster Flucht ihr Heil, und nur, wenn es ihnen gelingt, den Falken mehrmals zu übersteigen, vermögen sie sich zu retten; denn der Wanderfalke stößt, wie alle seine Verwandten nur von oben herab auf sein Wild, wird auch nach einigen vergeblichen Stößen leicht unlustig oder beschämt und zieht dann ab. In der größten Noth stürzen sich die Tauben in dichte Hecken und Gebüsche, ja selbst in das ihnen so fremde Wasser und suchen sich hier durch Untertauchen zu retten. Bei dem Erscheinen des Baumfalken oder Merlin verfahren die Schwalben und Lerchen ganz ähnlich. Naumann beobachtete, daß Mehlschwalben beim Anblick eines Baumfalken vor Schrecken wie todt zur Erde herabstürzten und sich ruhig aufnehmen ließen, auch lange in der Hand verweilten, ehe sie es wagten, wieder weg zu fliegen. Lerchen stürzen sich, wenn sie von diesen Räubern gejagt werden, nicht selten zwischen die Füße des Landmanns oder des Hirten. Noch schlimmer ist es für die Vögel, wenn das Edelfalkenpaar sich bei der Jagd vereinigt, wie Dies gewöhnlich zu geschehen pflegt. Dann fliegt der eine Räuber dicht über dem Boden, der andere in einer gewissen Höhe darüber hin, und nun giebt es kein Entrinnen für den gehetzten Vogel — es müßte sein, daß beide Gatten aus Futterneid in Streit geriethen: denn dann gelingt es dem schon gefangenen Vogel zuweilen, noch zu entwischen. Wirklich rührend ist es wahrzunehmen, wie die Lerchen, welche ihrem furchtbarsten Feinde glücklich entrannen, dankerfüllten Herzens in höchster Lust ein Jubellied anstimmen. Der aufmerksame Beobachter kann an dem Gebahren der Vögel sehr bald erkennen, welcher Falke im Anzug ist. Beim Erscheinen eines unedeln Raubvogels rotten sich die Krähen, Schwalben, Bachstelzen und Andere zusammen und verfolgen schreiend, scheltend und spottend ihren Feind: bei Ankunft eines Edelfalken

suchen sie alle in eiligster Flucht ihr Heil. Beim Anzug des Wanderfalken vergessen selbst die spottlustigen Krähen alle Lust zu Neckereien.

Doch auch der Edelfalke hat seine Gegner, vor allen der Wanderfalke. Er hat zwar unter den Thieren keinen Feind, welcher ihm schaden könnte, wohl aber viele, welche ihn arg belästigen. Als solche sind namentlich die Milane und die Bussarde anzusehen. Diese zudringliche Bettlerschaar fliegt augenblicklich auf den Edelfalken, welcher eben eine Beute erhob, zu, umringt ihn unter lebhaftem Geschrei und ärgert ihn so lange, bis er ihnen, stolz noch in diesem Augenblicke, die frisch gefangene Beute zuwirft. Wir selbst haben beobachtet, daß ein Wanderfalke binnen wenigen Minuten fünf Wildenten aufnahm und erst die letzte von diesen in Sicherheit brachte. Die ersten wurden ihm immer abgetrieben und nur der Streit und Zank, welcher um die Beute unter dem Bettlergesindel selbst sich erhob, ließ ihn die letzte Ente unbemerkt in Sicherheit bringen. Diese Großmuth des Edelfalken, denn nur als Großmuth ist solches Betragen aufzufassen, vermehrt freilich seine Schädlichkeit, denn sie zwingt ihn, noch für Andere zu rauben.

Der Zeit der Liebe gehen prachtvolle Flugreigen der Edelfalken voraus, und auch während das Weibchen brütet, unterhält es das Männchen durch köstliche Flugübungen in hoher Luft. Sobald die Jungen ausgeschlüpft sind, sorgen beide Eltern eifrig für die Ernährung derselben. Dann werden sie ihrem Gebiete doppelt furchtbar. Die jungen Edelfalken wachsen rasch heran und sind bereits wenig Wochen nach ihrem eigentlichen Eintritt in die Welt flugfähig, aber dann noch lange nicht selbstständig. Die Jagd, welche diese Räuber betreiben, erfordert große Geschicklichkeit; deshalb müssen die jungen Edelfalken von ihren Eltern lange und sorgfältig unterrichtet werden. Der Unterricht geschieht natürlich hauptsächlich auf der Jagd selbst. Zuerst werden Flugübungen aller Art vorgenommen; dann streift die ganze Gesellschaft spähend durch das Gebiet. Sobald nun eine Beute sich zeigt, beginnt eine eigenthümliche Jagd. Eins der Alten steigt in die Höhe, das andere streicht unten am Boden hin. Der Obere fängt den unglücklichen Vogel, welcher sich zeigt. Sofort nach glücklichem Fang erhebt er sich mit ihm, würgt ihn während des Emporsteigens und läßt ihn plötzlich fallen. Der Todte oder Halbtodte stürzt niederwärts, und alle jungen Edelfalken eilen jetzt herbei, um ihn wegzufangen. Glückt einem der Fang, so thut er seine

Freude durch helles Jauchzen kund. Verfehlen die noch ungeschickten Stümper die fallende Beute, so fängt diese der unten fliegende Alte auf, und die Uebung wird noch einmal vorgenommen. Solche Jagdspiele haben für den Beobachter etwas ungemein Anziehendes. Der alte Edelfalke, welcher eine unendliche Liebe gegen seine Brut an den Tag legt, zeigt sich hierbei als höchst verständiger Lehrer und Erzieher, aufmunternd und auch strafend, beweist aber unter allen Umständen eine musterhafte Geduld, und so kann es denn nicht fehlen, daß die Jungen bald in der edeln Jägerei wohlerfahren und zu gerechtem Waidwerk herangebildet werden.

Im Spätherbste begiebt sich der größte Theil der bei uns hausenden Edelfalken auf die Wanderschaft. Der Baumfalke scheint schon Südeuropa als geeignete Winterherberge anzusehen; Wanderfalke und Merlin aber sind in Nordafrika regelmäßige Gäste und streichen bis weit in das Innere dieses Erdtheils hinein. Wir sind dem Wanderfalken noch unter dem 11. Grad nördlicher Breite in den Urwäldern des blauen Flusses begegnet. Während des ganzen Winters leben die Edelfalken gesellig, obwohl auch dann noch die Paare treu zusammen bleiben. Namentlich die beutereichen Seen Unteregyptens bieten den edlen Thieren alle Erfordernisse zu erwünschtem Aufenthalt; aber auch im Stromthal des Nil sind sie bis Mittelnubien hinauf allerorts zu finden. Mit Beginn des Frühlings wenden sich die Wandernden wieder der Heimath zu, und dann ziehen sie oft in ziemlich starken Flügen dahin.

Alle Edelfalken lassen sich leicht zähmen. Jung aufgezogen, werden sie zu den anmuthigsten Hausgenossen des Menschen. Sie lernen ihren Pfleger bald kennen und befreunden sich innig mit ihm, schreien vor Freude auf, wenn er sich zeigt, fliegen ihm entgegen, setzen sich ihm auf die Hand und suchen ihn auf die verschiedenste Weise zu liebkosen. Es behagt ihnen in der Gesellschaft des Menschen. Sie können stundenlang neben ihrem arbeitenden Pfleger sitzen und diesem ernsthaft verständig zuschauen, ohne sich gelangweilt zu fühlen. Liebkosungen nehmen sie sehr gern entgegen, gehen sogar auf Neckereien ein und lassen förmlich mit sich spielen. Selbst altgefangene verschmerzen in kurzer Zeit den Verlust ihrer Freiheit und werden, wenn man sie nur recht zu behandeln versteht, bald zahm. Es ist daher kein Wunder, daß der Mensch von jeher diese edlen, stolzen Vögel an sich zu fesseln suchte und sie hoch geschätzt hat. Die Baizfalken sind von

Alters her berühmt. Der Wanderfalke stand nur dem heiligen Falken der Falkonire, d. h. dem isländischen, nach, einzig und allein, weil er nicht die Stärke dieses Riesen der Familie besitzt. Des Baumfalken gedenkt Kaiser Friedrich II., welcher ein berühmtes Buch über die Falkenbaize schrieb, mit Anerkennung. Er selbst hatte einen abgerichtet, welcher sich sogar an Wildgänse wagte und diese in die Gewalt seines Herrn zu bringen wußte. Der zwerghafte Räuber flog der ihm gegenüber riesenhaften Gans auf den Hals, krallte sich hier fest, biß die Schlagadern durch und stürzte dann mit der Verendenden zu Boden herab. Auch der Zwergfalke wurde wiederholt zur Jagd abgerichtet und machte seiner Sippschaft alle Ehre; wie Pallas mittheilt, war er ein Lieblingsvogel der Kaiserin Elisabeth II. von Rußland. Sie ließ sich alljährlich mehrere dieser kleinen, netten Vögel zum Fang abrichten und schenkte ihnen, wenn der Winter kam, die Freiheit.

Die Edelfalken haben nur so lange sie noch unbehülflich im Neste liegen, Feinde, welche ihnen schaden können, außer dem Edelmarder und dem Habicht wohl keinen andern. Es ist beklagenswerth, daß der Mensch den edlen Gesellen feindlich entgegentreten muß. Die Edelfalken gehören zu den schädlichsten Vögeln unseres Vaterlandes. Sie sind Raubritter der gefährlichsten Art, und somit ist es gerechtfertigt, wenn der Mensch sie ohne Unterlaß bedroht. Diesem furchtbaren Feinde gegenüber schützt sie blos ihre Vorsicht und Klugheit. Sie lassen sich nicht so leicht berücken, nur der bei allen tief eingewurzelte Haß gegen den Uhu bringt sie leicht in die Gewalt des Menschen: vor der Krähenhütte werden alle Edelfalken ohne Mühe erlegt. Sonst fängt man sie noch in Fallen der verschiedensten Art, obwohl immer nur einzeln.

10. Habicht und Sperber.

Es ist einseitig, aber dennoch sehr verzeihlich, wenn man unter allen Raubvögeln auf Habicht und Sperber den bittersten Haß schleudert. Wir wissen recht wohl, daß auch sie nur ihren natürlichen Begabungen Folge geben, ihr ganzes Betragen aber, die Art und Weise ihres Auftretens und ihre unersättliche Mordgier, die Ungeselligkeit, Wildheit und Bösartigkeit, welche sie zeigen, stellen sie in unsern Augen als wirklich hassenswerthe Vögel dar. Adler und Falke sind ebenfalls schädlich, aber ihr ganzes

Wesen und die Art ihres Raubes söhnt uns mit ihren Thaten vollständig aus; bei dem Habicht oder beim Sperber ist es anders. So großer Freund der Thiere man auch sein mag, so sehr man sich bestreben muß, der unverständigen Verfolgungswuth entgegen zu treten, — Habicht und Sperber wird man niemals in Schutz nehmen können. Bei ihnen ist es nothwendig, einen Vertilgungskrieg herauf zu beschwören; denn kein Vogel weiter verdient in gleichem Maße, wie sie, die unnachsichtlichste Verfolgung des Menschen.

Fig. 18.

Hühnerhabicht. Sperber.

Der Habicht ist das bei uns wohnende Mitglied einer ziemlich weit verbreiteten Falkengruppe, welche sich leicht von andern Raubvögeln unterscheiden läßt. Sie kennzeichnen ein starker, gedrungener Leib, ein kleiner Kopf mit hellen, blitzenden Augen, kurz abgerundete Flügel, ein langer, breiter Schwanz und ziemlich lange starke Fänge. Unser Habicht (Astur palumbarius Gessner, Falco palumbarius et gentilis Linné, Falco gallinarius Gmelin, Linné) beweist durch seinen Namenreichthum, daß

Digitized by Google

er ein überall bekanntes Thier ist. In Deutschland heißt er auch Tauben-, Hühner-, Gänse-, Stock- und Stern-Falke oder Geier, und Stößer, Eichvogel oder Doppelsperber, Stockaar ꝛc. Hinsichtlich der Färbung unterscheiden sich die verschiedenen Geschlechter nicht; wohl aber weichen die Jungen auffallend von den Alten ab. Bei Letzteren ist das Gefieder auf der Oberseite dunkelschwarzbraun, unten weiß oder weißgrau, braunschwarz quer gewellt. Die Jungen sind oben braun, unten röthlich weiß gefärbt und der Länge nach dunkelbraun gestrichelt. Wachshaut, Füße und Augenstern sind gelb. Das Weibchen ist um ein gutes Drittheil größer, als das Männchen: während bei diesem die Länge höchstens 2 Fuß erreicht, wird jenes mindestens 2¼ Fuß lang. Die Breite schwankt beim Männchen zwischen 3 Fuß 5 bis 10 Zoll, beim Weibchen zwischen 4 Fuß und 4 Fuß 3 Zoll.

Zum Leidwesen aller Thierfreunde ist der Habicht noch weit häufiger in Deutschland, als zu wünschen wäre. Er gehört zu den Vögeln, welche sich überall finden und selbst einer unnachsichtlichen Verfolgung Trotz zu bieten scheinen. Sein eigentlicher Wohnsitz ist der Wald im weitesten Sinne. Am liebsten siedelt er sich da an, wo er Felder, Wiesen und Dörfer in der Nähe hat. Die alten Vögel behaupten hartnäckig den einmal gewählten Standort, die Jungen dagegen treiben sich während des Herbstes und Winters ziellos im Lande umher. Jedes Paar hat ein großes Gebiet; es bedarf auch ein solches. Der Habicht ist ein unruhiger, reger, wilder, dreister, starker raub- und mordsüchtiger Strolch, welcher fast den ganzen Tag und bis zum späten Abend in Bewegung ist, und nur, wenn er sich mehr als satt gefressen hat, auf kurze Zeit der Ruhe pflegt. Er gehört trotz seiner kurzen Flügel zu den gewandtesten Raubvögeln, welche wir haben; seine Gewandtheit aber ist die eines vollendeten Strauchritters und Diebes. Wenn man den Vogel sitzen sieht, verräth nur das blitzende, feurige Auge, weß Geistes Kind er ist. Auf dem Boden zeigt er sich höchst ungeschickt und ziemlich fremd, im Fluge aber offenbart er sein ganzes Wesen. Er ist in jeder Art dieser Bewegung Meister. Bald steigt er pfeilschnell in die Höhe, schwebt auf eine kurze Zeit herum und stürzt sich dann plötzlich wie ein Pfeil hernieder; bald streicht er dicht über der Erde dahin; bald windet und zwängt er sich eilenden Fluges durch die dichtesten Büsche hindurch; bald jagt er hart über dem Wasserspiegel fort oder zwischen dem Röhricht dahin; bald eilt

er durch die Kronen der höchsten Bäume. Er fliegt mit einer wirklich bewunderungswürdigen Sicherheit und einer Schnelle, welche mit seinen kurzen Flügeln gar nicht im Verhältniß zu stehen scheint, obwohl es gerade diese sind, welche ihm die verschiedensten Schwenkungen, Biegungen und Unregelmäßigkeiten des Fluges möglich machen. Ein derart bewegungsfähiger und wegen seiner Regsamkeit so zu sagen unersättlicher Raubvogel muß zum gefährlichen Feinde der übrigen Thiere werden. Der Habicht läßt nur die stärksten Säugethiere und die größten Vögel unbefehdet; allen übrigen Thieren hat er einen ewigen Krieg geschworen. Er ist der Marder unter den Raubvögeln in Betracht seines Muthes und seiner unverschämten Dreistigkeit. Die Blutgier läßt ihn, wie das Wiesel, nicht selten seine Sicherheit, welche er sonst immer im Auge behält, vollständig vergessen. Er raubt das sitzende wie das laufende Säugethier, den sitzenden, kletternden oder schwimmenden wie den fliegenden Vogel. Nur die kleinsten und die schwersten Thiere scheinen von ihm verschont zu werden: die einen Dank ihrer Behendigkeit, die andern einzig und allein aus dem Grunde, weil es der Habicht beim besten Willen nicht vermag, sie zu bewältigen. Aber von dem Trappen bis zur Drossel und vom Hasen bis zur Ratte oder Maus herab ist eigentlich kein Thier vor ihm gesichert. Eine entsetzliche Angst ergreift namentlich das Geflügel, wenn dieser Wütherich sich zeigt. Die Tauben eilen pfeilschnell dem sichern Gehege zu, und wehe derjenigen, welche sich verspätet: sie ist unrettbar verloren! Man hat beobachtet, daß sie in ihrer Todesangst dieselben verzweifelten Versuche, welche wir auf Seite 197 erwähnten, unternahmen, um sich vor ihrem fürchterlichsten Feinde zu retten. Die sonst stets zur Neckerei bereiten Krähen und selbst die Raben nehmen sich in Acht, den Habicht zu verfolgen, weil dieser plötzlich sich wendet und einem der Spötter das Genick bricht. Die Enten drängen sich, sobald sie den Räuber gewahr werden, in dichte Haufen zusammen und bilden durch heftiges Aufschlagen mit den Flügeln einen Wassernebel über sich, um den verwegenen Räuber abzuschrecken. Die Hasen, in welche er sich verkrallt, wälzen sich wie unsinnig mit ihm auf dem Boden herum, obwohl in den meisten Fällen vergeblich; denn der Habicht läßt sich lieber in Stücke zerreißen, als daß er das von ihm ergriffene Opfer freigiebt. Mehr als einmal hat man erfahren, daß er bei Verfolgung von Hausgeflügel sich bis in das Innere der Wohnung wagt, blindwüthend

z. B. durch die Fensterscheiben stößt, um einer schutzsuchenden Taube noch habhaft zu werden.

Die Verheerungen, welche ein einziges Habichtspaar anrichtet, sind erstaunlich groß. Lenz beobachtete, daß einem seiner Nachbarn von zwei Habichten in einem einzigen Winter 69 Tauben geraubt wurden und rechnet, ohne zu übertreiben, dem Habichte nach, daß er im Jahre mindestens 100 Tauben oder Hühner und ungefähr 1600 kleine Vögel vertilgt. Am furchtbarsten wird der Habicht für die ganze Gegend, in welcher er sich aufhält, während seiner Brutzeit. Der Horst steht gewöhnlich auf hohen Tannen, seltner auf Kiefern oder Buchen und noch seltner auf Fichten oder Eichen. Er ist groß, flach und wird in der Mitte regelmäßig mit grünen Tannen- oder Fichtenzweigen belegt, welche von Zeit zu Zeit erneuert werden. Ende April enthält er zwei bis drei Eier von graugrünlichweißer Färbung meist ohne alle Fleckenzeichnung. Das Weibchen brütet allein und wird vom Männchen versorgt. Die ausgeschlüpften Jungen sind geradezu unersättlich und die Alten haben genug zu thun, um sie zu ernähren. Sie lungern den ganzen Tag auf Raub umher und verschonen jetzt weniger als je irgend ein Thier, welches ihnen zum Fang sich bietet. Die Jungen größerer Vögel nehmen sie aus dem Neste, von kleineren packen sie das ganze Nest sammt seinem Inhalte und schleppen es ihrem Horste zu. Sie lieben ihre Brut sehr und zeigen bei Vertheidigung derselben einen rühmenswerthen Muth. Dem Menschen, welcher sich anschickt, einen Habichthorst zu besteigen, gehen sie dreist zu Leibe: es sind Fälle vorgekommen, daß sie Knaben, welche ihre Jungen ausnehmen wollten, nicht unbeträchtlich verwundeten. Auch die ihnen angeborne List und Verschlagenheit kommt am Horste zur Geltung. Man hat beobachtet, daß Jäger tagelang unter dem Horste lauerten, ohne der Alten habhaft zu werden, aber ohne auch den Jungen zu schaden. Die alten Habichte erschienen über dem Horste, erkannten aber die Gefahr und warfen ihren Jungen aus bedeutender Höhe die für sie bestimmte Beute herab in den Horst. Jemehr die Jungen heranwachsen, umsomehr zeigen sie ihre Habichtsnatur. Es kommt gar nicht selten vor, daß die stärkeren noch im Neste über die schwächeren herfallen, sie erwürgen und auffressen.

In der Gefangenschaft macht der Habicht wenig Freude. Seine Unersättlichkeit widert selbst den eifrigsten Naturforscher an, und seine Unverträglichkeit macht ihn schließlich jedem Liebhaber verhaßt. Man darf es sich

nicht einfallen lassen, einen andern Falken zu dem Habicht zu sperren; denn er fällt jedes Thier, höchstens mit Ausnahme größerer Adler, wüthend an und erwürgt es nach kürzerem oder längerem Kampfe. Bussarde, welche doch größer sind als der Habicht, fallen ihm regelmäßig zum Opfer, wenn man so unvorsichtig war, sie mit ihm in denselben Raum zu sperren. Eulen ermordet er ohne Weiteres; selbst an den Uhu wagt er sich; ja, ein Habicht greift sogar den andern an. Wir selbst haben hierüber die verschiedensten Beobachtungen gemacht. Ein junges Weibchen, welches wir längere Zeit gefangen hielten, fraß zwei ältere Männchen auf, die sich in demselben Käfig befanden; alte Habichte machten sich über ihre Jungen her und verzehrten diese ohne Bedenken.

Nach dem Mitgetheilten wird es Niemand Wunder nehmen, daß der Habicht von jedem Thierfreunde unnachsichtlich verfolgt wird. Glücklicherweise wird er, so schlau er auch ist, häufig genug die Beute des Jägers. Er stößt blindlings in das für ihn gestellte Garn, in den Habichtskorb und andere Fangwerkzeuge, welche man ihm zu Leide erfunden hat. Am Horste erlegt man ziemlich leicht beide Alten oder wenigstens das Weibchen mit der Kugel, die man von unten durch den dicken Nestboden jagt. Man fängt die Alten mit Schlingen oder mit Leimruthen, in Garnen der verschiedensten Art, in Tellereisen u. s. w. Einige Fallen bewähren sich vortrefflich und sind deshalb bei der Jägerei auch allgemein im Gebrauch. Es würde zu weit führen, wenn wir sie hier beschreiben wollten; jeder zünftige Waidmann aber belehrt Denjenigen, welcher an der Verminderung des Habichts theilnehmen will, von Herzen gern über deren Anfertigung und Gebrauch. Sehr zu wünschen wäre, wenn jeder Freund der Thierwelt so viel als möglich Denen beistehen wollte, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, den abscheulichen Vogel zu vernichten. Wir wiederholen es, daß es für den Habicht keine Schonung geben darf und wollen gern gestehen, daß wir ihm gegenüber jede Rücksichtslosigkeit und selbst eine gewisse Grausamkeit für vollkommen berechtigt halten. Der Habicht bringt dem Menschen niemals Nutzen: denn die Zeiten der Baize, zu welcher man ihn benutzte, sind unwiederbringlich dahin; der Schaden aber, welchen dieser Vogel anrichtet, ist nach wie vor derselbe.

Dieselben Wünsche, welche wir eben aussprachen, gelten auch für den bei uns lebenden nächsten Verwandten des Habichts, den Sperber, (Stößer, Stock- oder Stoßfalken, Sprinz oder Sprenzchen, Finken-

oder kleinen Habicht) Nisus communis Boje (Falco Nisus Linné). Er ist, obgleich man ihn zum Vertreter einer eigenen Sippe erhoben hat, nichts Anders, als ein Habicht im Kleinen; denn er unterscheidet sich von diesem eigentlich nur durch die langen schwachen Fußwurzeln und dadurch, daß die Kleider nach Geschlecht und Alter verschieden sind. Wie der Habicht gehört auch er einer zahlreichen Sippschaft an, welche sich über den ganzen Erdboden verbreitet.

Unser Sperber ist ein kleiner Falke von 13 bis 14 oder 15 bis 17 Zoll Länge und 26 bis 27½ oder 31 bis 33¼ Zoll Breite. Ersteres Maß gilt für das Männchen, letzteres für das Weibchen. Er ähnelt in Gestalt und auch in der Färbung dem Habicht. Der Oberkörper ist dunkelbläulich aschgrau, im Nacken weiß gefleckt, auf dem Schwanze und den Schwingen schwarz gebändert. Die Unterseite ist weiß oder roströthlichweiß mit rostbraunen Querwellen. Ueber die Augen verläuft ein weißlicher Streifen; die Wangen und Halsseiten sind hellrostroth; der Schnabel ist blauschwarz; die Wachshaut und die Füße sind gelb; der Augenstern ist feuerfarbig. Das sehr alte Weibchen gleicht dem Männchen in allen Stücken; das jüngere ist oben dunkler braungrau, unten reinweiß und braun in die Quere gestreift, auch an den durch breite weiße Federkanten gebildeten lichten Flecken im Nacken zu erkennen. Der junge Vogel ist oben dunkelbraungrau oder graubraun, die Federn sind rostfarben gekantet, der Nacken ist weiß gefleckt, die Unterseite weiß oder gelblich weiß, an der Kehle mit schwarzen Längsflecken, auf dem Kopfe und der Brust mit braunen, herzförmigen Flecken und ebenso gefärbten Querstreifen.

Außer unserm Europa bewohnt der fast überall häufige Vogel noch den größten Theil Asiens. Auf seinen Wanderungen streift er bis nach Nordafrika hinüber. Er ist leider überall noch sehr häufig, am gemeinsten da, wo Wälder mit Feldern abwechseln. Nur während der Brutzeit hält er sich fest in einem bestimmten Gebiete auf, vor und nach ihr schweift er zum Schrecken aller kleineren Vögel ziemlich regellos im Lande umher. Im Spätherbst wandert er südlicher, und zwar ist es hauptsächlich das schwächere Männchen, welches solche Reisen unternimmt, während das Weibchen auch im strengen Winter oft in der Heimath verweilt.

Die Nahrung des Sperber besteht aus kleinen, nützlichen und harmlosen Vögeln, hauptsächlich aus Finken und Sängern der verschiedensten

Arten. Aber er wagt sich auch an größere, an Staare, Drosseln, Eichelheher, ja er greift selbst Hühner, wilde wie zahme, an. Naumann sah ihn sogar einmal einen Reiher ernstlich befehden. Der Sperber ist noch gewandter, als der Habicht. Er fängt die fliegenden wie die sitzenden Vögel, greift sie von oben, unten, oder von der Seite an. Pfeilschnell fliegt er hart an oder zwischen den Gesträuchen und Gebüschen dahin, und wie ein Blitz stürzt er sich unter die bei seinem Erscheinen angsterfüllten flüchtigen Vögel. Mit derselben Frechheit, welche der Habicht an den Tag legt, kommt er in die Dörfer, in die Gebäude herein, und seine Raubgier ist so groß, daß er sich nicht selten an den Wänden oder Glasfenstern der Häuser den Kopf einrennt. Er mordet, wie der blutgierigste Marder, so viel, als er ergreifen kann, jedenfalls mehr, als er zu seiner Nahrung bedarf. Sperrt man ihn mit einer Menge Vögel in ein und denselben Bauer, so vernichtet er diese sicherlich bis auf den letzten. Mit größeren Vögeln kämpft er oft längere Zeit, ehe er sie bewältigt und seine Gier steigert sich dann derart, daß er alle Vorsicht vergißt. Man hat mehr als einmal Sperber von der Erde aufgenommen, welche mit Eichelhehern im wüthendsten Kampfe waren. Beide Vögel hatten sich in einander verkrallt und wälzten sich, unfähig zu fliegen, auf dem Boden umher, ohne des herbeikommenden Menschen zu achten.

Der Horst wird auf mittelhohen Nadelbäumen, nicht selten in einem alten Krähenneste angelegt. Im April legt das Weibchen 4 bis 7 grünlichweiße gelbbraun und roströthlich gefleckte und gespritzte Eier. Drei Wochen später sind die Jungen ausgeschlüpft. Beide Eltern vertheidigen sie mit größtem Muthe gegen jede Gefahr und stoßen tollkühn selbst auf den sich dem Horste nähernden Menschen herab. Die Jungen sind gefräßig im höchsten Grade, und deshalb kann ein Sperberpaar während der Brutzeit einen ganzen Wald veröden.

Man fängt und jagt den schädlichen Raubvogel ganz wie seinen größeren Verwandten, den Habicht. Leider aber verfolgt man ihn noch immer nicht so eifrig und unerbittlich, als dem Wald gut wäre. Auch der Sperber verdient, bei uns ausgerottet zu werden.

Wenn alle Forst- und Landwirthe von jeher überzeugt gewesen wären, daß die Eulen mit einer einzigen Ausnahme zu den Waldhütern, nicht

aber zu den Waldräubern gezählt werden müssen, würde es jedenfalls besser um den Wald stehen. Es fragt sich sehr, ob es möglich gewesen wäre, daß das ewig kriegsbereite Heer der Nager auf Hunderten von Morgen die Waldanpflanzungen gänzlich hätte vernichten können, wie solches wiederholt geschehen, wenn man von jeher die Eulen, statt sie zu verfolgen, nach Kräften geschützt hätte.

Mehr als sonderbar, geradezu lächerlich ist es, daß sich der Mensch diesen nützlichen Vögeln gegenüber ganz auf den Standpunkt der Raub- und Singvögel stellt, welche in den Eulen das hassenswertheste Thier erblicken. Heutigen Tages noch glauben die Bauern in vielen Gegenden etwas Rechtes zu thun, wenn sie bei ihren tölpelhaften Jagden im Walde die nicht allein harmlosen, sondern nur zu ihrem Vortheil wirkenden Eulen im frevelhaften Uebermuthe vom Baume herabschießen und die Jagdbeute dann mit ausgebreiteten Flügeln an das Thor ihres Gehöfts nageln, gleichsam als wollten sie dort ein Wappen und Merkzeichen ihrer Dummheit errichten. Wir selbst sind an Gehöften vorübergekommen, an deren Eingangsthor sechs bis acht dieser nützlichsten Raubvögel unseres Vaterlandes angeheftet waren. Der reiche Besitzer eines Gutes, welcher die Jagdgerechtigkeit der Gemeinde sich erpachtet hatte, schien sich Mühe gegeben zu haben, zu beweisen, daß unsere berühmte Volksbildung doch noch auf recht schwachen Füßen steht, oder — daß aus dem Bauer nun und nimmermehr ein Waidmann wird.

Die Eulen bilden eine besondere Familie der Raubvögel, oder, wie neuere Naturforscher annehmen, eine besondere Ordnung der Vögel überhaupt. Als solche sind sie nach außen hin streng abgeschlossen. Ihre Verwandtschaft mit den Tagraubvögeln ist geringer, als gewöhnlich angenommen wird. Alle Eulen haben so viel Eigenthümliches, daß sie nicht verkannt werden können. Der Rumpf ist stark und kräftig, der Hals länger, als er aussieht, der Kopf ungeheuer groß, aber gleichsam nur der Sinneswerkzeuge wegen da, weil er so gar arm an Gehirn ist. Die Flügel sind mittellang, sehr abgerundet, der Schwanz spielt in verschiedenen Längen, die Fänge sind lang, kräftig und kurzzehig. Ein dichtes und weiches Federkleid mit unbestimmten, verwaschenen Farben kennzeichnet unsere Vögel. Es giebt wenig andere, deren Befiederung dichter wäre und keinen einzigen Vogel weiter, bei welchem alle Federn dieselbe Weichheit und Lockerkeit zeigen. Die Eule besitzt alle Anlagen, welche erforderlich sind, ein leichtes, fast

geräuschloses Auftreten zu ermöglichen. Jede Härte ist vermieden, selbst die Schwingen sind noch in eigenthümlicher Weise abgestumpft, indem die Außenfahnen mit Fasern besetzt sind, welche nicht eine ununterbrochene Fläche bilden, sondern nur in einzelnen Büschen zusammengesetzt sind, sodaß sie wie die Zähne einer Säge aussehen. Nächst dem Gefieder müssen die Sinneswerkzeuge unsere Beachtung auf sich ziehen. Die Augen und Ohren nehmen, wie schon bemerkt, den größten Theil des Kopfes ein. Erstere sind sehr groß und auffallend platt, also im höchsten Grade sehscharf für geringe Entfernungen; letztere, mit welchen die Federbüschel der „Ohreulen“ nichts zu thun haben, besitzen eine wirkliche Ohrmuschel, wie sie sonst bei den Vögeln nicht wieder vorkommt. Die Ohröffnung nämlich liegt tief im Grunde einer über den größten Theil des Kopfes wegreichenden Hautfalte, welche ringsum mit steifen Federn besetzt ist und so ausgebreitet werden kann, daß eine unverhältnißmäßig große Höhle zum Auffangen des Schalles gebildet wird. Der Schnabel ist kurz, schon von der Wurzel an gekrümmt, nicht gezahnt und nur an der untern Kinnlade mit einem Einschnitt versehen. Er ist fast ganz in den Federn versteckt und seine Wachshaut, in welcher die kleinen rundlichen Nasenlöcher liegen, mit ihm gleich gefärbt. Die Fänge sind bei der Mehrzahl bis an die kräftigen, mit den schärfsten Nägeln bewehrten Zehen befiedert.

Hinsichtlich ihrer Lebensweise, des Aufenthalts und des Wesens ähneln sich sämmtliche Eulen mehr oder weniger: — eigentlich macht nur die bezügliche Größe einen Unterschied. Jedenfalls gewinnt man ein ziemlich richtiges Bild der ganzen Familie, wenn man die in unserm Walde hausenden Arten einer sorgfältigen Beachtung würdigt.

11. Der Uhu, Bubo maximus, Ranzani.

(Strix Bubo Linné.)

Dieselbe Stellung, welche der Adler unter den Falken einnimmt, gebührt unter den Eulen dem Uhu, dem von alten Sagen umklungenen Nachtkönig des Waldes, welcher gegenwärtig den meisten Deutschen mehr durch diese Sagen, als in Folge eigener Anschauung bekannt ist. Der Uhu hat sich seinen gebräuchlichsten Namen, wie die meisten übrigen, welche er trägt, selbst erworben. Sein Name ist ein Klangbild, welches in fast allen Sprachen Ausdruck gefunden hat. Bei uns zu Lande heißt das Thier

„Buhu, Schuhu, Buh, Huo, Hub, Hiru, Schubut, Schutaut Hihui, Auf, Gauf 2c." Die Spanier nennen ihn Buho, die Italiener Gufo, die Araber Buhme; und nur die Franzosen, welche ihn „Grand duc" oder Großherzog benamsen und die Engländer, bei denen er einfach „Great Owl" oder große Eule heißt, sind von der gebräuchlichen Namensgebung

Fig. 19.

Der Uhu.

abgewichen. Alle ähnlich klingenden Benennungen des Vogels sind nichts Anderes, als eine Wiedergabe des Uhugeschreis selbst.

Unser Uhu ist die größte aller Eulen. Das Männchen mißt 2 Fuß 2 bis 4 Zoll in der Länge und 5 Fuß 1 bis 3 Zoll in der Breite; das Weibchen wird um gute 2 Zoll länger und um 4 bis 6 Zoll breiter. In der Färbung ist zwischen beiden Geschlechtern kein Unterschied wahrzunehmen,

Digitized by Google

und auch die flügge gewordenen Jungen ähneln ihren Eltern fast vollständig. Eigentlich wechseln im Gefieder nur zwei Farben mit einander ab, ein mehr oder weniger lebhaftes Röthlichgrau und Schwarz. Je nachdem letztere Farbe mehr oder weniger hervortritt, erscheint der Vogel dunkler oder lichter. Jede Feder ist schwarz geschäftet und schwarz in die Quere gestreift und gewellt oder noch schwarz zugespitzt. Auf der ganzen Oberseite nun treten hauptsächlich die dunkeln Spitzen hervor und der Vogel erscheint deswegen bräunlich grauschwarz, auf der Unterseite nehmen die Schaftstriche von der Brust nach dem Bauche zu an Breite ab, daher kommt es, daß die Brust breit schwarz gestreift erscheint, während diese Zeichnung am Bauche fast ganz zurücktritt. Dafür macht sich hier die Querzeichnung geltend. Es erscheint also die Oberseite dunkelbraun, rostfarben gefleckt, die untere bräunlich grau, schwarz gestreift. Die Schwingen sind rostroth, dunkler an den Spitzen, quer schwarz gebändert und äußerst zart schwarz gewässert. Ganz ähnlich ist auch der Schwanz gezeichnet, nur daß bei ihm die dunkeln Binden zur Hauptsache werden. Die Federohren sind schwarz, der Schnabel ist dunkel blaugrau, der Fuß etwas lichter; die großen Augen sind prachtvoll goldgelb, am äußern Rande röthlich.

Ganz Europa, der größte Theil Nordasiens und selbst die nördlichsten Länder Amerika's sind die Heimath des Uhu. Felsige und gebirgige Gegenden bilden seinen gewöhnlichen Aufenthalt. Nur ungern siedelt der Vogel in der Nähe des Menschen sich an, obwohl Dies namentlich in südlichen Gegenden oder im höheren Norden vorkommen kann. Sehr gern hält er sich im alten Gemäuer auf, und deshalb findet er sich ziemlich regelmäßig auch in wenig besuchten Ritterburgen und anderen Ruinen: — kommt er doch selbst in größere bewohnte Gebäude herein, wenn solche nahe am oder im Walde liegen. Sein Jagdleben oder Treiben beginnt erst, nachdem die Nacht völlig hereingebrochen ist; bei Tage sitzt er regungslos, so verborgen als möglich, sei es in einer Höhle des Gesteins oder im Wipfel eines Baumes, hier immer so nahe als thunlich an den Stamm gedrückt. Er trägt sich dann ziemlich schlank und schließt die großen feurigen Augen; doch reicht schon das geringste Geräusch hin, ihn zu ermuntern. Sobald er Etwas vernimmt, richtet er die Federohren auf und lauscht scharf nach der verdächtigen Gegend hin, macht wohl auch Bücklinge mit dem Kopfe, welchen er überhaupt in der sonderbarsten Weise zu verdrehen pflegt, wie die andern Eulen auch.

Störungen seiner Tagesruhe sind ihm im höchsten Grade zuwider. Dies beweist er in der Gefangenschaft durch wüthendes Fauchen und lautes hörbares Zusammenklappen des Schnabels oder durch Sträuben seines Gefieders. Wenn er etwas Auffallendes bemerkt, erhebt er sich so hoch auf den Füßen, als er kann und streckt den Hals, so daß er noch einmal so lang erscheint, als sonst; wenn ihm ein Angriff droht, legt er sich auf den Bauch, breitet die Flügel weit aus, sträubt das Gefieder und drückt den Kopf auf den Boden herab, das Gesicht nach oben gewendet. Mit Sonnenuntergang rüstet er sich zu seinen Ausflügen, putzt und glättet sich, hüpft oder fliegt von einem Ende zum andern und schwebt endlich, gewöhnlich unter lautem Rufen durch den Wald. Ehe er seinen Sitzort verläßt, schlägt er mehrmals stark mit seinen Flügeln auf den Schwanz, wodurch er ein sehr eigenthümliches, dem kundigen Jäger wohlverständliches Geräusch hervorbringt. Sein Flug ist zwar nicht rasch, aber leicht und vollkommen unhörbar, auch immerhin noch gewandt genug. Wie alle Eulen erhebt er sich ungern bedeutend über den Wipfel der Bäume, sondern streicht lieber so nahe als möglich über den Boden dahin. Seinen scharfen Sinnen entgeht, auch wenn die Dämmerung schon weit vorgeschritten ist, so leicht kein sich bewegendes oder schlafendes Thier. Nur in sehr dunkeln und windigen Nächten jagt er nicht, weil sein Gehör ihn nicht weniger zu leiten scheint, als sein vortreffliches Gesicht.

Säugethiere und Vögel von verschiedenen Größen bilden die bevorzugte Nahrung des Uhu. Man sagt ihm nach, daß er auch Rehkälber, ja selbst Hirschkälber angreife und zu bewältigen wisse; doch entbehrt diese Angabe wahrscheinlich der Glaubwürdigkeit. Dagegen ist es sicher, daß er Hasen, Kaninchen, Hamster, Igel, Ratten, Maulwürfe, Auer-, Birk- und Haselgeflügel, Fasanen und Rebhühner davon trägt. Mäuse der verschiedensten Art bilden auch für ihn die Hauptmenge seiner Mahlzeiten; nächstdem scheint er den Krähen arg mitzuspielen: an Gefangenen wenigstens hat man beobachtet, daß sie das Fleisch der verschiedenen Raben dem aller übrigen Vögel vorziehen. Lurche verschiedener Art und Kerbthiere verschmäht der Uhu keineswegs; und namentlich die Nachtschmetterlinge und großen Käferarten sind ihm unter Umständen eine ganz beliebte Speise.

Der Uhu ist ein kräftiges und im höchsten Grade wüthendes Thier, welches die einmal gegriffene Beute so leicht nicht wieder fahren läßt. Gewöhnlich zerbeißt er den kleineren Thieren, welchen er die nadelscharfen

Krallen in den Leib bohrte, zunächst den Kopf und die größeren Knochen der Glieder. Dann verzehrt er kleinere Thiere mit Haut und Haar oder Haut und Federn, und von den größeren wenigstens immer einen Theil des Felles oder Gefieders mit. Er verdaut rasch und bedarf viel Nahrung. Unverdauliche Stoffe, Haare, Federn und dgl. würgt er unter gräßlichem Augenverdrehen in runden Ballen oder „Gewöllen“ wieder aus. Ob er im Freileben regelmäßig trinkt, ist eine große Frage. In der Gefangenschaft kann er das Wasser wochenlang entbehren: das Blut seiner Schlachtopfer scheint ihm zu genügen.

Die Fortpflanzungszeit des Uhu fällt in den März. Um diese Zeit namentlich vernimmt man das dumpf heulende „Buhu“, welches weithin im Lande wiedertönt. Wenn mehrere Paare dieser nächtlichen Gesellen ihrer Liebe Worte geben, entsteht eine wirklich unheimliche Nachtmusik, und die Sage vom wilden Jäger findet dann ihre einfache Erklärung. Der große Horst, welcher gewöhnlich in einer Felsenkluft, sonst aber auch in Gebäuden aller Art steht, ist ein unordentlicher Bau aus Aesten und Reisern und einer Auspolsterung von trockenem Laub und Genist; er enthält Anfangs April zwei bis drei runde, grobkörnige, weiße Eier. Nicht selten findet man diese auch ohne alle Unterlage auf dem Boden einer Felsenhöhle liegen. Die Bebrütung soll drei bis vier Wochen währen und von dem Weibchen allein ausgeführt werden. Nur in seltenen Fällen findet man mehr als zwei Junge im Horste: kleine, sonderbar aussehende Geschöpfe, welche einem weißen Wollklumpen ähnlicher sind, als einem Thiere. Beide Eltern lieben diese Wechselbälge zärtlich und versorgen sie überreichlich mit Nahrung, auch wenn sie, etwa sechs Wochen später, schon flügge geworden sind. Ueberhaupt beweist der Uhu gegen seine Angehörigen große Zärtlichkeit. An seinem Gatten hängt er mit treuer Liebe; man hat sogar die Beobachtung gemacht, daß Gefangene den Verlust ihres Gatten nicht überlebt, sondern sich buchstäblich zu Tode grämten.

Auch in der Gefangenschaft bleibt der Uhu gewöhnlich Dasselbe, was er in der Freiheit ist: ein ungemüthlicher, gleichsam mit sich und der ganzen Welt zerfallener, reizbarer und wüthender Gesell. Doch ist er der Zähmung keineswegs unfähig, wie wir aus eigener Erfahrung versichern können. Aber man muß sich viel mit ihm beschäftigen und große Geduld haben, wenn man seine unangenehmen Eigenschaften mildern oder ausrotten will. Seine

geistigen Begabungen sind so gering, daß auch die sorgfältigste Erziehung nicht lange nachwirkt. Er ist zwar sehr muthig, aber vergeßlich, dumm und von Haus aus boshaft. Solchen Eigenschaften gegenüber verliert selbst der größte Thierfreund bald die Lust, mit einem so wenig versprechenden Geschöpf sich länger abzugeben. Doch wollen wir nicht verschweigen, daß selbst alt gefangene Uhu's noch gezähmt werden können, wenn man sie sehr sanft behandelt und namentlich öfters mit einer weichen Feder streichelt; denn dieser Art Liebkosungen scheinen sie sehr empfänglich zu sein.

Man hält übrigens den Uhu sehr oft in Gefangenschaft, wenn auch nicht grade aus Liebhaberei, sondern einzig und allein zu einem ganz bestimmten Jagdzwecke. Er dient als wirksamster Gehilfe bei der Jagd aller Raub- und Rabenvögel, von deren unauslöschlichem Haß gegen den Finsterling wir bereits gesprochen haben. Man hat auf diesen Haß eine eigene Jagdweise gegründet: die vor der Krähenhütte. Letztere ist ein kleines, niedriges Gebäude, welches auf günstig gelegenen Gehängen und Bergzügen angelegt wird und zwar größtentheils unter der Erde. In ihr verbirgt sich der Jäger; der Uhu wird vor der Hütte in geringer Entfernung auf eine drehbare Krücke gesetzt, welche von innen aus bewegt werden kann. Die Hauptbedingung für das Gelingen der Jagd ist eine günstige Lage der Krähenhütte, damit der Uhu von möglichst vielen Vögeln aus möglichst großer Entfernung gesehen werden kann. Man jagt während der Zugzeit und zwar mit Tagesanbruch. Der Uhu selbst zeigt durch Augenverdrehen, Bücklinge, Wenden und Einziehen des Kopfes die Nähe eines Raubvogels an; denn der Jäger kann durch seine enge Schießscharte nur ein kleines Gesichtsfeld überschauen. Die Jagd ist regelmäßig im höchsten Grade ergötzlich und auch ergiebig. Man darf sicher sein, daß kein Raubvogel oder Rabe, welcher in der Nähe vorbeikommt, seines Weges weiter zieht, ohne ein paarmal nach dem Uhu zu stoßen. Der Forstmann hat deshalb die beste Gelegenheit, sein Gebiet von dem schädlichen Raubzeuge zu säubern.

Man nimmt und wohl mit Recht an, daß der Uhu überwiegend schädlich ist, d. h. mehr nützliche als schädliche Thiere vertilgt. Ob aber der Schaden, welchen er anrichtet, wirklich so groß ist, als man glaubt, läßt sich bezweifeln. Doch wollen wir dem widerwärtigen Nachtgesellen gar nicht das Wort reden; er hat ohnehin unter den Jägern gar manchen guten Freund. Die Jungen, welche man mit Lebensgefahr aus dem Horste

geholt, werden immer gesucht und auch recht gut bezahlt. Deswegen schonen die meisten Forstleute ein Uhupaar, welches in ihrem Gebiete horstet, so lange als möglich. Demungeachtet wird der Uhu von Jahr zu Jahr seltner in Deutschland, obgleich nicht deshalb, weil man ihm eifrig nachstrebt, sondern weil die großen Waldungen immer mehr und mehr abnehmen. Der Mensch ist also auch für ihn der schlimmste Feind von den unzähligen, welche er besitzt. Sein Loos ist kein angenehmes. Er gehört zu den wenigen Thieren, welche nur gehaßt, geneckt, gefoppt und verfolgt werden. Es geht ihnen, wie den Finsterlingen und Dunkelfreunden überhaupt: die Lichtvögel rächen sich an ihnen für die Unbill, welche die heimlichen Schleicher ihrem Geschlechte zufügten.

12. Die Waldohreule, Otus sylvestris Brehm.

(Strix Otus Linné, Strix deminuta Pallas, Aegolius Otus Keyserling et Blasius).

Es ist immer ein Beweis für die Allbekanntschaft und Allgemeinheit eines Thieres, wenn es in einer Sprache viele Namen erhielt. Die Waldohreule ist wie der Uhu mit solchen Namen reichlich bedacht worden, außer dem gewöhnlichen hauptsächlich noch mit folgenden: Horn- oder Hörner-, Katzen- und Fuchseule und Urull. Selbst von den Laien kann sie nicht leicht verkannt werden. Sie ist ein Uhu im Kleinen, und nur deshalb einer anderen Sippe zugewiesen worden, weil sie sich durch den Bau ihrer Ohren von den Uhu's und anderen Eulen unterscheidet. Grade für die Waldohreule gilt Das, was wir oben von dem Ohre der Eulen bemerkten: es nimmt mit den Augen beinahe den ganzen Kopf ein; denn es erstreckt sich vom Mundwinkel an bis zum Oberkopf.

In der Größe steht die Eule weit hinter dem Uhu zurück. Ihre Länge beträgt 14½ bis 16 oder 15½ bis 17 Zoll und ihre Breite 38 bis 40 oder 40 bis 42 Zoll. In der Färbung und Zeichnung des Gefieders ähnelt sie dem Uhu; nur ist das Gefieder lichter, weil die rostgelbe Grundfarbe weniger von den schwarzen Schaftstrichen und Querstreifen der Federn verdeckt wird. Im Allgemeinen erscheint die Oberseite auf trübrostgelblicher, oft sehr lichter oder hellaschgrauer Grundfarbe dunkelgraubraun gefleckt, gepunktet, gewellt und gebändert; die Unterseite, welche etwas lichter zu sein pflegt, ist

mit dunkelbraunen, oft weiß begrenzten, auf der Brustgegend quer verästelten Längsflecken gezeichnet. Die Schwingen und der Schwanz sind gebändert, wie bei dem Uhu; die Unterseite des Schwanzes ist weißlich mit durchscheinenden Binden; der Flügelrand ist reinweiß; die Federn der Füße sind hellrostgelb und gefleckt; der Gesichtskreis ist graulichrostgelb, am Schnabel weißlich, vor den Augen schwärzlich. Die Ohrbüschel sind an der Spitze schwarz, auf der äußeren Seite gelb, auf der inneren weißlich; doch treten auch hier die verschiedenen Färbungen in Punkten oder Zacken zu Tage. Der Schnabel ist schwärzlich, der Augenstern wie bei dem Uhu orangengelb. Das Weibchen ist, wie bei den meisten Eulen, etwas dunkler gefärbt, als das Männchen, dessen Grundzeichnung es besitzt. Die Jungen erscheinen höchstens etwas schmuziger oder weniger lebhaft, als die Alten.

Ungeachtet aller Verfolgung, welche die Waldohreule von unwissenden oder gedankenlosen Menschen erleiden muß, ist sie noch in jedem größeren Walde und zumal in Nadelwaldungen ein häufiger Standvogel, welcher sich auch bald bemerklich zu machen weiß. Bei Tage freilich hält es schwer, sie zu entdecken. Sie sitzt so nahe als möglich an den Stamm gedrückt, unbeweglich auf einem Baumwipfel, sehr gern in mittelhohen Dickichten oder Stangenhölzern und bewegt sich nur dann, wenn sie wirklich verscheucht wurde. Wir haben zuweilen Familien oder kleine Gesellschaften, welche auf niederen Bäumen saßen, erst durch Schütteln zum Auffliegen bewegen können. Bald nach Sonnenuntergang wird sie munter und streicht nun möglichst nahe über der Erde leisen, unhörbaren Fluges im Walde dahin. Von ihm aus besucht sie die Felder, kommt auch in die Nähe der Dörfer und Städte, fliegt jedoch niemals in die Gebäude, sondern bäumt unter allen Umständen. Während des Sommers bewohnt sie ein bestimmtes Gebiet und duldet in ihm kein anderes Paar; im Winter dagegen vereinigen sich gern Gesellschaften von sechs bis zwölf Stück, welche bei Tage so nahe als möglich zusammen auf den Bäumen sitzen und Abends wahrscheinlich gemeinschaftlich auf die Jagd ziehen, auch, je nach der Witterung, im Lande auf und nieder streichen. Bei hohem Schnee zumal kommen sie regelmäßig vom Gebirge herab in die Ebene oder vom Walde her in die Nähe der Ortschaften.

In ihrem Wesen und Leben erinnert die Ohreule noch durchaus an den Uhu, nur ist sie weit sanfter und gemüthlicher. Ihre Stimme ist schwächer, der Uhustimme sonst aber ähnlich. Sie läßt sich durch die Silben „Huhuhu“

am besten wiedergeben. Zuweilen vernimmt man Töne, welche wie „Wumb wumb" klingen. Ihre Jagd gilt fast ausschließlich den Mäusen. Ein kleines Vögelchen wird zwar auch mitgenommen, und zumal diejenigen, welche auf der Erde leben und schlafen, mögen manchmal durch die Eulen viel zu leiden haben: die Lieblingskost aber bilden unzweifelhaft die genannten Nager. Die Waldohreule ist nicht so gefräßig, wie der Bussard, bedarf aber noch immer eine ziemliche Anzahl Mäuse zu ihrer täglichen Nahrung, obwohl Lenz vielleicht etwas zu hoch rechnet, wenn er annimmt, daß jede Eule jährlich soviel Mäuse, wie ein Bussard (3650) verzehre. Jedenfalls bleibt der Gewinn, den die Jagd der Eulen für den Menschen hat, ein sehr bedeutender, und unsere Behauptung, daß Derjenige, welcher eine Eule zwecklos erlegt, einen unverzeihlichen Frevel begeht, dürfte somit wohl auch dem blödesten Verstande erkenntlich werden. Es wird gesagt, daß die Eule in kalten Wintern zuweilen ein ermattetes Rebhuhn erwürgt, und solche Thaten, welche übrigens erst noch bewiesen werden müssen, rechnet Mancher dann sehr hoch an: wir aber behaupten, daß auch dieser Schaden im Vergleich zu dem unschätzbaren Nutzen des Thieres gar nicht der Rede werth ist.

Die Waldohreule baut sich keinen eigenen Horst, sondern bedient sich der verlassenen Nester von Krähen, Elstern, Heher und Falken, ohne es für nöthig zu halten, dieselben auszubessern. Zuweilen findet man in ganz verrotteten Nestern ihre drei bis vier runden glattschäligen, weißen Eier. Sie legt im April, brütet etwa drei bis vier Wochen und erzieht ihre anfänglich sehr hilflosen Jungen mit großer Liebe und Sorgfalt. Wer die Eule ganz kennen lernen will, muß einen ihrer Horste besteigen oder auch nur unter demselben Nachforschungen halten. Da findet man die besten Belege ihrer Thaten. Mäusefelle verschiedener Art liegen haufenweise umher, theils noch wohl erhalten, theils halb verdaut als Gewölle. Die jungen Eulen bedürfen selbstverständlich weit mehr Nahrung, als ihre Eltern, und diese haben reichlich zu arbeiten, um ihnen die nöthige Menge herbeizuschaffen. Sobald der Abend hereinbricht, tönt ihr Geschrei, ein eigenthümliches, lang gezogenes Pfeifen durch den Wald und fordert mit Ungestüm die Nahrung, welche während des Tags nicht beschafft werden konnte. Geht man dem Pfeifen nach und verbirgt sich in der Nähe des Horstes, so kann man selbst beobachten, wie viel die Eltern herbeischleppen. Es währt selten länger als fünf Minuten bis eine der Alten angeflogen kommt, und leer kommt sie

nie. So geht es bis in die dunkle Nacht hinein, und am Morgen, sobald sich nur die erste Dämmerung im Osten zeigt, beginnt die Mäusejagd von Neuem.

Wir wollen Niemand belehren, wie er die Waldohreule zu jagen hat; denn der Vogel ist ohnehin so harmlos zutraulich, so wenig scheu, daß er selbst der rohen Bauernjagd zum Opfer fällt. Eins aber müssen wir Vorstehendem noch hinzufügen, daß die Eule in der Gefangenschaft ein sehr ergötzlicher Vogel ist. Ihr sonderbares Gebahren bei Tag, ihre drolligen komischen Verbeugungen, ihre leichte Zähmbarkeit und die Anhänglichkeit, welche sie ihren Pflegern beweist, empfehlen sie wirklichen Thierfreunden zu Hausgenossen*).

13. Der Waldkauz, Syrnium Aluco Cuvier.

(Strix Aluco et stridula Linné. Syrnium stridulum Brehm. Strix soloniensis Gmelin, Linné. Strix sylvestris Scopoli).

Alle Käuze sind an ihren großen runden Köpfen ohne Federohren leicht von den eigentlichen Eulen und Uhu's zu unterscheiden. Unser Waldkauz, welcher auch noch Baum-, Busch-, Brand-, Nacht- und Stockkauz genannt wird, die gemeinste Art seiner Sippschaft, ist etwas größer, als die Waldohreule und somit nicht zu verkennen. Bei ihm erreicht das Männchen eine Länge von 15 bis 16 Zoll und eine Breite von 35 bis 37 Zoll. Das Weibchen wird um einen guten Zoll länger und um 1 1/2 bis 2 Zoll breiter. Die Färbung ist so verschieden, daß man oft geneigt

*) Die Zwergohreule, Scops carniolica Brehm (Strix Scops Linné. Strix Zorca Gmelin, Linné. Strix pulchella Pallas. Strix carniolica Scopoli. Ephialtes Scops Keyserling et Blasius), welche auch kleine krainische Ohr- oder Baumeule, aschfarbiges oder gehörntes Käuzchen, Possenenle, Auflein oder Aufel genannt wird, gehört ständig nur dem Süden unseres Vaterlandes, namentlich den Ländern Kärnthen, Krain und Steiermark an und darf auch eigentlich nicht zu den Waldvögeln gerechnet werden, weil sie, wie der Steinkauz, mehr in Obstgärten oder auf Feldbäumen gefunden wird. Es ist ein äußerst niedliches und schön gezeichnetes Thierchen von 7 Zoll Länge und 19 Zoll Breite. Das Gefieder ist aschgrau mit Rostgelb gemischt, durch kleine schmale, schwärzliche Längsflecken und quer laufende Wellenlinien, sowie einer Reihe weißer Schulterflecken anmuthig gezeichnet. In Südeuropa, namentlich in Spanien und Italien, gehört sie zu den häufigsten aller Eulen. Nach Mittel- und Norddeutschland verirrt sie sich nur zuweilen; doch soll sie schon in den Rheinländern brütend getroffen worden sein.

gewesen ist, mehrere Arten von Waldkäuzen anzunehmen, bis man sich überzeugt hat, daß aus demselben Horste verschieden gefärbte, namentlich dunkle und helle Waldkäuze hervorgehen. Vorherrschend ist entweder eine roströthliche oder hellgraue Grundfärbung mit ziemlich gleicher Zeichnung. Die Oberseite ist dunkler, als die Unterseite, und auf den Flügeln stehen regelmäßig lichte Flecken. Bei der roströthlichen Abart ist jede Feder an der Wurzel aschgrau, gilblich, gegen die Spitze hin sehr licht, hierauf sodann rostbraun zugespitzt

Fig. 20.

Zwergkauz. Waldkauz.
Rauchfußkauz.

und der Länge nach dunkelbraun gestreift. Auf dem Rücken reicht das Braun der Federspitzen weiter, als auf der untern Seite; daher rührt die dunklere Färbung. Der Flügel ist dunkelbraun und röthlich gebändert und gewässert. Der Schwanz ist ähnlich gezeichnet. Das Gesichtsfeld ist rostroth, um den Schnabel herum grau. Bei der grauen Abart sind die Federn an der Wurzel ebenfalls grau, dann aber bräunlichgrau und lichtfarben marmorirt oder auf der Unterseite der Länge nach braun geschäftet und mehrfach

Digitized by Google

der Quere nach gebändert. In den Flügeln und dem Schwanze treten die hellen Binden stärker hervor. Der Nacken, die Ohrgegend und das Gesicht sind aschgrau. Bei dem Einen, wie bei dem Andern ist das Auge tiefdunkelbraun, das Lid aber fleischroth. Der Schnabel und die Zehenspitzen sind aschgrau.

Der Waldkauz findet sich überall, wo es hohle Bäume giebt, daher in Laubwaldungen häufiger, als in Nadelwaldungen, obwohl er auch hier vorkommt. In manchen Gegenden ist er sehr gemein, in andern fehlt er gänzlich. Er hält treu an dem einmal gewählten Gebiete fest und streicht so wenig, daß er sich nur schwer in Gegenden ansiedelt, in welchen er von Anfang an selten war oder nicht vorkam. Er verdient eigentlich den Namen Kauz, mit welchem sich der Begriff eines lustigen und drolligen Thieres verbindet, wenig oder nicht; denn er gehört zu den langweiligsten und lichtscheuesten Vögeln, welche es giebt. Mit halb oder ganz geschlossenen Augen sitzt er träumerisch schläfrig auf ein und derselben Stelle, so lange die Sonne am Himmel steht, und erst nach Sonnenuntergang beginnt er sich zu regen. Doch ist die Behauptung, daß er vom Licht der Sonne gänzlich geblendet würde und sich bei Tage gar nicht zu retten wisse, aus der Luft gegriffen. Er ist viel scheuer, als die Waldohreule, und läßt sich selbst am hellen Mittag nicht übertölpeln, sondern fliegt, sobald er Gefahr merkt, sehr geschickt davon über weite Strecken weg und sucht sich dann mit vielem Verständniß einen andern passenden Schlupfwinkel. Sein Flug ist leicht, aber langsam und etwas schwankend, auch selten schwebend. Er streicht immer niedrig über der Erde hin und jagt äußerst bedächtig. Auch er nährt sich ausschließlich von Mäusen und zwar von Wald- und Feldmäusen, mag aber wohl auch zuweilen dem Hausgeflügel verderblich werden; wenigstens kommt er, wie die unschuldige Schleiereule, zuweilen in die Taubenschläge herein, und die Taubenliebhaber reden ihm dann viel Böses nach. Daß er Muth besitzt, ist nicht zu leugnen. Naumann beobachtete in einer mondhellen Winternacht, einen Waldkauz, welcher plötzlich ohne Veranlassung auf einen schlafenden Rauchfußbussard stieß und denselben wüthend angriff. Lenz brachte zu einem gefangenen Kauz einen Sperber und erfuhr zu seinem Erstaunen, daß der Nachtvogel, welcher beim Erscheinen des Tagräubers sofort alle Federn sträubte und die Augen weit aufriß, sich über den Ankömmling hermachte und ihn nach einem erschrecklichen Kampfe erwürgte. So ganz ungerecht-

fertigt mag also die Anklage, welche man auf den Vogel geschleudert hat, nicht sein; dafür aber fängt er Mäuse und nicht blos Mäuse, sondern auch andere schädliche Thiere: Maikäfer, Nachtschmetterlinge und Raupen, namentlich solche der schlimmsten Sorte und diese in gehöriger Menge. Martin hat in einem Waldkauze 75 Raupen des waldvernichtenden Kieferschwärmers gefunden*).

Ende Aprils oder zu Anfang des Mai legt unser Vogel in Baumhöhlungen auf ein rohes Nest aus etwas Genist, Haare, Wolle und dgl., oder auch auf das bloße vermoderte Holz im Innern der Höhle zwei bis drei große, runde, ziemlich rauhschalige, schmuzigweiße oder ins Gelbliche ziehende Eier. Es wird behauptet, daß er zuweilen auch in alten Krähennestern brüte, doch geschieht dies wohl nur im äußersten Nothfalle. Günstige Baumhöhlen werden so eifrig aufgesucht, daß man aus ihnen alljährlich die Jungen nehmen und selbst die Alten wegfangen kann, ohne befürchten zu müssen, sie im nächsten Frühjahre verödet zu finden. Ein paar Waldkäuze, welches man vernichtete, wird sofort durch ein anderes ersetzt: die günstige Wohnung findet augenblicklich einen neuen Miethsmann. Zur Paarungszeit hört man das weithallende „Huhuhu" des Kauzes im Walde widertönen, und der Abergläubische hat dann Grund genug, sich zu bekreuzen und zu segnen; denn der Teufel und seine höllischen Gesellen werden bei solchen entsetzlichen — uns freilich nur ergötzlichen — Tönen leicht in schwachen Köpfen rege und lebendig. Der wilde Jäger zieht dann, aller Aufklärung ungeachtet, leibhaftig über den Wald dahin, zum gerechten Entsetzen aller frommen Christenmenschen. Außer dem fürchterlichen Huhu vernimmt man vom Waldkauz auch noch ein kurz ausgestoßenes „Kiwitt" oder „Kuwitt" und selten ein heiseres Kreischen, wie es die Schleiereule zu hören giebt. Die Jungen schlüpfen nach etwa dreiwöchentlicher Bebrütung aus den Eiern, wachsen aber rasch heran und sind schon im Juli flugfähig. Ihre Eltern lieben sie mit größter Zärtlichkeit und füttern sie auch nach den Ausfliegen noch lange.

Gefangene Waldkäuze gehören nicht zu den angenehmsten Vögeln. Sie sind zu träge und lichtscheu. Bei Tage blinzeln sie unaufhörlich, auch

---

*) Wenn hier wirklich der nie sehr schädliche Kiefernschwärmer, Sphinx Pinastri L., und nicht der wirklich waldvernichtende Kiefernspinner, Gastropacha Pini L., gemeint ist — was wir glauben — so wäre das Verdienst des Waldkauzes nicht eben groß.

wenn sie sich glücklich in die dunkelste Ecke zurückgezogen haben. Eigentlich wild und bösartig kann man sie nicht nennen; wenn man sich ihnen aber nähert, knacken und fauchen sie doch wie die übrigen Eulen, sträuben die Federn und drücken den Kopf nieder, um gleich zur Vertheidigung bereit zu sein. Mit andern ihrer Art sind sie höchst verträglich. Wir selbst besitzen gegenwärtig, während wir diese Zeilen schreiben, eine namhafte Anzahl von Waldkäuzen, welche in ihrem Käfig, dicht an einander gereiht, auf ein und derselben Stange zu sitzen pflegen, ohne jemals in Zank und Streit unter sich zu gerathen. Nicht einmal Futterneid macht sich rege. Wenn der Eine frißt, schauen die Andern zwar aufmerksam, aber sehr ruhig zu, und Keinem fällt es ein, den Andern um das zu bringen, was er sich rechtlich erwarb. Auch mit der Ohreule verträgt sich der Waldkauz vortrefflich, obwohl nicht immer; denn wir haben auch erlebt, daß er eine solche Mitgefangene erwürgt und aufgefressen hat.

14. Der Rauchfußkauz, Nyctale Tengmalmi Brehm.

(Strix Tengmalmi Gmelin Linné. Strix dasypus Bechstein. Strix noctua Tengmalm. Strix passerina Pallas).

Der Rauchfußkauz, welcher auch „kleiner, langschwänziger oder Nachtkauz“ heißt, gehört zu den schwächsten unserer Eulen. Seine Länge beträgt blos 10 oder 11 und seine Breite nur 24 oder 25 Zoll. Die Oberseite ist braungrau gefärbt, auf der Stirne, dem Scheitel und Rücken, Hinterhals und Schulter mit verschieden großen, weißen Flecken und Tüpfeln gezeichnet, auf den Schwingen und Schwanzfedern weiß gefleckt. Auf dem weißen Unterkörper stehen graubraune Flecken. Der Augenring ist grauweiß, ein Flecken hinter jedem Ohre schwarz. Ein sehr gutes Kennzeichen für ihn ist die seidenartige Befiederung der Fänge. Das Weibchen ist etwas dunkler gefärbt, die Jungen sehen einfarbig dunkelbraun aus und sind in der Augengegend weiß gefleckt*).

*) Dem Rauchfußkauz sehr nahe verwandt ist der häufigere Stein- oder Nachtkauz, Surnia noctua Retz (Strix noctua Linné, Strix nudipes Nilson, Strix passerina Bechstein), welcher aber eigentlich nicht zu den Waldthieren gezählt werden darf, obgleich er in kleinen Feldgehölzen zuweilen brütet. Er unterscheidet sich von jenem sicher durch den kürzern, von den Flügeln bedeckten Schwanz und die knappe Befiederung der Fänge. Ihm gebührt der Name Kauz im richtigen Sinne.

Es ist wahrscheinlich, daß der Rauchfußkauz weit häufiger in Deutschland vorkommt, als man glaubt. Er gilt als einer der seltensten Vögel unseres Vaterlandes und wird auch wirklich nur sehr einzeln gefunden: wer ihn aber kennen lernt, bemerkt auch sehr bald, daß er leicht übersehen werden kann. Er bewohnt die dichten, großen und stillen Waldungen, namentlich diejenigen der Gebirgsländer, welche hohle Bäume haben, und verbirgt sich hier während des Tages äußerst sorgfältig. Wahrscheinlich schläft er vorzugsweise in den Baumhöhlungen selbst, und weiß sich somit auch dem schärfsten Jägerauge zu entziehen. Aber auch, wenn er auf Baumästen schlafend angetroffen wird, sitzt er so, daß er kaum bemerkt werden kann. Wenn ihn nicht ein neugieriger Singvogel aufgefunden hat und durch sein Geschrei den kundigen Naturbeobachter herbeizieht, kommt er gewiß Niemand zu Gesicht. Aus all Diesem schließen wir und wohl mit Recht, daß unser Vogel, welcher einzeln in ganz Deutschland erlegt wurde, nicht so selten ist, wie man gewöhnlich angenommen hat.

Der rauchfüßige Kauz ist ein sanfter, stiller, furchtsamer und lichtscheuer Vogel. Gefangen verbirgt er sich ängstlich und öffnet auch an düstern Orten seine Augen so wenig als möglich. Bringt man ihn gegen seinen Willen an das helle Tageslicht, so schließt er die Augen und hüpft mit großer Eile seinem Schlupfwinkel zu. Erst mit der Dämmerung wird er munter; dann aber ist er wirklich ein allerliebster Vogel, welcher seinem Namen Ehre macht; obgleich die Bedeutung desselben nicht auf sein Benehmen, sondern auf das Betragen des ihm so nahe verwandten Steinkauzes begründet ist.

Wenn man vom Rauchfußkauze berichtet, spricht man gewöhnlich von Gefangenen; denn über das Freileben des Thieres fehlen noch immer genügende Beobachtungen. Man weiß, daß das Thier rasch und gewandt fliegt, eifrig den Mäusen und großen Kerbthieren nachstrebt, auch Fledermäuse*) und kleine Vögel wegnimmt; man sagt ihm nach, daß er den Vogelfängern zuweilen lästig werde und die gefangenen Drosseln in den

*) Man glaubt, daß die kleinen Eulen Fledermäuse, deren Reste man in ihrem Magen gefunden hat, aus den Schlupfwinkeln hervorholen, weil man sie für zu täppisch hält, die gewandten Thiere im Fluge zu fangen. Diese Ansicht ist falsch. Wir haben eine noch junge Zwergohreule eine im Zimmer herum fliegende Fledermaus sehr rasch und geschickt wegfangen sehen, und zweifeln also nicht, daß solche Jagd auch im Freien im Fluge geschieht, von ihr und anderen Arten.

Dohnenstegen auslöse; man hat seine Stimme, welche wie „Wiwiwi,“ „Wawawa“ oder „Kuk kuk“ klingt, im Frühjahre zuweilen im Walde vernommen; man hat ferner den Horst in hohlen Bäumen gefunden und erfahren, daß er erst spät im Jahre, im Juni nämlich, seine zwei kleinen runden, glattschaligen weißen Eier ohne alle Unterlage auf den Boden der Höhlung legt; man hat endlich beobachtet, daß das Elternpaar die Jungen mit größter Zärtlichkeit liebt, reichlich mit Nahrung versorgt, es noch längere Zeit nach den Ausflügen leitet, führt, warnt und im Nothfalle vertheidigt: darauf beschränken sich aber auch alle unsere Kenntnisse. Die Jungen entdeckt man zuweilen, wenn sie kurz vor dem Ausfluge aus ihren Baumlöchern hervorschauen, so recht neugierig in die Welt hinein, und dabei von kleinen Singvögeln bemerkt werden, welche natürlich sofort ein lautes Gezeter und Geschelte erheben. Sie werden überaus zahm und erfreuen dann ihre Besitzer im höchsten Grade durch drollige Geberden und lustiges Wesen, namentlich durch Nicken und Drehen des Kopfes, sonderbare und verschiedene Stellungen, welche sie annehmen u. s. w., fressen aus der Hand, kommen auf den Ruf herbei, zanken sich äußerst komisch mit den Hunden und Katzen, kurz unterhalten ihrerseits den Menschen auf das Beste.

Beim Rauchfußkauz braucht man die Bitte um Schonung, welche er mit Recht verdient, nicht erst auszusprechen; denn er weiß sich glücklicherweise selbst vor blinder Verfolgungswuth zu schützen, und der Naturforscher, dem es Ernst ist, für seine Zwecke ihn zu erbeuten, wird ihn auch ohne unsere Anweisung erlangen.

15. Der Zwergkauz, Glaucidium passerinum Boje.

(Strix passerina Linné. Strix pygmaea Bechstein. Surnia passerina Dumeril. Strix acadica Bechstein.)

Die letzte der deutschen Eulen, welche wir hier zu erwähnen haben, und die niedlichste von allen, ist der Zwerg- oder Sperlingskauz, welcher auch wohl Zwerg- oder Sperlingseule genannt wird. Wir haben hier zunächst einen Schreibfehler einzugestehen, welcher uns auf Seite 23 durchgeschlüpft ist; denn nicht die weiter oben genannte Zwergohreule, sondern unsere Zwergeule haben wir in unsrer Uebersicht der deutschen Waldvögel erwähnen wollen.

Wahrscheinlich gilt Dasselbe, was wir vom Rauchfußkauze sagten, auch für den Zwergkauz: er wird häufiger in Deutschland vorkommen, als man glaubt. Der kleine, niedliche Vogel, welcher nicht größer als eine Lerche ist, nämlich nur 6½ Zoll lang und 17½ Zoll breit wird, kommt bei seiner versteckten Lebensweise gewiß äußerst selten dem Jäger oder Forscher zu Gesicht. Zudem wissen wir, daß er, wenn Dies wirklich geschieht, selbst bei Tag überaus rasch und geschickt davon fliegt und nach wenigen Minuten bereits wieder so verborgen ist, daß selbst die eifrigste Nachsuche ihn nicht wieder zu entdecken vermag. So kann er in gar manchem Walde hausen, ohne daß man von seinem Vorhandensein eine Ahnung hat.

Der Zwergkauz hat kein solches Katzengesicht, wie die übrigen Eulen, sondern mehr einen Falkenkopf und erinnert deshalb auch eher an einen Tagraubvogel, als an seine Verwandten. Das Gefieder ist ansprechend gezeichnet, auf der braunen Oberseite weiß punktirt, auf der weißen Unterseite der Länge nach schwarz gestrichelt. Der ziemlich lange Schwanz, welcher zur Hälfte von den Flügeln bedeckt wird, zeigt vier oder fünf schmale weiße Binden. Der Schnabel ist gelb, der Augenstern erzfarben. Beide Geschlechter ähneln sich in der Färbung und unterscheiden sich auch nur wenig durch die Größe. Die Jungen erhalten bald nach dem Ausfliegen das Gefieder ihrer Eltern.

Namentlich der Norden Europa's ist die Heimath dieser schmucken und wirklich liebenswürdigen Eule. Sie ist dort häufig; aber man bekommt sie doch recht selten zu sehen und noch viel seltner lebend oder todt in seine Gewalt. In Deutschland lebt sie wahrscheinlich ständig auf dem Thüringer Walde, dem Harz, dem Spessart, dem Fichtelgebirge und Böhmer Walde; in Südöstreich soll sie nicht gerade selten sein. In der Schweiz ist sie ebenfalls gefunden worden: kurz, man hat sie in einem guten Theile Europa's beobachtet, immer aber sehr einzeln und nur zufällig. Die Lebenskunde unseres Vögelchens liegt deshalb noch sehr im Argen.

Die Naturforscher und Jäger, welche den Zwergkauz sahen, sind entzückt von ihm; sie nennen ihn die munterste und lustigste aller Eulen; sie behaupten, daß er gar nicht schwermüthig und schläfrig aussehe, sondern schlau und gutmüthig in die Welt blicke, sehr lebhaft sei, wie ein Papagei im Gezweig umher klettere und außer den Kerbthieren, auf welche seine Jagd vorzugsweise gerichtet ist, auch kleinen Vögeln oder Mäusen nachstelle, dieselben trotz längerer Gegenwehr erwürge, zierlich rupfe und dann verzehre. Es

wird ferner versichert, daß Derjenige, welcher das kreischende „Kirrkirr" des Vögelchens nachahme, dieses bald zu sich heranlocken und eine gute Strecke weit mit sich fortziehen könne. Wie man sagt, umschwärmt es dann den Jäger in so engen Kreisen, daß es aussieht, als wolle es sich auf dessen Kopf niederlassen. Ueber die Fortpflanzung weiß man nur wenig. Der Zwergkauz nistet, wie seine Verwandten, in hohlen Bäumen, baut sich aber ein Nest aus Moos und dürren Blättern, viel sorgfältiger, als die übrigen Eulen es zu thun pflegen. Die Eier, etwa drei oder vier an der Zahl, sind sehr klein, länglich rund, rauhschalig und rein kalkweiß. Am häufigsten hat man die Nester in hohlen Buchen gefunden. Gefangene werden sehr bald zahm und erfreuen ihren Besitzer und Pfleger wegen ihrer Pygmäengestalt und des überaus drolligen Wesens auf das Höchste.

„Meinen Zwergkauz," so schreibt Chr. Ludw. Brehm, „hielt ich in einem großen Bodenraume. Wenn ich hinauf kam, sah ich ihn niemals; ich mußte erst sehr lange suchen, ehe ich ihn fand. Gewöhnlich steckte er in einer Ecke oder da, wo übereinandergelegte Bretter am Giebel eine Vertiefung bildeten. In diese drückte er sich so hinein, daß er kaum zu finden war, stand dabei ganz aufrecht, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand an, machte seinen Körper durch Anlegung aller seiner Federn ganz schlank, sträubte dabei die Seitenfedern des Kopfes so, daß dieser breiter aussah, als der Leib und verhielt sich so ruhig, daß man genau hinsehen mußte, um ihn zu bemerken. Die Augen richtete er dabei immer starr nach Dem, welcher in sein Behältniß kam. Näherte man sich ihm, so sträubte er alle Federn, und Dies stand dem kleinen Thiere ganz sonderbar. Er knackte in solcher Aufregung von Zeit zu Zeit mit dem Schnabel, machte Verbeugungen und geberdete sich überhaupt so drollig, daß man sich des Lachens nicht entwehren konnte. Wenn man ihn in die Hand nahm, betrug er sich nicht ungestüm und verwundete nicht mit den Fängen, biß aber mit dem Schnabel; doch war Dies kaum fühlbar. Den Tag über verhielt er sich ganz ruhig, sobald aber die Sonne untergegangen war, wurde er sehr munter und fing an zu schreien. Seine Stimme hat große Aehnlichkeit mit der anderer junger Eulen, sie klingt wie „Krib, gi oder gip," lang gezogen, sehr leise und ist nur auf etwa 30 bis 40 Schritte weit hörbar. (Andere Gefangene schrien lauter, wie „Jahit Jahit", namentlich in der Morgendämmerung.) Am Tage fraß er nie, sondern nur des Abends und des Nachts. Mit

einer erwachsenen oder zwei jungen Mäusen oder einem Vogel von der Größe eines Sperlings hatte er für die Nacht vollkommen genug. Dem ihm vorgelegten Vogel rupfte er zuerst alle großen Federn aus, dann zerstückelte er ihn oder die Mäuse, vom Kopfe anfangend, und verschlang ein Stück nach dem andern. Nach dem Fressen wurde er ruhig, die Morgendämmerung begrüßte er aber durch neues Geschrei. Das niedliche Thierchen bereitete mir außerordentliche Freude."

Aus dieser Schilderung geht hervor, daß der Zwergkauz mehr Nacht- als Tageule ist und nur ausnahmsweise bei Tage auf Vögel Jagd macht, wie Dies beobachtet wurde. Möglicher Weise gilt die Angabe, daß er bei Tage auf Raub ausfliege nur für die hochnordischen Länder, nicht aber für unser Deutschland. Hier scheint er ausschließlich Nachtvogel zu sein. Denkt man nun daran, daß ein so kleiner Vogel in der Freiheit noch ungleich bessere Versteckplätze findet, als in einer Bodenkammer, wo er sich gleichwohl den Blicken zu entziehen weiß, so wird unsere oben ausgesprochene Ansicht gewiß an Glaublichkeit gewinnen.

Siebenter Abschnitt.

Das Wild.

Wie gänzlich sich die früher herrschenden Grundsätze in der Waldwirthschaft geändert haben, beweist am schlagendsten die Geschichte des Wildes. In früheren Zeiten sind die Wälder fast nur des Wildes halber gehegt und gepflegt worden, so weit man nämlich von Hegung und Pflege reden darf. Unsere alten Grünröcke waren Waidmänner, — nicht aber Forstleute: diese wurden sie erst, als sie einsehen lernten, daß der Wildstand mit einer geordneten Waldwirthschaft sich nicht verträgt.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die alte, Jahrhunderte hindurch herrschende Ansicht ihr sehr Gutes für unsern Wald gehabt hat. Sie hat ihn erhalten. Die Fürsten vergangener Jahrhunderte, welche ihre Völker einfach als Heerden und das Land, in dem sie wohnten, höchstens als Weidegrund dieser Heerden ansahen, waren fast ohne Ausnahme eifrige Jäger, welche für das Gedeihen des Wildes eine ungleich größere Theilnahme bethätigten, als für den Wohlstand der von ihnen geknechteten Menschen. Es hat mehr als ein Land gegeben, wo sich das ganze Regierungswesen kaum um etwas Anderes gedreht hat, als um das Waidwerk. Zu seinen Gunsten wurden, wie allbekannt, geradezu scheußliche Gesetze erlassen, aus denen deutlich genug hervorgeht, wie viel höher man die Jagdthiere schätzte und schützte, als den Menschen. Die Erhaltung des Waldes war also keineswegs Folge der Erkenntniß seiner Nothwendigkeit für das Gedeihen der Menschheit, sondern einzig und allein eine Vorsorge zu Gunsten des Wildes. Der Wald als solcher kam erst zu seinem Rechte, als der Mensch seine Würde geltend machte. Von derselben Zeit schreibt sich der Verfall des Wildes her.

Wer in unbedachter Gefühlsträumerei sich die alten Wälder mit den „stolzen Hirschen“ und den „lieblichen Rehen“ oder den „blindwüthenden Ebern“ wieder herbeiwünscht, vergißt, daß diese — wir leugnen es nicht — anmuthige und theilnahmswerthe Zugabe zum Walde, mehr als einmal der Grund zu gerechter Empörung geworden ist, in Folge des vielfachen Elends und der unerträglichen Tyrannei, welche eben des Wildes wegen über die Menschheit verhängt wurde.

Schwere Kämpfe hat es gekostet, ehe sich die Gewalthaber der einzig vernünftigen Anschauung anbequemten und sich herbeiließen, den Wildstand zu verringern. Aus eigenem Willen haben sie es nie gethan; sie sind stets gezwungen worden durch das sich endlich auflehnende Volk.

Wenn Vorstehendes die Wahrheit enthält, ergiebt sich aus ihm von selbst, daß wir das Wild zu den Feinden des Menschen zu rechnen haben. Es klingt Dies sonderbar, ist aber dennoch buchstäblich begründet. Eigentlichen Nutzen hat das Wild dem Menschen niemals gebracht; denn der Schaden, welchen es verursacht, ist immer größer gewesen, als die Vortheile, welche die Hegung und Pflegung der Jagdthiere gewähren konnte. Wir haben es also nur mit Dank anzuerkennen, daß unsere Wälder gegenwärtig größtentheils von ihren schlimmsten Feinden befreit sind.

Der Begriff Wild ist ein waidmännischer, kein naturwissenschaftlicher. Bei Bestimmung desselben hat der Magen größeren Einfluß gehabt, als der Kopf. Unser deutsches Haarwild gehört drei verschiedenen Familien und bezüglich Ordnungen an, ist also vom Standpunkte des Forschers aus betrachtet, keineswegs als ein Ganzes anzusehen. Die Ordnungen, in welche wir das Haarwild einzureihen haben, sind die der Wiederkäuer, der Vielhufer und der Nager. Die erstere führt uns die edelsten und von der gesammten Jägerei der Erde geliebtesten Gestalten vor: die Hirsche.

Unser Europa ist, wie wir schon oben bemerkten, verhältnißmäßig sehr arm an Mitgliedern dieser namentlich in Asien und Amerika zahlreich vertretenen Familie. In der Mitte des Erdtheils leben ständig nur noch drei Arten von Hirschen: der Edelhirsch, der Damhirsch und das Reh. Zu ihnen kommen die beiden noch fehlenden Nordländer hinzu; das uns bereits bekannte Elch und das Ren — dieses der einzige von allen Hirschen, welcher jemals der Zähmung im Großen würdig erachtet wurde.

Alle Hirsche kennzeichnen sich vor sämmtlichen übrigen Wiederkäuern durch ihr Geweih, d. h. durch ihr einem regelmäßigen Wechsel unterworfenes Gehörn. Sie sind somit den übrigen Wiederkäuern gegenüber zu stellen. Hinsichtlich ihrer Gestalt haben sie in den Antilopen und in den Moschusthieren nahe Verwandte, hinsichtlich des Geweihes bilden sie eine streng nach außen abgeschlossene Familie. Das Geweih unterscheidet sich von allen übrigen Gehörnen hauptsächlich dadurch, daß es nur mit der Endfläche des Stirnzapfens in Berührung steht, nicht aber diesen wie eine Scheide überdeckt. Es wird alljährlich abgeworfen und wieder neu aufgesetzt. Wir wollen, um diesen Vorgang zu schildern, die Worte des Naturforschers Blasius zu Grunde legen, weil wir uns nicht im Stande fühlen, den jährlichen Wechsel des Geweihes übersichtlicher und klarer zu beschreiben. „Die Neubildung beginnt auf der Spitze des Stirnzapfens, zwischen der Knochenmasse desselben und dem alten Geweih. Durch den Fortschritt der Neubildung wird der Zusammenhang zwischen Geweih und Stirnzapfen gelockert und das Geweih abgeworfen. Das junge Geweih ist eine Zeitlang eine rundliche, ungegliederte mit zahlreichen Gefäßen durchzogene und mit Haaren und Haut bedeckte, organisirte Masse, die allenthalben durch starke Kalkablagerung eine größere Festigkeit erlangt und in bestimmte Formen sich gliedert. Sobald das Geweih seine vollständige Größe, Form und Festigkeit erlangt hat, hört die Gefäßcirculation auf, die umkleidende Haut stirbt ab und wird von dem Thiere an jungen Baumstämmen abgerieben und abgeschlagen. Die Ausbildung des Geweihes steht in einer regelmäßigen Wechselfolge mit der Geschlechtsthätigkeit.“

Nach demselben Naturforscher zeichnen sich die Hirsche vor den übrigen Wiederkäuern noch dadurch aus, daß der Schädel oben vor den Augenhöhlen, zwischen den Stirn-, Nasen- und Oberkieferbeinen durchbrochen ist. Die Thränengruben, welche unterhalb dieser Durchbrechung dicht vor den Augenhöhlen liegen, kommen auch bei andern Wiederkäuern, namentlich bei den Antilopen vor, und im übrigen Leibesbau ähneln die Hirsche diesen oft täuschend. Die Wirbelsäule bilden sieben Hals-, elf Brust-, acht Lenden-, vier Kreuzbein- und sechs bis achtzehn Schwanzwirbel. Das Gebiß besteht aus 32, selten aus 34 Zähnen.

1. Der Edelhirsch, Cervus Elaphus Linné.

(Cervus vulgaris Linné. Cervus nobilis Klein. Cervus germanicus Brisson. Cervus corsicanus Bonaparte.)

Die Berechtigung des Namens, welchen der Waidmann seinem Lieblingswilde ertheilte, muß man auch dann noch anerkennen, wenn man den Roth- oder Edelhirsch mit einer größeren Anzahl seiner Verwandten vergleicht. Es giebt wenige Arten, welche bei gleicher Anmuth denselben Stolz und Adel zeigen, wie grade der Hirsch unseres Waldes.

Die Gestalt des Hirsches ist so bekannt, daß eine ausführliche Beschreibung derselben kaum nöthig erscheint. Der Rumpf ist wohlgebildet, vorn stärker als hinten, an den Schultern hervortretend, der Hals ziemlich lang, doppelt so hoch als breit, erhaben und nach dem Rücken gekrümmt, der Kopf hinten ziemlich breit, vorn spitzig, an der Stirn flach, zwischen den Augen ausgehöhlt, an der fast gleich breit abgerundeten Schnauze senkrecht abgestutzt, mit großen, lebhaften Lichtern oder Augen von brauner Farbe und langen eirunden, sehr beweglichen Gehören oder Ohren. Der Wedel oder Schwanz ist kurz, höchstens neun bis zehn Zoll lang, die Läufe oder Beine sind schmächtig, hoch und schlank, seitlich stark zusammengedrückt. Die schwarzen Hufe sind außen gewölbt und gerundet, innen bis zur Mitte durch eine dicke Bindehaut vereinigt. Die Afterhufe oder Oberrücken berühren gewöhnlich den Boden nicht und drücken sich nur auf der Flucht oder im Schnee ab. Das Gebiß besteht aus 34 Zähnen. Die Behaarung ist ziemlich gleichmäßig, am Kopf und an den Läufen am kürzesten, am Halse am längsten. Das Nasenfeld, welches von der Oberlippe bis dicht unter die Nasenlöcher reicht und den Vorderrand derselben umfaßt, ist nackt, durch Falten netzförmig zertheilt und nur mit wenigen längeren Borsten oder Haarbüscheln besetzt. Die Unterlippe ist an der Kante nackt. Dagegen findet sich auf der Außenseite der Hinterläufe eine Wulst heller gefärbter bürstenartiger Haare. Im Ganzen läuft der Strich der Haare von vorn nach hinten, von der Mitte der Unterseite jedoch nach vorn. Außerdem finden sich über den Schulterblättern, auf der Stirn und über den Thränengruben Haarwirbel. Das Haar selbst ist weicher, als bei den meisten übrigen Hirschen, etwas gewellt und gedreht, im Winter stärker und länger, als im Sommer, wie denn

auch seine Färbung nach den Jahreszeiten wechselt, nämlich von dem allgemeinen Braungrau des Winters in das Röthlichbraun des Sommers übergeht. Die Seiten des Kopfes und die Ohren sind graulicher, die Unterseite des Halses, wie die Läufe dunkler, die Innenseite des Ohres, der Läufe und Schenkel lichter, fast weißlich. Bezeichnend für unsern Edelhirsch ist der lichtbraune, gelbliche Spiegel, d. h. ein Schild auf dem Hinterrücken, welchen mit gleicher Regelmäßigkeit nur noch die nächsten Verwandten unseres Edelwildes zeigen. Die Kälber oder Jungen sind bis zum ersten Haarwechsel weiß gefleckt, die Hirsche oder Männchen stets stärker und größer, als die Thiere oder Weibchen, außerdem durch ein besonderes Brunstkleid, durch dunkle Haare am Halse und braunschwarze am Bauche, welche sich vor der Brunst bilden, unterschieden. Manchfache Farbenabwechselungen kommen vor. Es giebt dunkelbraune, gefleckte, gelbliche und endlich weiße Edelhirsche.

Fast ganz Europa und ein guter Theil des südlichen Sibirien sind die Heimath des Edelhirsches. Vom 65. Grad nördlicher Breite an findet er sich bis zu den Grenzgebirgen der Mandschurei, dem Kaukasus und den Grenzen Südeuropa's. Neuere Forschungen haben dargethan, daß in den Atlasländern ein Hirsch verkommt, welcher wahrscheinlich auch nur als unser Edelhirsch anzusprechen ist, obgleich er von diesen unter den Namen Cervus barbarus getrennt wurde. Im Norden ist der Edelhirsch seltener, als in Mitteleuropa und Südsibirien und in Nadelwaldungen nicht so häufig, als in Laubwäldern. Im Gebirge steigt er nicht über die Baumgrenze empor. Gegenwärtig findet sich das stolze Thier nur noch in großen, zusammenhängenden Waldungen und dicht bewachsenen Bruchgegenden, immer blos da, wo er seitens der Waldbesitzer einen gewissen Schutz genießt. Aus vielen Gegenden unseres Vaterlandes, zumal aus den Ebenen ist er bereits vollständig verdrängt worden. Er hängt fest an dem einmal gewählten Stande und verläßt ihn nur unter gewissen Umständen oder zu bestimmten Zeiten. Von den hohen felsigen Gebirgsgegenden, welche er sehr liebt, zieht er sich mit Eintritt des Winters in die wärmeren Vorberge und Vorhölzer herab; während der Brunstzeit schwärmt er oft ziemlich weit umher, um sich zu dem Rudel der Thiere zu gesellen, und beim Aufsetzen neuer Geweihe vertauscht er die Dickichte, in denen er sich sonst gern verbirgt, mit dem Stangenholz oder niederem Gebüsch, weil ihm dann das Anstreifen

an niederen Zweigen unangenehm oder schmerzhaft ist. Wenn sich die Umstände geändert haben, nimmt er seine alten Standplätze wieder ein.

Der Edelhirsch kann nur in beschränktem Sinne ein geselliges Thier genannt werden. In Trupps oder Rudeln lebt der männliche Hirsch bis zum Mannbarwerden, während das Thier oder der weibliche Hirsch freiwillig sich niemals von der Gesellschaft Anderer trennt. Alte, starke Hirsche leben stets einsam und vereinigen sich nur während der Brunst mit den Thierrudeln. Die zahlreichsten Trupps werden von den Thieren und den jungen Hirschen gebildet. Mittelstarke Hirsche vereinigen sich in abgesonderte Rudel, bei denen jedoch wenigstens einige alte Thiere sich finden. Diesen Rudeln pflegt regelmäßig eins der ältesten weiblichen Thiere, das Kopfthier, vorzustehen. Ihm liegt die Pflicht ob, das Rudel sicher zu führen, und seinem Vorgange folgt die ganze Gesellschaft blindlings nach.

Während des Tages verbirgt sich das Edelwild in den ruhigsten Dickichten des Waldes. Sobald der Tag anbricht, zieht es zu Holz, thut sich wo möglich auf Anhöhen nieder und bleibt hier, falls es nicht gestört wird, bis zum Abend ruhig sitzen. Gegen Sonnenuntergang steht es auf, zieht zuerst in den Dickichten umher und tritt dann mit der Dämmerung zur Aesung aus dem Walde. Das Kopfthier sichert sich durch Wittern, Lauschen und Aeugen und tritt zuerst, immer mit äußerster Vorsicht, aus dem Walde hervor. Das übrige Wild folgt ihm in einer gewissen Reihe und auch in einer gewissen Ordnung. Hinter jedem alten Thiere geht sein Kalb oder Schmalthier einher; den Beschluß machen die Hirsche, welche noch zu den Rudeln sich halten. Der Trupp zieht nun während der ganzen Nacht auf den Blößen und Feldern umher, um sich zu äsen, und kehrt, wenn er sich vollständig gesättigt hat, vor Anbruch des Tages wieder zum Walde zurück. Eine Aenderung dieses regelmäßigen Tageslaufes findet Statt, wenn der Hunger, die Mücken, starke Regengüsse oder große Hitze das Wild plagen und zu früherem Aufstehen bestimmen, oder Mangel an Geäse es zwingt, weit umherzustreifen und Nachts mehr Zeit zu verlieren, als gewöhnlich.

Das Geäse ist nach der Jahreszeit sehr verschieden: Gras, Getreide und Gemüsearten, Blätter, Knospen, Früchte und Baumschale bilden es. Im Frühjahre äst sich das Wild hauptsächlich von der sprossenden Wintersaat oder vom jungen Kohle, im Sommer von Gras, jungen Erbsen, Linsen, Wicken und dgl., auch von den jungen Trieben verschiedener Laubholzarten.

Ebenso nimmt es Schwämme, Kohl, Rüben, Kartoffeln, wildes Obst, Eicheln, Kastanien und Weintrauben auf. Bei solchem Geäse wird es feist, während der böse Winter, welcher ihm oft nur dürres Gras, Haiden und Flechten, Knospen, Baumrinde und dgl. bietet, es sehr vom Leibe bringt. Bei eintretendem Mangel thut es dem Walde empfindlichen Schaden. Es schält dann die jungen weichrindigen Bäume der verschiedensten Art und richtet dadurch zuweilen ganze Strecken zu Grunde. Am traurigsten gestaltet sich das Schicksal des Edelwildes, wenn bei tiefem Schnee erst Thauwetter und hierauf Frost eintritt, wodurch der Schnee mit einer Eisdecke belegt wird. Diese verwundet dem Wild die Läufe und versetzt es in so große Furcht, daß es oft nicht wagt, weiter zu gehen und zuweilen im Schnee stehend verendet. Salz leckt das Wild wie alle Wiederkäuer leidenschaftlich gern, und deshalb kommt es zu allen salzhaltigen Quellen meilenweit herbei, falls ihm der sorgende Waidmann nicht besondere Salzlecken oder Sulzen im Walde anlegt. Demungeachtet trinkt es wenig. Die saftigen Kräuter, welche es sich zum Geäse auswählt, ersetzen ihm das Wasser, und nur im Winter, wenn es viel trockene Nahrung zu sich nimmt, leckt es oft den Schnee oder kommt regelmäßiger, als sonst zu den Quellen.

Das Edelwild gehört zu den begabtesten unserer Waldthiere. Seine Bewegungen sind ebenso anmuthig, als kräftig und gewandt. Ein wohlgenährter Hirsch kennt keine Ermüdung. Für gewöhnlich ist der Gang des Edelwildes ein ruhiger, aber weit ausgreifender und deshalb förbernder Schritt; nach einer Störung aber trollt oder trabt es sehr rasch und ausdauernd dahin, und bei wirklicher Gefahr wird es flüchtig. Dann bewegt es sich satzweise mit außerordentlicher Schnelligkeit und bewunderungswürdiger Kraft. Der starke Hirsch legt dabei sein Geweih auf den Rücken nieder, um möglichst wenig durch Baumzweige und dgl. im Laufe gehindert zu werden, und seine Geschicklichkeit, die ihm im Walde sich entgegenstellenden Hindernisse zu vermeiden, ist gradezu unbegreiflich. Erst wenn ihm wirkliche Gefahr droht, lernt man die ganze Schönheit seiner Bewegungen kennen. Nichts scheint ihn aufzuhalten. Er springt mit gewaltigen Sätzen über Büsche und Gehege oder breite Gräben hinweg, jagt mit gleicher Schnelligkeit bergab oder bergan, mit wunderbarer Sicherheit an steilen Berglehnen oder selbst Felswänden dahin und stürzt sich, wenn er nicht anders kann, ohne Besinnen in das Wasser; denn auch das Schwimmen versteht er meisterhaft. Gejagte

Hirsche sind über breite Seen und brünstige über schmale Meeresarme geschwommen. — Unter den Sinnen des Edelwildes stehen Gehör und Geruch oben an; auf sie folgt das Gesicht. Das Gehör ist, wie man im Voraus von den sehr entwickelten Sinneswerkzeugen schließen kann, ein ganz vortreffliches: aber auch die Witterung ist sehr scharf. Uns stumpfsinnigen Menschen erscheint es gradezu unglaublich, daß ein Hirsch vermittelst seines Geruchs einen Feind auf mehr als hundert Schritte wahrnehmen kann, und doch ist Dies nach allen Erfahrungen sicher begründet. Auch das Gesicht kann ein wohl entwickeltes genannt werden, obgleich sich nicht bestimmen läßt, in wie große Fernen das Auge reicht. Die geistigen Eigenschaften des Edelwildes scheinen sich in vielfacher Hinsicht zu widersprechen. Der Hirsch ist vorsichtig, scheu und furchtsam, aber auch muthig und unter Umständen herausfordernd kühn. Brünstige Hirsche gehören zu den gefährlichsten Thieren, welche man gefangen halten kann; vor ihnen hat man sich mehr in Acht zu nehmen, als vor den furchtbarsten Katzen. Sie gehen dem Menschen oft dreist zu Leibe, lassen sich nicht abschrecken und wissen ihr Gehörn in vorsichtgebietender Weise zu gebrauchen. Ebenso beweisen sie im Freileben hohen Muth gegen Andere ihrer Art, und wenn sie sich gereizt fühlen, gegen jeden Feind, welcher sich ihnen entgegenstellt. Verwundete oder in die Enge getriebene Hirsche pflegen Menschen und Hunde regelmäßig anzunehmen und sich dann auf das Aeußerste zu vertheidigen. Die sogenannte Furchtsamkeit ist also keineswegs eine allseitig begründete. Uebrigens sind dem Wilde noch andere Eigenschaften des Geistes nachzurühmen. Es besitzt ein vortreffliches Gedächtniß, ist klug und lernt sehr bald das ihm Gefährliche von dem Ungefährlichen unterscheiden, auch Mittel und Wege erfinden, den Gefahren, oft mit wirklicher List, auszuweichen. Mit anderen Thieren und den Menschen befreundet es sich innig, sobald es Vertrauen gefaßt hat: Dem, welches es fürchten muß, sucht es mit der größten Vorsicht zu entgehen. Dabei macht sich ein großer Unterschied zwischen den verschiedenen Geschlechtern bemerklich: der Hirsch ist ebenso stolz, muthig, kühn und streitsüchtig, als das Thier bescheiden, furchtsam, sanft und verträglich.

Zur Brunst oder Begattungszeit tritt das Wesen des Edelwildes in eigenthümlicher Weise hervor. Im Monat September verlassen die starken Hirsche ihre Sommerstände und finden sich bei den Rudeln der Thiere ein.

Sie erklären allen andern Hirschen Krieg auf Leben und Tod. Die schwächeren werden ohne Weiteres abgetrieben; von zwei gleich starken sucht Einer den Andern abzukämpfen. Der Sieger, welcher Platzhirsch genannt wird, behauptet den Plan und beansprucht ungestüm alle Rechte des Eheherrn. Die Thiere ergeben sich ihm ohne Umstände; doch genießt er selten ungetrübt der Liebe Freuden. Ganz abgesehen von den furchtbaren Kämpfen, welche er mit andern Gleichstarken auszufechten hat, machen ihm auch die schwachen Hirsche, welche ihm gegenüber als Feiglinge sich zeigen, viel Noth. Während er einen abtreibt, naht sich ein anderer an die schüchternen Thiere, erkürt sich eins und wird von diesem auch regelmäßig ohne Abwehr angenommen. Er genießt eigentlich die Frucht des Streites und der Mühen, welche dem Platzhirsch zukommen sollte. Dieser geberdet sich wie ein Halbtoller. Er vergißt alle Scheu, kümmert sich auch um den Menschen sehr wenig und schreit seine Herausforderung mit lauter Stimme durch den Wald, während die schwächeren Hirsche nur ab und zu und eigentlich niemals kräftig, ihre Stimme vernehmen lassen, weil sie sich fürchten, andere stärkere herauszufordern. Namentlich in den Abend- und Morgenstunden vernimmt man das Schreien der Hirsche, ein häßliches Blöken, welches mit dem Gebrüll eines gereizten Bullen noch die meiste Aehnlichkeit hat. Durch die ungewohnte Anstrengung der Stimmeswerkzeuge schwillt ihnen der Hals so an, daß er fast noch einmal so dick erscheint, als sonst. Das Schreien, die Kämpfe mit anderen, die ewige Unruhe bringt den starken Hirsch schließlich ganz von Leibe, so daß er zu Ende der Brunst sehr abgemagert ist. Sein Wildpret bekommt während der Brunst einen höchst unangenehmen Geschmack und einen wahren Bocksgeruch. Nur schwächere Hirsche verweilen in trauter Gesellschaft mit den von ihnen so sehr begehrten Thieren, die stärkeren treiben das Rudel zwar zu Holz, thun sich aber selten neben ihm nieder, sondern setzen sich den Tag über ziemlich entfernt im Dickicht, um auszuruhen. Sie verlassen ein Rudel, wenn es ihnen nicht zahlreich genug ist, auch wohl gänzlich und suchen ein zweites auf.

Wie ernsthaft die Kämpfe sind, welche zwei gleich starke Nebenbuhler unter sich ausfechten, geht daraus hervor, daß man oft genug die Leiche eines im Zweikampf erlegten Hirsches findet. Wiederholt hat man auch beobachtet, daß beide Streiter todt auf dem Kampfplatze bleiben. Sie stoßen mit den Geweihen rücksichtslos gegen einander, verfangen oder verwickeln

sich nicht selten und einer bricht dann dem andern das Genick, ohne sich jedoch von dem todten Feinde befreien zu können. So wurde im Jahre 1859 ein starker Vierzehnender, welcher mit einem Zwölfender gekämpft und sich verfangen hatte, von einem Forstbeamten Thüringens erschossen, damit seiner Qual ein Ende gemacht werde. Aber auch im Tode konnte man die Geweihe nicht trennen.

Die Brunst währt ungefähr einen Monat, bei dem einzelnen Hirsche aber nur vierzehn Tage. Die stärksten Hirsche brunsten zuerst, die schwächeren später. In der Mitte Oktobers verlassen die starken Hirsche den Brunstplatz, welche von dem Edelwild regelmäßig aufgesucht wird und ziehen nach ihren alten Ständen zurück. Sobald sie weg sind, gesellen sich die geringen Hirsche wieder zu den Thieren und machen, wie Hartig sagt, oft bei den später brunstenden Schmalthieren ihr Glück.

Vierzig Wochen nach der Brunst, gewöhnlich in der zweiten Hälfte des Mai oder im Juni, schleicht sich ein beschlagenes Thier nach dem andern vom Rudel ab, sucht sich ein heimliches Plätzchen im Dickicht und setzt dort gewöhnlich nur ein Kalb, in seltenen Fällen jedoch zwei. Es sind kleine allerliebste, auf rothbraunem Grunde weißlich gefleckte Thiere, welche schon nach wenig Tagen der Mutter folgen, von ihr gegen Raubthiere und andere Feinde mit wirklichem Muthe vertheidigt werden und bald so gewandt und flüchtig sind, daß ihnen nur die schlimmsten Feinde noch Etwas anhaben können. Unter sich scherzen und spielen die Thiere und Kälber sehr niedlich, namentlich stellen sie sich oft auf die Hinterläufe und schlagen mit den vorderen gegen einander oder vergnügen sich durch Hin- und Herspringen Dies thun die Thiere aber nur, wenn sie sich ganz sicher fühlen. Bei Gefahr läßt das Thier einen eigenen, kurz abgestoßenen und ziemlich lauten Ton hören, es „schreckt“ oder „schmält,“ wie der Waidmann sagt, und hierauf ergreift das Rudel unter Vortritt des Kopfthieres eilig die Flucht.

Etwa acht bis neun Monate nach der Geburt bemerkt man am Hirschkalbe, welches bis dahin Schmalspießer genannt wird, das Hervorsprossen des ersten Geweihes. Dasselbe besteht aus zwei einfachen, gerade in die Höhe stehenden Stangen oder Spießen und macht den jungen Hirsch zum Spießer. Im zweiten Lebensjahr wirft er die Spieße ab und setzt dafür die Gabeln auf, Spieße mit einer einzigen Sprosse am untern Ende. Jetzt wird er Gabler genannt. Im dritten Lebensjahre kommt zu der ersten Sprosse

oder Augenende eine zweite, die Eissprosse, hinzu, und der Hirsch wird jetzt ein Sechsender oder Sechser. Im vierten Lebensjahre setzt der Hirsch gewöhnlich 8, zuweilen aber auch 10 Enden, im fünften Jahre 10 oder 12, im sechsten 12 oder 14, und bei recht reichlicher Aesung kann er es bis zu einer Zahl von 20, 24, 30 und noch mehr Enden bringen, d. h. einen Kopfschmuck aufsetzen, welcher seine 24 bis 30 Pfund wiegt. In der berühmten Geweihsammlung zu Moritzburg in Sachsen befindet sich sogar ein Geweih von 66 Enden, bei welcher Bestimmung man freilich festgehalten hat, daß der Jäger jede Zacke des Geweihes, an welcher er seinen Hirschfänger aufhängen kann, ein jagdgerechtes Ende nennt. Doch erörtert Blasius in klarer und übersichtlicher Weise, daß eigentlich die Form der Geweihe die Hauptsache oder das Bedingende ist; die Zahl der Enden dagegen sich der Form als unwesentlich oder bedingt anschließen. Genannter Naturforscher legt auf die Biegungen der Hauptstange ein ungleich größeres Gewicht, als auf die Endenzahl und meint, daß vom Standpunkte des Thierkundigen aus, man schwerlich von mehr als zwanzig regelmäßigen Enden sprechen könne. Die Zunahme der Endenzahl steht übrigens keineswegs immer im Verhältniß zum Alter des Hirsches; denn bei reichlicher Aesung überspringen die Hirsche ebenso oft eine Endenzahl, welche erfahrungsmäßig dem Alter entsprechend wäre, als sie bei ungenügender Aesung im Geweih zurückgehen, d. h. im nächsten Jahre Stangen aufsetzen, welche weniger Enden zählen. Der Waidmann hat natürlich für alle Geweihbildungen bestimmte Benennungen und auch für den Hirsch je nach seinem Alter allgemein gültige Bezeichnungen. Erst der Hirsch, welcher zehn Enden trägt oder nach der Stärke seines Leibes tragen könnte, wird ein jagdbarer oder guter Hirsch genannt und kommt in seinen Augen zur Geltung. Schwächerer gedenkt er nur mit einem gewissen Mitleid, stärkerer dagegen, welche er Kapitalhirsche zu nennen pflegt, mit vollster Achtung.

Sehr auffallend ist es, daß gewisse Geweihbildungen sich unter den Hirschen von Geschlecht zu Geschlecht forterben, ja daß auch die Gestalt des Geweihes selbst bei jedem Wechsel im Wesentlichen sich wiederholt. So haben Gebirgshirsche gewöhnlich ein schwächeres Geweih, als Ebenen- und namentlich Auenhirsche, und in gewissen Gegenden tragen die Hirsche stets ein stark nebenausgelegtes, d. h. weit von einander abstehendes Geweih, während bei anderen die Stangen viel näher zusammenstehen.

Das Thierkalb trägt bis zur ersten Brunstzeit den Namen Schmalthier, sodann heißt es Altthier bis an sein Lebensende.

Ueber das Alter, welches das Edelwild erreichen kann, weiß man nichts Sicheres; soviel aber ist gewiß, daß ihm der Mensch in unseren Zeiten stets ein weit früheres Lebensziel setzt, als dies vor Jahrhunderten der Fall war. In Thiergärten hat man beobachtet, daß Hirsche über dreißig Jahre alt geworden sind, und daraus schließt man, daß es im Freien vielleicht noch älter werden könne. Aus Altersschwäche ist aber wohl nur selten ein Stück Wild verendet.

Außer den Menschen werden dem Edelwild in Europa hauptsächlich der Wolf und Luchs gefährlich. Sehr jungen Kälbern stellen wohl auch Füchse, Wildkatzen, Adler und Uhu's nach. Die Ochsenbremse (Oestrus bovis), die Nasenbremse (Oestrus nasalis) und die Hirschlaus (Hippobosca cervina), Schmarotzer der widerwärtigsten Art, plagen das Wild in hohem Grade. Erstere legen ihre Eier in die Haut und die auskriechenden Maden erregen unter derselben Geschwüre, welche dem Wild entsetzlichen Schmerz verursachen, bis die Quälgeister, genährt von den Säften des Edelwildes, sich durchfressen und auf die Erde fallen, woselbst sie sich verpuppen. Auch von Krankheiten wird das Wild befallen und durch den Genuß von Schwämmen vergiften sich zuweilen ganze Rudel. So wird also die Vermehrung der schönen Thiere vielfach beeinträchtigt.

Ueber die Jagd des Edelwildes sind ganze Bücher geschrieben worden. Ausführliches können wir also hier nicht bieten und Andeutungen erscheinen uns unzulässig. Wir thun am besten, wenn wir diesen Theil der Geschichte des Edelwildes gänzlich mit Stillschweigen übergehen. Dagegen verdient noch hervorgehoben zu werden, daß jung eingefangenes Edelwild bei geeigneter Behandlung sehr zahm werden kann. Hartig besaß einen Hirsch, welcher ihn auf seinen Jagdausflügen im Walde begleitete und sehr viel Vergnügen daran fand, auf der Rebhühnerjagd mit den Hunden die Wälder zu durchstreifen oder auf Treibjagden mit seinem Herrn umher zu schweifen. Er stand ganz ruhig neben diesem und machte sich wirklich nützlich, weil er stets viel früher, als sein Gebieter bemerkte, wenn ein Fuchs oder Hase im Dickicht ankam. Andere zahme Hirsche hat man zum Fahren abgerichtet oder zu Kunststücken mancher Art verwendet.

Der Nutzen, welche das Edelwild durch sein gutes Wildpret und das allgemein beliebte Wildleder bringt, kann den Schaden, welchen es im Walde und auf dem Felde anrichtet, niemals aufwiegen; doch soll hiermit keineswegs gesagt werden, daß man das Edelwild, die größte Zierde des Waldes, mit Stumpf und Stiel ausrotten müsse. Unsere Bauern sorgen ohnehin dafür, daß der Wildstand kein übermäßiger werde: sie tödten bekanntlich rücksichtslos den Hirsch oder das Thier, ja selbst das Kalb im Mutterleibe.

2. Der Damhirsch. Cervus Dama Linné.

(Cervus mauricus Cuvier. Cervus platycerus Kaj. Dama vulgaris Gessner. Dama platyceros Fitzinger.)

Das Damwild unterscheidet sich vom Edelwild außer der geringen Größe hauptsächlich durch das Geweih des Hirsches, welches nur im unteren Theile rund ist, nach oben hin aber sich in Schaufeln, mit vielen nach hinten hin gerichteten Enden verbreitert. Regelmäßige Sprossen sind blos zwei vorhanden: die nach vorn gerichtete Augensprosse und die mehr seitlich gewendete Mittelsprosse. Das Gebiß hat 32 Zähne. In der Gestalt erinnert das Damwild noch sehr an seine edleren Verwandten, doch ist es nicht so anmuthig gebaut, als das Rothwild. Es ist niedriger gestellt, der Kopf gedrungener, der Hals kürzer, der Wedel dagegen um die Hälfte länger. Ein ausgewachsener Hirsch wird fünf Fuß lang, am Widerrist ungefähr drei Fuß hoch und bis 250 Pfund schwer. Die Thiere sind bedeutend kleiner. Je nach der Jahreszeit ist die Färbung verschieden. Im Sommer ist sie ein angenehmes Rothbraun, welches auf dem Rücken, den Blättern und Keulen mit vielen kleinen Flecken geziert ist und auf dem Schilde, der Unterseite und den Innenseiten der Läufe in weiß übergeht. Das Schild ist gewöhnlich beiderseits mit einem schwärzlichen Streif eingefaßt. Das Winterkleid ist schmutzig grau und fast fleckenlos. Vielfache Aenderungen der Färbung kommen vor; es giebt weißes, schwarzes, schwärzliches und scheckig geflecktes Damwild.

Man nimmt an, daß das Damwild ursprünglich in wärmeren Ländern Europa's zu Hause gewesen und nach den nördlichen Gegenden seines nunmehrigen Gebietes eingeführt worden sei. Zur Zeit findet es sich noch vollkommen wild in Sardinien, Spanien, auf den griechischen Inseln, in einigen

Theilen des Taurus und in den Wäldern südlich von Tunis. Nach Brandenburg wurde das Damwild unter dem großen Kurfürsten, nach Pommern erst unter Friedrich Wilhelm I. verpflanzt.

Hinsichtlich seiner Lebensweise ähnelt das Damwild seinen edleren und stolzen Verwandten. Es bewohnt am liebsten trockene Waldungen, welche Wiesen und Felder in der Nähe haben, aus gemischten Holzarten bestehen und reich an Dickichten sind. Laubwald scheint es dem Nadelholze vorzuziehen. Es hält fest an dem einmal gewählten Stande und läßt sich nur durch Nahrungsmangel, tiefen Schnee und heftige Kälte zum Wechseln bewegen, geht aber auch dann nicht weit weg. Sorgfältige Beobachter versichern, daß sich das Damwild niemals suhlt, wie es überhaupt feuchte Gegenden ängstlich meidet. Die Schaufler bilden außer der Brunst besondere Rudel, nehmen jedoch in denselben geringe Hirsche auf; die Damthiere rudeln sich in zahlreichere Trupps zusammen. Die Aesung stimmt im Ganzen mit der des Edelwilds überein; doch scheint das Damwild noch mehr als jenes junge Triebe, Blätter und Knospen von Laubholzarten anzugehen. Obst, Eicheln, Bücheln und dgl. äs't es leidenschaftlich gern.

Das Damwild ist leiblich wie geistig weniger begabt, als das Edelwild, und deshalb bei der Jägerei nicht besonders beliebt. Doch dichtet man ihm Eigenschaften an, welche es in Wirklichkeit nicht besitzt. Laube läßt Edelhirsche das Damwild also fragen:

„Ihr habt von Ziegen Schwanz und Haar
Von unanständ'ger Länge.
Ihr galoppirt, wie ein steifer Gaul,
Wer seid Ihr? wir fragen strenge."

Späterhin nennt er die Damhirsche sogar Bastarde, von denen es weiter heißt.

„Von ihrer Mutter*) behielten sie
Die Neugier und schweres Verständniß;
Der Rothhirsch nimmt noch heut'gen Tags
Von ihnen keine Kenntniß."

So schlimm ist die Sache nicht. Allerdings zeichnet sich der Damhirsch von andern Verwandten besonders dadurch aus, daß er satzweise auf alle vier Läufen zugleich springt, das aber sieht keineswegs steif, sondern im Gegentheil sehr hübsch aus, und auch im Uebrigen macht das Damwild

*) Der Ziege.

durchaus den Eindruck eines schmucken Geschöpfes. Ein alter Schaufler ist ein sehr stattliches und eine Hindin unbedingt ein anmuthiges Thier. Daß das Damwild dem Edelwild nachsteht, ist freilich nicht zu leugnen.

Die Brunst beginnt erst in der Mitte des Oktober. Sie währt wie beim Edelwild einen Monat. Starke Schaufler kämpfen hartnäckig um das Recht der Minne und treiben die Spießer und geringen Hirsche ohne Gnade vom Rudel ab. An diesem halten sie jedoch nicht fest, sie schwärmen vielmehr von einem Trupp zum andern. Auch die Damhirsche schreien, aber nicht so anhaltend und stark, als die Edelhirsche.

Im Juni oder Juli, 38 bis 40 Wochen nach der Brunst, setzt das Damthier ein oder zwei Kälber, verbirgt sie anfangs sorgfältig, auch wenn es auf's Geäse geht, nimmt sie aber nach ungefähr 14 Tagen auf allen seinen Wegen mit und säugt sie bis zur nächsten Brunstzeit. Die Kälber heißen vom 10. November ihres ersten Lebensjahres an Damschmalspießer oder Damschmalthiere. Aus den Schmalspießern werden zuerst Damspießer, dann geringe Damhirsche, hierauf geringe Damschaufler und endlich starke Damschaufler; aus den Damschmalthieren später Damthiere. Im zweiten Frühling erhält das Hirschkalb runde Spieße, hierauf Geweihe, welche den sechsendigen des Edelhirsches ähneln, indem zuerst die Augensprosse und dann die Mittelsprosse erscheint. Später verbreitert sich die Spitze schaufelförmig und verästelt sich am hinteren Rande mehr und mehr. Bei regelmäßigem Verlauf des Lebens wird der Hirsch erst im fünften Jahre zum Schaufler; durch gute Aesung kann jedoch die Ausbildung des Geweihes beschleunigt werden.

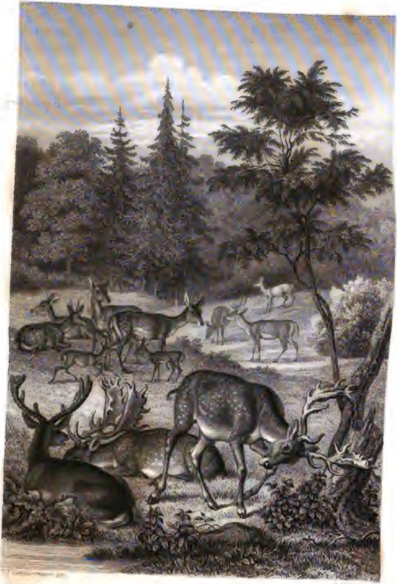
Die Feistzeit fällt in den September, und in diesem Monate werden die Hirsche hauptsächlich gejagt.

Jung eingefangene Kälber werden bald und in hohem Grade zahm.

3. Das Reh. Capreolus vulgaris.

(Cervus Capreolus Linné. Cervus pygargus? Pallas).

Das Reh ist ein kleiner, zierlich gebauter Hirsch, mit kurzem, gedrungenen Leib, Hals und Kopf, hohen schlanken Läufen und kleinem, wenig verzweigten gabelförmig verästeten Geweih ohne Augensprosse. Der Schwanz ist äußerlich nicht sichtbar und die Thränengrube nur angedeutet. Das



Damwild.

Digitized by Google

Gebiß hat 32 Zähne. Je nach der Jahreszeit ist die Decke verschieden. Im Sommer ist das feine, glatt anliegende und kurze Haar straff und im Allgemeinen rostroth gefärbt. Im Winter wird es, zumal unten, beträchtlich länger, gewellt, zerbrechlich und nimmt eine braungraue Färbung an. Ein großer Fleck um das Weideloch und der Spiegel sind im Winterkleide weiß, ein kleiner Fleck vorn am Halse ist gelblichweiß. In beiden Kleidern tritt eine regelmäßig schwarzbraune Binde vom Nasenrücken an bis zum Mundwinkel herab und jederseits unter der Unterlippe besonders hervor. Das Kinn, der Vordertheil des Unterkiefers und ein anderer Fleck zu beiden Seiten der Oberlippe unter den Nasenlöchern sind weiß. Die Innenseite ist immer lichter gefärbt, als die äußere. Bei den Jungen ist das ganze Kleid licht gefleckt. Außerdem giebt es weiße und schwarze Spielarten des Rehwildes.

Wenn das sibirische Reh, welches von Pallas als besondere Art aufgeführt wurde, wirklich nichts anderes, als Abart ist, dehnt sich der Verbreitungskreis des Rehwildes über den größten Theil Europa's und Nord- und Vorderasiens aus. Der 58. Grad nördlicher Breite kann als Nordgrenze angenommen werden; wie weit es nach Süden hinreicht, ist zur Zeit noch nicht ganz festgestellt. Es ist streng an den Wald gebunden und siedelt sich am liebsten da an, wo Wald und Feld, Nieder- und Mittelwald und Wiesen mit einander abwechseln. Trockene Gegenden liebt es mehr, als niedrig gelegene, z. B. Auen, obwohl es hier ebenfalls vorkommt. In den Alpen steigt es bis zum Gebiet der Gemse empor, und gar nicht selten geschieht es, daß der Jäger in der gleichen Höhe erst eine Gemse und dann einen Rehbock erlegt.

In seiner Lebensweise erinnert das Rehwild an seine Verwandten. Es bildet aber nur Familien und kleine Rudel von drei bis höchstens zehn oder zwölf Stück. Diese halten fest an dem einmal gewählten Stande, so lange nicht die ärgste Unbill des Wetters sie zum Wandern zwingt. Die Kälber bleiben bei den Ricken und werden nur während der Brunstzeit abgeschlagen. Den Tag über hält sich ein solcher Trupp verborgen im Dickicht; gegen Abend tritt er zur Aesung auf die Blößen heraus, der Bock nach sorgfältigem Sichern voran, die Ricken und Kälber hinter ihm drein. Auf der Flucht ist es umgekehrt; dann hat gewöhnlich eine Ricke den Vortritt. Im Hochsommer setzt sich das Rehwild oft in das Getreide; aber schon während der Brunst zieht es sich wieder in den Wald zurück. Die Aesung ist fast die-

selbe, welche der Edelhirsch annimmt, doch scharrt das Reh die Kartoffeln nicht aus. Mancherlei feine Gräser und Kräuter, Klee, Raps, Roggen und andere Feldfrüchte, vor Allen aber die Sprossen, Blätter und Triebe der Laubholzarten und selbst der Nadelbäume bilden den Haupttheil der Aesung. Als Leckerei nimmt es Eicheln und Bücheln, wildes Obst, Schwämme, Morcheln und Trüffeln, welche es recht geschickt aus der Erde zu scharren weiß.

Man muß, auch wenn man verschiedene Hirscharten lebend vor sich hat, unserm Reh unbedingt gewogen werden. Es ist ein liebenswürdiges, munteres und kluges Thier, selbstbewußt, neckisch und zu Spiel und Scherz wohl geneigt. Gefangen gehaltene und gut gepflegte Rehe sehen so selbstzufrieden und herausfordernd in die Welt, daß man ordentlich seine Freude an ihnen haben muß. Hinsichtlich der Beweglichkeit stehen die Rehe schwerlich hinter anderen Hirschen zurück; im Verhältniß zu ihrer Größe leisten sie Alles, was möglich, und dabei sind ihre Bewegungen entschieden weit anmuthiger und zierlicher, als jene des Damwildes z. B., welches letztere dem Rehwild gegenüber wirklich plump erscheint. Die Stimme ist ein lauter, kurz abgestoßener, blökender Ton, welchen man „Schmälen“ nennt, oder ein klägliches Angstgeschrei, welches der Waidmann mit „Klagen“ bezeichnet. Die Sinne sind ebenso scharf, wie die anderer Hirsche, und der Verstand ist keineswegs gering. Daher kommt es denn, daß die Rehe im Freien sowohl, wie in der Gefangenschaft dem Menschen, auch ihren schlimmsten Feind, und sein Treiben recht bald beurtheilen lernen, da kühn und unverschämt auftreten, wo es ihnen erlaubt ist, dort außerordentlich scheu und furchtsam sich zeigen, wo ihnen rücksichtslos nachgestrebt wird. Im Ganzen darf man das Reh aber eher beherzt, als furchtsam nennen.

Auffallender Weise ist erst in der allerneuesten Zeit die Fortpflanzungsgeschichte des Rehes endgültig erledigt worden. Das befruchtete Ei entwickelt sich nämlich in der ersten Zeit sehr langsam, und Dies hat zu der Annahme geführt, daß die Brunstzeit erst in den Spätherbst fällt, obgleich alle Naturbeobachter die wirkliche Liebesbewerbung und Liebesbezeigung der Geschlechter im August gesehen haben. Die Böcke führen zur sogenannten Blattzeit heftige Kämpfe unter einander, rufen sich durch Schreien herbei und rennen wie streitende Ziegenböcke auf einander los, während sie zu jeder anderen Zeit sich wohl vertragen. Ferner werfen sie bald nach der Blattzeit, im September und spätestens im Oktober, ihr Geweih ab und sind dann wie alle übrigen

Hirsche zur Paarung nicht mehr geneigt. Alles Dies wußte man — demungeachtet wollte man nicht daran glauben, daß ein so kleiner Hirsch vierzig Wochen lang hoch beschlagen ginge und nahm deshalb zu ganz unhaltbaren Erklärungen seine Zuflucht. Neuere Untersuchungen haben zur Genüge dargethan, daß das befruchtete Ei sich von Anfang an entwickelt, wenn auch im Herbst ungleich langsamer, als im Winter. Wie bei sämmtlichen Hirschen steht auch hier die Geschlechtsthätigkeit mit dem Haar- und Geweihwechsel im Einklang: die Brunst findet statt, nachdem der Bock sein Geweih vollständig aufgesetzt, der Satz der Kälber erfolgt, wenn das Reh sein Sommerkleid angelegt hat. Junge Rehgeisen setzen gewöhnlich nur ein Kalb, ältere regelmäßig zwei und zwar im Monat Mai oder zu Anfang des Juni. Die Kälber werden in den ersten Tagen von der Mutter sorgsam im Dickicht versteckt, folgen ihr aber, sobald sie zu weiteren Wanderungen fähig geworden, auf allen Zügen nach und werden dann dem Trupp oder Sprung zugeführt. Bei Annäherung eines Feindes drücken sie sich in einen Busch nieder und verharren hier unbeweglich, während die Mutter den Feind von ihnen abzulenken sucht, indem sie sich längere Zeit jagen läßt, bis sie ihn weit genug von dem verborgenen Kinde abgeführt hat. Kleinere Raubthiere, welche dem Kalbe zu Leibe gehen, sucht sie durch Schnellen oder Schlagen mit den Vorderläufen abzuwehren. Bis zum Martinitage nennt man die Jungen Rehkälber oder Kitzen. Aus diesen werden sodann Schmalböcke oder Schmalrehe, hierauf Spießböcke und bezüglich Ricken, dann Gabelböcke und endlich Rehböcke, da man die Unterscheidung bei den weiblichen Rehen nicht weiter fortführt.

Gewöhnlich setzt der Rehbock nicht mehr als sechs Enden auf. Im ersten Winter erhält er ungetheilte schlanke Spieße, im zweiten Stangen, welche sich ungefähr in der Mitte theilen, indem sie nach vorn hin eine Sprosse aussenden; im dritten Winter solche, an denen zwischen der ersten Sprosse und dem Stangenende noch eine zweite nach oben gerichtete sich ansetzt. Bezeichnend für diese Bildung ist, daß sich die Stange nach hinten zu einbiegt. Die Entwickelung des Rehgeweihes kann jedoch weiter gehen. Bei dem Achter theilt sich die nach hinten gerichtete Spitze auf's Neue und sendet eine Nebensprosse ab; bei dem Zehner bilden sich oben zwei Gabeln des Geweihes. Diese Form findet man selten bei unsern Rehen, häufiger dagegen bei denen, welche in Sibirien, Croatien und Ostpreußen leben. Nach

der Ansicht von Blasius, eines der tüchtigsten unserer Naturforscher, schließt mit dieser Form die regelrechte Entwickelung des Rehgeweihes. Demungeachtet kommen noch mehrendige „Gehörne" vor; ihre Endenzahl hat jedoch keinen naturgeschichtlichen Werth mehr. Es giebt Rehgeweihe mit sechszehn, achtzehn, ja selbst vierundvierzig jagdgerechten Enden, wie denn gerade dieses Geweih vielfachem Wechsel unterworfen ist. Von keinem andern Hirsche kennt man so viel widersinnige, d. h. unregelmäßig gewachsene Geweihe, als von dem Rehe. Bemerkenswerth ist, daß fast jede Gegend ihre eigenthümliche Geweihbildung hervorbringt und daß diese in den Familien forterbt. Sehr alte Ricken erhalten zuweilen kurze Stirnzapfen oder Knöpfe, wie manche andere weibliche Hirsche auch.

Jung eingefangene Rehe werden zu lieblichen Hausthieren. Sie folgen ihrem Pfleger wie ein Hund auf Spatziergängen und Ausflügen. Ricken bleiben immer sanft und liebenswürdig; vor Böcken dagegen hat man sich oft sehr in Acht zu nehmen. Viele von ihnen spielen aus Neckerei in bedenklicher Weise mit ihrem spitzen Geweih, und manche werden so bösartig, daß sie ihren Herrn ernstlich gefährden. Es sind schon viele Unglücksfälle durch Rehböcke vorgekommen.

Der Nutzen des Rehwildes ist im Verhältniß zu dem von ihm verursachten Schaden vielleicht noch geringer, als jener des Edelwildes; denn das Reh kann namentlich in Dickichten durch Verbeißen oft große Verwüstungen anrichten. Sein zartes Wilpret ist, wie bekannt, sehr beliebt und auch das Leder findet vielfache Verwendung. Einzelne Rehe erlegt man mit der Büchse oder auf Treibjagden mit dem Schrotgewehr. Zur Brunstzeit lockt man den Bock durch „Blatten" an sich, indem man den Laut des Rehes nachahmt. Sonst schießt man das Thier auch auf dem Anstande. Wilddiebe und Bauern meucheln es jahraus, jahrein.

4. Das Wildschwein, Sus Scrofa Linné.
(Sus europaeus Pallas; Sus domesticus Brisson.)

Der Waidmann, welcher rückwärts schaut, hat gerechten Grund zur Klage, wenn er des Wildschweins gedenkt: der Nichtjäger dagegen hat alle Ursache, sich über Das zu freuen, was den Jäger betrüben muß. Heutzutage erscheinen uns die Jagdberichte aus früheren Jahrhunderten geradezu

unglaublich; denn wirklich fabelhaft klingt es, wenn wir lesen, daß noch im Jahre 1782 auf einer einzigen Jagd des Herzogs Karl von Würtemberg 2600 Sauen eingefangen werden konnten, daß in dem kurzen Zeitraum von 69 Jahren (1611 bis 1680) allein von den sächsischen Kurfürsten über 50,000 Stück Schwarzwild erlegt wurden. „Ein Waidmann" sagt Kobell sehr richtig „kann einen Seufzer kaum unterdrücken, wenn er daran denkt, wie es mit dem Schwarzwild einst gewesen und wie es gegenwärtig damit steht. Aber liest man in der Geschichte dieser Jagden die furchtbare Noth, welche der Bauer dadurch zu leiden hatte, wird man gern genügsam." Nachstehende Verse eines Hans von Spangenberg fassen das Bezügliche so zusammen, daß man leicht weitere Schlüsse ziehen kann. Sie lauten:

„Das ist der Will' des Herren mein,
Daß ich ihm heg' viel Hirsch und Schwein;
Dem Hirten ich den Hund nicht gan,
Er häng ihm denn groß' Prügel an;

Und für das Wild leid' ich kein Zaun;
Zeug mir die Jagdhund schwarz und braun;
Zu fröhnen schickt Euch, wenn ich jag',
Und schonet nicht den Feyertag;

— Dein Rüden schick' mir an die Säu
Eh' daß ich Dir den Balg zerbläu;
Zahlt, was wir bei Euch han verzehrt,
Daß Euch nicht Böses wird bescheert."

So ging es zu in den alten guten Zeiten, — nicht viel besser noch zu Anfang unseres Jahrhunderts, wo ein würtemberger Pastor seine Eingabe über Wildschaden mit den Worten begann: „Euer königlichen Majestät Allerhöchste Sauen haben meine allerunterthänigsten Kartoffeln gefressen."

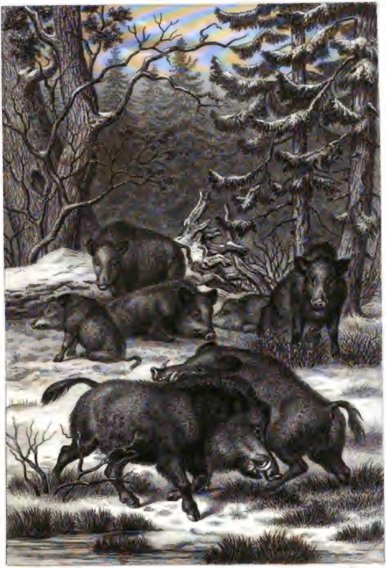
Die Zeiten des Schwarzwildes sind vorüber. Unsere im Eingang des Buches (Seite 19) gebrauchten Worte sind buchstäblich zu nehmen.

Das Wildschwein ist der einzige europäische Vertreter der nicht besonders zahlreichen Familie der Borstenträger (Setigera). Seine Gestalt darf als bekannt vorausgesetzt werden, da unser Hausschwein, welches sich wohl jedem unserer Leser zur eigenen Beobachtung bietet, nichts Anderes, als der wirkliche und wenig veränderte Abkömmling dieses Thieres ist. Das Schwarzwild unterscheidet sich nur durch bedeutendere Größe und die mehr entwickelten Gewehre oder Eckzähne, welche übrigens unser Hausschwein auch erhalten

würde, wenn man ihm ein längeres Leben gönnen wollte. Außerdem muß noch hervorgehoben werden, daß das Wildschwein in seiner Färbung nicht abändert, wie sein gezähmter Nachkömmling. Seine Dickhaut ist mit einem langen, steifen Borstenhaar bedeckt, zwischen welchem sich im Winter ein feines, wolliges, braungraues Unterhaar befindet. Auf dem Leibe ist die Färbung des Haares ein Gemisch von Rostbraun und Schwarz; die Ohren, Füße und Schwanz sind braunschwarz; am dunklen Vorderkopf mischen sich weißliche Haare ein. Die Jungen oder Frischlinge sind lichter gefärbt und schwarzbraun gestreift oder gefleckt. Ein alter Keiler kann gegen 6 Fuß lang, etwa 4 Fuß hoch und 5 bis 6 Centner schwer werden.

Der gemäßigte Theil Europa's und Asiens, sowie das nördliche Afrika sind die Heimath des Wildschweins. Nach Süden hin reicht es bis zum Himalaya und in Afrika bis in die Samhara hinein. Nach Norden hin bildet der 55. Grad der Breite die Grenze seines Wohngebietes. Besonders häufig ist es in den Sümpfen um das schwarze, kaspische und mittelländische Meer, im Kaukasus, Altai und Himalaya. In England ist es ausgerottet, in Deutschland mit wenig Ausnahmen nur noch gehegt in Parks anzutreffen. Große Waldungen oder Sümpfe und Brüche bilden den Lieblingsaufenthalt des Schwarzwildes. Im Süden, z. B. in Egypten, wohnt es zeitweilig auch gern in den Getreidefeldern. Es liebt ein ruhiges beschauliches Leben und kann wiederholte Störungen nicht wohl vertragen, obgleich es sich zuweilen in unmittelbarer Nähe der Dorfschaft ansiedelt, wie gerade in Egypten, wo es dicht neben den Fabriken in Zuckerrohrfeldern Stand nimmt. Es bildet zahlreiche Rudel oder Rotten, welche außer der Rauschzeit entweder aus Bachen, Frischlingen und überlaufenen Frischlingen oder nur aus zwei und dreijährigen, sogenannten groben Sauen bestehen, während die starken Keiler einsiedlern. Diese Rudel brechen sich im Dickicht des Waldes, im Rohr oder im Getreide Lager aus oder auch Kessel, d. h. Lager, in welchen die ganze Rotte zusammen liegt. An sehr ruhigen Stellen werden diese Lager längere Zeit benutzt und unter Umständen durch herbeigetragene Reiser und Moos so bequem als möglich hergerichtet. Das Schwarzwild hält fest an dem einmal gewählten Stande und verläßt denselben nur in Folge wiederholter Nachstellungen.

Erst nach Einbruch der Nacht erhebt sich die Rotte, um zum Fraß auszuziehen. Dieser besteht je nach der Jahreszeit in Kräutern, Wurzeln,



Schwarzwild

Digitized by Google

Schwämmen, Früchten, Schnecken, Würmern, Kerbthieren; in Eicheln, Nüssen, Kastanien, wilden Obst, Kartoffeln, Beeren, Erbsen, reifen Getreide u. s. w. Mäuse werden vom Schwarzwild mit Leidenschaft gejagt, bezüglich ausgewühlt, Vogelnester und Eier ohne Weiteres ausgenommen, frisch gesetzte Hasen, Wildkälber oder angeschossenes Wild raubthierartig verfolgt; selbst das Aas wird keineswegs verschmäht. Die Schweine sind eben Allesfresser in des Wortes vollgiltigster Bedeutung.

Das Schwarzwild gehört wie die übrigen Schweine zu den begabteren unter den Dickhäutern. Es ist verhältnißmäßig noch sehr beweglich, läuft rasch, wenn auch am liebsten gradeaus, klettert an Berggehängen mit großer Sicherheit und schwimmt wirklich meisterhaft. Unter seinen Sinnen steht das Gehör obenan; die Witterung ist sehr fein, das Gesicht hingegen schwach. Die hervorstechendste Eigenschaft des Geistes ist ein rühmenswerther, unbeugsamer Muth, und deshalb wird auch das Wildschwein ein ritterliches Thier genannt, „maßen es ihm nie an Muth und Hertze fehlet." Wegen seiner Tapferkeit ist es öfters zum Wappenbild gewählt worden, und muthige Männer haben bei dem Haupte des Keilers geschworen, dieses oder jenes schwere Wagstück auszuführen. Dieser kühne Muth des Wildschweines ist aber freilich das Rühmenswertheste an ihm; denn im Uebrigen gehört es zu den stumpfgeistigen Thieren, welche wir kennen. Sein Verstand scheint vollständig im Magen aufgegangen zu sein: das Fressen ist ihm unter allen Dingen weitaus das Wichtigste.

Die Rauschzeit erregt auch das Wildschwein. Sie beginnt in der letzten Hälfte des November und währt bis in den Januar. Um diese Zeit streichen die starken Keiler weit umher, um Bachen aufzusuchen und bestehen mit anderen Gesinnungstüchtigen schwere Kämpfe. In Ermangelung von brünstigen Wildsauen finden sie sich manchmal zu den zahmen Schweinen und vergessen über der Liebe ihre Sicherheit so vollständig, daß sie zahme Muttersauen zuweilen bis in ihre Ställe begleiten. Sechszehn bis achtzehn Wochen nach der Befruchtung verlassen die beschlagenen Bachen das Rudel, brechen sich in einem heimlichen Dickicht ein Lager, kleiden dieses mit dürrem Reisig und Moos aus und frischen hier. Jüngere Bachen bringen 4 bis 6, ältere 8 bis 10 Frischlinge. Einige Tage lang bleibt die Familie im Lager; dann streift die Bache mit den Frischlingen ungefähr zwei Monate lang im Gebiete umher, und nach Ablauf dieser Zeit findet sie sich wieder

beim Rudel ein. Zuweilen kommt es vor, daß sie im Spätsommer noch einmal frischt; doch gehören solche Fälle zu den Seltenheiten, und der zu früh eintretende Winter rafft gewöhnlich auch die meisten von diesen Frischlingen weg. Im zweiten Lebensjahre werden die Frischlinge zu Läufern, im dritten Jahre zum zweijährigen, im vierten zum dreijährigen Keiler und bezüglich zur zwei- und dreijährigen Bache. Nach dem vierten Jahre nennt man sie angehende Keiler oder vierjährige Bachen, und endlich erhalten sie die Benennung Hauptschwein oder sehr starke Bache. Wie man annimmt, erreicht das Schwarzwild ein Alter von 20 bis 30 Jahren.

Ungeachtet seiner Wehrhaftigkeit hat das Wildschwein viele Feinde. Das erwachsene Thier trollt bei uns zu Lande freilich ziemlich unbehelligt durch den Wald, so lange der Mensch nicht als sein Gegner auftritt, wird aber im Süden durch die größeren Katzenarten, namentlich durch Tiger und Löwe arg gefährdet. Den Frischlingen stellt unser größeres Raubzeug, vor Allem Wolf und Luchs sehr eifrig nach. Auch der Fuchs und die Wildkatze, der Adler und Habicht sollen junge Frischlinge bedrohen. Der Mensch erlegt das Schwarzwild gegenwärtig fast ausschließlich mit der Büchse, während früher ganz andere Jagdarten im Gebrauch waren. Die üblichste Jagd war das Hetzen mit Hunden, welche das Wildschwein packen mußten und den Jäger Gelegenheit gaben, es mit dem Hirschfänger oder mit der Saufeder abzufangen. Diese Jagden kosteten regelmäßig viele Hunde, sodaß das Sprichwort entstand: „Wer Schweinsköpfe haben will, muß Hundeköpfe lassen.“ Sie wurden aber auch den Jägern oft gefährlich und mancher edle Recke hat durch einen wüthenden Keiler sein Leben verloren. Selbst schwächere Eber pflegen den Menschen ohne Weiteres anzunehmen. Sie rennen in blinder Wuth auf ihren Gegner los und versuchen, ihn mit ihren messerscharfen Gewehren Wunden beizubringen, vor denen man sich nicht minder zu hüten hat, als vor dem Brankenschlag eines gereizten Bären. Gewöhnlich schlägt der Keiler nur einmal nach seinem Gegner und rennt dann weiter; die Bache hingegen pflegt beim gefallenen Gegner stehen zu bleiben und beißt und tritt ihn nach Kräften. Auch bei tödtlichen Verwundungen giebt das Hauptschwein keinen Schmerzenslaut von sich; die angeschossene Bache oder der Frischling aber schreien nach Art des zahmen Schweines laut auf.

Schwarzwildpret ist vortrefflich, und das Weiße oder Fett übertrifft das Schmalz des Hausschweines an Wohlgeschmack. Die Schwarte wird vielfach verwendet, die Borsten werden wie die des zahmen Schweines benutzt; doch kann der gesammte Erlös niemals den ungeheuren Schaden aufwiegen, welchen dieses Wild durch sein Wühlen auf bebautem Felde oder im Walde anrichtet. Land- und Forstbau verlangen gebieterisch die Ausrottung des Wildschweines.

Jung eingefangene Frischlinge werden ebenso leicht zahm, als ausgesetzte Hausschweine verwildern. Im Alter pflegt jedoch die Wildheit durchzubrechen, und Vorsicht ist Dem, welcher Wildschweine gefangen hält, immer anzurathen. Uebrigens sieht man außer im Thiergärten nur höchst selten Wildschweine in engerem Gewahrsam. Umso häufiger werden sie in Parks gehalten, und hierzu eignen sie sich auch vortrefflich. „Während andere Thiere," wie Kobell sagt, „in der Gefangenschaft verkümmern, das wilde, frische Leben, welches ihnen im Freien eigen, verlieren und des Stolzes auf ihre Kraft entbehren, gedeiht das Schwarzwild unbekümmert um die Freiheit, so lange es nur gute Aesung findet, sehr wohl: es wird nicht vom Nagen der Sehnsucht des Ziehens und Wanderns ergriffen, wenn es durch die Parkdillen nach den Ebenen schaut und nach den fernen blauen Bergen, oder es ist wenigstens leicht mit einem tüchtigen Futter Eicheln oder Kastanien zu trösten. Wegen so völliger Unzugänglichkeit zu irgend einer Art von Gefühlsträumerei, welche die Nerven abspannt oder überspannt, bewahrt eine wirkliche Sau auch im Wildpark ihren Muth und ihren Trotz."

5. Hase und Kaninchen.

Die familien- und artenreiche Ordnung der Nagethiere stellt zu dem Wildstand des deutschen Waldes nur zwei Arten: den allbekannten Hasen und seinen nahen Verwandten, das Kaninchen oder Kanin. Beide gehören einer eigenen Familie an, welche sich von sämmtlichen übrigen Nagern dadurch unterscheidet, daß am Oberkiefer hinter den großen Nagezähnen noch zwei kleine rundliche Vorderzähne stehen. Die Wirbelsäule besteht außer den Halswirbeln, aus 12 Brust-, 9 Lenden-, 2 bis 4 Kreuzbein- und 12 bis 20 Schwanzwirbeln. Das Gebiß enthält 28 Zähne. Die Gestalt der Hasen ist so bekannt, daß wir über sie kein Wort zu verlieren brauchen. Selbst bei der Beschreibung

des Lebens und Treibens unserer Thiere dürfen wir uns kurz fassen. Der Hase lebt so vielfach im Sprichwort, daß wenigstens einzelne seiner Eigenschaften allmänniglich bekannt sind.

Unser **Hase**, welcher in den alten deutschen Sagen und scherzweise auch wohl noch heute **Lampe** genannt wird, **Lepus timidus Linné** (Lepus vulgaris Linné, Lepus europaeus Pallas), ist dem Laien viel leichter zu beschreiben, als dem Naturforscher, weil dieser die Unterschiede

Fig. 21.

Der Hase. Lepus timidus Linné.

zwischen einer Menge von verwandten Arten berücksichtigt sehen muß, während der Laie es einfach mit unserer mitteleuropäischen Art zu thun haben will. Bei dem gemeinen Hasen ist das Ohr länger, als der Kopf, jedoch weit kürzer, als bei den südeuropäischen und afrikanischen Arten, der Körper mit feinem Woll- und stärkerem, längerem Oberhaar bekleidet, welch letzteres oben an der Wurzel grau, an der Endhälfte braunschwarz und vor der Spitze rostgelb geringelt ist, aber auch einzelne längere, größtentheils schwarze

Digitized by Google

Haare zwischen sich hat. Das leicht gekräuselte Unterhaar hingegen ist weiß, mit roströthlichen oder schwarzbraunen Enden, auf der Unterseite der Kehle und der Innenseite der Glieder aber reinweiß und auf dem Hinterhalse dunkelröthlich. Der Pelz erscheint oben rostgelblich grau, unten dagegen weiß. Nach hinten zu wird die Färbung lichter, auf Brust und Schultern röthlicher, über den Schultern und am Vorderhals dunkler; am Oberhalse schmutzig rostroth. Das Auge umgiebt ein licht rostgelber Ring. Die Blume oder der Schwanz ist zweifarbig, oben schwarz, unten weiß. Das Winterkleid ist lichter, als die Sommertracht und das Jugendkleid oft durch einen reinweißen Fleck auf den Scheitel ausgezeichnet. Ein erwachsenes Männchen, bei den Jägern Rammler genannt, wird zwei Fuß und etwas darüber lang, ungefähr einen Fuß hoch und 12 bis 18 Pfd. schwer. Der Setzhase oder die Häsin erreicht niemals diese Größe.

Unser Lampe bewohnt die Ebenen und Niedergebirge ganz Mitteleuropa's. Im Norden und in den Alpen wird er durch den Schneehasen (Lepus variabilis Pallas), in den Mittelmeerländern durch den kleinen südeuropäischen Hasen (Lepus mediterraneus Wagner), vertreten. Er bewohnt den Wald wie das Feld, am liebsten Gegenden, wo Waldungen, Wiesen und Felder oft abwechseln. Hier lebt er während der schönen Sommerzeit im Felde, im Winter hingegen in dem geschützteren Walde. Er ist ein Nachtthier, welches bei Tage ungestört ruhig in einer von ihm selbst ausgegrabenen Vertiefung, dem Lager, verweilt und erst gegen Abend oder im Winter nach Einbruch der Nacht rege wird, um auf's Geäse zu rücken. Die ganze Nacht hindurch ist er in steter Bewegung; mit der Morgendämmerung kehrt er wieder zu seinem Lager zurück und bleibt hier mit offenen Augen schlafend sitzen. Unter allen Umständen wählt er sich den Ort seiner Ruhe an einer möglichst vor dem Wind geschützten Stelle, deren Umgebung mit der Färbung seines Balges im Einklang steht. Deshalb vermag den Hasen im Lager auch nur ein sehr geübtes Jägerauge wahrzunehmen. Bei stürmischem Schneewetter läßt er sich gern einschneien oder gräbt sich selbst im Schnee eine Höhle.

Das Geäse des Hasen besteht aus Gräsern, Kräutern und Getreide der verschiedensten Art, aus Baumrinden, Schalen und Knospen von Sträuchern, Obst, Eicheln und dgl. Bei unbeschränkter Auswahl nimmt er nur die saftigsten Kräuter an, in Tagen des Mangels begnügt er sich mit geringerer

Nahrung. Der reiche Herbst macht ihn fett, der arme Winter bringt ihn sehr von Leibe. Aber auch während des Sommers nimmt er ab, obgleich er Ueberfluß an Nahrung hat, weil ihn um diese Zeit die Liebe zu sehr beschäftigt.

Der Hase gehört nicht eben zu den allseitig begabten Thieren. Große Bewegungsfähigkeit, ein vortreffliches Gehör und eine gewisse List sind Begabungen, welche ihm noch am meisten zu statten kommen. Der Gang oder Lauf ist ein fortwährender Galopp, bei welchem die Hinterläufe stets über die vorderen hinausgeschleudert werden. Doch läuft er nur auf ebenem Boden oder bergan mit vollendetem Geschick, während er, wenn er sich bergab wenden muß, in Gefahr kommt, sich zu überstürzen. Bewunderungswürdig ist seine Fähigkeit, die einmal eingeschlagene Richtung seines Laufes urplötzlich in eine andere, entgegengesetzte zu verkehren, Haken zu schlagen, wie die Jäger sagen. Hierdurch entgeht er sehr oft seinen gefährlichsten Feinden, den Raubthieren, welche nicht im Stande sind, so schnell wie er sich zu wenden und ihm bei jedem Hakenschlagen einen beträchtlichen Vorsprung lassen müssen. Im Nothfall wirft er sich ohne Besinnen in's Wasser und schwimmt hier recht leidlich. Unter seinen Sinnen steht unzweifelhaft das Gehör obenan, der Geruch ist ziemlich gut, das Gesicht hingegen sehr schlecht. Die höheren geistigen Fähigkeiten sind nicht gerade rühmenswerth. Die Feigheit des Hasen ist zum Sprichwort geworden; aber er besitzt noch andere schlechte Eigenschaften. Er fürchtet sich blos vor Stärkeren; Schwächere behandelt er ganz abscheulich. Dabei ist er unverträglich und treulos im höchsten Grade. Die Häsin z. B. ist die schlechteste Mutter, welche es giebt. Sie kennt nur Begierden, welche die Fortpflanzung ihrer Art bezwecken, nicht aber hingebende Zärtlichkeit zu den kleinen, oft noch recht hilflosen Wesen, welche sie gebiert. Bei Gefahr verläßt sie gewöhnlich feig und unbekümmert ihren Satz: ihn zu vertheidigen kommt ihr nur selten in den Sinn. Ebenso treulos und selbstsüchtig zeigt sich Lampe andern seiner Art gegenüber. Der gehetzte Hase nimmt jede Gelegenheit wahr, um die Gefahr von sich selbst ab- und dafür einem andern Mitbruder zuzuwenden. Er springt, wenn er sich hart verfolgt sieht, in das Lager eines Anderen, stößt diesen heraus und drückt sich an seiner Stelle nieder, jenem es überlassend, wie er dem verfolgenden Feinde entgehen möge. So dumm der langlöffliche Gesell auch ist, so listig weiß er seinen Vortheil wahrzunehmen.

Zuweilen läßt er den Menschen bis dicht an sich herankommen und stellt sich als sähe er ihn nicht oder würde nicht gesehen. Plötzlich aber ergreift er den günstigen Augenblick und stürmt davon. Ein junger Hase pflegt stets mit einem gewaltigen Satze aus dem Lager zu springen; der Alte hingegen schleicht sich mehr davon, als er läuft. „Wenn ein Haß," sagt Feyerabend, „auß seinem Läger mit gespitzten und an alle Höhe auffgeregten Ohren, und gekrümmtem Schwanz als gemach und sittsam herfür tritt, und nicht stark und stracks für sich hinweg laufft, gibt dasselbe eine gewisse anzeigung, daß es ein starker und sehr tückischer arglistiger Haß sei." Nach längerer Jagd kehrt er gern wieder zu demselben Lager zurück, niemals aber auf geradem Wege, sondern stets unter vielfachen Kreuz- und Querläufen, sogenannten Widergängen. An seinem Wohnort hängt er mit großer Zähigkeit, er verläßt ihn nur, wenn die äußerste Noth ihn drängt. — Im Ganzen fließt sein Leben einförmig dahin. Wenn er nicht gestört oder vom Hunger getrieben wird, treibt er es einen Tag fast genau ebenso, wie den andern. Abends zieht er zur Aesung aus, morgens geht er zum Lager zurück. Nur wenn er gesättigt, widmet er eine kurze Zeit um Tagesanbruch dem Vergnügen, oder beweist wenigstens sein Wohlbehagen durch komische Sprünge, durch Wettlaufen und Wälzen. Dies Alles geschieht aber stumm; denn seine Stimme vernimmt man nur, wenn er zornig oder sehr ängstlich ist. Im ersteren Falle knurrt oder murrt er, im letzteren, schreit er laut auf, wie ein Kind: die Jäger übersetzen diese Laute mit dem Worte „Gnädig" und legen in sofern eine Bedeutung in sie, als der Hase sein Gnädig gewöhnlich dann ausstößt, wenn ihm der Hund oder ein anderes Raubthier bereits gepackt hat.

Die Vermehrung des Hasen ist so bedeutend, daß das Jägersprichwort entstehen konnte: „Geht der Hase im Frühling zu Felde, so kommt er um Bartholomäi selbst sechszehn bis siebzehn wieder zu Holz." Man möchte glauben, daß das ganze Wesen und Treiben des Hasen auf nichts Anderes, als auf Vermehrung seiner Art gerichtet sei. Ein brünstigeres oder geileres Thier kann es nicht geben. Bei erträglicher Witterung beginnt die Rammelzeit schon im Februar, selbst im Januar, und so erfolgt der erste Satz gewöhnlich im Monat März, der zweite aber schon im Monat Mai, der dritte im Juli, der vierte im September, und das eben erwähnte Sprichwort kommt also zur vollsten Geltung; denn die Häsin setzt jedesmal ihre zwei

bis fünf Junge. Von diesen gehen ihrer bereits erwähnten Unmütterlichkeit wegen viele zu Grunde; die Abscheuliche überläßt die armen Kleinen oft schon am sechsten oder siebenten Tage nach der Geburt ihrem Schicksale und sucht von Neuem den Rammler auf. Die Jungen findet man gewöhnlich in einem dichten Strauch, in einer Hecke oder in einem anderen verborgenen Orte, immer aber nur wenig Tage vereinigt, weil sie, von der Mutter verlassen, bald sich zerstreuen. Höchst selten kommt es vor, daß diese ihre Kleinen gegen die Angriffe von Raubvögeln oder schwächeren Raubthieren zu vertheidigen wagt, und so ist es erklärlich, daß nur die wenigsten von den in einem Jahr gebornen Hasen groß werden. Wahrheitsliebende Jäger haben beobachtet, daß die brünstigen Mütter ihre eigene Brut oft abscheulich behandelten und außerdem gesehen, daß der alte Rammler junge Hasen aus reiner Bosheit umbringt.

Jung eingefangene Hasen werden leicht zahm, gewöhnen sich aber niemals an das Haus oder Gehöft ihrer Pfleger, sondern benutzen jede sich ihnen darbietende Gelegenheit, um ihre vollste Freiheit wieder zu erlangen. Sie lassen sich zu mancherlei Kunststücken abrichten, sind aber nicht im Stande, ihren Pflegern große Freude zu bereiten.

Die Feinde des Hasen hat Wildungen übersichtlich mit folgenden Worten zusammengestellt:

„Menschen, Hunde, Wölfe, Lüchse,
Katzen, Marder, Wiesel, Füchse,
Adler, Uhu, Raben, Krähen,
Jeden Habicht, den wir sehen,
Elstern auch nicht zu vergessen,
Alles, Alles will ihn — fressen."

Die zahlreiche Vermehrung unseres Lampe hat also ihr genügendes Gegengewicht.

Auch die Hasenjagd lieferte in früheren Zeiten ganz andere Ergebnisse, als gegenwärtig, wo selbst die hungrigen Bauern zum schonungslosesten Krieg gegen unsern Lampe befugt sind. Doch giebt es noch heutigen Tages Gegenden, in welchen auch der zünftige Waidmann seine Freude haben kann. In der Nähe von München werden, wie uns Kobell berichtet, auf den angestellten königlichen Jagden noch immer drei- bis vierhundert Hasen erlegt, und wenn auch dieses Ergebniß gering erscheinet gegen das der ehemaligen Jagden Herzogs Karl von Würtemberg, auf denen noch im Jahre 1782 gegen

sechstausend Hasen geschossen wurden, so beweisen sie doch, daß die Fruchtbarkeit Meister Lampe's noch immer Großes zu leisten vermag. Die Jagdarten selbst sind sehr verschieden. Für den ungeübten Jäger ist der Anstand die ergiebigste Jagdweise, der geübtere ergötzt sich auf Treibjagden und namentlich beim Kesseltreiben, bei dem auch der Beobachter zu seinem Rechte kommt, weil die allseitig umstellten Hasen ihm die beste Gelegenheit geben, alle ihre Listen und Kniffe kennen zu lernen. Uns hat vor Allem die Lappjagd das meiste Vergnügen gewährt, schon deshalb, weil sie uns zwang, lange vor Tagesanbruch im Walde zu sein, an dessen Saume wir die von dem Geäse zu Holz rückenden Hasen zu erwarten hatten. Das drollige Gebahren der Hasen, sobald sie die längs des Waldes sich dahinziehenden Federlappen gewahr werden, der blinde Eifer ungeschickter Jäger, welche nicht vermögen, schußgerechte Entfernungen im Dämmerlichte des Morgens abzuschätzen und die fortwährende Spannung, in welcher man erhalten wird, weil man die Ergebnisse der Jagd nicht sofort erfahren kann, hat für jeden Jagdfreund etwas überaus Anziehendes.

Das Wildpret der Hasen ist, wie allgemein bekannt, eine sehr beliebte Speise, jedoch keineswegs bei Jedermann. Das mosaische Gesetz verbietet gradezu den Genuß des Hasen, das mohammedanische nicht minder, und mehr als einmal hat es blinde Eiferer gegeben, welche die alten Vorschriften auch auf unsere Zeiten hätten übertragen mögen, sodaß schon im 16. Jahrhundert ein Schriftsteller äußerte: „Wir sind aber nun des alten Testamentes los und brauchen unsere christliche Freiheit auch in diesem Falle billig.“ Noch zu Karl's des Großen Zeiten war es verboten, Hasen zu essen, und daß wir es heute thun, verdanken wir eigentlich nur dem heidnischen Dichter Martial, dessen Worte:

„Inter quadrupedes gloria prima lepus“

gerechte Würdigung allseitig gefunden haben. Außer dem Wildpret benutzt man den Winterbalg zu Pelzwerk, die Wolle zu Hüten und die enthaarte Haut zu feinem Lederwerk. Demungeachtet dürfte der Schaden, welchen der Hase im Feld und Wald anrichtet, kaum durch diese Verwerthung von Wilpret, Balg und Wolle aufgewogen werden. —

Das Kaninchen, Lepus Cuniculus, unterscheidet sich von unseren Hasen durch seine geringere Größe, die kürzeren Hinterläufe und Löffel, sowie durch die grauliche Färbung. Auf der Oberseite ist der Pelz gelbbräunlich-

grau, vorn mit Rothgelb gemischt, an den Seiten in's Weißliche spielend, unten wie beim Hasen weiß, am Vorderhals dagegen rostgelblichgrau und am Unterhalse, wie im Nacken rostroth. Der Schwanz ist oben schwarz, unten weiß, an der Spitze rostfarbig; das Ohr ist schwarz gekantet. Die Länge des erwachsenen Kaninchenrammlers beträgt höchstens 18 Zoll, das Gewicht selten mehr als 5 Pfund.

Das Kaninchen ist in Südeuropa häufiger, als bei uns zu Lande und

Fig. 22.

Das Kaninchen, Lepus Cuniculus.

fehlt im höheren Norden. Man nimmt an, daß es nördlich von den Alpen erst eingeführt sei. Spanien ist seit alten Zeiten wegen seines Kaninchenreichthums berühmt oder berüchtigt gewesen.

In seinem Wesen und in seiner Lebensweise hat das Kaninchen große Aehnlichkeit mit dem Hasen. Seine Begabungen und Fähigkeiten, seine Bewegungen und seine Stimme, die Eigenschaften und Gewohnheiten sind wesentlich denen seines Verwandten gleich. Was dem Kaninchen eigenthümlich ist, steht mit seiner bezüglichen Größe und Bauart im Einklange. Die

Digitized by Google

kürzeren Läufe befähigen es zu einem mehr huschenden, als springenden Lauf und zugleich zum Graben. Es ist mehr Erdthier als der Hase; es lebt mehr unter, als über dem Boden. Bei Tage liegt es in einem ziemlich verzweigten, selbstgegrabenen Bau verborgen, gegen Abend treibt es sich im Walde oder in dessen Nähe umher und äst sich. Es entfernt sich selten weit vom Bau, weil es zwar gewandt, aber nicht besonders schnell läuft, und im flachen Felde durch behende Feinde sehr gefährdet sein würde; es kehrt auch bei Gefahr immer rasch zum Bau zurück. Wenn es sich ganz ungestört weiß, treibt es sich wohl auch bei Tage außerhalb seiner Röhre umher, doch nur, wenn der Bau im Dickicht liegt. Manchmal bewohnt es ein und denselben Bau mit seinem Erzfeind Reinecke.

Das geistige Wesen des Kaninchens erscheint uns edler, als das seines Verwandten. Das Kaninchen ist seinen Feinden gegenüber vielleicht noch furchtsamer, aber entschieden klüger, verschmitzter und listiger, und zeigt sich im Umgange mit Anderen seiner Art geselliger und treuer, als der Hase. Es hängt fester an seinem Gatten und liebt seine Kinder wärmer. Der Vater zeigt sich zwar ebenfalls oft grausam gegen seine Nachkommenschaft, möglicher Weise aus — übergroßer Zärtlichkeit, behandelt sie aber später mit viel Liebe, und die Mutter erfüllt ihre Pflichten mit treuer Hingebung. Hierin ist jedenfalls die Hauptursache seiner überraschenden Vermehrung zu suchen.

Die Paarung findet vom Winter an bis in den Spätherbst statt. Eine Kaninchenhäsin kann achtmal in einem Jahre Junge zur Welt bringen, und da sie jedesmal deren 4 bis 8 zu setzen pflegt, eine ganz ansehnliche Nachkommenschaft erzeugen. Man hat berechnet, daß ein einziges Paar binnen 4 Jahren eine Nachkommenschaft von 1,250,000 Stücken erzeugen würde — gebe es keine Feinde und immer günstiges Wetter. Das eigentliche Nest wird stets mit den Bauchhaaren der Kaninchenhäsin weich ausgefüttert; die Jungen verweilen so lange in dem warmen und geschützten Orte, bis sie hinreichend erwachsen sind, und auch nach dem Ausfahren kehren sie noch regelmäßig zum Bau zurück.

Die Feinde des Kaninchen sind dieselben, welche dem Hasen nachstellen; nur wenige aber befehden das unterirdisch lebende Geschöpf mit besonderem Erfolg. Selbst der Mensch steht dem Nager oft machtlos gegenüber. Das Kaninchen vermehrt sich zuweilen in Besorgniß erregender Menge und scheint

aller Vertilgungsmaßregeln zu spotten. Für den ungeübten Schützen ist es nicht eben leicht, das überaus gewandt zwischen dem Gebüsch dahinhuschende Thier zu erlegen, und Fanganstalten aller Art führen auch nicht immer zum Ziel. Am ergiebigsten ist die Jagd mit dem Frettchen, deren wir bereits gedacht haben, und sie wird deshalb in allen südlichen Ländern Europa's leidenschaftlich betrieben. Der Nutzen des erbenteten Kaninchens ist geringer, der Schaden, welchen das lebende anrichtet, dagegen viel bedeutender, als bei dem Hasen. Unter Umständen kann das Kaninchen zur Landplage werden. Man mag sich also hüten, es in Gegenden, wo es noch nicht heimisch ist, einzubürgern, denn Dies ist ungleich leichter, als es wieder los zu werden.

Achter Abschnitt.

Das Federwild.

Dem Forscher ist es stets erfreulich, wenn er so recht von Herzensgrund mit dem Jäger und Forstmann übereinstimmen kann, am erfreulichsten aber, wenn er selbst mit Lust und Liebe dem edeln Waidwerk obliegt oder sich um das Gedeihen und Bestehen des Waldes bekümmert und für dasselbe wirkt. Das Federwild unserer deutschen Waldungen giebt glücklicher Weise zu verschiedenen Anschauungen der eben genannten Drei keine Veranlassung. Unser Gerechtigkeitsgefühl verlangte bei Besprechung des Haarwilds, den Waidmann zurückzusetzen, um dem Forscher und Forstmann gerecht zu werden. Wir mußten die Bitte um Schonung, welche wir zu Gunsten der Thierwelt einlegen, wo es nur immer angeht, unausgesprochen lassen, weil wir uns nicht verhehlen durften, daß sie eine ungerechtfertigte sei. Für unser Federwild aber können wir ohne Bedenken in die Schranken treten und gleich von vorn herein unsern Wunsch laut werden lassen, daß diese Zierde der Waldungen uns doch noch recht lange ungeschmälert erhalten bleiben möge. Zwar werden wir vielleicht nicht ganz unangefochten bleiben; die Wenigen aber, welche wegen der von dem Auer- oder Birkenwild verzehrten Baumknospen und Nadeln ein großes Geschrei erheben, sollen uns nicht beirren. Wir wissen, daß unser Federwild den Wald nicht im Geringsten gefährdet.

Wie das Haarwild, gehört auch das jagdbare Geflügel des Waldes im engeren Sinne nicht ein und derselben Ordnung an. Die fünf Vogelarten, welche es bilden, vertheilen sich vielmehr auf die Ordnung der Hühner und die Ordnung der Sumpfvögel. Die erstere ist die zahlreichere, die letztere wird nur durch ein einziges Mitglied vertreten. Wir folgen dem System, wenn wir die Hühner in erster Reihe betrachten.

Unsere Waldhühner gehören zu den anziehendsten Thieren ihres Gebiets. Sie zeichnen sich ebenso sehr durch Gestalt und Befiederung, wie durch Lebensweise und Betragen aus. Auch wenn man die sehr zahlreiche Zunft der Hühner im Allgemeinen mit ihnen vergleicht, und selbst wenn man die farbenprächtigen Verwandten anderer Erdtheile ihnen zur Seite stellt, behaupten sie noch den hohen Rang, welchen sie innerhalb ihrer Ordnung einnehmen. Sie sind stattliche und schön gefärbte Vögel; namentlich die Hähne sind durch ihre Größe und Befiederung ausgezeichnet. Ihre unterscheidenden Merkmale liegen in dem starken, dicken, hakenartigen Schnabel und den bis zu den Zehen herab befiederten Füßen, welche im Winter und im Frühjahre seitlich mit eigenthümlichen fransenartigen Horngebilden, den sogenannten Balzstiften, besetzt sind. Die Männchen sind fast um ein Drittheil größer, als die Weibchen und auch regelmäßig anders gefärbt, obwohl nur bei einigen Arten der Unterschied Jedermann in die Augen springt. Bei den Edelwaldhühnern zeigt sich das Gefieder der Hähne durch eine dunkele, metallischglänzende Farbe aus, während die schwächeren Weibchen, wie die Hennen insgemein, ein Kleid tragen, welches sich der Gesammtfärbung des Bodens auf das Innigste anschließt. Bezeichnend für die Waldhühner sind zwei nackte, mit Warzen oder hornartigen Blättchen bedeckte Hautstellen von hochrother Farbe über den Augen, welche man kurzweg Augenbrauen zu nennen pflegt. Der obere Rand dieser Brauen ist abstehend und kammartig ausgezackt. Die Befiederung ist eine sehr reiche, dichte und mittelharte; selten nur sind einige Federn verlängert. Gewöhnlich sind die kurzen Flügel stark gewölbt und gerundet, indem die erste Feder kurz, die zweite etwas länger und die dritte oder vierte am längsten erscheint. Der Schwanz, welcher aus 16 bis 18 harten Federn besteht, ist verschieden gestaltet, immer aber breit und kurz. 14 Hals-, 7 Rücken- und 7 Schwanzwirbel setzen die Wirbelsäule zusammen. Das Brustbein ist breit, die Knochen sind verhältnißmäßig kräftig.

Mit Ausnahme der Schneehühner, welche zu derselben Familie zählen, bewohnen die Waldhühner, ihrem Namen entsprechend, Waldungen, am liebsten solche in Gebirgsgegenden. Sie sind Standvögel, welche nur durch starken Schneefall und bezüglich Nahrungsmangel von den höheren Gebirgen in die Niederung herabgedrückt werden und immer nach dem früheren Gebiete zurückkehren, sobald sich die Umstände geändert haben. Einen guten Theil

ihres Lebens bringen sie auf den Bäumen zu; auf den Boden herab kommen sie, um dort Nahrung zu suchen und um zu brüten.

Die Begabungen der Waldhühner sind gering. Sie sind weder besonders bewegungsfähig, noch geistig vor anderen Vögeln ausgezeichnet. Ihre Bewegungen sind verhältnißmäßig schwerfällig; nur der Lauf ist rasch, ausdauernd und fördernd, der Flug dagegen hart, langsam und ermüdend. Unter den Sinnen stehen Gehör und Gesicht obenan. Der Verstand ist unbedeutend. Die Waldhühner sind zwar scheu und vorsichtig im hohen Grade, geben aber sonst keine Beweise wirklicher Klugheit.

Das gesellige und Familienleben aller Arten dieser Gruppe hat sehr viel Eigenthümliches. Die Hähne leben regelmäßig einsiedlerisch für sich und niemals in wirklicher Ehe mit ihren Hennen, sondern in der entschiedensten Vielweiberei. Sie sind brünstig im höchsten Grade, bekümmern sich aber nur so lange um die Hennen, als ihre Liebeszeit währt, und an der Erziehung ihrer Kinder nehmen sie nun vollends nicht den geringsten Antheil. Die Paarungsluft verändert ihr ganzes Wesen und Treiben; sie macht die brünstigen Hähne halb oder ganz toll, begeistert sie zu den sonderbarsten Liebesgesängen und feuert sie zu heftigen Kämpfen mit allen Gleichgesinnten an, läßt sie sogar Artunterschiede gänzlich vergessen und reißt sie zu unnatürlichen Verbindungen hin. Die Hennen theilen die Gefühle der Hähne, obwohl sie dieselben nicht in so lauter Weise kundgeben. Nach erfolgter Befruchtung legen sie 8 bis 16 Eier in ein einfaches, unordentliches Nest auf den Boden und bebrüten sie mit dem größten Eifer, wie sie sich auch späterhin allen mütterlichen Sorgen und Mühen mit bewunderungswürdiger Hingebung unterziehen. Die Jungen lernen schon in so früher Jugendzeit fliegen, daß ihre Schwingen für das sich fortwährend vermehrende Gewicht des Körpers bald zu schwach werden und bis zum Erwachsensein einige Male gewechselt werden müssen, um den Erfordernissen zum Flug zu genügen. In der frühesten Jugend ernähren sich unsere Thiere hauptsächlich von Kerbthieren und deren Larven, später äsen sie sich von Sämereien, Beeren, Waldfrüchten, Knospen und Blättern.

Leider hindert eine nahmhafte Anzahl von Feinden die von jeden waidgerechtem Jäger so sehnlich erwünschte Vermehrung der Waldhühner. Die ganze Gesellschaft, welche Wildungen in den weiter oben erwähnten Versen zusammenfügte, befehdet auch die Hühner, deren Wildpret ihnen ebenso wohl-

schmeckend erscheint, als uns. Nachtheiliger noch wirkt die Verminderung des Waldes selbst. Schon jetzt sind einzelne Arten in Gegenden, welche sie früher häufig bevölkerten, vollkommen ausgerottet worden.

1. Das Auerhuhn, Tetrao Urogallus Linné.

„An den Auerhahn denk, an den Auerhahn,
Der Allen an Stolz und Pracht voran."

so ruft Kobell dem Waidmann zu: — und welchen Waidmann gäbe es, der zur Zeit, wo dieser stolze Vogel des Waldes in früher Morgenstunde seinen Liegesgesang durch den Wald ruft, auch nur eine Stunde des Tages verleben könnte, ohne an ihn zu denken! Nicht der balzende Auerhahn nur ist aufgeregt in der Zeit seiner Liebe: auch der Jäger, der zu den Glücklichen gehört, welche diesen Vogel unter ihren Schutzbefohlenen zählen, theilt ähnliche Gefühle. Man muß selbst durch den Wald geschlichen sein in dämmernder Frühlingsmorgenstunde, unhörbar den Athem an sich gehalten, jedes Geräusch vermeidend, vorsichtig den Fuß auf die Moos- oder Schneedecke setzend, doch nur so lange der balzende Hahn eben schleift — mit einem Worte, man muß der Auerhahnbalze selbst beigewohnt haben, um solche Aufregung zu verstehen.

Das Auerhuhn, welches auch Ur-, Ohr-, Wald-, Alpen-, Gurgel-, Grugel- oder Spill-, Ried-, Federhuhn, großes Waldhuhn, wildes Huhn und Bergfasan genannt wird, kann mit keinem seiner bei uns wohnenden Verwandten verwechselt werden, denn es ist mindestens noch einmal so groß, als die übrigen bei uns lebenden Verwandten, mit der alleinigen Ausnahme der von ihm und dem Birkhuhn erzeugten Bastarde. Außerdem unterscheidet es der starke, abgerundete Schwanz, der große, dicke hellgefärbte Schnabel und die Zeichnung. Der Auerhahn ist ein stolzer, herrlicher Vogel von $3\frac{1}{2}$—$3\frac{3}{4}$ Fuß Länge, 4—$4\frac{3}{4}$ Fuß Breite und 8—10 Pfund Gewicht. Die Gestalt ist stark, kräftig und gedrungen, die Befiederung dicht und derb, an Kinn und Kehle bartartig verlängert, der Schwanz breit und groß, der sehr gewölbte Flügel dagegen kurz, der Fuß stark und kurzzehig, die Färbung im Allgemeinen dunkel aschgrau oder düster schwarz, an Gurgel und Brust glänzend stahlgrün, am Hinterhals dunkel aschgrau und schwarz gewässert, auf Rücken und Steiß bei gleicher Grundfärbung aschgrau und rostbraun überpudert, auf dem Oberflügel schwarzbraun,

Patzender — Auerhahn

Digitized by Google

Digitized by Google

rostfarben gewässert, am Unterkörper schwarz und weiß gefleckt, welch letztere Färbung namentlich am Hinterbauche vorherrschend wird. Der Augenstern ist braun, die Braue hochroth.

Das Weibchen ist bedeutend kleiner. Seine Länge beträgt nur 27—30 Zoll; seine Breite schwankt zwischen 42 und 45 Zoll, sein Gewicht zwischen 3³/₈ und 5 Pfund. Das Federkleid hat mit jener des Männchens kaum Aehnlichkeit. Die Färbung ist ein Gemisch von Schwarzbraun, Rostgelb und Rostgraugelb. Kopf und Oberhals sind schwärzlich, rostgelb und aschgrau quer gestreift, Kehle und Vorderhals rostrothgelb, die Oberbrust ist rostroth und der übrige Unterkörper rostrothgelb mit schwärzlichen und weißlichen unterbrochenen Querbinden. Der Schnabel ist dunkler, als beim Männchen, der rothe Augenfleck schmäler, kürzer und bleicher.

Sehr verschieden von den Alten sind die Jungen gefärbt, und zwar verschieden je nach dem Alter, welches sie eben erreicht haben; denn sie wechseln bis zum Erwachsensein fünfmal ihr Federkleid. Das eben aus dem Ei gekrochene Auerhuhn trägt die zarte Befiederung, welche wir an unseren Küchlein zu sehen gewohnt sind. Die Färbung ist oben ein Gemisch aus Rostbraun und Rostgelb, unten ein mattes Schwefelgelb. Die Stirn und ein Streifen durch's Auge ist rostgelb, der Hinterkopf rostfarben, die Seiten des Kopfes sind rostschwefelgelb, durch dunkelbraune oder schwärzliche Striche und Flecken hinter den Augen und Nasenlöchern unterbrochen. Der Rücken ist rostroth und rostfarben, schwärzlich und braun gefleckt und gestreift, der Unterleib gleichfarbig. Schon wenig Tage nach dem Auskriechen brechen die Schwungfedern hervor, bald nach ihnen die Rücken- und endlich die Brustfedern. Dann erhält das Küchlein sein erstes eigentliches Federkleid. Bei ihm sind die kleinen Federn des Kopfes, Hinterhalses und Rückens grauschwarz, am Grunde weißlich, an der Spitze rostgelblich geschäftet und schwarz und rostgelb in der Quere gestreift, die Federn des Unterleibes rostgelbbraun, gefleckt und gebändert, die Schwungfedern aber grauschwarz, und ebenso gezeichnet. Im zweiten Federkleide, welches wiederum nur wenige Tage später angelegt wird, treten auf den Federn des Kopfes und Hinterhalses dunklere Querbinden und Zickzacklinien hervor, und auch der rostbraune Rücken ist im Zickzack schwärzlich und zwar quer gewellt. Die Stelle unter den Augen ist bräunlich, rostfarben und weiß gefleckt, die Kehle grauweiß mit tiefgrauen Spitzenkanten und verdeckten Querflecken, der Vorderhals rost-

gelblich weiß mit schwarzen Querbinden und rostfarbigen Spitzenkanten, der übrige Unterkörper ein Gemisch von Weiß und Rostgelbbraun mit schwarzer Querbänderung. Bis jetzt sind Männchen und Weibchen einander ähnlich gefärbt; doch zeigt sich bereits in der Größe der Unterschied beider Geschlechter. Das Kleid des jungen Weibchens geht nun ohne merkliche Farbenunterschiede in das des alten Vogels über; der junge Hahn hingegen hat noch einen deutlich zu unterscheidenden Federwechsel durchzumachen. Die schwarzgrauen Federn des Kopfes, welche auf der Stirn in's Rostfarbige spielen, erhalten eine äußerst feine, hellaschgraue Wässerung, der Hinterhals und die Halsseiten, der Unterrücken und Steiß, welche aschgrau gefiedert sind, dagegen feine schwarze Zickzacklinien, die Federn des Oberrückens, deren Grundfärbung rostbraun ist, aber schwarzbraune Zickzacklinien. Die Befiederung der Kehle wird grauweiß mit schwärzlichen Spitzenkanten, die Federn des Vorderhalses zeigen auf weißlichem Grunde aschgraue Fleckenzeichnung und Wässerung, jene des schwarzen Kopfes rostbraune und graue Spitzenkanten, die Federn der Mitte der Brust auf schwarzem Grunde rostfarbene Flecken, weiße Spitzen und schwärzliche, die Federn des Bauches und der Schienbeine endlich eine aus weiß und grauweiß gemischte Färbung. Auch dieses Kleid trägt der junge Auerhahn nur kurze Zeit; denn schon, wenn er nur die Hälfte der Größe erreicht hat, brechen die Federn des ausgefärbten Kleides hervor, an Flügeln und Schwanz zuerst, dann an den Seiten der Brust und endlich am übrigen Körper. Dieser letzte Federwechsel vollendet sich weit langsamer, als die früheren, und der Vogel hat, wenn sein Kleid vollendet ist, auch fast seine volle Größe erreicht. Später haben nur noch die verschiedenen Jahreszeiten einigen, aber sehr geringen Einfluß auf die Färbung des Gefieders.

Wir haben mit aller Absicht den vielfachen Wechsel des Gefieders ausführlich beschrieben, weil er ein Stück der Jugendgeschichte unseres Auerhahnes ist. Das Verdienst der Beobachtung und Beschreibung aller dieser Veränderungen, welches das Auerhuhn durchzumachen hat, gebührt dem Altmeister unserer deutschen Vogelkundigen, Christian Ludwig Brehm, dem wir bei unserer Beschreibung auch gefolgt sind. Von diesem Naturforscher rührt auch die beste Lebensschilderung des Auerhahnes her, welche bis jetzt veröffentlicht worden ist.

Zusammenhängende Waldungen, besonders solche, in welchen Laubholz mit Nadelbäumen abwechselt, sonst aber auch reine Schwarzwälder, bilden

den Aufenthalt des Auerhuhns. Es verbreitet sich über den größten Theil Europa's: von den Pyrenäen und dem südlichen Abhange der Alpen an reicht es bis nach Lappland hinauf; außerdem findet es sich in dem größten Theile des südlichen Sibirien. Im Norden ist es häufiger, als bei uns, obwohl es hier weit mehr geschont wird, als in jenen Ländern, wo jeder Bauer das Recht zur Jagd hat. Nur bei sehr hohem Schnee und besonders rauhem Wetter verläßt das Auerwild seinen Stand im Hochgebirge und zieht sich in etwas tiefere Gegenden herab, kehrt aber immer sobald als möglich zu dem früheren Orte zurück. Während des Tages gewahrt selbst der aufmerksame Beobachter selten eine Spur dieses scheuen und vorsichtigen Wildes. Hahn und Henne, jedes Geschlecht abgesondert, äsen sich dann auf dem Boden, namentlich im Dickicht zwischen Haidegräsern und dgl. und überhaupt da, wo Jedes sich möglichst verstecken kann. Gegen Abend bäumen alle flugbaren Auerhühner, um sich vor Gefahr zu schützen, und bei recht hohem Schnee kommt es vor, daß eine Kette tagelang nur auf Bäumen verweilt, dort von den Knospen und Nadeln der Fichten, Tannen und Kiefern sich äsend.

Unter seinen Verwandten erscheint das Auerhuhn als das schwerfälligste. Der Hahn ist ein ziemlich ungeschickter, oder vielleicht richtiger, ein ernstruhiger Vogel. Sein Gang ist gut, obwohl gemessen. Dabei trägt er den Leib fast wagrecht, den Hals eingezogen, aber etwas vorgelegt, den Steiß oder den Schwanz gegen den Boden herab gesenkt. Der Flug ist eine Reihe schneller, rauschender Schwingenschläge, welche bald ermüden. Deshalb fliegt unser Wild auch niemals weit und noch weniger hoch. Die Henne ist etwas behender in ihren Bewegungen, als der Hahn, im Vergleich zu dem gewandten Birk- oder Haselhuhn jedoch noch sehr langsam und ungeschickt. Unter unserem Waldgeflügel gehört das Auerwild zu dem scheuesten von allen. Sein ganz vortreffliches Gesicht und Gehör läßt es eine Gefahr schon von Weitem wahrnehmen, und sobald es etwas Verdächtiges merkt, steht es augenblicklich auf und fliegt davon. Nur der Sinn des Geruchs ist weniger ausgebildet. Dem balzenden Auerhahn kann sich der Jäger mit jedem Winde nahen, ohne befürchten zu müssen, gewittert zu werden. Stürmisches Wetter scheint auch auf das Auerwild einen sehr großen Einfluß zu üben und seine Scheu und Vorsicht zu vermehren.

Die Aesung ist eine gemischte. Alle möglichen Arten von Kerbthieren, sodann Regenwürmer, kleine Schnecken und endlich Knospen, Blätter,

Beeren, Früchte, Sämereien, bilden die gewöhnliche Nahrung unserer Vögel. Im Winter nähren sie sich oft lange ausschließlich von Fichten-, Kiefern- oder Tannennadeln und besonders gern von den noch kleinen und grünen Zapfen der genannten Bäume. Wie die meisten übrigen Hühner verschlucken auch sie kleine Kiesel und Sand, welche jedenfalls dazu dienen, die grobe Nahrung im Magen verkleinern zu helfen. Frisches Wasser ist dem Auerwild ein Bedürfniß. Es trinkt nicht nur, sondern badet sich auch gern im Wasser, ganz gegen anderer Hühner Art.

Wie schon bemerkt wurde, lebt der stolze Hahn bis gegen die Balzzeit hin einsiedlerisch und fern von den Hennen, welche besondere Ketten zu bilden pflegen. Die Balze verändert sein ganzes Wesen. Der Begattungstrieb ist bei allen in Vielweiberei lebenden Vögeln stärker, als bei denen, welche ein wirkliches Eheleben führen. So auch bei unseren Auerhähnen. Je nach der Jahreszeit und der Oertlichkeit, in gemäßigten Gegenden und bei guter Witterung also früher, als in nördlichen Ländern oder im Hochgebirge und bezüglich bei schlechter Witterung, jedenfalls aber im April, beginnt die Balzzeit. Früher als im Monat Februar balzt der Auerhahn nie und später als im Monat Mai nur in den nördlichsten Gegenden Europa's, in Lappland z. B., wo der eigentliche Frühling ja erst im Juni oder Juli einzutreten pflegt. Die Balze selbst geschieht folgendermaßen. Der Auerhahn stiebt Abends auf demselben Baume ein, auf welchem er am nächsten Morgen balzen will und bringt auf ihm die Nacht zu. Sofort nach dem Einstieben steht er mehrere Minuten lang bewegungslos und beobachtet Alles um sich herum mit außergewöhnlicher Aufmerksamkeit. Das geringste Geräusch bewegt ihn, sich einen andern Baum, oft weit entfernt davon, zu suchen. Bleibt Alles ruhig, so pflegt er eine besondere Halsbewegung zu machen, als wenn er sich erbrechen wollte oder dem Ersticken nahe wäre und giebt dann einen gewissen Ton von sich, welchen der Jäger mit „würgen" oder „kröpfen" bezeichnet, einen Ton, welcher ungefähr mit dem Grunzen eines jungen Schweines verglichen werden kann. Von den meisten Jägern wird dieses Zeichen als ein gutes und unfehlbares für die morgende Balze genommen. Sodann verweilt der Hahn bis kurze Zeit nach Mitternacht still und ruhig auf seinem Platze. Morgens zwei Uhr, spätestens eine halbe Stunde nachher, beginnt der Liebesgesang, zunächst mit dem S c h n a l z e n oder S c h n a p p e n. Der Hahn streckt den

Kopf vor, sträubt die Kopf- und Kehlfedern, schnalzt und fängt nun zu schlagen an, bis er mit dem Hauptschlag das Vorspiel endet und nun zum „Vers- oder Gesetzelmachen,“ dem Schleifen oder Wetzen übergeht. Der erste Schlag ist vergleichbar dem Ausrufe „tod“, dann folgt „tödtödtöd“, mit immer sich steigernder Schnelligkeit „tödödödöd“, bis zum stärkeren Hauptschlage „klak“. Das Schleifen selbst mit Worten auszudrücken, ist kaum möglich, es nachzuahmen, auch dem geübtesten Jäger niemals gelungen. Am besten läßt es sich noch mit dem Wetzen eines langen Tischmessers an einer Sense vergleichen und ungefähr durch die Silben „heideheideheiderei“ ausdrücken. Es währt 3½ bis 4 Sekunden, niemals länger. Mit Beginn des Schleifens oder Einspielens schlägt der Hahn sein Spiel in ein Rad und dreht es beständig nach auf- und abwärts, läßt die Flügel hängen und schlägt und zittert mit ihnen, richtet den Hals und die Lichter nach aufwärts, trippelt auf dem Aste hin und her, tritt dabei kleine Aestchen und Nadeln ab und ist in so hohen Grad von Verzückung gekommen, daß er nicht selten regelmäßig taub ist gegen Alles, was vorgeht. Die meisten Jäger behaupten, daß er nicht sehen könne, Chr. L. Brehm aber hat sich durch Schwenken eines weißen Taschentuches unter dem balzenden Hahn oder durch Funkenschlagen überzeugt, daß er auch während des Schleifens recht gut sehen kann. Bis gegen die Morgendämmerung hin währt in kurzen Zwischenräumen dieses sonderbare Liebesspiel. Dann vernimmt der achtsame Beobachter in der Nähe vielleicht das sanfte „Backbak“ der durch den Balzgesang aufgeregten Hennen, und plötzlich steht der Hahn ab und begiebt sich nun zu diesen, um sie zu betreten. Noch heutigen Tages sind die Meinungen darüber getheilt, ob die Hennen sich vom balzenden Auerhahn anlocken lassen, oder ob dieser ihrem Aufenthaltsort auch ohne besondere Einladung zufliegt; nur soviel weiß man, daß der brünstige Hahn, welcher oft weit nach den Hennen fliegt, sofort nach seiner Ankunft auch auf der Erde balzt, um die Hennen herumgeht und sie dann betritt, an einem Morgen vielleicht ihrer drei oder vier. Sicher ist, daß die Hennen an der Balze den regsten Antheil nehmen und erwiesen, daß sie den besten Balzhahn bevorzugen. Daher kommt es denn auch, daß zuweilen in der Nähe der Hennen die hitzigsten Kämpfe unter den verliebten Hähnen vorkommen, bei denen diese manchmal ihre Sicherheit leichtsinnig auf das Spiel setzen, daß sie selbst mit den Händen ergriffen werden können. Einzelne Hähne werden durch diese Streitig-

keiten äußerst rauflustig und fallen auch andere Geschöpfe und sogar den Menschen an. So erzählt Wildungen, daß im Anspach'schen ein Auerhahn zwei Holzbauern wüthend überfiel, mit den Flügeln heftig schlug und mit dem Schnabel biß, und Dies auch mehrere Morgen hinter einander fortsetzte, bis er von dem berechtigten Jäger während eines solchen Anfalls eingefangen wurde. In der Nähe von Renthendorf, Brehm's Wohnorte, lebte ein ähnlicher Raufbold, welcher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Während und nach der Balzzeit hielt er sich in der Nähe eines ziemlich besuchten Weges auf und näherte sich zudringlich den Vorübergehenden, lief neben ihnen her, biß sie in die Beine, schlug sie mit den Flügeln und war kaum zu verscheuchen. Ein Jäger ergriff ihn und trug ihn nach einem zwei Stunden entfernten Orte, wo er ihn frei ließ. Am andern Tage war er wieder auf seinem alten Platze und wurde nochmals gefangen, um von Neuem zu dem Förster gebracht zu werden. Anfangs verhielt er sich ruhig, bald aber begann er zu kratzen, sodaß er dem Träger den Rock zerfetzte und ihn überhaupt so zurichtete, daß er ihn fliegen ließ. Unter den Holzdieben entstand der Glaube, daß die Jäger einen bösen Geist in diesen Vogel gebannt hätten, und dieser Wahn erhielt dem Auerhahn auch mehrere Monate das Leben, bis er endlich von einem weniger Gläubigen ergriffen und getödtet wurde. Ein anderer in Schlesien nahm nicht blos Leute, sondern auch die Pferde der Forstbedienten an, und einem dritten im Steigerwalde gefiel es, wie Kobell berichtet, sich zu den Haushühnern zu gesellen, wobei er den armen Gokel, welcher ihn wegweisen wollte, furchtbar zerzauste. — Zuweilen kommt es vor, daß bereits im Februar Auerhähne balzen, und junge Hähne pflegen sich oft schon im ersten Herbst ihres Lebens im August und September in ihrem Liebesgesange zu üben.

In Mitteldeutschland macht die befruchtete Henne gewöhnlich Anfangs Mai Anstalt zum Neste, d. h. scharrt sich auf Schlägen, zwischen einzelnen Büschen, im langen Grase, Haidekraut oder Beergesträuche eine einfache Vertiefung aus, legt einige Reiser dahinein und beginnt nun zu legen. Junge Hennen legen selten mehr, als 6 bis 8, ältere 12 bis 14 Eier. Die Brutzeit währt 28 bis 30 Tage. Gegen das Ende dieser Zeit hin sitzt die Henne so fest auf ihrem Neste, daß sie sich von den Eiern wegnehmen und wieder hinsetzen läßt, ohne irgend welche Furcht zu zeigen oder das Nest durch Wegfliegen zu verlassen. Diese geringe Vorsicht wird dem armen

Thiere leider oft verderblich; denn auch vor Füchsen und andern Raubthieren nimmt sie sich wenig in Acht, ja, man kennt ein Beispiel, daß eine brütende Auerhenne von einer Kuh todt getreten wurde. Andererseits aber giebt sie dem Jagdliebhaber auch Gelegenheit, das Nest zu hudern, d. h. mit einer Einzäunung oder Einfriedigung rings zu umgeben, welche die meisten Feinde abhält, die Henne aber nicht im Geringsten stört. Die Jungen laufen schon wenige Stunden nach ihrem Auskriechen mit der Mutter weg und werden jetzt von dieser mit der größten Liebe und Sorgfalt geschützt. Wahrhaft rührend ist es zu sehen, wie die Alte sich bei dem Erscheinen eines Menschen oder eines Feindes der augenscheinlichsten Gefahr aussetzt, um ihre Brut zu schützen. Die Jungen sind im Nu verschwunden; denn sie wissen sich so gut zu verstecken, daß es schwer wird, eins von ihnen zu bemerken. Die Gleichmäßigkeit ihres Jugendkleides mit dem Boden des Waldes kommt ihnen dabei trefflich zu statten. Sobald sie sich geborgen haben, flattert, hinkt und fliegt die Henne vor dem Feinde dahin, immer in einem gewissen Abstand, lockt ihn weiter und weiter vom Platze weg, auf welchem die Jungen sich bargen, steht endlich, wenn sie ihren Zweck erreicht zu haben glaubt, plötzlich auf und kehrt in großen Bogen rasch zu den harrenden Kleinen zurück, welche sie mit zärtlichem „Gluckgluck“ bald um sich versammelt. In der ersten Jugend äsen sich die Jungen hauptsächlich von Kerbthieren, vor Allem von Ameiseneiern, welche die Alte durch Aufscharren der Haufen bloßlegt. Den ganz Jungen legt sie, nachdem sie die Schaar mit zärtlichem „Bak bak“ herbeigelockt hat, eingefangene Fliegen oder andere Kerbthiere, Larven, Raupen, Regenwürmer vor den Schnabel und gewöhnt sie so zum Fressen. Später äst die junge Brut dieselbe Nahrung, wie das erwachsene Wild.

Unser sämmtliches Raubgeflügel bedroht zumal das jüngere Auerwild bei Tag und Nacht, am allermeisten, so lange es die Mutter noch unter ihre Flügel nehmen muß. Jemehr die junge Gesellschaft fliegen lernt, um so weniger Gefahren ist sie ausgesetzt, obwohl Wildkatzen, Füchse, Marder, Habichte, Adler und Uhus auch den Alten noch gefährlich werden.

Der wahre Waidmann schont das Auerwild so viel als möglich. Für gewöhnlich jagt man den Hahn; Bubenjäger nur schießen die Hennen weg. In vielen Gegenden fällt die Jagdzeit mit der Balze des Auerhahns zusammen. Der Auerhahn verlangt einen sehr geübten, kaltblütigen Jäger;

denn es ist ein Kunststück, ihn zu erlegen. Der Jäger muß Abends vor der Balze den Hahn verhören, um die Gegend auszukundschaften, in welcher dieser balzen will. Am nächsten Morgen um zwei Uhr, spätestens eine halbe Stunde später, begiebt er sich so still als möglich in die Nähe des Balzplatzes und erwartet das erste Balzen oder Schnappen des Hahnes. Sobald dieser regelmäßig zu spielen beginnt, nähert sich ihm der Jäger nach dem jedesmaligen Hören des Hauptschlages während des Schleifens oder Wetzens mit je zwei oder höchstens drei Sprüngen und bezüglich großen Schritten, verweilt nach ihnen, wie gebannt, auf derselben Stelle und setzt erst bei dem nächsten Schleifen seinen Weg fort. Auf diese Art nähert er sich, bis er aus dem Balzen des Hahnes wahrnimmt, daß er in schußgerechter Nähe angelangt ist. Hat er nun den Hahn erblickt, so spannt er sein Gewehr, schlägt während des Balzens an, erwartet ruhig den nächsten Vers und schießt den stolzen Vogel herab. Ungeübte Jagdfreunde müssen sich „eingehängt“ dem Hahne nähern, d. h. durch geübte Jäger sich ihm zuführen lassen; denn ein einziger Sprung mehr verscheucht den Hahn. Die Jagd dieses Vogels erfordert, mehr als jede andere, Geduld, Vorsicht und vor Allem möglichst genaue Kenntniß der Oertlichkeit. Norwegische Bauern sind in dieser Waidmannsarbeit so geübt, daß ihnen selten ein balzender Hahn entgeht. Wir haben aber auch bei uns zu Lande sehr tüchtige Jäger, welche ihres Wildes so ziemlich sicher sind. In manchen Gegenden werden noch heutzutage drei bis vier Auerhähne von ein und demselben Jäger an einem Morgen erlegt; doch wird solches Jagdglück freilich nur den Wenigsten zu Theil. Eigentlichen Gewinn bringt die Auerwildjagd nicht. Der erlegte Hahn, welcher die größte Jagdkunst verlangt, aber auch die größte Jagdfreude gewährt, ist wenig werth; sein Wildpret ist so zähe, daß es nur durch eine längere Beize genießbar gemacht werden kann.

Die Zähmung des Auerwildes ist nicht so schwierig, als man glaubt. Jung eingefangene Vögel lassen sich bei sorgfältiger Behandlung mit Fasanfutter großziehen. In Norwegen sollen neuerdings gefangene Auerhähne sogar zur Fortpflanzung gebracht worden sein. Wir selbst besitzen gegenwärtig Hähne und Hennen, welche sich bei Körner- und Grünfutter, wie sie es verlangen, sehr wohl befinden.

2. Das Birkhuhn. Tetrao tetrix Linné.

An der geringeren Größe und an dem tiefgabelförmig ausgeschnittenen Schwanze des Hahnes ist das Birkhuhn leicht von dem Auerhuhn zu unterscheiden. Die Länge des Hahnes beträgt nur 23 bis 25 Zoll, bei einer Breite von 35 bis 37 Zoll, die Länge der Henne höchstens 18 Zoll, ihre Breite selten über 29 Zoll. Zwei Pfund zehn Loth für den Hahn und ein Pfund achtzehn bis fünfundzwanzig Loth für die Henne sind das gewöhnliche Gewicht. Das Birkhuhn, welches sonst auch Haidel- oder Haidenhuhn, Laub-, Moor-, Moos-, Spiel-, Spiegel-, Schilf-, und Brunnenhahn oder Huhn, kleines Auerhuhn, schwarzes Waldhuhn und deutscher Fasan genannt wird, ist weit anmuthiger, lebhafter und schöner gefärbt, als sein größerer Verwandter. Bei dem alten Hahn ist das Gefieder im Ganzen schwarz, am Kopf, Hals und Unterrücken prachtvoll stahlblau glänzend, auf den Flügeln zweimal weiß gebändert, unter dem Schwanze reinweiß. Der Schnabel und die Nägel sind schwarz, der Augenstern ist braun, die kahle Braue über den Augen kammartig vorstehend und prächtig hochroth. Das Weibchen hat einen nur wenig gegabelten Schwanz und ein überall ziemlich gleichmäßiges, aus Rostgelb und Rostrothfarben gemischtes, am Unterleib weiß überflogenes Gefieder mit schwarzen Querbinden und Flecken. Im Nestkleid sind beide Geschlechter auf dem Oberkörper rostgelb, rostbraun und schwärzlich gefleckt. Der Unterkörper ist rostgelblichweiß oder rostgraugelb. Ihre Ausbildung und Ausfärbung erfolgt in ähnlicher Weise, wie bei dem Auerwild.

In seiner Verbreitung kommt das Birkwildpret mit dem Auerhuhn ziemlich überein. Nord- und Mitteleuropa und ein großer Theil Asiens beherbergen es. Sehr häufig ist es in Skandinavien, Finnland, dem mittleren Rußland, nicht besonders selten in Deutschland, einzeln noch im südlichen Frankreich, auf den Pyrenäen z. B., und in Norditalien zu finden. Es ist ein Standvogel, welcher nur bei sehr ungünstiger Witterung kleine Wanderungen unternimmt. Von manchen Bergen streicht es nach niedrigeren, sonnigeren Thälern, immer aber kehrt es bald wieder nach dem einmal gewählten Stand zurück. Es ist allerorts häufiger, als das Auerwild, vielleicht deshalb, weil es noch scheuer und vorsichtiger ist. Lieblingsplätze

von ihm sind gemischte Waldungen in hügeligen Gegenden, welche viel Haide oder überhaupt niedrige Dickichte haben, nicht minder auch Moorgrund, welchen es ganz ungemein liebt.

Baumknospen, Körner, Beeren und Kerbthiere bilden die Aesung unseres Wildes. Nebenbei verzehrt es zarte Blätter, Klee z. B., Nadeln und dergleichen. Die Hähne äsen gern auch junge Kiefern- oder Fichtenzapfen; von solchen haben wir mehrmals den Kropf voll gefunden.

In seinem Betragen unterscheidet sich das Birkhuhn wesentlich vom Auerwild. Es ist zwar auch noch schwerfällig, aber doch weit gewandter und lebhafter, als das ernste Auerhuhn. Es läuft schnell, hält sich mehr auf der Erde auf, fliegt ungeachtet seiner kurzen Schwingen recht gut, mit sehr schnellen Flügelschlägen und rauschend, geradaus und weit weg, ist sehr scharfsinnig und im hohen Grade vorsichtig. Seine Nachtruhe hält es regelmäßig auf Bäumen. Die Geschlechter leben bis in die Balzzeit hin getrennt, und die jungen Hähne verlassen ihre Geschwister, sobald sie ausgefärbt sind. Sie einsiedlern dann, während die Hennen kleinere und größere Gesellschaften bilden.

In Deutschland fällt die Balze in den Monat April; sie beginnt bei guten Wetter aber schon im März und dauert manchmal bis mitten in den Mai hinein. In Lappland hörten wir noch im Juli balzende Hähne. Außer dieser Zeit der Erregung und der Liebe ist das Birkwild still; man vernimmt wenigstens nur sehr selten einen balzähnlichen Ruf vom Hahn oder das ziemlich hohe und scharfe „Bak bak" von der Henne. Der Liebestanz des Birkhahns ist für Viele noch anziehender, als die Balze des Auerhahns. Auch der Birkhahn stiebt Abends ein, stellt sich auf den Baum, welchen er zu seiner Nachtruhe wählte und läßt bis zum Einbruch der Nacht kurz abgebrochene Töne vernehmen. Vor der Morgendämmerung — in Skandinavien schon um Mitternacht — verläßt er seine Schlafstelle und begiebt sich auf einen freien Platz in oder nahe am Walde. Hier beginnt nun das eigentliche Liebesspiel, welches bis nach Aufgang der Sonne fortwährt. Sofort nach dem Einstieben giebt der Hahn einige quiekende Töne von sich, schweigt hierauf längere Zeit und beginnt nun zu kollern, d. h. Töne auszustoßen, welche man ungefähr durch die Silben „Golgolgoloreil" ausdrücken könnte, welche man aber gehört haben muß, wenn man sich einen der Wirklichkeit entsprechenden Begriff von ihnen machen will.

Kämpfende Birkhähne

Digitized by Google

Digitized by Google

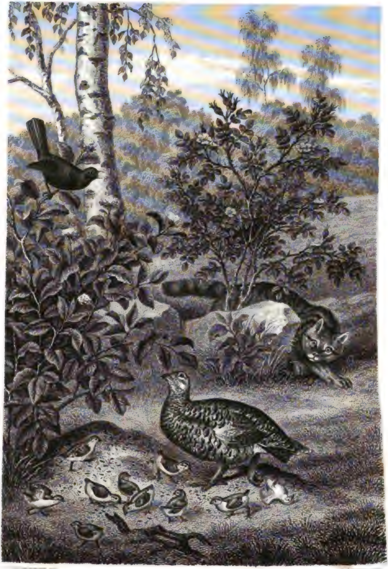
Auf diese Töne folgt wie bei dem Auerhahn ein kurzes Schleifen. Je hitziger der Hahn ist, um so häufiger oder ununterbrochener kollert und schleift er. Dabei führt er die sonderbarsten Bewegungen, Wendungen und Sprünge aus. Vor dem Kollern hält er das Spiel fächerförmig ausgebreitet und senkrecht in die Höhe, den Kopf und Hals, an welchem alle Federn gesträubt sind, emporgestreckt und die gesenkten Flügel vom Leibe ab, thut dann einige Sprünge hin und her, drückt hierauf den Hals bis zum Boden herab, rennt unter beständigen Drehungen auf ihm hin und springt plötzlich hoch in die Höhe. Je verliebter er wird, um so heftiger geberdet er sich. Er scheint förmlich rasend zu sein, und gerade deshalb muß er den Boden aufsuchen: — auf einem Baumaste könnte er seine Tollheiten gar nicht auslassen. Prachtvoll wird das Schauspiel, wenn ein zweiter oder dritter und vierter Hahn auf dem Balzplatze erscheinen und nebenbuhlerische Kämpfe beginnen. Dann erreicht die Tollheit der Bewegungen ihren höchsten Grad, und dazwischen wird gegenseitig gar wacker gekämpft und gestritten, obgleich es eigentlich mehr darauf ankommt, den Andern zu verscheuchen, als ihn zu verwunden oder gar zu tödten. Wie wüthende Haushähne fahren die verliebten Gecken gegen einander los, springen zu gleicher Zeit in die Höhe, packen sich dann, so gut sie können, mit den Schnäbeln, ringen mit einander und versuchen alles Mögliche, um als Sieger den Plan zu behaupten. Auch sie hören während des Schleifens Nichts von Dem, was um sie herum vorgeht, oft nicht einmal einen in ihrer unmittelbaren Nähe abgefeuerten Schuß, sind aber keineswegs so vollkommen taub oder blind, wie behauptet worden ist und fordern selbst im tollsten Liebestaumel alle Geschicklichkeit des ihnen nachstrebenden Waidmanns heraus. Die Birkhennen nähern sich gewöhnlich dem Balzplatze des Hahnes nicht, obwohl es vorkommt, daß sie durch dessen Liebesspiel, welchem sie unzweifelhaft mit der größten Theilnahme folgen, herbeigelockt werden können. Mit Sonnenaufgang pflegen die Hähne ihren Tanzplan zu verlassen und sich zu den Hennen zu begeben, mit denen sie dann einen Theil des Tages zubringen. Auch das Nest der Birkhenne ist nur eine einfache, kaum mit Genist bedeckte Grube, welche gewöhnlich im hohen Grase, im Haidekraute oder unter einem dichten Busche ausgescharrt wird und in der letzten Hälfte des Mai 7 bis 10 graugelbe oder blaßgelbe, mit gelben und rostbraunen oder ölfarbigen Flecken und Punkten, dünner oder dichter bedeckte Eier enthält. Die Henne bebrütet sie drei Wochen sehr

eifrig, sitzt jedoch nicht so fest, wie die Auerhennen. Ihre Jungen leitet und führt sie in gleicher Weise, wie diese.

Dem sorgsamen Thierzüchter wird es nicht schwer, jung eingefangene Birkhühner am Leben zu erhalten und an das Gehöft oder an den Garten zu gewöhnen. In Skandinavien findet man nicht selten Birkwild, welches wie Hausgeflügel in dem Gehöfte umherläuft und eine ziemliche Freiheit genießt, ohne sie zu mißbrauchen. Dort kommt es vor, daß gefangene Hähne in der Balzzeit Hennen aus den benachbarten Wäldern herbeilocken und sich mit ihnen zeitweilig unmittelbar an der Wohnung ihres Gebieters umhertreiben. Zur Fortpflanzung in der Gefangenschaft sind solche zahme Birkhühner, unseres Wissens wenigstens, noch nicht gebracht worden.

Die Feinde des Auerhuhns stellen auch dem Birkhuhn nach. Der Mensch verfolgt es wegen seines sehr schmackhaften Wildprets mehr noch, als das Auerhuhn. Wirklichen Schaden bringt das schöne Thier dem Walde nicht; nützlich wird es durch seinen Kerbthierfang und durch die große Freude, welche es jedem Menschen gewährt, der Sinn und Gefühl hat für den Wald und seine Bewohnerschaft.

Gegenwärtig sind alle Naturforscher der Ansicht, daß ein Waldhuhn, welches man früher für eine eigene Art hielt, das Rackelhuhn oder mittlere Waldhuhn, welches wohl auch Feldauer- oder Schnarchhuhn heißt, Tetrao medius Linné, nichts Anderes ist, als ein Blendling von Birkhahn und Auerhenne. Wir gehören zu den Wenigen, welche dieses Thier lebend gesehen und bezüglich gefangen gehalten haben; denn der Thiergarten zu Hamburg besitzt gegenwärtig ein schönes Männchen davon. Es steht in der Gestalt, Größe und Färbung zwischen seinen beiden Eltern mitten inne, ähnelt jedoch dem Birkhuhn noch mehr, als dem Auerhuhn. Der Schwanz ist etwas ausgeschnitten, nicht aber leierförmig, und die Federn an der Kehle sind ein wenig verlängert. Die Färbung ist ein schönes Schwarz, welches namentlich am Kropf stahlartig glänzt. Die Achselgegend ist weiß, wie bei Birk- und Auerhahn. Das Weibchen, welches Chr. L. Brehm zuerst beschrieb, ist kleiner, als die Auerhenne, dieser und der Birkhenne aber sehr ähnlich. Seine Färbung ist ein ziemlich lebhaftes Rostbraun mit dunklerer und schwarzer Bänderung und zwei weißen Binden, welche über den Flügel verlaufen.



Birkhenne. Amsel und Wildkatze.

Digitized by Google

Das Rackelhuhn kommt, wie erklärlich, nur in Gegenden vor, wo beide Stammarten zusammen wohnen und wird wahrscheinlich blos dann erzeugt, wenn in einem gewissen Gebiete sehr viele Auerhühner weggeschossen sind. Die Brunst, welche gerade bei den Hühnern in sehr heftiger Weise auftritt, verleitet dann die Hennen, Hähne einer anderen Art anzunehmen.

In seiner Lebensweise erinnert das Rackelhuhn am meisten an das Birkhuhn. Der Hahn balzt wie dieser, läßt aber nur röchelnde oder grob gurgelnde Laute, welche man durch die Silben „Farfarfar" wiederzugeben pflegt, vernehmen. Er hat aber niemals einen eigenen Balzplatz, sondern findet sich immer nur auf den Balzplätzen des Birk= oder Auerhuhnes ein. Hier kämpft er mit andern Rackelhähnen oder mit den Birkhähnen; doch hat man niemals beobachtet, daß er die Hennen betreten hat. Versuche, Rackelhähne und Rackelhennen zu paaren, haben bis jetzt, der Seltenheit dieser Thiere wegen, noch nicht gemacht werden können, und somit darf man auch nicht behaupten, daß eine solche Vermischung zweier Bastarde fruchtbar sein wird. Unmöglich aber ist Dies nach unserm Dafürhalten durchaus nicht.

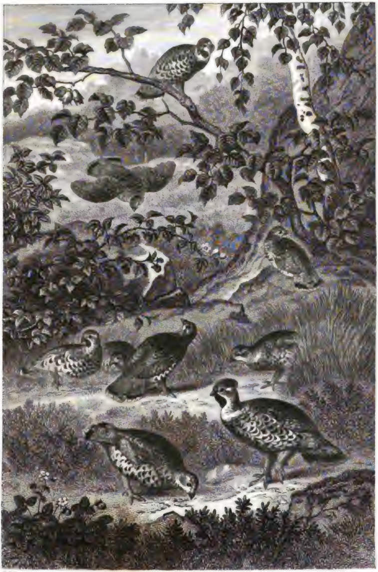
In Skandinavien, wo alle Waldhühner weit häufiger vorkommen, als bei uns, hat man auch noch andere Blendlinge aufgefunden, solche vom Morastschneehuhn, Lagopus albus, und dem Birkhuhn. Die aus dieser Vermischung entstehenden Bastarde sind noch sonderbarere Geschöpfe, als das Rackelhuhn. Sie stehen in der Größe dem Birkhuhn nach, werden aber stärker, als das Schneehuhn. Auf ihrem Gefieder mischen sich in höchst auffallender Weise die Hauptfarben ihrer Eltern, das Blauschwarz des Birkhahns und das Schneeweiß des Morasthuhns. Wir sahen einen derartigen Blendling im Museum zu Bergen; andere sind in Stockholm und Berlin aufgestellt. Gegenwärtig kennt man ungefähr zehn Stück und zwar nur Hähne, weil wahrscheinlich die Henne dem Morasthuhn so ähnlich sieht, daß der gewöhnliche Jäger, welcher sie erlegt, sie nicht beachtete.

3. Das Haselhuhn, Bonasia sylvestris Brehm.
(Tetrao bonassia Linné.)

Noch vor fünfzig Jahren war in den meisten Gebirgswäldern unseres Vaterlandes ein drittes Waldhuhn ziemlich regelmäßig zu finden; gegenwärtig ist es in vielen Waldungen, welche es sonst bewohnte, gänzlich ausgerottet, ohne daß man dafür eigentlich einen ausreichenden Grund anzugeben wüßte.

Das Haselhuhn unterscheidet sich von seinen Verwandten hauptsächlich dadurch, daß beide Geschlechter ähnlich gefärbt sind. Es ist das kleinste unserer Waldhühner; die Länge des Hahnes beträgt höchstens 17, gewöhnlich nur 15 bis 16 Zoll, die Flügelbreite 24 bis 27 Zoll. Das Weibchen ist um $1^1/_2$ Zoll kürzer und um 2 Zoll schmäler, der Größeunterschied zwischen Beiden demnach viel geringer, als bei Auer- und Birkhuhn. Trotz seines buntscheckigen Kleides kann man das Haselhuhn einen schönen Vogel nennen; zumal für den Hahn mag Dies gelten. Er unterscheidet sich vom Weibchen hauptsächlich durch die stark verlängerten Scheitel- und Kinnfedern, durch die im Ganzen lebhaftere Färbung und die schwarze, weiß gesäumte Kehle, sowie den kahlen, rothen Augenstreif. Beim Weibchen ist die Kehle rostgelb, im Uebrigen ist sein Kleid fast ebenso, wie das des Männchens gefärbt. Scheitel, Hals und Rücken sind rostfarben, alle Federn röthlich aschgrau gesäumt und schwarz gewellt. Die Brust ist rostroth, schwarz und weiß gemischt, der Bauch weiß, schwarz gefleckt, der Schwanz am Ende schwarz gebändert und weiß gesäumt. Eine ausführlichere Beschreibung ist nicht nöthig, weil in Deutschland kein ähnliches Huhn vorkommt.

Auch das Haselhuhn hat eine weite Verbreitung. Man findet es von Italien an, bis hoch nach Skandinavien hinauf und von den Pyrenäen an bis in das asiatische Rußland hinein. Sehr häufig ist es in Liev- und Estland, in Polen, Ungarn, Oberöstreich, Böhmen, Schlesien und Baiern, seltener auf dem Harz und im Erzgebirge. Auf dem Thüringerwald kam es früher vor, jetzt ist es dort ausgestorben. Es bewohnt, wie seine Verwandten, ständig das einmal gewählte Gebiet, am liebsten eine Gebirgsgegend und hier vor Allem sonnige Berglehnen und Halden, welche mit niederem Buschwerk und Gestrüpp bewachsen sind. In Ebenen kommt es auch vor, immer aber seltener. Wachholder-, Heidel- und Preißelbeeren, Ebereschen, Berghollunder, Himbeer- und Brombeerbüsche und Haidekraut sind die Pflanzen, welche es an gewisse Gegenden zu fesseln wissen, weil sie ihm die besten Versteckplätze und reichliche Nahrung gewähren. Diese besteht hauptsächlich in Beeren, Blattknospen, Blüthenkätzchen zarter Waldpflanzen und Kerbthieren der verschiedensten Art, welche das Haselwild aus dem Boden hervorscharrt. Man findet es weit öfter, als Birk- und Auerwild, auf dem Boden, im Sommer fast während des ganzen Tages. Nur im Frühjahr und Herbst sieht man es oft auf Bäumen. Im Winter gräbt



Haselhühner.

Digitized by Google

es sich, um zu der auf dem Boden wachsenden Nahrung zu gelangen, zuweilen nach Art des Schneehuhns lange Gänge unter dem Schnee.

Es hält immer schwer, dies Geflügel zu entdecken. Sein Kleid ähnelt der Bodenfärbung so, daß schon ein sehr scharfes Auge dazu gehört, um es wahrzunehmen. Dazu kommt, daß das Haselwild sehr vorsichtig ist und schon bei dem geringsten Geräusch einen möglichst guten Versteckplatz aufsucht, hier sich niederdrückt und dann regungslos verharrt. Unsere Gefangenen liefen, wenn sie sich beobachtet sahen, so rasch als möglich einem Fichtenbusche in ihrem Gehege zu und verkrochen sich hier unter den Zweigen, wo sie sich so geschickt zu verbergen wußten, daß man Mühe hatte, sie noch zu sehen, obgleich man wußte, wo man sie zu suchen hatte. Eigentlich scheu kann man das Thier nicht nennen. Es läßt den Menschen ziemlich nahe an sich herankommen und fliegt, wenn es aufgestanden, selten weiter, als 100 bis 200 Schritte. Dann fällt es wieder auf die Erde oder noch häufiger auf Bäume ein und erwartet mit auffallender Sorglosigkeit von Neuem seinen Verfolger, schaut sogar den Ankommenden zuweilen neugierig entgegen und so zu sagen, in das Todesrohr hinein. Dagegen läuft es, wenn es auf die Erde fiel, gewöhnlich ein Stück auf dem Boden fort und weiß sich dann regelmäßig rasch und sicher so gut zu verstecken, daß es der Jäger ohne Hilfe seines Hundes nicht wieder aufzufinden vermag.

Der Gang des Haselhuhns ist geduckt, der Lauf schnell und gewandt, der Flug noch immer anstrengend und geräuschvoll, aber doch immer weit leichter, als der seiner größeren Verwandten. Uebrigens nimmt unser Huhn nur in der Noth seine Zuflucht zum Fliegen; so lange als möglich sucht es laufend zu entkommen.

Das Haselwild lebt bis zur Paarungszeit in Familien, im Winter oft in Schaaren. Nur sehr alte Männchen einsiedlern. Zur Brutzeit begegnet man blos Paaren, woraus also hervorgeht, daß das Haselhuhn in Einweibigkeit lebt. Die Familien halten treu zusammen, und der Hahn ruft, wenn eine ganze Kette gesprengt wurde, die ganze Gesellschaft sofort mit einem lauten Pfiff wieder zusammen. In der Balzzeit, welche zu Ende des Monats März beginnt und ungefähr einen Monat lang währt, vernimmt man diese pfeifenden Töne am häufigsten; denn das Männchen drückt dann durch ihn auch seine Liebe aus. Eine eigentliche Balze hat das Haselhuhn

nicht, obwohl es bei seinem Pfeifen ebenfalls auffallende Bewegungen macht und die Kehle und Scheitelfedern zu sträuben pflegt.

Im Mai oder Anfangs Juni sucht sich die Henne ein verborgenes Plätzchen unter dem Busch oder zwischen Steinblöcken aus, scharrt sich hier eine seichte Mulde, füttert diese kunstlos mit Blättern, Grashalmen und dgl. aus und legt in dies gewöhnlich sehr gut versteckte Nest 8 bis 10, zuweilen 12 bis 15 glattschalige, glänzend röthlich braune, dunkler gepunktete und getüpfelte Eier, welche in der Größe Taubeneiern etwa gleich kommen, bebrütet sie allein, ohne Hilfe des inzwischen einsam lebenden Hahnes, ungefähr drei Wochen lang, bedeckt sie, wenn sie auf Nahrung ausgeht, sorgfältig mit den Neststoffen und sucht sie überhaupt so gut als möglich vor Aller Augen zu verbergen. Die ausgeschlüpften Jungen führt sie, sobald sie trocken geworden sind, aus dem Neste, leitet sie zum Aufsuchen ihrer Nahrung an, nimmt sie Nachts oder bei schlechtem Wetter unter ihre Flügel und versucht sie durch Verstellungskünste vor Feinden aller Art zu schützen. Die Kleinen ernähren sich anfangs hauptsächlich von Kerbthieren und Kerbthierlarven; später nehmen sie dieselbe Aesung, wie die Eltern. Sie lernen bald fliegen, noch viel eher aber sich bei Gefahr auf den Boden drücken und hier so prächtig verstecken, daß sie selbst ein Falkenauge nicht wahrzunehmen vermag. Der Vater findet sich erst, wenn sie flugbar geworden sind, wieder bei der Familie ein, nimmt aber dann an der weiteren Erziehung, Führung und Leitung eifrig Theil.

Das schwache Haselwild hat wo möglich noch mehr Feinde, als das Auer- und Birkgeflügel, denn auch die Raben und Krähen, die Holzheher und selbst die großen Würger befehden es, wenigstens so lange es noch jung ist. Der Mensch lockt es durch Nachahmen seiner Stimme herbei und schießt es dann von einem Versteck aus von den Bäumen herab, auf deren Wipfel es einstiebte. Auch fängt man es in Stecknetzen, in Laufdohnen und in der Schneuße. Sein vortreffliches Wildpret lohnt die Jagd reichlich, ganz abgesehen von dem Vergnügen, welches sie nebenbei dem wahren Waidmann bringt. Ein solcher freilich wird nur mit großer Vorsicht die Jagd betreiben und immer mehr schonen als vernichten. Daß eine verständige Schonung reichliche Früchte trägt, brauchen wir nicht hervorzuheben; wohl aber wollen wir erwähnen, daß ein uns befreundeter Jäger im Erzgebirge, welcher einem Haselhuhnpaar seinen Schutz angedeihen ließ, schon

nach Verlauf von vier Jahren über 50 Stück des vordem hier ganz ausgerotteten Geflügel in seinem Reviere zählte. Ein ähnlicher Fall wird von Schottland berichtet. Dort war das Haselwild ganz ausgerottet, da setzte ein Lord 24 Stück aus, schonte sie und erzielte bald einen erfreulichen Stand.

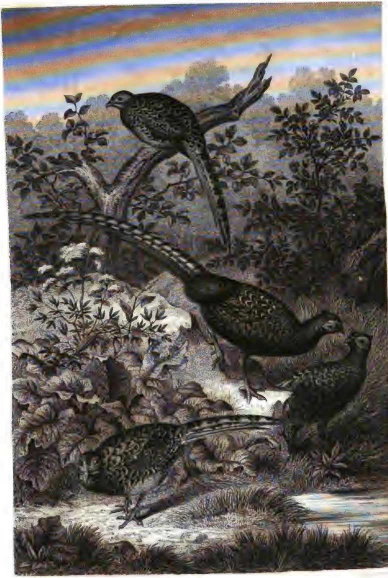
4. Der Fasan, Phasianus colchicus Linné.

Neben unseren einheimischen Waldhühnern bekundet sich der Edelfasan als Das, was er ist: als ein Fremdling. Man meint es dem Vogel anzusehen, daß er nicht unter die, vom Uranfang an bei uns zu Lande heimischen Waldvögel gezählt werden darf. Von den Waldhühnern unterscheidet er sich in Gestalt sowohl, wie in Befiederung auffallend genug. Sein Leib ist schlank gebaut, der Hals ist mittellang, der Kopf klein, der Schnabel kurz, stark und am Oberkiefer gewölbt, jedoch verhältnißmäßig schwächer, als bei den Waldhühnern, der Lauf ziemlich hoch, nackt und beim Männchen bespornt. Die Befiederung ist knapper, als bei den Waldhühnern, obwohl noch immer ziemlich reich. Die Flügel sind kurz, muldenförmig gewölbt und stumpf, der Schwanz, welcher aus 18 Federn besteht, ist keilförmig und dachartig. Anstatt der nackten Augenbrauen besitzt der Fasan mit Wärzchen oder Blättchen besetzte Wangen oder richtiger Augenkreise. In der Größe kommt er unserm Haushuhn etwa gleich; seine Länge ist aber viel bedeutender, weil der Schwanz etwa die Hälfte davon wegnimmt: sie beträgt 2²/₃ bis 3 Fuß und die Breite ungefähr ebensoviel. Das Weibchen wird nur wenig über 2 Fuß lang und höchstens 2¹/₂ Fuß breit.

Der Fasan ist mit keinem unserer Waldvögel, ja mit keinem europäischen Vogel überhaupt zu verwechseln; er hat nur in Asien viele und zum Theil ihm sehr nahe stehende Verwandte. Seine Beschreibung läßt sich also mit wenigen Worten geben. Beim Hahne sind Kopf und Hals dunkelgrün, blauschimmernd; der Oberleib ist rothbraun, der Unterleib gelbroth. Hier haben die Federn schwarze Federränder, auf der Oberseite herzförmige Schaftflecken. Die Schwanzfedern sind olivengrau, braunroth gerändert, die zwölf mittelsten haben schwarze Querstriche. Sämmtliche Federn und namentlich die Federränder, soweit sie von den andern nicht gedeckt werden, besitzen einen wunderbaren Glanz und Schimmer, welcher in allen Metallfarben, hauptsächlich aber in Gold- und Blaugrün, Dunkel- und Lasurblau, Violett und Purpur spielt

oder feurig goldgelb und kupferroth ist. Je nach dem veränderten Standpunkt und bezüglich nach dem verschieden einfallenden Lichte geht der Schiller aus einer Färbung in die andere über. Einen besondern Schmuck geben dem Kopfe zwei Federbüschel, welche zu beiden Seiten des Hinterhauptes über dem Ohre stehen und wie kleine kurze Hörner aufgerichtet werden können. Bei jüngeren Männchen ist der Schwanz kürzer, der Sporn klein, der Augenstern dunkel und der Glanz des Gefieders schwächer. Das Weibchen trägt ebenfalls ein bunt geflecktes, obwohl bescheidenes Kleid. Bei ihm sind Kopf und Hals und der Oberleib schwarzbraun, der Vorder- und Seitenhals weißgrau, die Brust und der übrige Unterleib aschgrau, der Schwanz rothgrau. Die Federn sind am Hals rothgrau, am Oberleibe rothgrau und weißgrau, am Vorder- und Seitenhals weißgrau und schwarz gerändert. Die Schwanzfedern haben auf ihrer Mitte breite, schwarzbraune Querbänder, an den Seiten aber feine, braune, eckige Querlinien. Die Jungen tragen, nachdem sie ihr Jugendkleid abgelegt haben, ein der Mutter sehr ähnliches Kleid. Verschiedene Spielarten kommen vor: man kennt weißbunte, bunte, reinweiße, blasse und ringhälsige Fasanen, welche letzteren einer chinesischen Art sehr ähnlich sind. Wir bemerken, daß durch vorliegende Beschreibung die Färbung nur in ihrer Allgemeinheit gezeichnet ist.

Die Sage berichtet, daß der Fasan gelegentlich des berühmten Kriegszuges der Argonauten in Kolchis aufgefunden und nach Griechenland gebracht wurde, von wo aus er sich über das übrige Europa verbreitete. Er ist der einzige, wenigstens halbwild lebende Vogel, welcher durch Vermittelung des Menschen bei uns eingebürgert wurde. Daß er bereits vor Jahrtausenden in Italien vorkam, ist durch die Zeugnisse der alten Schriftsteller hinlänglich belegt. Martial widmet ihm einige Verse; Heliogabal war wegen seiner Fasanschmausereien berüchtigt; Caligula ließ sich Fasanen schlachten und opfern. Wie er nach Deutschland gekommen ist, weiß man nicht; doch darf man wohl annehmen, daß man ihn früher gezähmt gehalten und erst später ausgesetzt hat. Gegenwärtig gedeiht er und zumal in den südlichen Theilen unseres Vaterlandes ohne alle Pflege, obwohl er gewöhnlich in bestimmten Gehegen, den Fasanerien, gehalten wird. Als sein eigentliches Vaterland ist das wärmere Asien, von den Ufern des schwarzen Meeres an bis nach China, anzusehen. Am Kaukasus und an den Küsten des kaspischen Sees ist er häufig. In kalten Gegenden gedeiht er nicht. Tiefliegende



Edelfasanen

Digitized by Google

Waldungen mit vielem und dichtem Unterholz, Hecken, beerentragendem Gesträuch und hohem Gras, welche von Gewässern durchschnitten werden und mit üppigen Wiesen, Gärten und Aeckern abwechseln, bilden bei uns seinen liebsten Aufenthalt; den geschlossenen Hochwald meidet er. An dem einmal gewählten Stand hält er mit Zähigkeit fest, und nur im Herbst streicht er hin und her, niemals aber weit.

Während des Tages hält er sich auf dem Boden und schleicht hier, so unbemerkt als möglich, im hohen Gras und Gestrüpp umher. Erst wenn ein Feind zu nahe kommt, steht er auf und bäumt; doch fällt er immer sobald als möglich wieder auf den Boden herab. Abends nimmt er Stand auf einem niedrigen Aste, um dort zu übernachten.

Der Edelfasan zeigt in seinem Wesen viel Anstand. Der Hahn trägt sich stolz und würdevoll und geht selbstbewußt einher, während die Henne weit bescheidener auftritt. Das Spiel wird gewöhnlich sehr hoch getragen, um es möglichst vor Beschädigung zu schützen; nur wenn der Vogel aufgebäumt hat, läßt er es schlaff herabhängen. Der Lauf ist gut und sehr schnell, der Flug ungleich besser, als bei unsern Waldhühnern, obgleich noch immer schwerfällig und geräuschvoll. In seinen Sitten und Gewohnheiten ähnelt er dem Haushuhn. Er ist ungestüm und rauflustig gegen Seinesgleichen, furchtsam im höchsten Grade allen andern Thieren gegenüber: — eine Maus kann ihn aus der Fassung bringen. Sein Verstand ist so gering, daß er sich bei einem ihm irgendwie ungewöhnlichen Ereignisse kaum zu helfen weiß. „Nicht leicht wird man eine Wildart finden", sagt Dietrich aus dem Winkell, „welche so unfähig wäre, wie der Fasan, einen Entschluß zu fassen. Ueberrascht ihn unerwartet die Ankunft eines Menschen oder Hundes, so scheint er zu vergessen, daß ihm die Natur Flügel verliehen hat, um vermittelst derselben seine Rettung zu versuchen; vielmehr bleibt er auf der Stelle, wo er ist, unbeweglich sitzen, drückt sich nieder und verbirgt den Kopf, oder er läuft ohne Zweck in die Kreuz und Quer herum. Nichts ist seinem Leben gefährlicher, als das Anwachsen eines in der Nähe seines Standes vorbeifließenden Gewässers. Befindet er sich am Rande desselben, so bleibt er unbeweglich stehen, sieht unverwandten Blickes gerad in dasselbe hinein, bis sein Gefieder durchnäßt ist und dadurch seine Schwere so vermehrt wird, daß er sich nicht zu heben vermag. Als Opfer seiner Dummheit geht er dann zu Grunde." Ein Fasan, welchen der genannte

Schriftsteller bei einem derartigen Ereigniß beobachtete, suchte sich nicht nur nicht zu retten, sondern wanderte ernsthaft ruhig immer tiefer in den Strom hinein. Als die Füße nicht mehr zureichten oder schon fortgetrieben waren, erwartete er in stiller Ergebung mit ausgebreiteten Flügeln sein Schicksal. Mit Hilfe eines abgeschnittenen Hackens zog man ihn an's Land und entriß ihn für diesmal der Gefahr. Wie gewöhnlich, sind auch bei den Fasanen Dummheit und Bosheit gepaart. Ein Hahn behandelt den andern, oft auch ohne alle Ursache die Henne auf das Abscheulichste. Er hackt, wie wir selbst beobachteten, unbarmherzig auf seine kleinen Jungen los. Deshalb lebt der alte Hahn auch meist einsam, und thäte er Dies nicht, so würde selten ein Tag ohne Kampf und Streit vorübergehen.

Die Stimme des Edelfasan ist ein ächtes Hühnergeschrei und nach dem Geschlecht verschieden. Der gut gestimmte Hahn ruft „Kack“ oder „Kuck“ die Henne höher und schwächer „Back“ oder „Buck.“. Beim Aufschwingen vernimmt man auf weit hin einen lauten, ununterbrochenen Ruf, welcher ebenfalls durch die Silben „Kukuk“ versinnlicht werden kann. Im Fluge hört man einen zischenden Laut, jedoch nur von dem Weibchen. Während der Paarungszeit kräht der Hahn in unbeschreiblicher Weise. Junge piepen wie Küchlein.

Allerlei Körner und Sämereien, Früchte und Beeren, grüne Kräuter, Kerbthiere und Würmer bilden die Aesung des Fasans. Es wird ihm nachgerühmt, daß er sich nur von reinlichen Gegenständen nähre, darunter zählt man freilich auch Schnecken, Erdmaden und kleine Lurche, namentlich Frösche und Eidechsen mit. Zumal in den Morgen- und Abendstunden ist der Vogel sehr eifrig mit Aufsuchung der Aesung beschäftigt. Er wählt sich eine möglichst trockene Stelle im Walde und scharrt hier im dürren Laub nach Gewürm herum, pflückt sich die Beeren und Kräuter mit dem Schnabel ab oder liest sich die abgefallenen Sämereien auf. Nach gehaltener Mahlzeit erscheint er auf den Trinkplätzen, und wenn er auch seinen Durst befriedigt hat, auf sandigen oder staubigen, von der Sonne beschienenen Stellen, um ein Sandbad zu nehmen. Hier paddelt er sich oft so tief ein, daß er wie ein Hase in seinem Lager liegt und leicht übersehen werden kann. Ueberhaupt versteht er das Verstecken meisterhaft und sein Gewand ist, so bunt es auch erscheinen mag, dazu ganz vortrefflich geeignet. Unter einem kleinen Busch weiß er sich genügend zu verbergen.

Ende März tritt der Edelfasan auf die Balze. Er kräht mit Tagesanbruch, tritt dann auf offene Plätze heraus, schwingt die Flügel ein paarmal auf und nieder, klappt sie sodann vernehmbar zusammen und rutscht einige Schritte in sonderbarer, gebückter Stellung auf dem Boden dahin. Sein Krähen lockt andere Hähne und die Hennen herbei. Mit Ersteren beginnt er sofort einen Zweikampf auf Tod und Leben, Letztere behandelt er artiger, wenn auch immer noch ungestüm genug. So treibt er es bis 9 oder 10 Uhr Vormittags. Dann zieht er sich in den Schatten des Waldes zurück und bekümmert sich bis zum Abend nicht weiter um die Hennen, welche dagegen ihrerseits sich wiederum bei ihm einfinden und in seiner Nähe bäumen. Nach anderer Hühner Art lebt der Fasan in Vielweiberei, und ein Hahn genügt vollständig für sechs bis zehn Hennen.

Ende Aprils oder Anfangs Mai scharrt sich die Henne unter niederem Gesträuch oder einem Dornbusche, im hohen Grase und Getreide, eine kleine Vertiefung aus, belegt diese mit wenig trockenem Genist, Gras, Pflanzenstengelchen und Würzelchen und legt in dieselbe einen Tag um den andern ein Ei, bis das Gelege vollzählig ist, d. h. 8 bis 12 Eier enthält. Diese sind bedeutend kleiner und kürzer, als Hühnereier und schwach olivengrüngrau oder gelbgrünlich grau gefärbt. Die Henne brütet sehr eifrig und verläßt das Nest erst bei der dringendsten Gefahr, kehrt auch, wenn sie der Nahrung wegen fortgehen mußte, so schnell als möglich zu ihm zurück. Nach 24 bis 26 Tagen schlüpfen die Jungen aus, die Alte hält sie noch einen vollen Tag im Neste und führt sie dann erst mit sich weg.

In den sogenannten zahmen Fasanerien pflegt man die Hennen durch Wegnahme ihrer Eier zum Weiterlegen zu zwingen. Die so gewonnenen Eier läßt man dann gewöhnlich von Truthennen bebrüten und unter deren Leitung die Jungen aufwachsen. Die junge Brut wird Anfangs mit gehackten Eiern, Ameisenpuppen, Semmel und Semmelkrume und später mit Hühnerfutter ernährt, bis sie sich selbstständig weiter helfen kann.

Das Jugendleben der Fasanen ist fast dasselbe, welches wir beim Waldhuhn kennen gelernt haben. Die Küchlein werden von dem ersten Tage an zum Aufsuchen ihrer Aesung angewiesen, in den ersten Nächten von der Alten gehudert. Nach etwa vierzehn Tagen sind sie bereits im Stande, ein wenig zu flattern, eine Woche später können sie sich mit der Mutter bis zu niederen Baumästen erheben. Bei Gefahr bewegt sie ein leiser Warnruf

derselben, sich platt auf den Boden zu drücken, und die Alte sucht den Feind nach Art der Birkhenne von dem jungen Volk abzulenken. Bis gegen den Herbst hin bleibt Letzteres bei der Alten und bildet mit ihr ein Gesperre. Dann trennen sich die jungen Hähne von der Familie, während die jungen Hennen bis zum Frühjahre sich zu der Mutter halten.

Das gesammte Raubzeug, stellt auch dem Fasan nach, und außerdem verlieren durch ungünstige Witterung viele von den sehr weichlichen Jungen ihr Leben. Kalte, schneereiche Winter werden auch den Alten gefährlich, sie richten unter den wilden oft großen Schaden an, und die erwähnte Dummheit der Vögel wird ihnen zuweilen sehr verderblich. So kommt es, daß die Fasanenzucht eine mißliche Sache ist und nur bei besonders günstiger Witterung und bei sorgfältigster Beaufsichtigung des Geheges Erfolg verspricht. Unerläßlich nothwendig für den Fasanenzüchter ist es, dem Raubzeuge ohne Unterlaß und unerbittlich nachzustellen; deshalb liefern umhegte und wenigstens gegen die laufenden Räuber abgeschlossene Fasanerien immer günstigere Ergebnisse, als die sogenannte freie Fasanenzucht.

In der Gefangenschaft sieht man den Fasan selten, falls man nicht die in den eben erwähnten Gehegen Lebenden als Gefangene betrachten will. Fasanen im Käfig, sind erfreulich für das Auge, aber unerquicklich für längere Beobachtung. Sie legen niemals ihre Wildheit ab und scheinen durch den Verlust ihrer Freiheit in eine düstere Stimmung, fast in Wuth versetzt zu werden. Eine gute Eigenschaft muß man ihnen jedoch nachrühmen: sie halten auch in einem ziemlich engen Raum ihr Gefieder stets in Ordnung und sich so viel als möglich sauber und reinlich.

Gewöhnt man jung eingefangene Fasanen an andere junge Hühner und namentlich an junge Fasanen anderer Art, so geschieht es nicht selten, daß die mit einander Erzogenen sich paaren und Bastarde erzeugen. Solche kennt man zur Zeit vom Edelfasan und Silberfasan, von Ersterem und dem Goldfasan, von ihm und dem Haushuhn, ja sogar solche vom Fasanenhuhn und der Truthenne. Einzelne dieser Blendlinge tragen die verschiedenen Farben ihrer Eltern in sehr bunter Vertheilung zur Schau.

Der Edelfasan gehört zur hohen Jagd. Früher war es in manchen Ländern nur nach besonderer Erlaubniß des Fürsten gestattet, eine Fasanerie anzulegen. Gegenwärtig verbietet Dies kein Gesetz mehr. Die Jagd selbst ist ein Vergnügen für Leute, denen der langsam und schwerfällig fliegende

Fasan wenn auch nicht zu Waidmannsruhm, so doch zur Waidmannsfreude verhelfen soll. Man schießt den Vogel vor dem Vorstehhunde im Herabfliegen bei Treibjagden oder auf dem Anstande in der Nähe von Braunkohl und anderen Pflanzen, welche der Hahn gern annimmt, und endlich des Abends von ihren Schlafbäumen herab. Für geübte Flugschützen hat die Jagd gar keinen Reiz. Auch der Fang ist einfach, denn der Fasan geht in jede Falle oder in jede Schlinge.

5. Die Waldschnepfe, Scolopax rusticola Linné.

Die letzte Federwildart des Waldes gehört, wie wir schon wiederholt bemerkt haben, einer durchaus von den Hühnern verschiedenen Familie an. Letztere wird, wenn man nicht den hier und da vorkommenden Waldwasserläufer (Totanus glareola Temminck, oder Tringa glareola Linné) dem Wilde zurechnen will, im Walde überhaupt auch nur durch die einzige Art vertreten. Wir brauchen uns also mit einer Beschreibung der Familie nicht aufzuhalten, so beachtungswerth diese dem Thierkundigen auch ist, sondern können uns ohne Weiteres zur Waldschnepfe wenden.

Die Gestalt dieses sehr merkwürdigen Vogels ist gedrungen, der Hals kurz, der Kopf dick, der Fuß mittellang und bis zur Ferse herab befiedert, der Schnabel sehr lang, hoch, gerade, dünn, weich und biegsam. Der Flügel ist stumpf und mittellang, der Schwanz kurz, aus 12 oder 14 Federn bestehend. Das sehr große Auge liegt am obern Rande des Hinterkopfes. In der Größe kommt die Waldschnepfe einem Rebhuhn ungefähr gleich: ihre Länge beträgt 11 bis 13 Zoll und ihre Breite 18 bis 22 Zoll. Der Schnabel wird 3 bis 3½ Zoll lang. Das Gefieder ist so bunt gezeichnet, daß eine genaue Beschreibung desselben Seiten beanspruchen würde. Glücklicherweise ist eine solche aber nicht nöthig; es genügt, wenn wir sagen, daß es oben aus Rostgrau, Rostgelb, Graubraun und Schwarz gemischt und unten auf graugelblichem Grunde braun quer gewellt ist. Die Schwanzspitze ist oben grau, unten weiß; über den Kopf verlaufen vier braune und rostgelbe Querstreifen. Am richtigsten dürfte die ganze Befiederung mit einem Stück flechtenbedeckter Baumrinde zu vergleichen sein: nur ist die Farbenmischung und Zeichnung ungleich manchfaltiger, als sie es auf einem derartig verzierten Rindenstücke sein kann.

Die Schnepfe ist bekannt von Japan bis Holland, von Lappland oder Island bis nach Nordafrika und von Nordsibirien bis nach Indien. Im Norden ist sie ein Zugvogel, in Norditalien, in den Balkanländern und wahrscheinlich auch in Nordspanien dagegen nur Strichvogel. Ein alter bekannter Jägerspruch bezeichnet ihr Kommen im Frühjahr:

„Reminiscere — nach Schnepfen suchen geh',
Okuli — da kommen sie,
Lätare — das ist das Wahre,
Judica — sind sie auch noch da,
Palmarum — trallarum,
Quasimodogeniti — halt Jäger halt, jetzt brüten sie!"

Letzteres geschieht nämlich wenigstens in einigen Gegenden unseres Vaterlandes, wenn auch keineswegs regelmäßig. Es versteht sich von selbst, daß der erwähnte Spruch nur insofern bezeichnend genannt werden darf, als er mehrere Jahre in einander gerechnet, die Zeit des Kommens der Schnepfe ungefähr angiebt; denn sie befolgt natürlich ihren eigenen Kalender. Richtiger setzt man diesen Zeitpunkt durchschnittlich auf die Mitte des März, obgleich in sehr gelinden Frühjahren bereits Ende Februars Schnepfen geschossen worden sind. Auch bei uns überwinterte Schnepfen sind schon beobachtet worden; solche Fälle sind aber immer sehr selten.

Die Schnepfe ist ein echter Waldvogel; sie verläßt nur gezwungen das schützende Dickicht. Tiefliegende Waldungen mit düsteren, einsamen Dickichten, Waldsümpfe und moorige Wiesen sagen ihr am meisten zu. An solchen Orten verlebt sie den Sommer, und auf ihnen ruht sie bei ihren Wanderungen im Frühjahr oder Herbst. Bei Tage liegt sie still, gewöhnlich unter einem Busche verborgen; mit Einbruch der Dämmerung wird sie rege und lebendig; denn sie ist ein Nachtvogel, welcher nur an ganz ungestörten Orten auch bei Tage auf dem Boden umher läuft, niemals aber sich ohne Noth erhebt und herumfliegt. Ihr Gang ist langsam, mehr schleichend als laufend, ihr Flug rasch, leicht und geschickt, jedoch mit dem Flug der so nahe verwandten Sumpfschnepfe in keiner Weise zu vergleichen. Ueber die höheren Begabungen ist schwer ein Urtheil zu fällen. Unter ihren Sinnen stehen Gesicht und — Gefühl obenan. Die Schärfe des ersteren bekunden die großen Augen, das Gefühl hat als Tastsinn hauptsächlich in dem weichen, an der Spitze mit einer nervenreichen Haut überzogenen Schnabel seinen Sitz. Auch das Gehör scheint wohl ausgebildet zu sein. Vom geistigen

Waldschnepfe.

Digitized by Google

Wesen läßt sich nicht viel sagen. Die Schnepfe sieht sehr gutmüthig, ja einfältig aus, sie ist furchtsam und mißtrauisch; doch darf man sich nicht verleiten lassen, gestützt auf Erkenntniß dieser Eigenschaften, ihr andere Befähigungen abzusprechen. Erfahrene Jäger versichern, daß sie keineswegs so dumm ist, wie sie aussieht, sondern ihre Wahrnehmungen oft in höchst verständiger Weise zu verwerthen versteht, daß sie sogar eine gewisse Schlauheit an den Tag legt. Die Gutmüthigkeit äußert sich auch nur stärkeren Thieren gegenüber; denn unter sich streiten die Schnepfen, zumal die Männchen während der Paarungszeit gar heftig, und obschon solcher Streit niemals Erfolg hat, des biegsamen Schnabels wegen auch nie Erfolg haben kann, ist er doch ernsthaft genug gemeint. Uebrigens findet die Schnepfe kaum Gelegenheit, uns andere Eigenschaften, als die vorhingenannten zu bekunden. Ihre Beobachtung ist mit ganz besondern Schwierigkeiten verknüpft. Bei Tage sieht man sie gewöhnlich nur fliegend; denn es hält überaus schwer, sie, wenn sie sich auf den Boden drückt, zu entdecken. Ihr Gefieder schmiegt sich der allgemeinen Färbung in bewunderungswürdiger Weise an. Selbst gefangene Schnepfen, welche man in einem umhegten Raum von geringem Durchmesser frei läßt, wissen sich hier meisterhaft zu verbergen. Es gelingt zwar zuweilen, eine schlafende Schnepfe zu überraschen, man sieht sie auch in der Dämmerung auf eine Blöße des Waldes heraustreten und beobachtet sie endlich bei Liebesspielen in der Luft: — die hereinbrechende Nacht aber pflegt solchen Forschungen gar bald ein Ende zu machen. Hieraus erklärt es sich, daß das Leben der Schnepfe eigentlich immer noch als ein uns fremdes bezeichnet werden muß, auch trotz Diezel, welcher dem Leben dieses Vogels über hundert Seiten eines sehr gediegenen Buches gewidmet hat.

Die Aesung der Schnepfe besteht hauptsächlich in Gewürm der verschiedensten Art, vor Allem in Regenwürmern. Kleine Käfer und andere Kerbthiere verzehrt sie jedenfalls nebenbei auch, und daß sie die Maden der Schmeißfliegen frißt, hat man beobachtet. Sie erwirbt sich ihre Nahrung in eigenthümlicher Weise durch Einbohren ihres Schnabels in den feuchten Erdboden. An manchen Stellen sticht sie hier ein Loch neben das andere, um zu dem verborgenen Gewürm zu gelangen.

Bereits wenige Tage nach ihrer Ankunft im Frühjahr schreitet die Waldschnepfe zur Fortpflanzung. Die Männchen fliegen mit Einbruch der Dämmerung hinter dem Weibchen her und lassen dabei ihre Stimme erschallen,

welche man sonst selten vernimmt. Sie lautet wie „Biist“ oder „buiz“ und wird von einem Knarren begleitet, welches man nicht beschreiben kann. Wenn zwei Männchen zusammenkommen, entsteht sofort Streit. Beide stoßen dann mit dem Schnabel auf einander, sie „stechen“, wie der Jäger sagt. Zuweilen ereifern sich Beide so, daß sie sich im Fluge hindern und aus der Luft herabstürzen. Dieser Liebeskampf ist der Balze der Hühner oder dem Gesange der kleinen Vögel zu vergleichen. Er endet, sobald sich die Paare gefunden haben. Wenige Tage später wählt sich das Weibchen ein verstecktes Plätzchen an einem stillen Orte aus, gewöhnlich eine seichte Vertiefung im Grase oder zwischen Buschwerk, bekleidet sie dürftig mit Gräsern und dgl. und legt ihre vier glattschäligen, auf bleicher, rostgelber Grundfarbe mit dunkleren Flecken und Punkten bespritzte Eier dahinein. Es brütet ohne Hülfe des Männchen etwa 16 bis 18 Tage lang; dann schlüpfen die allerliebsten, nach Art der meisten Sumpfvögel braun und weiß, aber dennoch durchaus erdfarbig gefärbten Jungen aus. Sie verlassen sofort das Nest und werden nun von beiden Alten sorgfältig geführt und ernährt. Schon in der dritten Woche ihres Lebens flattern sie im Dickicht umher; bis dahin drücken sie sich bei Gefahr auf den Boden und machen sich dadurch unsichtbar. Wenn sie erst flügge geworden sind, bekümmern sie sich nicht viel mehr um die Alten, sondern gehen selbstständig ihren eigenen Weg, bis die rauhe Herbstwitterung auch sie nach dem Süden treibt.

Die Herbstreise pflegt regelmäßig im Oktober, bei schlechtem Wetter früher, bei günstigem später angetreten zu werden, erstreckt sich aber nicht weit, sondern höchstens bis Nordafrika. In Griechenland und Spanien überwintern die Schnepfen in zahlloser Menge. Daß sie wieder nach ihren alten Wohnplätzen zurückkehren, ist durch Beobachtungen erwiesen.

Die Waldschnepfe hat leider viele Feinde. Das gesammte Raubzeug und noch mehr der Mensch stellt ihr eifrig nach. In Griechenland und Spanien werden alljährlich Hunderttausende erlegt und die deutsche und französische Jägerei thut auch ihr Möglichstes in der Verminderung der schmackhaften Geschöpfe. Es ist deshalb kein Wunder, daß der so vielseitig bedrohte Vogel von Jahr zu Jahr seltener wird. Doch thut die Verminderung der Wälder und namentlich die Urbarmachung der sumpfigen Stellen in denselben seiner Vermehrung fast noch größeren Abbruch, als alle Feinde zusammengenommen.

Waldhüter und Waldverderber.

Neunter Abschnitt.

Die Waldhüter.

Die gestalten- und artenreiche Ordnung der Raubthiere wurde schon wiederholt in drei größere Gruppen zerlegt, welche man als Fleisch-, Kerbthier- und Allesfresser unterschied. Zu den Ersteren zählte man die uns bereits bekannten Räuber, in der Letzteren vereinigte man die Bären und ihre Verwandten, und unter den Kerbthierfressern endlich verstand man die kleinen oder mittelgroßen Raubsäugethiere, welche, obwohl größere Beute keineswegs verschmähend, doch hauptsächlich den Mitgliedern der niederen Halbschied des Thierreichs nachstreben. Es ist, vom Standpunkt des ordnenden Thierkundigen aus betrachtet, ein Fehler, wenn man zu den letztgenannten kleinen Raubthieren auch die Fledermäuse hinzuzählt, weil sie eben nur hinsichtlich ihres Gebisses und der Nahrung mit jenen etwas Uebereinstimmendes bekunden, sonst aber als durchaus verschiedene, ganz eigenthümlich gestaltete Geschöpfe anzusehen sind und deshalb in einer besondern Ordnung vereinigt werden müssen. Wir dürfen uns hier desselben Fehlers bekennen, weil es uns, wie bereits einmal bemerkt wurde, keineswegs darauf ankommt, ein Lehrbuch der Waldthiere zu schreiben, sondern die Thiere in ihrer Bedeutung für den Wald und sein Gedeihen darzustellen. In dieser Bedeutung aber stimmen die kerbthierfressenden Raubthiere und die Fledermäuse vollkommen überein. Sie sorgen gemeinschaftlich für das Bestehen und die Erhaltung des Waldes.

So wenig Gemeinsames sich über den Leibesbau der von uns Waldhüter genannten Thiere sagen läßt, so viel Aehnliches haben sie in ihrer Lebensweise und in ihrem Betragen. Ihre Leibesgröße schwankt in ziemlich bedeutenden Grenzen. Der Igel, welcher als der Riese unter ihnen angesehen werden muß, übertrifft viele eigentliche Raubthiere um ein Beträcht-

liches, während wir unter den Spitzmäusen das kleinste aller Säugethiere zu suchen haben. An absonderlichen Bildungen ist diese Gruppe reich, auch wenn die Fledermäuse nicht zu ihr gezählt werden. Der Leib erscheint uns verkümmert, oft zu Gunsten der Glieder und gewissermaßen zu Gunsten der Sinneswerkzeuge, von denen wenigstens einzelne zu höherer Ausbildung gelangen, während andere so gut als nicht entwickelt sind. Dieses Mißverhältniß zwischen Leib und Gliedern tritt am schärfsten hervor, wenn man auch die Fledermäuse zu den übrigen Kerbthierräubern hinzurechnet. Man muß dann erkennen, daß innerhalb der nun gebildeten Gruppe die größten Gegensätze vorkommen: über alle Maßen verlängerte Vorderglieder z. B., wie bei den Fledermäusen, oder aufs äußerst verkürzte, wie bei den Maulwürfen, bedeutende Schwankungen in der verhältnißmäßigen Länge des Schwanzes zum Leibe, auffallende Verschiedenheit der Vorder- und Hinterglieder an ein und demselben Thiere u. s. w. In der Bedeckung zeigen sich ebenfalls große Unterschiede. Die Einen tragen ein sammtartiges, weiches Fell, die Andern ein Stachelkleid: kurz, etwas Gemeinschaftliches zeigt sich nur innerhalb ein und derselben Familie.

Mehr Uebereinstimmung bekunden die kerbthierfressenden Raubthiere in ihrem Wesen. Sie sind Alle ziemlich bewegungslustige und die meisten auch rast- und ruhelose Thiere, aber stumpfsinnig, ungesellig, scheu und dumm im hohen Grade. Dem entspricht ihre nächtliche oder unterirdische Lebensweise. Die meisten schlafen bei Tage und arbeiten bei Nacht. Diejenigen, welche bei Tage arbeiten, sind hauptsächlich unter der Erde, also ebenfalls im Dunkel thätig.

Merkwürdig ist die Verbreitung dieser kleinen und schwachen Geschöpfe. Nicht nur die Familien finden in den verschiedenen Erdtheilen, mit Ausnahme Australiens, ihre Vertreter, sondern auch die einzelnen Arten verbreiten sich über große Länderstrecken. Sie leben überall, in der Tiefe, wie in der Höhe, im Wald und auf den Bäumen, wie auf dem Felde und unter der Erde, in der trockenen und dürren Wüste, wie im Wasser, bei Tage scheu in wohlbergende Schlupfwinkel zurückgezogen, Nachts umherschwärmend und jagend. Einzelne verbringen den Winter in todesähnlicher Erstarrung, Andere treiben sich auch in dieser kargen Zeit munter umher und wissen sich ihr Leben zu fristen, so schwierig Dies auch erscheinen muß. Die Gefräßigkeit der Kerbthierräuber ist nämlich eine geradezu beispiellose und

ihre Hinfälligkeit in Folge von Nahrungsmangel eine ganz ungewöhnliche. Man darf wohl behaupten, daß beständiges Fressen für sie Lebensbedingung ist; sie erliegen, falls der Winterschlaf sie nicht aller Sorgen um die Ernährung zeitweilig überhebt, schon nach wenig Stunden des Mangels dem Hunger; sie müssen deshalb ununterbrochen jagen, um sich ihr Leben zu erhalten. In dieser unglaublichen Gefräßigkeit liegt ihre Bedeutung und namentlich ihre Bedeutung für den Wald. Sie sind es, welche die kerbthiervertilgenden Vögel während der Nacht in wirksamer Weise zu ersetzen wissen; sie sind es, welche trotz ihrer geringen Größe den schlimmsten Feinden der Pflanzenwelt vernichtend entgegentreten und dadurch mittelbar zu unsern größten Wohlthätern werden.

Es ist ein schlimmes Zeichen für unsern Bildungsstand, daß man aller Belehrung ungeachtet diese eifrigen Arbeiter zu unserm Nutzen noch heutigen Tags mißachtet und verkennt. Vielen Menschen ist eine Spitzmaus ein vollkommen gleichgültiges, eine Fledermaus ein abscheuwürdiges Geschöpf, welches man zu vernichten sucht, wo man es findet. Die Sage beschäftigt sich mit dem Leben dieser vortrefflichen Thiere in durchaus ungerechtfertigter Weise, und der Volksmund spricht die unbegründete Sage gläubig nach. Man nimmt zu den widersinnigsten Behauptungen seine Zuflucht, um die Abneigung, welche man gegen diese nützlichen Thiere an den Tag legt, zu beschönigen und läßt sich vom Gegentheil schwer oder nicht überzeugen. An wirkliche Schonung, an Schutz und Pflege der betreffenden Thiere denkt Niemand, und wäre nicht die Natur ihnen freundlicher gesinnt, als der Mensch und andere Thiere: sie wären der allgemeinen Mißachtung oder Verfolgung bereits erlegen. Zum Glück ist Dies nicht zu befürchten. Die kleinen Raubthiere sind noch überall häufig; ihre versteckte und nächtliche Lebensweise schützt sie vor ihren Verderbern, und eine ziemlich große Fruchtbarkeit gleicht die vielfachen Verluste, welche sie erleiden, wieder aus. Die, welche Winterschlaf halten, zeigen sich so recht als Schoßkinder der Natur: sie verträumen bewußtlos die ihrem Leben gefährlichste Jahreszeit und gehen, wenn diese vorüber, mit frischem Lebensmuth und neuer Arbeitslust an ihre so ersprießliche Wirksamkeit, welche wir nunmehr, wie die einzelnen Kerbthierjäger selbst, ausführlicher betrachten wollen.

1. Die Fledermäuse. Chiroptera.

Wenn sich der Abend herabsenkt über die Erde, wird es im Walde lebendig. Die meisten Vögel und viele Säugethiere sind zur Ruhe gegangen, aber die Kerbthiere leben auf. Es umsummt und umschwärmt zu Hunderten und Tausenden die Kronen der Bäume. Die Einen fliegen nach Nahrung aus, die Andern suchen nach einem Orte, welcher die zahlreichen Eier aufnehmen soll, aus denen später die gefräßigen Raupen schlüpfen werden. Sie würden ungestört ihr Wesen treiben können, wenn es nicht einige Thiere gäbe, welche den Vernichtungskampf gegen sie gerade jetzt erst eröffnen.

Unter diesen wenigen nehmen die Fledermäuse eine der ersten Stellen ein. Ihr Flug oder ihre Flatterfähigkeit gestattet ihnen die geeignetste Verfolgung der Kerbthiere, und ihre erstaunliche Gefräßigkeit macht diese Vertilgung zu einer im höchsten Grade bedeutungsvollen für den Wald. Die Zahl der Kerbthiere, welche durch eine Fledermaus vernichtet werden, ist schwer zu bestimmen; soviel aber darf man mit aller Sicherheit behaupten, daß sie nur nach Tausenden geschätzt werden kann.

Wir dürfen überzeugt sein, daß diese wenigen Worte genügen werden, die noch von so Vielen mißachteten Flatterthiere als Geschöpfe zu bezeichnen, welche unserer vollsten Theilnahme würdig sind.

Deutschland wird von etwa fünf und zwanzig verschiedenen Arten Fledermäuse bewohnt, und einzelne dieser Arten sind, Dank der Schwierigkeit, welche ihre Vertilgung meist hat, glücklicher Weise noch recht häufig. Die verschiedenen Arten unterscheiden sich in ihrem Leben und Treiben nicht unbeträchtlich; jedoch genügt uns hier eine allgemeine und kurze Beschreibung der Gesammtordnung.

Die Fledermäuse im engeren Sinne gehören der Ordnung der Flatterthiere an. Sie ist gewissermaßen als Verbindungsglied der Affen und Spitzmäuse zu betrachten, obwohl sie als eine nach außen hin streng abgeschlossene erscheinen muß. Es finden sich wohl bei den übrigen Säugethieren Anklänge an die Fledermausgestalt, nirgends aber eigentlich Uebergänge von ihr zu einer andern. Obwohl wir den Leibesbau der Fledermäuse als ziemlich bekannt voraussetzen dürfen, glauben wir doch, einer Beschreibung desselben einige Worte widmen zu müssen, um allen unseren Lesern gerecht zu werden.

Das Auffallende an den Fledermäusen sind die merkwürdig verlängerten Gliedmaßen und die eigenthümlich ausgebildeten Sinneswerkzeuge; im Uebrigen hat der Leibesbau nichts Absonderliches. Der Leib ist gedrungen, der Hals kurz, der Kopf dick und länglich und durch den weit gespaltenen Mund verunstaltet. Die Vorderhände sind im Verhältniß zum Leibesumfang riesig vergrößert, indem einzelne Theile sich außer allem Verhältniß verlängern: die drei Mittelfinger sind länger, als der Oberarm. Die Hinterbeine sind ziemlich regelmäßig gebildet, obgleich noch immer sehr verlängert und durch einen, nur bei den Fledermäusen vorkommenden Knochen, das Spornbein, ausgezeichnet. Diese Gliedmaßen werden zum Gerüst der Flatterhaut, welche sich zwischen ihnen und dem Halse einerseits und zwischen ihnen, den Hinterbeinen und dem Schwanze andererseits ausspannt, von ihnen getragen und durch sie bewegt wird. Die Flatterhaut selbst ist sehr verschieden gestaltet; denn sie ist bald schmäler und spitzer, bald breiter und gerundeter. Sie besteht aus zwei Platten, den Fortsätzen der Leibeshaut, und einer zwischen diesen liegenden, filzigen, elastischen Haut nebst zwei Muskelfaserschichten. Nächst ihr fallen die Sinneswerkzeuge auf und zwar vorzugsweise die Ohren und die Nase. Erstere sind bei gewissen Arten ungemein vergrößert, mit besonderen Deckeln und Blättchen versehen und höchst beweglich; letztere wird oft von eigenthümlicher Hautwucherung umgeben und bezüglich durch sie verschärft. Die Augen sind immer klein. Das Knochengerüst kennzeichnet sich durch Schlankheit und Zierlichkeit, das Gebiß durch die Schärfe und Vielzackigkeit der schwachen, aber spitzen Zähne. Die Wirbelsäule wird außer den Halswirbeln von 11 bis 13 rippentragenden, 3 bis 6 rippenlosen, 2 bis 9 Kreuz- und 2 bis 16 Schwanzwirbeln gebildet. Die Zahl der Zähne beträgt bei den deutschen Arten 32, 34 oder 36. Unter den Muskeln treten die der Brust wegen ihrer Stärke besonders hervor, und zudem haben die Fledermäuse einen ihnen eigenthümlichen Muskel, welcher sich einerseits am Schädel, andererseits an der Hand anheftet und die Flughaut spannen hilft. Auch das Haarkleid hat sein Absonderliches. Es besteht nämlich nur aus Grannen, welche sehr dünn an der Wurzel sind, bald aber sich verstärken und hierdurch der empfindlichen Haut dieselben Dienste leisten, wie das Wollhaar, indem sie die Kälte von ihr abhalten. Die Färbung des Pelzes ist immer eine düstere, nächtige: Grau, Grünlichgrau, Bräunlichgrau und Graubraun sind die am häufigsten vorkommenden Farben.

Deutschland liegt eigentlich an der Grenze des Verbreitungskreises der Fledermäuse. Nach Süden hin treten sie weit häufiger auf, als bei uns; im hohen Norden fehlen sie gänzlich. Sie sind, wie Jedermann weiß, Nachtthiere, welche den Tag in irgend einem Versteck wohlgeborgen verschlafen und erst kurz vor, mit oder nach Sonnenuntergang sich anschicken, ihr Gewerbe zu betreiben, d. h. nach Beute auszufliegen. Von Sonnenuntergang bis zu Sonnenaufgang währt ihre Jagd, wenn auch nicht ununterbrochen; denn in den Morgen- und Abendstunden sind sie am thätigsten. Der erste Lichtstrahl im Osten scheucht sie wieder in ihr Versteck zurück. Den Winter verbringen sie in einem todesähnlichen Schlaf, gewöhnlich massenhaft in einem der besten Schlupfwinkel aufgehängt. Die ersten warmen Tage des Frühlings ermuntern sie; doch kommt es auch ausnahmsweise vor, daß sehr strenge Kälte ihnen lästig wird, und sie dann, vielleicht um sich zu erwärmen, einen Ausflug machen.

Alle Stellungen und alle Bewegungen der Fledermäuse sind eigenthümlich. In der Ruhe hängen sie sich mit den Krallen der Hinterbeine an den Deckenraum ihrer Schlupfwinkel auf, den Kopf nach unten; im Kriechen auf dem Boden oder beim Klettern humpeln sie mit zusammengefalteter Flughaut äußerst merkwürdig dahin, indem sie nur hinten auf die Sohlen treten, vorn aber auf das eingeknickte Handgelenk sich stützen. Beim Klettern häkeln sie sich mit der Daumenkralle ein. Diese Bewegung geht übrigens, so ungeschickt sie auch aussieht, rascher von statten, als man annehmen möchte. Der Flug, oder richtiger das Flattern, steht im Einklang mit der verschiedenartigen Gestaltung der Flughaut. Einige Arten durchschneiden die Luft ziemlich rasch, andere, und zwar die breitflüglichen, vermögen nur langsame Bewegungen auszuführen. Immer ist das Flattern durch jähe Wendungen ausgezeichnet, die Richtung auch niemals eine gerade, die Fluglinie vielmehr eine fortwährend wechselnde, welche man sehr bezeichnend eine geknitterte genannt hat. Mit dem Flug der Vögel hat das Flattern der Fledermäuse keine Aehnlichkeit, es ermüdet auch weit mehr und eher, als jener. Dies erklärt sich durch den Bau der Flughaut von selbst, wenn man sie mit dem Flügel des Vogels vergleicht. Dieser läßt den Luftstrom durch oder schließt ihn vollständig ab, die Flatterhaut ist zu solchem, der Flugbewegung äußerst günstigem Wechsel ungeeignet.

Soweit es sich um die höheren Begabungen handelt, muß man die Fledermäuse wohlausgerüstete Thiere nennen. Ihre Sinnesschärfe ist bewunderungswürdig. Der Bau des Ohres und der Nase läßt von vornherein auf eine sehr hohe Entwickelung dieser Sinne schließen, und in der That sind Geruch und Gehör bei den Fledermäusen zu einer Vollkommenheit gelangt, wie kaum bei einem andern Thier. Sie ersetzen das schwache Gesicht vollständig. Auch der Geschmack ist keineswegs verkümmert und das Gefühl, wenigstens als Empfindung, entschieden vorhanden. Der Verstand ist größer, als man gewöhnlich annimmt. Es hält schwer, die auf geistiger Thätigkeit beruhenden Handlungen einer Fledermaus zu beurtheilen; man hat aber doch schon vielfache Beobachtungen gesammelt, welche unsere Behauptung beweisen. Die Thiere offenbaren großes Verständniß für gewisse Vorkommnisse, sie zeigen List und Schlauheit, wenn es gilt, Beute zu machen oder Feinden zu entgehen; sie sind der Zähmung keineswegs unzugänglich, gewöhnen sich an den Menschen und lernen ihn als Freund oder Gebieter schätzen; sie bekunden einen großen Ortssinn u. s. w. Unter sich leben die meisten Arten sehr gesellig, sie vereinigen sich auch wohl mit anderen, jedoch nicht mit allen: es kommt vielmehr zwischen gewissen Arten zu ernsthaften Streitigkeiten, zu einem Kriege, in welchem der eine Theil bluten muß und der andere, wenn er sich erlangen läßt, von dem Sieger aufgefressen wird.

Sehr groß ist die Zärtlichkeit der Fledermäuse gegen ihre Jungen. Bald nach ihrem Erwachen im Frühjahre paaren sich die Geschlechter, wahrscheinlich sitzend in Löchern, und einige Wochen später wirft das Weibchen sein Junges. Einige Zeit lang vor dem Gebären zieht es sich vom Männchen zurück und vereinigt sich mit anderen trächtigen Weibchen an bestimmten Orten, gewissermaßen in Frauengemächern, zu denen die Männchen keinen Zutritt haben. Das Junge häkelt sich sofort nach seiner Geburt an seiner Mutter fest und wird von dieser Abends fliegend umhergetragen. Es wächst rasch heran, trennt sich später Abends zeitweilig von der Alten, kehrt aber, bis es seine volle Selbstständigkeit erhalten hat, immer wieder zu ihr zurück. Ob die Fledermäuse nur einmal im Jahre oder öfter gebären, ist unbekannt.

Die Bedeutung der Fledermäuse beruht auf ihrer erstaunlichen Gefräßigkeit. Sie verzehren fast ausschließlich Kerbthiere, diese aber in unglaublicher Menge. An Gefangenen hat man beobachtet, daß sie kaum zu

sättigen sind. Ihre Verdauung ist so lebhaft, daß sie eigentlich ohne Unterbrechung fressen können. Selbstverständlich steigert sich solche Fähigkeit, wenn die Thiere sich bewegen; man wird also nicht zu viel sagen, wenn man behauptet, daß die freilebenden Fledermäuse mindestens das Doppelte von Dem verbrauchen, was die gefangen Gehaltenen zu ihrem Lebensunterhalt bedürfen. Eine einzige größere Fledermaus vertilgt wahrscheinlich allnächtlich über hundert Kerbthiere und zwar große Kerbthiere; denn von kleineren bedarf sie unzweifelhaft noch weit mehr. Die verderblichsten Schmetterlinge, deren Raupen den Waldungen unschätzbaren Schaden zufügen, haben gerade in den Fledermäusen sehr mächtige Feinde, und deshalb eben sind die Flatterthiere unbedingt den nützlichsten und achtungswerthesten aller Waldhüter beizuzählen. Eigentlichen Schaden thun die so vielfach verkannten, unschuldigen Thiere nicht, obgleich es nicht geleugnet werden kann, daß einzelne Arten auch bei uns Vampirgelüste an den Tag legen. Doch denken diese wenigen niemals daran, den Menschen oder größere Thiere anzufallen: sie wagen sich höchstens an andere Fledermäuse oder an Hühner und Tauben. Im großen Ganzen müssen die Fledermäuse als unermüdliche Arbeiter zu Gunsten des Menschen betrachtet werden.

Der verständige Forstmann thut wohl, wenn er die oben ausgesprochene Wahrheit erkennt und die Fledermäuse nicht nur nicht verfolgt, sondern ihnen im Gegentheil seinen vollsten Schutz angedeihen läßt. Dieser Schutz wird ihnen gewährt, wenn man alte, hohle Bäume, welche außerdem auch anderen Waldhütern Herberge geben, zu ihren Gunsten und zum Vortheile des Waldes selbst verschont. Eines Weiteren bedarf es nicht. Es ist von namhaften Forstleuten schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß die alten hohlen Bäume nicht höher verwerthet werden können, als wenn man sie im Walde stehen und dort verfaulen läßt, weil sie, wo nicht allein, so doch hauptsächlich es sind, welche den thätigsten Waldhütern ihren Aufenthalt und ihr ersprießliches Wirken im Walde möglich machen. Bis jetzt ist die Nothwendigkeit, für die nützlichen Thiere zu sorgen, noch von sehr Wenigen eingesehen worden; um so mehr geboten ist es, daß man immer und immer wiederholt auf diese Nothwendigkeit hinweist. —

Unsere beiden Abbildungen bezwecken nicht, die auch bei uns zahlreich vertretene Ordnung der Flatterthiere kennen zu lehren. Eine genaue Beschreibung der verschiedenen Fledermausarten gehört in ein streng wissen-

schaftliches Buch, nicht aber in das unsrige. Wir würden den größten Theil unserer Leser ermüden, wenn wir eine derartige Einzelbeschreibung hier einfügen wollten. So mag es genügen, wenn wir zwei der gemeinsten Arten hier kurz beschreiben.

Die eine dieser Arten ist die Ohrenfledermaus, Plecotus auritus Geoffroy (Vespertilio auritus Linné, V. cornutus Faber, V. Otus Boje), die andere die Mopsfledermaus, Synotus Barbastellus Kayserling et Blasius (Vespertilio Barbastellus Schröder). Erstere gehört zu den größeren Arten; ihre Flugweite beträgt 9 Zoll bei einer Länge von

Fig. 23.

Die Ohrenfledermaus.

2 Zoll 3 Linien, wovon auf den Schwanz 1 Zoll 7 Linien in Abrechnung zu bringen sind. Der Pelz ist graubraun, auf der Unterseite etwas heller. Das einzelne Haar ist in der Wurzelhälfte dunkler, als in der Endhälfte. Im Gesicht verlängert sich das Haar, und über die Seiten des Oberkiefers hängen lange, weißliche Barthaare herab. Am Auffallendsten ist das Ohr gebildet. Es erreicht beinahe die Länge des Körpers, ist sehr breit und besitzt immer eine schräg in die Höhe verlaufende Hautleiste, welche wie eine Zunge emporsteht. Das Gebiß enthält 36 Zähne. Fast ganz Europa, von Spanien an bis zum Ural, Kaukasus und nördlich bis zum 60. Grad

Digitized by Google

der Breite ist das Wohngebiet dieser Fledermaus. Wie weit sie über Asien und Afrika verbreitet ist, weiß man nicht; doch hat man sie aus Ostindien erhalten. Sie ist überall häufig, steigt jedoch im Gebirge nicht viel über den Waldgürtel empor. Sie fliegt langsam, obwohl ziemlich hoch und krümmt im Fluge gewöhnlich das gewaltige bewegliche Ohr nach außen bogig abwärts, erhält hierdurch ein sehr eigenthümliches Aussehen und wird leicht kenntlich. Ihre Schlupfwinkel sind Baumhöhlungen oder dunkle Stellen in Gebäuden.

Die Mopsfledermaus wird 3 Zoll 5 Linien lang, wovon auf den Schwanz 1 Zoll 10 Linien zu rechnen sind und erreicht eine Flugweite von

Fig. 24.

Die Mopsfledermaus.

10 Zoll. Die Oberseite ihres Pelzes ist dunkelschwarzbraun, die Unterseite etwas heller und graulicher. Das Haar ist an der Wurzel ebenfalls dunkler, als an der Spitze. Das Gesicht ist von der Schnauzenspitze an, längs des Nasenrückens und über den Augen bis zum Ohr ganz nackt, an der Seite dagegen zwischen Augen und Nasenloch lang behaart. Die Flughaut ist ziemlich schmal, das Ohr auffallend breit, aber kurz, ungefähr ebenso lang, als der Kopf.

In Deutschland und seinen Nachbarländern findet sich die Mopsfledermaus überall, auch im hohen Gebirge, jedoch niemals besonders häufig.

Digitized by Google

Sie gehört zu den gewandtesten Flatterern in ihrer Familie, erscheint ziemlich früh des Abends, fliegt hoch und rasch und scheut Sturm und Regen nicht. Am häufigsten findet man sie an Waldrändern und in Gärten. Ihre Schlupfwinkel wählt sie in hohen Bäumen oder Gebäuden.

Von den übrigen Arten haben wir nur zu sagen, daß sie ohne Ausnahme ebenso nützlich sind, wie die beschriebenen zwei.

2. Die Spitzmäuse, Soricina.

Die vollendetsten Gestalten unter den kerbthierjagenden Raubsäugethieren sind die Spitzmäuse. Sie haben Manches mit den Fledermäusen gemein, obgleich sie weit von diesen verschieden sind. Ihre Gestalt ist eine ganz andere und demzufolge ihr Leben ein von dem Treiben der Fledermäuse gänzlich abweichendes. In Einem aber kommen sie den Letzteren vollständig gleich: sie sind ebenso nützlich.

Man darf die Spitzmäuse anmuthige Thiere nennen. Ihre Gestalt ist ansprechend. Sie hat Vieles von der so bekannten Mäusegestalt, unterscheidet sich aber bei genauerer Betrachtung durch wesentliche Eigenthümlichkeiten. Der Leib ist schlank, der Kopf spitz, die Schnauze langrüsselig, die fünfzehigen Glieder sind zierlich, der Schwanz ist ziemlich lang. Augen und Ohren treten deutlich hervor. Das Knochengerüst zeichnet sich durch zierliche Formen aus; die Wirbelsäule besteht außer den Halswirbeln aus 13 oder 14 rippentragenden, 5 bis 8 rippenlosen, 3 bis 5 Kreuz- und 14 bis 19 Schwanzwirbeln. Das Gebiß erinnert in vieler Hinsicht an das der Fledermäuse; es besteht bei den deutschen Arten aus 28 bis 32 Zähnen, welche sämmtlich schlank und spitzig sind. Die Schneidezähne fallen durch ihre Stärke und die oberen durch einen besonderen Ansatz auf, die Eckzähne fehlen, an die Schneidezähne schließen sich vielmehr die Lückzähne an und auf diese folgen die Backzähne. Die Lückzähne sind einspitzig, die Backzähne vielspitzig. Das ganze Gebiß ist durch das Ineinandergreifen der oberen und unteren Zahnreihe in hohem Grade verschärft. Der Pelz ist weich, sammetähnlich, meist von dunkler Farbe, auf der Oberseite von lichterer, als auf der unteren. Lippen, Füße und Schwanz sind mit straffen Härchen besetzt und zwischen Augen und Nase stehen lange Schnurrhaare. Die Fußsohlen sind nackt, die Zehen dagegen bei den meisten Arten mit harten,

kurzen Haaren besetzt. Bezeichnend für die Thiere ist eine längliche Drüse an der Seite des Körpers, welche eine stark riechende Flüssigkeit absondert.

Diese Kennzeichnung bezieht sich übrigens nur auf die bei uns lebenden Arten der zahlreichen Familie. In südlicheren Gegenden leben andere Spitzmäuse, welche sehr von dem allgemeinen Gepräge abweichen. Es giebt solche, welche zu Baumthieren geworden sind und andere, welche im Wasser leben, aber vor der bei uns vorkommenden Wasserspitzmaus durch eigenthümliche Schwimmhäute sich sehr auszeichnen.

Unsere Spitzmäuse zerfallen in drei kleine Gruppen, deren Begründung hauptsächlich im Gebiß zu suchen ist. In ihrem Leben und Treiben haben alle größte Aehnlichkeit; der hauptsächlichste Unterschied, welcher in dieser Hinsicht sich bemerklich macht, ist, daß die eine Art das Wasser bewohnt, während die andere auf dem trockenen Lande haus't.

Alle Spitzmäuse sind unruhige, im hohen Grad bewegungsfähige, feinsinnige, geistig aber wenig begabte, gefräßige und ungesellige Thiere, welche nur zeitweilig mit anderen ihrer Art sich vereinigen, sonst aber den unerbittlichen Krieg, welchen sie mit der übrigen Thierwelt führen, auch gegen Ihresgleichen fortsetzen. Sie bewohnen am liebsten feuchte Gegenden und deshalb sehr gern den Wald, steigen aber im Gebirge bis zu 6000 und mehr Fuß über den Seespiegel empor. Bei Tage halten sie sich in unterirdischen Bauen versteckt, gegen Abend, an düsteren Orten aber auch in den Nachmittagsstunden, erscheinen sie außerhalb ihrer Wohnung, nach Beute umherspähend. Am liebsten beziehen sie die fertigen Bauten anderer Thiere, namentlich Maulwurfsgänge und Mäuseröhren. In weichem Boden arbeiten sie selbst an ihren Behausungen, obwohl ihre schwachen Vorderbeine solche Arbeit schwer machen. Nicht selten kommen sie in das Gehöft der Menschen herein und treiben sich eine Zeit lang in Scheunen und Ställen, im Keller und auf den Böden der Häuser umher, auch hier unermüdlich ihre Jagd fortsetzend.

Unter ihren Sinnen steht der Geruch oben an; dies beweist schon die rüsselartig verlängerte Nase, noch mehr aber ihr unaufhörliches Umherschnuppern, das beständige Drehen und Wenden dieses biegsamen Sinneswerkzeuges. Das Gehör ist ebenfalls wohl entwickelt, das Gesicht dagegen schwach; sie scheinen es auch gar nicht zu bedürfen, sondern sich fast ausschließlich auf den Geruch zu verlassen. Ihr Verstand ist sehr gering. Sie sind

unvorsichtig, vergeßlich, nichts weniger als listig und der Bildsamkeit unfähig. Raublust und Gefräßigkeit scheinen ihre hervorragendsten Eigenschaften, Befriedigung der Mordlust und des sie ewig quälenden Hungers ihr Lebenszweck zu sein. In der Beweglichkeit stehen unsere Spitzmäuse den ihnen so ähnlich gestalteten Mäusen nach. Sie laufen äußerst behend und geschickt auf dem Boden dahin, sind aber des Kletterns unkundig und scheuen mit Ausnahme einer einzigen Art das Wasser, obwohl sie ohne Ausnahme schwimmen können.

Die Spitzmäuse ernähren sich ausschließlich von thierischen Stoffen. Sie sind furchtbare Raubthiere, gewissermaßen die Marder unter den Kerbthierjägern: sie fallen auch große Beute mörderisch an. Ihre Jagd gilt hauptsächlich den Kerbthieren; sie wagen sich aber auch an kleine Säugethiere, Vögel, welche noch im Neste liegen, und verschmähen selbst das Aas nicht. Unglaublich groß ist ihre Gefräßigkeit. Sie bedürfen dem Gewicht nach täglich fast ebensoviel Nahrung, als sie selbst schwer sind. An Gefangenen hat man beobachtet, daß sie kaum zu sättigen sind. Mit Fliegen, Mehlwürmern, Regenwürmern ꝛc. vermag man sie nicht zu ernähren, weil man für ihren Hunger nicht genug von solchen Thieren fangen kann. Man muß ihnen deshalb Fleisch geben und kann dann bemerken, daß eine kleine Spitzmaus eine ganze todte Maus oder ein Vögelchen von ähnlicher Größe bequem auffrißt. Ihr Hunger ist so groß und scheint so quälend zu sein, daß sie schon nach wenig Stunden des Mangels an Nahrung dahinsterben. Ein einziger Fasttag bringt sie sicherlich um. Möglicherweise ist dieser unverwüstliche Hunger die Ursache, daß zwei Spitzmäuse derselben Art sich gelegentlich wüthend anfallen und auf Tod und Leben mit einander kämpfen: es gilt ihnen vielleicht auch in diesem Augenblicke, eine Beute zu machen. Daß Spitzmäuse andere ihrer Art wirklich auffressen, kann man an Gefangenen leicht beobachten.

Das Leben dieser kleinen Räuber ist ziemlich einförmig. Sie rennen die ganze Nacht hindurch nach Beute umher, ziehen sich gegen Morgen in ihre Schlupfwinkel zurück und erscheinen, sobald der Hunger sie treibt, wieder, um ihre Jagd von Neuem zu beginnen. Jede einzelne lebt ungesellig für sich, nur im Frühjahre, zur Paarungszeit, vereinigen sich die Geschlechter. Gelegentlich sammeln sich viele Spitzmäuse ein und derselben Art an einem Orte und es kommt dann zu ernsthaften Kämpfen unter den

Männchen, welche unter laut zwitscherndem Geschrei ausgefochten werden. In der Aufregung verbreiten die Streitenden einen sehr bemerklichen Bisamgeruch, welcher wiederum die Ursache wird, daß noch mehrere auf dem Kampfplatze sich einfinden. Sofort nach geschehener Paarung trennen sich die Geschlechter und jede einzelne Spitzmaus geht wie früher selbstständig ihren Weg. Ob die Paarung an eine bestimmte Zeit gebunden ist oder wiederholt im Sommer stattfindet, ist zur Zeit noch unentschieden. Man hat in allen Sommermonaten, vom Mai bis in den August, unerwachsene Junge beobachtet.

Das Spitzmausweibchen ist sehr fruchtbar und liebt ihre Kinder ungemein. Sie bereitet in der Tiefe einer Maulwurfshöhle ein ziemlich kunstloses, aber weiches Nest aus Gras, Laub, Moos und Stengeln und wirft hier ihre fünf bis zehn Jungen, äußerst kleine Thierchen, welche nackt und mit geschlossenen Augen und Ohren geboren, von der Mutter mit größter Sorgfalt, auch in Gefangenschaft, gesäugt und bei Gefahr vorsichtig und behend versteckt werden. Wenig Wochen nach ihrer Geburt haben sie die Größe der Alten erreicht. Sie trennen sich aber schon früher von dieser, zerstreuen sich, und führen nun ganz das Leben ihrer Eltern.

Leider haben die Spitzmäuse eine Menge von Feinden. Das größere Raubzeug stellt ihnen eifrig nach, wahrscheinlich, weil es sie mit den eigentlichen Mäusen verwechselt; denn nur die Eulen und die Kreuzottern fressen sie. Auf Wald- und Feldwegen sieht man oft Spitzmäuse liegen, welche von einer Katze oder von einem Wiesel todtgebissen, aber nicht angerührt worden sind, vielleicht weil der Bisamgeruch diesen Räubern unangenehm ist. Auch der Mensch verfolgt die harmlosen und überaus nützlichen Thiere in unbilliger Weise und that es früher noch mehr als jetzt. Sonderbare Sagen gingen im Volke um. Man hielt den Biß einer Spitzmaus für giftig, sie aber gleichwohl für ein wirksames Heilmittel und tödtete sie deshalb, wo man sie erlangen konnte, ebensowohl, um sich gegen den Giftzahn zu beschützen, als auch, um des Wundermittels, welches freilich erst durch Quacksalbereien aller Art zubereitet werden mußte, habhaft zu werden. Wie unrecht man thut, wenn man noch heutzutage Spitzmäuse umbringt, bedarf bei Berücksichtigung ihrer Nahrung keiner Erwähnung weiter. Sie vertreten in wirksamster Weise die in der Höhe arbeitenden Fledermäuse in der Tiefe des Waldes.

Unsere Abbildung zeigt uns die gemeine oder Waldspitzmaus, Sorex vulgaris Linné (Sorex Araneus Linné, S. foediens eremita et cunicularia Bechstein, Sorex tetragonurus Herman, S. coronatus Millet, S. concinnus, rhinolophus et melanodon Wagler, S. castaneus et labiosus Jenyns). Sie ist eine der mittelgroßen Arten von etwas über $2\frac{1}{2}$ Zoll Leibes- und beinahe ebensoviel Schwanzlänge, zierlich gebaut, auf der Oberseite ihres Leibes dunkelbraun, bald reiner rostbraun, bald dunkler schwarzbraun, an den Leibesseiten gelblich braun und

Fig. 25.

Die gemeine oder Waldspitzmaus, Sorex vulgaris Linné.

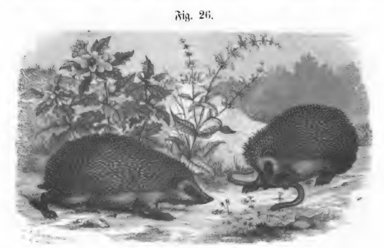
auf der Unterseite weißlich grau gefärbt. Der Lippenrand und die Unterseite des Schwanzes sind weißlich behaart, die Schwanzspitze und die Füße sehen dunkler bräunlich aus. Die Waldspitzmaus findet sich im größten Theil Europa's und überall häufig, am häufigsten in feuchten Gegenden, wo sie zuweilen wirklich gemein werden kann*).

*) Der gemeine Maulwurf, Talpa europaea Linné (Talpa vulgaris Brisson) kann zwar den Waldthieren zugezählt werden, zieht aber doch baumlose Wiesen, Felder und Triften entschieden dem wegen der Baumwurzeln zum Wühlen ungeeigneteren Waldboden vor und darf also hier unberücksichtigt bleiben. Er ist der am wenigsten nützliche Waldhüter, kann sogar durch seine Wühlereien Schaden thun. Daß er auf den Wiesen sehr nützlich wird, bedarf kaum der Erwähnung.

3. Der Igel, Erinaceus europaeus Linné.

Unter dem kerbthierfressenden Raubzeug gehört der Igel zu den plumpesten und auffallendsten Gestalten. Er bildet mit wenig anderen Verwandten und einigen, diesen sehr nahe stehenden Thieren eine besondere Familie, welche sich durch den kugeligen Leib, die Größe des spitzigen Kopfes, die kurzen, stark bekrallten Beine, den Stumpfschwanz und das Stachelkleid hinlänglich kennzeichnet. Eigenthümlich für alle Igel ist auch das Vermögen, sich kugelig zusammen zu rollen, welches durch auffallende

Fig. 26.



Der Igel, Erinaceus europaeus Linné.

Ausbildung gewisser Rückenmuskeln bedingt wird. Das Gebiß besteht aus 36 Zähnen, welche verhältnißmäßig stärker, weniger spitzig und minder zackig sind, als bei den übrigen Kerbthierfressern. Die Wirbelsäule wird von den 7 Halswirbeln, 15 rippentragenden, 8 rippenlosen, 3 Kreuz- und 14 Schwanzwirbeln zusammengesetzt. Die Füße sind fünfzehig, mit kräftigen Nägeln versehen. Das Auge ist verhältnißmäßig klein, die gerundeten Ohren sind kurz, die Nase ist der rüsselförmigen Schnauze wegen verlängert. Das Stachelkleid bedeckt die Oberseite, von der Stirn an bis dicht vor den Schwanz und seitlich bis zu den Beinen herab; der übrige

Digitized by Google

Theil des Leibes ist mit starken, derben und ziemlich kurzen Haaren dicht besetzt. Die Stacheln sind an der Wurzel schwächer, als in der Mitte und spitzen sich dann rasch zu. Sie sind außen mit 24 oder 25 Längsfurchen gestreift, welche durch erhöhte Leisten getrennt werden. Am Grunde sind sie braunschwarz, hierauf weiß, sodann wieder braunschwarz und an der Spitze nochmals hell. Die Haare an Stirn, Kopf, Hals und Außenseiten der Beine sind braun, welche Färbung an den Leibseiten in Rostgelb und in der Mitte der Unterseite in Braungrau übergeht. Vom Vorderarm verläuft ein weißlicher Streifen längs der Seiten bis zur Leibesmitte. Die Gesammtlänge des Igels beträgt ungefähr 11 Zoll; davon sind auf den Schwanz höchstens $1^2/_3$ Zoll zu rechnen.

Der Igel fehlt in keinem Lande Europa's und in keinem Gau unseres deutschen Vaterlandes. In den Alpen steigt er bis zum Krummholzgürtel empor; im Kaukasus findet er sich noch in einer Höhe von 8000 Fuß über dem Meere; jedoch ist er im Gebirge seltener, als in der Niederung. Seine eigentlichen Wohngebiete sind Wälder, Gärten und Hecken. Das Leben und Treiben des äußerlich allbekannten Geschöpfes ist in mancher Hinsicht merkwürdig. Der Igel ist unter den kleinen Raubthieren Dasselbe, was der Bär unter den größeren, wenn man will, das Schwein der Kerbthierfresser. Seine Bewegungen sind ungeschickt, fast tölpisch, seine Begabungen ziemlich gering. Er läuft zwar mit raschen Schritten, aber sehr langsam, versteht das Klettern gar nicht und kommt bei seinen nächtlichen Ausgängen oft in große Verlegenheit, indem er so ungeschickt als möglich über Steilungen hinabstürzt. Solcher Sturz macht ihm freilich wenig aus: er kugelt sich augenblicklich zusammen, und seine federkräftige Bedeckung mildert die Wirkung des Falles. Das Wasser scheut er ängstlich, obwohl er nicht ertrinkt, wenn er unglücklicherweise in dasselbe fallen sollte, vielmehr sich durch täppisches Rudern und Schwimmen wieder auf das Trockne zu helfen weiß. Unter seinen Sinnen ist der Geruch vorzugsweise und das Gehör ziemlich entwickelt; nur das blöde Auge vermag nicht viel zu leisten. Geschmack beweist er, freilich nach seiner Art: denn er verzehrt auch Dinge, welche andere Thiere mit Abscheu verschmähen würden. Das Gefühl ist schwer zu beurtheilen. Er merkt die leiseste Berührung und scheint dagegen in anderer Hinsicht unempfindlich zu sein. Sein Verstand ist gering. Er ist dumm, unvorsichtig, vergeßlich, furchtsam, aber gutmüthig, kaum zu erzürnen, zur

Geselligkeit wenig geneigt, gegen Alles, was nicht Futter heißt, ziemlich gleichgültig, für zartere Gefühle nur im geringen Grade empfänglich.

Den Tag über liegt der Igel in allerlei Vertiefungen, unter Hecken, Reißighaufen, in Geklüft und ähnlichen Orten wohl verborgen in träumerischem Halbschlummer oder auch sehr fest schlafend, furchtsam zusammengerollt, die Dämmerung und mit ihr die rechte Zeit zur Jagd erwartend. Bald nach Sonnenuntergang trippelt er langsam hervor und läuft nun geraden Weges ziemlich gemächlich dahin, mit der Absicht, Beute zu machen. Er ernährt sich schlecht und recht von allem Möglichen, was die Jahreszeit liefert. Abgefallene Früchte verschiedener Art finden in ihm einen Liebhaber; die Hauptmasse seiner Mahlzeiten besteht aber aus kleinem Gethier, und bei dieser Jagd zeigt er sich durchaus nicht als Kostverächter. Er frißt Würmer, Schnecken, Käfer, auch die giftigen ohne Anstand, sowie Larven, Raupen, Schmetterlinge, Frösche, Kröten, Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern, Kreuzottern, Mäuse, Wühlmäuse und Maulwürfe, nimmt aber auch Nester aus und verzehrt die jungen Nestvögel, deren er habhaft werden kann, ohne Gewissensbisse. Bei seiner Jagd zeigt er ein merkwürdiges Geschick. Die behende Maus z. B. weiß er doch zu überrumpeln, indem er entweder mit überraschender Schnelligkeit auf sie zufährt oder die seichten Röhren derselben aufwühlt, bis er sie endlich zu fassen bekommt. Den Maulwurf fängt er im Augenblick, wo er aufstößt. Drollig sieht es aus, wenn er eine Kröte verzehrt. Er wischt sich nach jedem Bisse, welchen er ihr giebt, ärgerlich das Maul an der Erde ab, wahrscheinlich weil ihm der klebrige, scharfe Saft, welchen dieses Thier von sich giebt, unangenehm ist. Giftlose Schlangen greift er an jedem beliebigen Theil ihres Leibes an und beginnt dort gleich zu fressen. Gegen Kreuzottern zeigt er sich vorsichtiger, keineswegs aber muthlos, denn er achtet die Bisse der Viper nicht. Lenz hat durch vielfache Versuche festgestellt, daß der Igel, auch wenn er erheblich und an den empfindlichsten Theilen durch die Bisse einer Kreuzotter verletzt wird, durchaus kein Unbehagen zeigt und auch wirklich von dem Gift, welches so vielen anderen Thieren tödtlich sein würde, nicht behelligt wird. Igel, welche vor den Augen dieses Forschers von Kreuzottern in den Mund, ja in die Zunge gebissen wurden, waren am andern Tage eben so munter, wie vorher und die gebissene Stelle zeigte keine Veränderung. Der Igel scheint wirklich giftfest, wenigstens gegen Schlangengift.

Im Juli oder August bringt das Weibchen seine vier bis acht Junge zur Welt, gewöhnlich in dem von ihm schon während des ganzen Sommers benutzten, nur durch etwas mehr Laub und Heu weicher ausgepolsterten Neste. Die Jungen sind bei der Geburt ungefähr 2 Zoll lang und bereits mit kurzen, harten, weißen Stacheln bedeckt, welche aber erstaunlich schnell wachsen. Ungefähr vier Wochen nach der Geburt beginnen die kleinen, wirklich hübsch zu nennenden Thiere allein zu fressen und verlassen auch schon zeitweilig das Nest, natürlich noch unter Führung der Alten, bei welcher sie überhaupt bis zum Herbst verweilen. Ende Oktobers trennt sich die Familie, und jeder einzelne Igel denkt daran, sich sein Winterlager herzurichten. Zu diesem Zwecke zieht er Abends aus, läuft einer Stelle zu, wo viel abgefallenes Laub am Boden liegt, und wälzt sich hier so lange in dem Laube herum, bis eine ziemliche Ladung davon auf den Stacheln sich gespießt hat. Die so befestigte Bürde schleppt er dann dem Lager zu und schüttelt sie dort ab. In gleicher Weise schafft er sich Obstvorräthe nach seinem Neste. Das Letztere ist immer ein sehr einfacher Bau, eigentlich nichts Anderes, als ein großer Haufen von Blättern und dürrem Gras über einer Vertiefung, in welcher er zusammengerollt liegt, sobald die Wärme unter 2° R. gesunken ist. Die Blutwärme fällt rascher, als die Luftwärme, allmählig bis auf 0° R. Dann ist er vollständig erstarrt und in tiefen Schlaf gesunken, welcher mit oder ohne Unterbrechung bis zu den ersten Frühlingstagen währt. Vor Anfang des März kommt er selten aus dem Winterlager hervor.

Der Igel hat trotz seines Stachelkleides viel Feinde. Ganz abgesehen von unvernünftigen Menschen, welche sich ein Vergnügen daraus machen, ihn zu quälen oder zu tödten, werden ihm auch einige unserer größeren Raubthiere gefährlich. Bekannt ist der Haß, welchen alle Hunde gegen ihn an den Tag legen, und wenn auch kleinere dem Stachelhelden nicht viel anhaben können, sind doch die großen im Stande, ihn todtzubeißen. Wir selbst haben eine Jagdhündin gekannt, welche in ihrer Jugend jeden Igel mit wenigen Bissen tödtete und später den armen Schelm, welchen sie gepackt hatte, weil sie ihn nicht mehr umbringen konnte, wenigstens regelmäßig ins Wasser warf. Im Winter verlieren viele Igel ihr Leben durch Hunde, welche sie aus ihrem Neste scharren und der Witterung preisgeben. Auch der Fuchs wird wohl mit dem Igel fertig und der Uhu, dessen nadel-

scharfe Krallen das Stachelkleid leicht durchdringen, macht wenig Federlesens mit ihm. Der schlimmste Feind des armen Burschen ist und bleibt aber der Winter, zumal, wenn er jählings eintritt, ehe jener sich sein warmes Nest gehörig ausgepolstert hat. Junge Igel laufen oft im Spätherbste aus ihren Verstecken hervor, werden durch den Nachts eintretenden Frost erstarrt und kommen um, falls nicht mildes Wetter eintritt. Außerdem plagen das Thier Holzböcke, Flöhe und Eingeweidewürmer oft in unglaublicher Weise, ohne daß er sich dieser lästigen Schmarotzer zu erwehren wüßte.

Sehr lustig sind alte Geschichten und Sagen, welche behaupten, daß der Igel, auf sein Stachelkleid pochend, andern großen Thieren sehr lästig werde. So erzählt der norwegische Bischof Pontoppidan, daß sich der Igel in das Lager des Bären schleiche und dem Wirthe mit seinen Stacheln so lange beschwerlich falle, bis dieser, weil er sich an dem kleinen, unverschämten Gaste nicht rächen könne, wohl oder übel weichen und sich ein anderes Lager aufsuchen müsse. Wer den Igel genauer beobachtet, findet sehr bald heraus, daß er herzlich froh ist, wenn er seinerseits von größeren Raubthieren unbehelligt bleibt, aber gar nicht daran denkt, sie zu belästigen. Seine Stacheln sind eben Schutzwaffen, nicht aber zum Angriff geeignet.

Lenz schlägt vor, in größeren Gärten für den Igel ein kleines, dichtes Buschwäldchen aus allerhand Dorngestrüpp anzulegen und es durch entsprechend große, auf einer Seite offene Kasten besonders anziehend zu machen. Wir brauchen kaum zu versichern, daß wir einen derartigen Beweis von gastfreundschaftlichem Gefühl zu Gunsten des Igels auf das Wärmste befürworten. Es ist unsere Pflicht, die nützlichen Thiere nach besten Kräften zu schützen, zu hegen und zu pflegen.

— —

Zehnter Abschnitt.

Höhlenbrüter und andere Wohlthäter des Waldes.

Die kerbthiervertilgenden Raubsäugethiere sind nicht die Einzigen, welche den Ehrentitel „Waldhüter" verdienen: eine größere Anzahl von Vögeln macht ihnen Rang und Gewerbe streitig. Wir würden, wollten wir streng sachlich verfahren, in diesem Abschnitte unseres Buches, viele Namen zu verzeichnen und Vieler Thaten zu beschreiben haben, wären für uns nicht auch andere Gesichtspunkte, als die besondere Nützlichkeit gewisser Vögel, die maßgebenden. Wenn wir es hier darauf abgesehen haben, die Waldvögel zusammen zu fassen, welche uns durch ihre räuberische Thätigkeit, d. h. durch die Art und Weise ihres Nahrungserwerbes und bezüglich durch Vernichtung niederer und schädlicher Thiere nützlich werden, müssen wir doch diejenigen von ihnen trennen, welche sich noch auf andere Art, durch den bezaubernden Wohllaut ihres Gesanges nämlich, unsere Beachtung und Zuneigung zu erwerben wissen.

Nicht zu leugnen ist, daß solche Trennung ihr Mißliches hat. Sie ist streng nicht durchzuführen. Die Sänger sind eben auch Waldhüter, und unter den Waldhütern giebt es vorzügliche Sänger.

Aber Das soll uns nicht kümmern. Der natürlich geordneten Eintheilung unserer Waldthiere ist im Eingange des Buches ihr Recht geworden; nunmehr dürfen wir, ohne durch die Klammern des Systems uns zu binden, die bunte Schaar in bunter Reihe folgen lassen.

Wir sind nicht die Ersten, welche von gleichen Grundsätzen ausgegangen sind. Der Begriff „Höhlenbrüter", eigentlich ein durchaus unbestimmter, ist in unserem Sinne ein geläufiger geworden; wir bezeichnen mit ihm jetzt eine ganz bestimmte Zahl von deutschen Vögeln, welche keines-

wegs alle durch enge Familienbande geeinigt sind. Ihnen haben wir hier noch einige Andere zugesellt, deren Nützlichkeit größer ist, als ihre Gesangskunst, deren Schnabel durch fleißiges Aufnehmen der Kerbthiere sich größeren Ruhm erwirbt, als durch seinen Liederklang.

Es ist erklärlich, daß über eine so bunt gemischte Gesellschaft im Allgemeinen wenig zu sagen ist. Das ihnen Gemeinsame ist eben ihr Bestreben, den Wald nach besten Kräften von schlimmen Feinden zu befreien. Dieses Bestreben ist, wenn wir selbstsüchtigen Menschen es so nennen dürfen, ein noch edleres, als das, welches die kleinen Raubsäugethiere bekunden. An diesen, wie an dem unter dem Raubzeug aufgeführten und gerühmten Hermelin und Wiesel oder den uns als Raubvögel bekannt gewordenen Bussarden, Thurmfalken und Eulen, welche wir ebenfalls Waldhüter nannten, haftet immer noch der Makel, daß sie neben ihrer uns nur nützlichen Jagd auch solche betreiben, welche wir erst verzeihen müssen, ehe wir uns ganz mit ihnen befreunden: die höhlenbrütenden Waldhüter dagegen sind makellos in unseren Augen. Auch sie sind Räuber von Gewerb und unermüdlich in diesem Gewerbe, obgleich wir ihnen jene verdächtigende Bezeichnung nicht beizulegen pflegen: aber sie rauben und morden zu unserem Nutzen, ohne den Ruhm solcher ersprießlicher Thätigkeit abzuschwächen durch Handlungen, welche unser Mißfallen erregen. Darin liegt der Unterschied zwischen ihnen und den Thieren, welche wir Raubthiere nennen.

Darin liegt aber auch ihre Bedeutung. Die Höhlenbrüter und ihre Verbündeten wirken unermüdlich und unberechenbar nützlich. Rege und bewegungslustig, behend und gewandt durchstreifen sie Wald und Flur ohne Unterbrechung, durchjagen ein gewisses Gebiet tagtäglich fast, beaufsichtigen es mit der größten Sorgfalt, übersehen wenig und das Wenige sicherlich nicht wiederholt, spüren den gemeingefährlichen Verbrechern unter den Kerbthieren vielmehr in den heimlichsten Schlupfwinkeln nach und vertilgen sie in jedem Zustande ihres wechselvollen Lebens. Die Höhlenbrüter sind zufrieden mit dem Geringsten, durchaus nicht wählerisch hinsichtlich der ihnen entsprechenden Nahrung, aber keineswegs genügsam bezüglich der Menge derselben, sondern eher unersättlich zu nennen. Sie sind groß im Kleinen; denn sie nehmen auch mit dem Winzigen fürlieb: sie lesen das kaum sichtbare Eilein des kleinen Schmetterlings oder Käfers auf, deren Larven

später pflanzenverwüstend auftreten würden — aber sie sammeln und vertilgen Hunderte und Tausende solcher Eilein in wenig Minuten! Im Keime ersticken sie das Uebel; sie lassen ihm gar nicht Zeit, wirksam zu werden.

Es ist ebenso überraschend als belehrend, sich die Bedeutung dieser Vögel durch einfache Schätzung und Berechnung ihres Nahrungsverbrauchs klar zu machen. Der kleinste unserer Waldvögel, das Goldhähnchen, bedarf in Folge seiner großen Regsamkeit tagtäglich eine sehr namhafte Menge von Kerbthiereiern, welche seine Lieblingsnahrung bilden, oder einen Ausgleich an entwickelten Thieren der genannten Klasse. Durch Abschätzung der Nahrungsmenge, welche das niedliche Vögelchen in der Gefangenschaft zu seinem Lebensunterhalte bedarf, hat man gefunden, daß etwa tausend Eier von Kerbthieren es noch nicht sättigen. Nehmen wir jedoch nur tausend an: so ergiebt sich, daß der Zwerg im Jahre 365,000 Stück Kerbthiere vertilgt! Nun wohnt aber die Liebe, und zwar eine treue, warme Liebe auch in dem kleinen Herzen des Goldhähnchens. Es sucht sich einen Gatten, baut sich ein Nest und legt seine Eier dahinein, sechs bis zwölf an der Zahl, zweimal im Jahre. Die beiden Eltern also, welche zusammen schon 730,000 Stück Kerbthiere vertilgten, erzeugen im Jahr noch mindestens zwölf, regelmäßig aber noch mehr Gehilfen und stellen damit eine Streiterschaar ins Feld, welche ungefähr Acht Millionen von Waldfeinden unschädlich machen kann und unschädlich macht!

Nach diesem einen Beispiel scheint es uns fast unnöthig, noch Weiteres über die Bedeutung der Höhlenbrüter zu sagen. Was das Goldhähnchen, leisten auch die übrigen im Verhältniß zu ihrer Größe. Nur Eins wollen wir noch hinzufügen: die meisten nützlichen Vögel wirken ausschließlich im Sommer, — die meisten Höhlenbrüter dagegen im ganzen Jahre. Sie verlassen uns nicht im Winter, wie die anderen, sondern bleiben im Vaterlande und nähren sich redlich, auch in der kargen Zeit. Und gerade deshalb werden sie besonders nützlich. Der Winter klärt ihr Arbeitsfeld, macht ihnen die heimlichsten Verstecke der Kerbthiere kund, überliefert ihnen die mit Sorgfalt versteckten Eier derselben und zwingt sie, ungleich fleißiger zu arbeiten, einfach um den verlangenden Magen zu befriedigen. Gerade der Winter, welchen die meisten übrigen Waldhüter schlafend oder im fernen Süden verbringen, gerade die karge Zeit ist es, welche sie insbesondere zu Wohlthätern des Waldes stempelt.

Es ist mehr als unbegreiflich, denn es ist unverzeihlich, daß wenige Menschen bisher solche Thätigkeit gewürdigt, für solche Wohlthaten sich dankbar bewiesen haben. Im Gegentheil — feindlich ist der Unwissende und Ungebildete ihnen, den Wohlthätern, entgegengetreten. Wir schweigen von den großartigen Anstalten, welche errichtet worden sind — ob aus Unwissenheit oder frecher Geringschätzung bewußten Unrechts, und Das will sagen: aus Bosheit, bleibe dahingestellt — um die Glieder einer Familie der nützlichen Vögel massenhaft erlangen und erwürgen zu können; wir erwähnen der Meisenhütte, eines Tummelplatzes nichtswürdiger Buben, höchstens, um unseren Abschen über das Treiben der Waldfrevler in ihr kundzugeben; wir halten uns mit Aufzählung der übrigen Fanganstalten und Fangwerkzeuge, welche gegen die Höhlenbrüter in Anwendung gebracht werden, gar nicht auf: denn wir verlangen mehr von den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts. Wir fordern zunächst von allen Vernünftigen, daß sie wie immer, so auch in diesem Falle dem Treiben der Waldfrevler mit allen durchführbaren Mitteln steuern und ihm hindernd in den Weg treten. Wir fordern ferner und nachdrücklichst, daß man von nun an endlich sich bequeme, auch noch andere Mittel zum Schutze der Waldhüter in Anwendung zu bringen: daß man ihnen ihre Wohnungen nicht niederreiße, sondern ihnen Häuser baue, einfach und allein deshalb, damit sie dem Walde und uns erhalten bleiben.

Die Erfüllung einer derartigen Forderung ist weit leichter, als man meinen mag. Unserem Lenz gebührt der Ruhm, nicht blos dieselbe Forderung zuerst gestellt, sondern zugleich auch die Mittel und Wege angegeben zu haben, wie sie zu erfüllen. Es handelt sich einfach darum, die natürlichen Baumhöhlungen im Walde den Höhlenbrütern zu lassen und ihnen da, wo es keine alten hohlen Bäume giebt, Nistkämmerchen künstlich zu schaffen, d. h. kleine Kasten mit engem Schlupfloch hier und dort an den Bäumen aufzuhängen. Daß auch solche künstliche Höhlungen von den Vögeln aufgesucht und benutzt werden, ist durch hinreichende Versuche erwiesen; doch können die künstlichen Brutkämmerchen niemals die natürlichen Baumhöhlungen ganz ersetzen. Deshalb erscheint es als unumgänglich nothwendig, daß man beim Holzschlagen die kernfaulen Bäume ruhig stehen und verfaulen lasse. Solche Bäume bringen mit der Zeit ungleich größeren Gewinn, als man durch anderweitige Verwerthung ihres Holzes erzielen könnte. Sie werden

gewissermaßen zu Festungen im Walde, von denen aus dieser geschützt und behütet wird. Eine Menge von munteren und fleißigen Arbeitern siedelt in ihrem hohlen Innern sich an, und sie gewähren dann nicht blos dem Landschaftsmaler, sondern auch dem Naturkundigen und Thierfreunde unendlichen Genuß. Die Höhlenbrüter bedürfen mehr, als alle übrigen Waldvögel der Freundschaft des Menschen, weil dessen Feindschaft oder selbst dessen Theilnahmslosigkeit an ihrem Schicksale ihnen empfindlich schadet; zu ihrem Gunsten insbesondere haben wir wiederholt schon die Bitte und Forderung ausgesprochen:

„Schutz den Vögeln!"

1. Die Spechte, Picus Linné.

Mehr als alle übrigen Höhlenbrüter werden die Mitglieder einer zu jenen zählenden Familie mißachtet und verkannt: die Spechte. Es giebt noch heutigen Tages manche Leute, welche in ihnen gerade das Gegentheil sehen von Dem, was sie sind. Sie, die Wohlthäter des Waldes, werden von Unwissenden Baumverderber genannt, weil man ihre Absichten mißdeutet und sie demzufolge falsch beurtheilt.

Die Spechte bilden eine sehr zahlreiche, nach außen hin scharf begrenzte Familie, deren Mitglieder sich im Allgemeinen sehr ähnlich sind. Ihr Leibesbau ist so bezeichnend, daß sie kaum oder nicht verkannt werden können. Die Größe schwankt erheblich, jedoch nicht in allzuweiten Grenzen: der größte Specht kommt einer Krähe, der kleinste einem Finken etwa gleich. Der Leib ist stämmig, der Hals mittellang, der Kopf stark, das Bein kräftig, der Fuß ziemlich kurz, aber langzehig, der Schnabel bald kürzer, bald länger. Das Gefieder ist reich, aber ziemlich hart; der Flügel mäßig lang und breit, der Schwanz mittellang. Schnabel, Beine, Schwanz und Zunge kennzeichnen die Spechte vor allen übrigen Vögeln. Der erstere ist vermöge seiner Gestaltung und Schnellkraft ein vortrefflicher Meisel, Beine und Schwanz sind ausgezeichnete Kletterwerkzeuge, und die Zunge endlich ist eine Greifzange und Bohrnadel von großer Vollkommenheit.

Es wird nöthig sein, diese Werkzeuge ausführlicher zu betrachten. Der Schnabel ist immer stark, kantig, keil- oder meiselförmig, an seiner Wurzel hohl (oben mehr als unten), deshalb federkräftig und somit zum Hämmern

und Meiseln äußerst geschickt. Schenkel und Schienbeine der Beine sind einwärts gebogen, die Fußwurzeln kurz, die Zehen, von denen der Fuß regelmäßig vier, zuweilen aber auch drei besitzt, im ersteren Falle paarig nach vorn und hinten gerichtet, vorn theilweise verbunden, hinten getrennt, und mit sehr starken, halbkreisrunden und spitzen Nägeln bewehrt, Klammern vergleichbar, welche eine große Fläche umspannen, sich fest einhäkeln und so die Last des Leibes leicht zu tragen vermögen. Der Schwanz besteht aus zehn großen und zwei kleinen seitlichen Federn, welche zu fünf und bezüglich sechs zusammen je eine Spitze bilden. Die beiden mittleren Federn, die längsten und stärksten von allen, decken dachartig drei andere, ähnlich gebaute und gestaltete jeder Seite. Diese Federn haben verhältnißmäßig starke, schnellkräftige Schäfte und nach ihrer Spitze borstenartige Fasern, welche sich beiderseitig schief nach außen und unten wenden. Durch diesen Bau wird es möglich, daß sich der Schwanz, wenn er an die Baumrinde angedrückt wird, jeder Unebenheit anschmiegt und in jeder Vertiefung und auf jeder Erhabenheit Stützpunkte findet; denn jede einzelne Faser wirkt besonders, mehr oder weniger unabhängig von den übrigen: der Schwanz bekommt dadurch unzählige Stützpunkte und hilft den Füßen die Leibeslast tragen. Die Zunge endlich ist auffallend lang, wurmförmig, vorstreckbar, und an der hornigen, nadelartigen Spitze widerhakig. An und für sich übertrifft ihre Länge nur wenig die des Schnabels; sie geht aber in das ebensolange, gerade, griffelförmige Zungenbein über, welches sich nach hinten hin in die beiden Zungenbeinhörner fortsetzt. Diese und das Zungenbein liegen in einer sehr dehnbaren und schnellkräftigen Scheide, welche man am richtigsten mit einer Schraubenfeder vergleicht. Sie wird durch zwei bandartig um die Luftröhre gewickelten Muskeln bewegt. Im Rachen ist für dieses außer allem Verhältniß vergrößerte Werkzeug kein Raum; das Zungenbein setzt sich daher äußerlich fort, umschlingt in weiten Bogen Hals und Kopf und heftet sich mit seinen Hörnern an der rechten Seite des Schädels dicht neben dem Schnabel an. Der eigentlichen Zunge verleihen besondere Muskeln eine schlangengleiche Beweglichkeit und befähigen sie hierdurch, allen Windungen enger Röhren mit Leichtigkeit zu folgen. Große Drüsen zwischen den Unterkieferästen sondern klebrigen Schleim ab, welcher beim Vorschnellen die Zunge befeuchtet und dergestalt mit einem sehr brauchbaren Leim versieht. — Alle übrigen Eigenthümlichkeiten des Leibesbaues dürfen

wir als nebensächliche betrachten; höchstens die Muskeln des Halses und die Zusammensetzung der Wirbelsäule verdient noch der Erwähnung: erstere sind sehr stark und kräftig, letztere wird aus 12 Hals-, 8 Rücken- und 6 oder 7 Schwanzwirbeln zusammengesetzt.

Das Gefieder zeigt düstere und glühende Farben in seltsamer Vermischung, namentlich der Hinterkopf ist sehr übereinstimmend und zwar hochroth gefärbt.

Die Spechte leben überall, wo es weiche Holzarten giebt; nur in Australien finden sie sich nicht. Der Baumwuchs bedingt und begrenzt ihr Wohngebiet.

Zur Unterscheidung der deutschen Arten genügt nachstehende Kennzeichnung:

Der Schwarzspecht, Dryocopus Martius Boje (Picus Martius Linné), einer der größten der ganzen Familie, kommt einer Saatkrähe an Größe ziemlich gleich. Seine Länge beträgt 18 bis 20 Zoll, die Breite 30 bis 32 Zoll. Das Gefieder ist mattschwarz bis auf einen karminrothen Fleck, welcher beim Männchen den ganzen Oberkopf, beim Weibchen nur eine kleine Stelle am Hinterkopfe einnimmt. Der Vogel kommt in allen größeren Gebirgswäldern, zumal in Nadelhölzern Europa's und in Sibirien, jedoch nirgends häufig vor und wird bei uns von Jahr zu Jahr seltner.

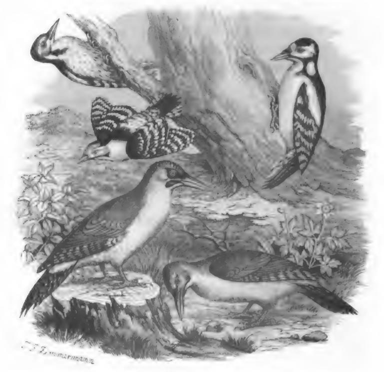
Der Grünspecht, Gecinus viridis Boje (Picus viridis Linné), ist etwas unter taubengroß, 14½ bis 15 Zoll lang, 22 bis 23 Zoll breit, auf dem Oberkörper hochgrün, am Unterrücken gelbgrün, am Unterkörper graugrün, um die Augen schwarz, auf dem ganzen Oberkopfe karminroth, auf den schwarzgrauen Schwingen weißlich, auf den grüngrauen Steuerfedern und den Unterschwanzdeckfedern schwarzgrau gebändert. Ein Streifen vom Schnabel schief abwärts ist beim Männchen roth, beim Weibchen schwarz. Die Jungen sind auf der graugrünen Oberseite weißlich, auf der grünlichgrauen Unterseite schwärzlich gefleckt und gebändert. Er bewohnt, bei gleicher Verbreitung, wie der Schwarzspecht, mehr die Laub- und gemischten Wälder.

Ihm sehr ähnlich ist der etwas kleinere Grauspecht, Gecinus canus Boje (Picus canus Linné; Picus Chloris Pallas, Picus viridicanus Meyer & Wolf). Seine Länge beträgt 12 bis 13, seine Breite

19 bis 20½ Zoll. Die Oberseite ist olivengrün mit dunkler Strichelung auf dem Hinterkopfe und hellgelbem Bürzel, die Unterseite grüngrau. Der Zügel, d. h. ein Streifen durch's Auge, und die Backenstreifen sind schwarz. Nur das Männchen hat einen karminrothen Fleck auf dem Vorderscheitel.

Fig. 27.

Mittler Buntspecht. Bunt- oder Bandspecht.



Grünspecht. Kleinspecht. Grauspecht.

Seine Heimath ist das gemäßigte Europa, ausschließlich der westlichen Länder, und Sibirien, sein Gebiet sind die Laubwälder, namentlich wenig ausgedehnte, sowie baumreiche Felder und Gärten.

Der Bunt- oder Bandspecht, Picus major Linné (Picus Cissa Pallas), ist wiederum kleiner; er wird nur 9 bis 10 Zoll lang und 17 bis 18 Zoll

Digitized by Google

breit. Das Gefieder, welches seine Namen erklärt, ist auf der Oberseite schwarz, mit weißen Achselflecken und weißen Binden auf den Flügeln, auf der Unterseite graugelblich, mit schwarzen Streifen, welche Kehle, Backen und Hals einfassen. Ueber die Stirne verläuft ein gelbliches, über den Hinterkopf beim Männchen ein rothes Querband; die After- und Unterschwanzdeckfedern sind hellkarmoisinroth. Dem Weibchen fehlt das Roth am Hinterkopfe; die Jungen erkennt man an der düsteren und bezüglich blässeren Färbung und an dem ganz rothen Scheitel. Der Verbreitungskreis des Vogels erstreckt sich über Europa und Sibirien; sein Wohngebiet sind die Waldungen ohne Unterschied hinsichtlich der Baumarten, aus denen sie bestehen *).

Von ihm unterscheidet sich der mittlere Buntspecht, Picus medius Linné (Picus Cynaedus Pallas) durch seine etwas geringere Größe und lebhaftere Färbung. Beide Geschlechter haben eine große rothe Kopfplatte und einen rosenroth gefärbten Bauch. Im Uebrigen sind Zeichnung und Färbung wie bei dem Buntspecht. Junge Vögel erkennt man an dem kleineren und bräunlichroth gefärbten Kopffleck. Der Mittelspecht ist in ganz Europa, jedoch nur in Laubwaldungen zu Hause.

Der Zwerg unter den europäischen Arten ist der Kleinspecht, Piculus minor Brehm (Picus minor Linné, P. Pipra Pallas). Seine Länge beträgt nur 6½ Zoll, die Schnabellänge 7 bis 8 Linien. Die Kopfplatte des Männchens ist roth, die des Weibchens und der Jungen weiß; der Unterkörper zeigt kein Roth. Europa und Sibirien sind die Heimath des niedlichen Geschöpfes, Laub- und gemischte Waldungen sein Aufenthalt.

Die Spechte gehören zu den treuesten aller Waldbewohner. Sie verlassen nur ungern das einmal gewählte Gebiet und nie auf längere Zeit.

*) Der weißrückige Specht, Picus leuconotos Bechstein (Picus Cirris Pallas), aus Osteuropa, unterscheidet sich vom Buntspecht durch schlankere Gestalt, weißen Unterrücken und rosenrothen Bauch. Seine Heimath ist Rußland, Galizien, Ungarn und Kärnthen; in Mitteldeutschland gehört er zu den Seltenheiten.

Der dreizehige Specht, Picoides tridactylus Lacépède (Picus tridactylus Linné, Apternus tridactylus Swainson), welcher wegen seiner durch den Namen bezeichneten Fußbildung nicht verwechselt werden kann, ist bedeutend kleiner, nur 8½ Zoll lang, oben schwarz, hinter den Augen und auf dem Rücken weiß gestreift, auf dem Flügel weiß gebändert, seitlich des schmuzigweißen Unterkörpers schwarz und weiß gefleckt, auf dem schwarzen Scheitel beim Männchen gelb, beim Weibchen schwarz gefleckt. Er lebt auf den Alpen und auf den nordischen Hochgebirgen.

Der Schwarzspecht wird außerhalb des Waldes kaum oder nicht beobachtet; die übrigen Arten durchstreifen, von einem Baum zum andern fliegend, vom Walde aus Feld und Garten, gewöhnlich in einer gewissen Ordnung, indem sie nicht nur wiederholt, sondern auch zu derselben Tageszeit an bestimmten Orten und Bäumen erscheinen und ihre Runde einen Tag wie den andern gleichmäßig abfliegen und abklettern. Alle Spechte verweilen jahraus, jahrein in ihrer Heimath, streichen aber im Herbst und Winter hin und her, verlassen auch die Gegend, in welcher sie brüteten, auf einige Zeit. Grün- und Grauspecht erscheinen im Winter oft in den Dörfern, die Buntspechte in den Gärten; nur der Schwarzspecht zeigt sich niemals so vertrauensselig: er hält sich immer in gewisser Entfernung von den menschlichen Wohnungen auf.

In ihren Bewegungen, in Stimme, Wesen und Betragen sind sich alle Arten sehr ähnlich. Sie sind Baumvögel, auf dem Boden eigentlich fremd, auf den Bäumen aber um so geschickter. So ungeschickt und täppisch sie auf einer wagerechten Ebene dahin laufen oder richtiger hüpfen, so gewandt klettern sie. Auch ihr Flug ist gut: er ist rasch, stürmisch und fördernd, wechselsweise ein schnelles Flattern oder ein Durchschießen der Luft ohne Flügelschlag und dem entsprechend ein fortwährend abwechselndes Heben oder Senken. In großen Bogenschwingungen kommen sie angeflogen, hängen sich unten an den Stamm, schlagen ihre Krallen kräftig, mit hörbarem Geräusch in die Borke, stemmen sich fest auf den federnden Schwanz, lüften plötzlich beide Flügel, schlagen sie rasch zusammen, heben sich dadurch und hüpfen ein Stück weiter nach oben empor. Ihr Klettern geschieht also ruck- und satzweise unter jedesmaliger Zuhilfenahme der Flügel. Aber es geht außerordentlich rasch von Statten. Alle Arten klettern immer aufwärts, nie nach unten, wohl aber seitlich, in Schraubenlinien um den Stamm herum oder auf einem Aste hin. Ist ein Baum in dieser Weise abgesucht, so fliegen sie unten an dem Stamme eines zweiten an und verfahren, wie vorher. Das Klettern ist ihnen so geläufig, so zur zweiten Natur geworden, daß sie angehängt schlafen. Ihre Jungen lernen eher klettern, als laufen oder hüpfen.

Die Stimme der verschiedenen Spechte ähnelt sich hinsichtlich der Art und Weise der Betonung und der Laute selbst. Sie ist ein helles Jauchzen; zumal die des Grünspechts kann passender kaum bezeichnet werden. Der

Schwarzspecht schreit im Fluge „Kier, kier“ und „Glück, glück“, im Sitzen „Klieh“ oder „Kliäh“, sehr volltönend, der Grünspecht ruft laut und gellend „Glüh, glüh“ oder „Glück, glück“ so oft nacheinander, daß es wie ein jauchzendes Gelächter klingt, der Grauspecht schreit ähnlich, aber tiefer und dann noch „Gäck, gäk“ und „Gik“; die Buntspechte rufen einsilbig „Pik“ und stärker „Gäk, gäk“ ꝛc. Es gehört wenig Uebung dazu, um alle Spechte an ihrer Stimme zu unterscheiden; als Spechte erkennt man sie, wenn man nur einen einzigen schreien hörte.

Nicht minder bezeichnend ist das Wesen dieser prächtigen Thiere. Sie sind ohne Ausnahme regsame, bewegliche, unstäte, flüchtige, muntere, kecke und kluge Gesellen. Ihre Sinne scheinen vortrefflich zu sein. Sie sehen und hören nicht blos scharf, sondern riechen auch sehr fein und besitzen eine Tastfähigkeit, wie wenig andere Vögel. Das diese Fähigkeit vermittelnde Werkzeug ist die Zunge. Sie gebraucht der Specht, wie das Kerbthier sein Fühlhorn, wie der Mensch seine Hand; mit ihr kundschaftet er das Verborgenste aus. Ihre Beweglichkeit ist bewunderungswürdig. Sie folgt dem verschlungensten Bohrgange einer Made mit aalartiger Biegsamkeit. Wir haben gefangene Spechte mit ihrer Zunge arbeiten lassen und mit Erstaunen die unbeschreibliche Schmiegsamkeit derselben beobachtet. Durch ein kleines Bohrloch in der Decke des Käfigs, neben welches wir Ameiseneier gestreut hatten, schob der Specht die Zunge weit heraus, bog sie um und betastete die Oberfläche rings um das Loch, bog dann die Zunge sprenkelig und stach mit ihr geschickt die Ameisenpuppen an, welche er gewittert hatte.

Ueber das Wesen der Spechte ist schwerer ein Urtheil zu fällen, als über die Sinne; doch scheint es, als wäre dasselbe nicht eben rühmenswerth. Die meisten Arten wenigstens sind ungesellig, rauflustig, besitzneidisch, herrschsüchtig, stürmisch und unwirsch, aber auch muthig und selbstbewußt. Der Verstand kann nicht unterschätzt werden; Gedächtniß, Vorsicht, Berechnung und eine gewisse List ist ihnen nicht abzusprechen.

Eine gewisse Hast kennzeichnet ihr Thun und Treiben; sie scheinen jedoch unstäter zu sein, als sie es wirklich sind. Ihr Leben fließt ziemlich regelrecht, keineswegs aber einförmig dahin. Wechsel in Allem, was sie thun, ist ihnen Bedürfniß.

Am Morgen erwachen sie ziemlich spät; Leute, welche in dunkler Kammer schlafen, wie sie, begreifen warum. Die anderen Waldvögel haben

das Morgenlied bereits gesungen, wenn sie sich zeigen oder vernehmen lassen. Sofort nach dem Erwachen gehen sie der Nahrung nach. Diese besteht aus sehr verschiedenen Kerbthieren, namentlich aber aus Kerbthierlarven und Puppen. Die Buntspechte fressen auch Körner und Nüsse; einzelne — hauptsächlich fremdländische — Arten legen sich Vorrathskammern für Nüsse an. In den Morgenstunden nun wird gefressen, gemeiselt, getrommelt, gejauchzt, in den Mittagsstunden geruht, Nachmittags wieder gelebt, wie früh: dann denkt der Specht ans Schlafengehen und zwar bei Zeiten, jedenfalls vor Sonnenuntergang. Die Zeit der Liebe, welche in die Monate April bis Juni fällt, erregt auch ihn in hohem Grade. Er giebt jetzt seinem Jubel und — seiner Eifersucht nicht blos durch Jauchzen, sondern auch durch ein höchst sonderbares Trommeln Ausdruck. Er sucht sich einen dürren Ast oder Baumwipfel im Walde aus, hängt sich an ihn fest und versetzt das Holzstück durch äußerst schnelles Daraufhacken oder Schlagen mit dem Schnabel in Schwingungen, wodurch er ein Getön des Holzes hervorruft, welches auf Achtelmeilen im Walde gehört wird. Auf dieses „Schnurren", welches je nach der Größe des Spechts verschieden klingt, kommt das Weibchen herbei und antwortet mit zarten Liebeslauten. Durch geschickte Nachahmung des Getrommels kann man Spechte — wenigstens einige Arten — von fernher herbeirufen. Währenddem arbeitet das Weibchen eifrig an dem Bau seiner Nisthöhle und zwar ausschließlich in den Vormittagsstunden: die übrige Tageszeit braucht es zum Aufsuchen seiner Nahrung. Das Nestloch wird in einem kernfaulen Baume angelegt, gewöhnlich da, wo ein abgebrochener, innen morscher Ast schon eine kleine Oeffnung vorbereitet hat. Zuerst wird der Eingang erweitert, sodann das Innere ausgehöhlt. Ersterer führt wagerecht bis zur Baummitte, die eigentliche Nisthöhle aber senkrecht nach unten. Die Späne, welche der Schwarzspecht herausmeiselt, sind oft fünf bis sechs Zoll lang; die anderen Arten können nur kleinere Holzstücken losspalten. Eine Nisthöhle wird jahrelang benutzt, außer der Brutzeit auch zum Schlafen, und um eine fertige Wohnung giebt es oft viel Kampf und Streit. Der Grünspecht erweitert sich, in Ermangelung passender Bäume, auch wohl den Brutkasten eines Staarenpaares, welcher dann wenigstens zur Nachtruhe dienen muß. Nach etwa zehn- bis vierzehntägiger Arbeit ist die Höhlung ausgemeiselt. Der vertiefte Boden wird nunmehr mit feinen Spänen bedeckt und das

Weibchen legt darauf seine drei bis sechs, bei allen Arten sehr ähnlichen, verhältnißmäßig kleinen, rundlichen, glänzendweißen Eier, welche, gefüllt, wegen des durchschimmernden Inhalts, gelblich oder röthlich aussehen.

Beide Eltern brüten abwechselnd, zeitigen die Brut in 14 bis 20 Tagen, füttern sie hauptsächlich mit Ameisenpuppen, jedenfalls aber mit Kerbthieren groß und lieben sie zärtlichst. Die Jungen sind anfangs abscheuliche Geschöpfe. Ihre Köpfe sind unförmlich groß, und ihr Oberkörper ist mit Dunen so spärlich bekleidet, daß es aussieht, als wären nur einzelne Federn auf die Oberhaut geleimt. Für den Aufbau des Schnabels bildet sich ein knorpeliger Knollen, welcher verschwindet, wenn jener sich gestreckt und ausgebildet hat. Die Jungen bleiben im Neste, bis sie völlig flügge sind, klettern vorher aber oft an dessen Wänden empor und schauen durch das Eingangsloch neugierig und vergnügt in die Welt hinaus. Nach dem Ausfliegen werden sie noch einige Zeit von den Eltern geführt; dann zerstreuen sie sich und streifen nach eigenem Belieben umher. Ein Jahr später haben sie sich einen eigenen Herd gegründet.

Die Jagd der Spechte hat ihre Schwierigkeiten. Nur die kleineren Arten sind wenig schen, alle übrigen vorsichtig und selbst im höchsten Grade scheu. Der Fang ist Sache des Zufalls. Wer also Spechte lebend halten will, muß die Jungen aus dem Neste nehmen und auffüttern. Doch ist das nicht Jedermanns Sache. Die Spechte eignen sich nicht für die Gefangenschaft. Sie verlangen eine sehr sorgsame Pflege, vor Allem einen großen Bauer und gutes Nachtigallenfutter. Wenn man ihnen beides gewähren kann, erhält man sie längere Zeit und hat seine große Freude an ihnen, schon deshalb, weil man ihr ganzes Thun und Treiben genau beobachten kann. Eigentlich zahm werden sie nie.

Sie haben verhältnißmäßig wenige Feinde. Marder und Hermeline mögen vielleicht den Jungen gefährlich werden und möglicherweise auch einen schlafenden oder brütenden Alten bedrohen; doch fehlen hierüber Beobachtungen. Die Raubvögel lassen die Spechte unbehelligt. Unangenehme Quälgeister derselben sind verschiedene Schmarotzer, welche in ihrem Federkleide leben und der widerhakigen Zunge auszuweichen wissen. Der Mensch befehdet die nützlichen Vögel weniger unmittelbar, als dadurch, daß er ihnen ihre Wohnungen vernichtet, indem er die alten, hohlen Bäume niederschlägt. Unsere Bitte, den Höhlenbrütern ihre Wohnungen zu belassen, ergeht des-

halb auch zu Gunsten der Spechte; denn sie gehören unzweifelhaft zu den Wohlthätern, zu den Erhaltern der Wälder. Wirklichen Schaden verursachen sie nie; denn gesunde Bäume gehen sie nicht an: dagegen bringen sie unberechenbaren Nutzen.

2. Der Wendehals, Yunx*) torquilla Linné.

Der nächste Verwandte der Spechte ist ein lerchengroßer, graulicher Vogel, welcher nach seiner merkwürdigen Gewohnheit oder Fertigkeit in fast allen Zungen gleichbedeutend benannt wurde, der Wende- oder Drehhals, hier und da auch Natterwindl benamset. Er gehört einer Abtheilung der Spechtgruppe an, welche sich kennzeichnet durch geraden, fast kegelförmigen Schnabel, mittelstarke, vorn und hinten quergetäfelte Läufe, paarige Zehen mit Kletternägeln, zwölffederigem, zum Klettern untauglichen, weil nicht schnellkräftigen Schwanz und Spechtzunge ohne Widerhäkchen. Die wenigen Arten bewohnen die alte Welt.

Unser Wendehals wird 7 Zoll lang und 10½ bis 11 Zoll breit. Sein Gefieder ist oben aschgrau mit breitem schwärzlichen Streif längs des Rückens und kleinen bräunlichen und schwärzlichen Flecken, unten auf gelblich weißem Grunde braun gefleckt und gewellt, auf Flügeln und Schwanz hell und dunkel schattirt und durch Flecken gebändert. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht in der Färbung.

Abweichend von den Spechten ist der Wendehals Sommervogel, in Südeuropa ebensowohl, wie bei uns. Er erscheint Ende Aprils oder Anfangs Mai, verläßt uns im September wieder und wandert bis tief in das Innere Afrika's. Wälder, Baumpflanzungen und Gärten sind sein Wohngebiet. Ein hohler Baum wird zum eigentlichen Wohnsitze, und von hier aus durchstreift das Paar tagtäglich wiederholt eine ziemlich große Fläche. Sofort nach der Ankunft im Frühjahre vernimmt man das fast schwermüthige, oft wiederholte „Gie, gie" des Männchens, welches das Weibchen in genau derselben Weise sehr regelmäßig beantwortet und hierdurch auch dann seine Zusammengehörigkeit mit dem Gatten bekundet, wenn es entfernt von ihm sich umhertreibt. Sonst ist der Wendehals ein stiller, trübselig erscheinender Gesell. Er klettert schlecht, nie an senkrechten Stämmen empor, sondern mehr

*) Nach Plinius eigentlich richtiger Jynx (Lenz).

hüpfend auf schiefen Aesten dahin, zeigt sich dagegen gewandt auf dem Boden und fliegt geschickt. Vor dem Menschen scheut er sich wenig, er schaut vielmehr dem Ankommenden neugierig entgegen und begrüßt ihn dann mit sonderbaren Geberden, durch häufige Verbeugungen, Verdrehen des Halses, Sträuben der Kopffedern, Breiten des Schwanzes u. dgl. Oft drückt er sich auch glatt

Fig. 28.

Spechtmeise. Schwarzspecht. Wendehals.

auf den Ast, als wisse er, wie schwer es dann hält, sein rindenfarbenes Gefieder von dem Aste zu unterscheiden. Seine Jagd gilt hauptsächlich den Ameisen und ihren Puppen. Er liest sie auf oder steckt seine Wurmzunge in einen Haufen und zieht sie, wenn sich eine genügende Zahl von Ameisen

Digitized by Google

an ihr festgebissen oder angeleimt hat, in den Schlund zurück. Wegen dieses Beginnens nennen ihn die Spanier bezeichnend „Ormiguero“ oder Ameisler. Im Käfig kann man ihn mit Nachtigallfutter eine Zeit lang hinhalten.

Das Nest steht immer in Baumhöhlungen. Es ist kunstlos, jedoch weich und warm. Im Juni findet man sechs bis zwölf glänzende Eier in ihm. Das Weibchen brütet mit dem Männchen abwechselnd sehr eifrig. Bei Annäherung eines Menschen oder Feindes zischt der Brütende wie eine Schlange. Die Jungen sind Mitte Juli's flügge und verlassen bald darauf ihre Eltern, vereinigen sich aber mit ihnen oder anderen zur Wanderschaft wieder.

Der Wendehals ist ein durchaus unschädlicher, unterhaltender Vogel, welcher Schonung verdient. Feinde hat auch er außer dem Menschen ohnehin genug.

3. Der Baumläufer, Certhia familiaris Linné.
(Certhia Scandulaca Pallas, C. Costae Gerbe.)

Die Baumläufer, welche in den Wendekreisländern viele Verwandte haben, sind kleine, muntere Vögelchen, welche durch ihre Lebensweise vielfach an die Spechte erinnern, durch Bau des Schnabels und der Zunge aber entschieden abweichen und deshalb als einer besonderen Familie zugehörig betrachtet werden müssen. Ihr etwa kopflanger Schnabel ist bogig, schlank, dreiseitig; die kurzen Füße haben vier ungepaarte, lange Zehen mit großen Nägeln; das Gefieder ist seidenweich, glänzend; der Schwanz ist zwölffederig, wenig schnellkräftig, aber zum Anstemmen geeignet; die Flügel haben zehn Handschwingen. Beide Geschlechter gleichen sich in der Färbung.

Der gemeine Baumläufer oder Baumrutscher, Baumhäkel, Baumgrille, Baumsteiger, Schindelkriecher rc. ist 4½ bis 5 Zoll lang und 6¾ bis 7¼ Zoll breit, oben lohfarbig mit weißen Tupfen und einer breiten, gelben Flügelbinde, unten glänzend weiß*).

So weit in Europa der Baumwuchs reicht, kommt auch der Baumläufer vor; doch ist er im hohen Norden seltener, als bei uns. Der gemeine

*) Von ihm unterscheidet sich der kurzzehige Baumläufer, Certhia brachydactyla Brehm, durch längeren Schnabel und kürzere Zehen, dunkleres Gefieder, anderen Lockton und seine Vorliebe für Laubbäume.

oder lohfarbene scheint den Nadelwald, der kurzzehige Laubwälder und Baumpflanzungen zu bevorzugen. Jedes Paar bewohnt ein ziemlich kleines Gebiet und duldet in ihm kein anderes der gleichen Art, schließt sich aber, im Winter wenigstens, gern den **Meisen** und **Goldhähnchen** an und läßt sich vom **Kleiber** bevormunden, d. h. führen und leiten.

Dem Beobachter wird der kleine, muntere Kletterkünstler zur rechten Augenweide. Der Baumläufer ist unruhig, rastlos, fleißig, behend und gewandt. Er klettert, wie der Specht, nur von unten nach oben, kann

Fig. 29.

Baumläufer. Wiedehopf.

aber auch auf der unteren Seite wagrechter Aeste hinlaufen. Seine Bewegungen sind schnell, hastig und unermüdlich, aber ruckweise, — so auch der Flug, welcher in Absätzen mit bald gebreiteten und dann flatternden, bald zusammengelegten Schwingen geschieht, aber ungern weit ausgedehnt wird. Auf dem Boden ist der Baumläufer fremd. Ungeachtet der großen Zutraulichkeit, welche er dem Menschen gegenüber an den Tag legt, sucht er sich doch gern vor dem Auge desselben zu verbergen, und klettert, wenn man auf ihn zugeht, sofort nach der abgewendeten Seite des Stammes. Wenn er Verfolgung erfährt, wird er sehr vorsichtig; er beweist überhaupt

Digitized by Google

einen ziemlich hohen Grad von Verstand und kann dem Naturforscher die Jagd auf ihn oft recht schwer machen.

Kleine Käferchen und zwar hauptsächlich die den Bäumen so verderblichen Borkenkäfer, deren Eier und Maden und andere Kerbthiere verschiedener Art bilden die Nahrung des uns nützlichen Vögelchens. Es liest seine Beute von der Rinde ab und zieht sie aus Spalten und Ritzen hervor, aus so großer Tiefe, als sein Schnabel es ihm gestattet. Zum Meißeln und Hämmern ist dieser zu schwach.

Der Baumläufer brütet zweimal im Jahre. Das Männchen bekundet das Erwachen seiner Liebe durch einen kurzen Gesang, welcher eigenlich nur der etwas veränderte und oft wiederholte Lockton ist. Dieser klingt bei dem lohfarbenen Baumläufer wie „Sit", welches ganz leise ausgestoßen wird und manchmal mit einem lauten „Srih" abwechselt. Der kurzzehige Baumläufer lockt laut „Tit, tit", „Ziäh, ziäh" und leise „Zi, zi". Die Gesangsstrophe beider Arten klingt ungefähr wie „Tititititwiiti". Anfangs Mai findet man das erste Mal 4 bis 8, Mitte Julis das zweite Mal 3 bis 6 kleine, zarte, auf weißem Grunde heller oder dunkler roth und aschgrau gefleckte, gepunktete, getüpfelte und bespritzte Eier in dem sehr kunstlos aus Stroh, Gras, Bast, Werg und Spinnweben erbauten, mit Federn ausgefütterten Neste, welches gewöhnlich in Baumhöhlen oder Brutkasten mit engem Eingang, oft aber auch in Ritzen und Spalten der Gebäude steht und je nach der Beschaffenheit dieser Plätze verschieden gestaltet ist, weil seine Außenwände die Höhlung möglichst ausfüllen. Beide Eltern brüten und füttern gemeinschaftlich die Jungen auf, welche von ihnen mit größter Zärtlichkeit geliebt werden. Stört man die halbflüggen Jungen, so hüpfen sie rasch aus dem Neste, rennen wie Mäuse davon und haben sich nach wenigen Minuten trefflich zwischen Moos, in Spalten und ähnlichen Verstecken geborgen.

Marder und Iltis, der Sperber und der Raubwürger bedrohen, verschiedene Schmarotzer belästigen den Baumläufer. Der Mensch verfolgt ihn nicht; der wahre Vogelfreund sucht vielmehr durch nette Brutkästchen den eben so schmucken, als nützlichen Vogel an sich zu fesseln.

4. Der Wiedehopf, Upupa Epops Linné.

Auffallende, vereinzelt dastehende Thiergestalten ziehen immer die Beachtung auf sich. Dies beweist auch der übel beläumdete Wiedehopf. Die Nachrede, welche mit gedachten Namen sich fast unzertrennlich verbindet, wird durch die dem Vogel noch außerdem zuertheilten Benamsungen noch besonders erläutert. Stink- oder Schmuzhahn, Kothvogel, Dreckkrämer — welche Titel! Die übrigen sind nicht viel besser; denn der theilnahmswerthe Gesell heißt sonst noch Gänsehirt, Kukuksküster und Kukuksknecht, und Ehrennamen hat er gar nicht, der Arme! Aber leider ist die auf ihm haftende üble Nachrede so ganz ungerechtfertigt nicht.

Der Wiedehopf gehört einer kleinen Familie an, deren Mitglieder sich äußerlich kennzeichnen durch ziemlich geringe Größe, langen, schwachen, nach der Spitze zu wenig verdünnten Bogenschnabel, kurze, schwächliche Füße, große Flügel und großen Schwanz, sehr dünne, zarte Haut und weiches, lockeres, buntes Gefieder. Vierzehn Hals-, acht Rücken- und sechs Schwanzwirbel und eine geradezu verkrüppelte Zunge mögen außerdem Erwähnung finden. Unser europäischer Wiedehopf ist 10 bis $10^3/_4$ Zoll lang und etwa $1^1/_2$ Fuß breit; die Schnabellänge beträgt fast 2 Zoll. Der Flügel hat 20 Schwingen, der Schwanz 10 Steuerfedern. Der Hinterkopf trägt eine aufrichtbare Holle. Das weiche Gefieder ist oben auf lehmfarbigem Grunde schwarz und gelblich weiß gebändert, unten röthlich gelb, seitlich schwarz gefleckt. Die schwarzgespitzten Federn der Holle sind dunkelrostfarben. Der schwarze Schwanz hat eine breite, weiße Querbinde. Eine ausführlichere Beschreibung ist unnöthig; denn in Deutschland giebt es keinen ähnlichen Vogel.

Obgleich der Wiedehopf in ganz Europa vorkommt, siedelt er sich doch nur an wenig Orten bleibend an. Er ist ein Sommervogel, welcher Ende März bei uns erscheint und im September uns verläßt. Im Süden Europa's ist er weit häufiger, als in Deutschland, wandert aber auch dort noch; in Nord-Afrika lebt er ständig jahraus, jahrein. Feuchte Waldungen der Ebene, Lehden, Triften mit einzelnen Bäumen, in Südeuropa die Weinberge und in Nordafrika Gärten in Dörfern und Städten bilden seine beliebtesten Wohnsitze. Er ist gesellig in gewissem Grade, lebt zur Brutzeit aber paarweise.

Aller Schmähungen ungeachtet, fesselt der Wiedehopf Jedermann. Er ist ein höchst anziehender Vogel und sein, namentlich im Morgenlande durch viele Sagen verherrlichtes Leben wohl der Beachtung werth. Ernst und vorsichtig, wie es scheinen will, in Wahrheit aber gar heiter und lustig, trippelt er rasch auf dem Boden dahin, die prächtige Holle bald breitend, bald zusammenfaltend, mit dem krummen Schnabel zwischen den abgefallenen Blättern oder im Kothe wühlend. Das entdeckte und mit dem greifzangenartigen Schnabel erfaßte Kerbthier schleudert er in die Höhe und fängt es geschickt wieder auf. Zeitweilig ruft er leise „Hup, hup", oder stößt als besonderen Ausdruck seines Wohlbehagens ein gemüthliches „Weck, weck" aus. Zu allerhand sonderbaren Scherzen aufgelegt, vergnügt er sich mit Seinesgleichen in sehr anmuthiger Weise und versteht es gar meisterlich, in das Einerlei des Lebens Abwechslung zu bringen.

Man kann den Wiedehopf den Specht oder Baumläufer des flachen Bodens nennen. Er ist hier ebenso rastlos und thätig, wie jene auf den Bäumen. Sein Gang ist gut, der Flug ausgezeichnet leicht, wechselsweise schwebend oder flatternd und hierauf spechtartig dahingleitend, sehr fördernd und wenig ermüdend. Die Sinne sind scharf, der Verstand steht auf ziemlich hoher Stufe. Er ist lebhaft, lustig, klug, vorsichtig und trotz seiner fast allzugroßen Furchtsamkeit geneigt, in ein innigeres Verhältniß mit Menschen zu treten, von deren wohlwollenden Absichten oder deren Gleichgiltigkeit ihm gegenüber er sich überzeugt hat. Im Morgenlande ist er fast zudringlich dreist, bei uns stets vorsichtig und oft sehr scheu. Die ihm angeborene Furchtsamkeit vermag er übrigens allerorten nur selten zu bemeistern. Jeder vorüberfliegende größere Vogel verursacht ihm, weil er fortwährend Räuber zu sehen wähnt, entsetzliche Angst und bewegt ihn zu einer eigenen List. Anstatt beim Nahen eines Raubvogels fliegend sein Heil zu suchen, wirft er sich platt zu Boden nieder, breitet Schwingen und Schwanz und erscheint nun einem bunten Lappen weit ähnlicher, als einem Vogel. Solche List wendet er übrigens blos Vögeln gegenüber an, niemals bei Annäherung eines Raubsäugethieres.

Die Nahrung besteht ausschließlich in Kerbthieren, Würmern und kleinen Schnecken, welche er vom Boden, ganz besonders aber vom Dünger abliest. Dies Geschäft ist freilich nicht gerade ein reinliches, jedenfalls aber ein sehr nützliches.

Wenige Wochen nach seiner Ankunft denkt der Wiedehopf an die Fortpflanzung, und nunmehr wird er zum Stinkhahn. Nachdem er sich, nicht ohne Einspruch und Kampf von und mit Gleichgesinnten, gepaart, allerlei Possen getrieben und sich der Gunst seines Weibchens versichert hat, trägt dieses einige Hälmchen und Federchen in eine passende Baum-, Erd- oder Mauerhöhlung, selbst in die Leibeshöhle eines verfaulenden Aases und legt auf diese dürftige Unterlage 4 bis 6 kleine, längliche glattschalige, weiße oder grünlichweiße Eier. Sechzehn Tage nach Beginn des Bebrütens schlüpfen die Jungen aus, und beide Eltern tragen ihnen nun eifrig Käfer und Maden zu. Sie spenden ihnen viel Liebe, beweisen ihnen große Sorgfalt, verabsäumen aber Eins: die Reinlichkeit — einfach deshalb, weil sie nicht im Stande sind, mit ihrem ungelenken Schnabel das Nest auszumisten. Aller Koth, welchen die Jungen auswerfen, bleibt im Neste liegen und verpestet dieses, die Jungen und schließlich auch die Alten in unerträglicher Weise. Die Jungen sitzen zuletzt förmlich im Kothe, und die Sage, daß der Wiedehopf sein Nest aus Koth erbaue, findet hierin ihren Grund. Erst lange nach dem Ausfliegen der Jungen verlieren sie und die Alten den ihnen anhaftenden Gestank. — Die jungen Wiedehopfe wachsen langsam und sind sehr täppisch; ihre Eltern haben deshalb auch nach ihrem Flüggsein viele Plage mit ihnen.

Jung aus dem Neste genommene Wiedehopfe verursachen anfangs ihrem Pfleger, weil sie erst sehr spät selbst fressen lernen, zwar manche Mühe, später aber unendliches Vergnügen. Alteingefangene werden nach einiger Zeit zahm, niemals jedoch in gleichem Grade, wie die Jungen. Sie lernen in ihrem Pfleger nicht blos den Gebieter, sondern auch den besten Freund kennen; sie lieben ihn zärtlich, folgen ihm, wie ein Hund durchs ganze Haus, durch Hof und Garten, begrüßen ihn, wenn er kommt und erfreuen ihn durch lustige und komische Geberden.

Die Furcht der Wiedehopfe vor Raubvögeln ist sehr begründet. Habicht, Sperber, Falk und Weih verfolgen den armen Schelm und lassen sich das Fleisch desselben, wenn sie ihn ergriffen, vortrefflich munden. Auch Marder und Iltis stellen ihm nach und der Mensch beweist ihm nur zu oft seine Thierfeindlichkeit.

5. Der Kleiber, Sitta caesia Meyer & Wolf.

Der Uebergang von den Spechten zu den Meisen wird durch einen unserer beweglichsten, anmuthigsten und liebenswürdigsten Vögel vermittelt, welcher, solcher Stellung entsprechend, entweder Spechtmeise, oder in Folge einer ihm eigenen Fertigkeit, Kleiber genannt wird. Sonst heißt er wohl auch noch Blau- oder Maispecht, Holzhacker, Baumritter, Baumklette, Tottler, Klähn 2c. Viele Thierkundige zählen ihn und seine wenigen Verwandten der Familie der Meisen zu und führen ihn hier als erste Sippe auf; doch hat er mit den Meisen, so sehr er ihnen auch in manchen Stücken ähneln mag, leiblich wenig Uebereinstimmendes und sollte eigentlich als Vertreter einer eigenen Familie angesehen werden.

Es hält nicht schwer, ihn zu beschreiben; unter unseren deutschen Waldvögeln wenigstens giebt es keinen Zweiten, welcher mit ihm verwechselt werden könnte. Der Leib ist gedrungen, der Hals stark, der Kopf ziemlich groß, der zwölffederige Schwanz kurz, der Schnabel mittellang, keilförmig, etwas nach oben gekrümmt und vorn ein wenig zusammengedrückt, der Fuß mittellang, aber stark, mit vier ungepaarten Zehen, welche große, sehr gekrümmte Nägel tragen. Das ziemlich reiche Federkleid ist oben bläulich, unten rostgelblich, an den Seiten rostbraun; ein Zügel durch's Auge, welcher bis an die Halsseiten reicht, ist schwarz; Schwanz, Kinn und Kehle sind weiß. Das Weibchen unterscheidet sich durch den schmäleren Augenstrich und den lichteren Unterkörper, der junge Vogel durch trübere Färbung. Die Länge beträgt 6 Zoll 3 bis 6 Linien, wovon auf den Stumpfschwanz 1 Zoll 10 Linien kommen, die Breite schwankt zwischen 11 und 12 Zoll.

Der Kleiber bewohnt Mitteleuropa und wird im hohen Norden und im Süden durch andere, ihm höchst ähnliche Arten vertreten. In Sibirien soll er auch vorkommen, und ebenso will man ihn in Nordamerika beobachtet haben. In Deutschland ist er nirgends selten, im Nadelwald ebenso wenig, als im Laubholz, am häufigsten in gemischten Waldungen. Er ist ein Strichvogel, welcher im Winter in einem beschränkten Kreise hin und her zieht und zuweilen an ein und demselben Orte in viel größerer Anzahl sich zeigt, als sonst. Sein Betragen ist überaus anziehend. Er gehört zu den beweglichsten und gewandtesten unserer Vögel. Der Flug ist leicht, obgleich

nicht sehr schnell, nicht selten flatternd und immer eine starke Bewegung der Flügel erfordernd, der Lauf auf dem Boden sehr geschickt. Im Klettern übertrifft er alle übrigen Vögel ohne Ausnahme, denn er rutscht nicht blos mit Spechtsgewandtheit an den Bäumen empor, sondern auch kopfunterst an ihnen herunter. Er hängt sich an der glattesten Rinde an, in jeder beliebigen Stellung. Der Specht muß jeden Baum, welchen er absuchen will, von unten nach oben hin befahren, der Kleiber steigt an diesem in die Höhe und an jenem hinab. Seine langen Zehen und die großen Hakennägel erlauben ihm, eine bedeutende Fläche zu umklammern und ermöglichen ihm diese Vielseitigkeit der Bewegung.

Groß ist die Lebendigkeit und Regsamkeit dieses Vogels. Er ist keinen Augenblick ruhig, sondern immer in Thätigkeit, kletternd, auf den Aesten hin laufend, an ihnen hängend, mit dem Schnabel arbeitend, singend, fliegend. Er fliegt selten weit, weil jeder Baum ihm Etwas zu bieten weiß; aber er fliegt oft aus reiner Lust hoch in die Höhe und über große Strecken des Waldes hin, um an einem anderen Orte das alte Treiben neu zu beginnen.

Die Stimme des Kleibers ist eine höchst wohllautende gezogene, welche wie „Tüh, tüh" klingt, der Lockton des Weibchens ist ein leiseres „Twettwet". Der Gesang ist einfach, aber angenehm, das Männchen sitzt dabei auf Baumspitzen, dreht sich hin und her und umspinnt sein „Tüh, tüh" mit einigen anderen Tönen.

Wie alle Klettervögel verzehrt der Kleiber vorzugsweise Kerbthiere, deren Eier und Larven. Sein Schnabel ist zu schwach, als daß er nach Art der Spechte mit ihm meißeln könnte; wohl aber ist er im Stande, Rindenstückchen abzuspalten und hierdurch die Versteckplätze der Kerbthiere aufzudecken. Im Winter kommt er gern bis in die Gärten herein und sucht dabei dann auch die Häuser auf. Neben den Kerbthieren frißt er Sämereien verschiedener Art, namentlich die Samenkörner von Bäumen, welche er von dem Boden aufliest, aus den Zapfen herauszieht, oder durch Aufklopfen der Nüßchen gewinnt. Gerste und Hafer spelzt er aus, und die Eicheln zerhackt er erst in mundrechte Stücke. Sehr hübsch sieht es aus, wenn er Lindennüßchen oder Eicheln aufmacht. Er trägt dann eine um die andere auf einen bestimmten Ast, wo er sich ein Loch in die Rinde gehackt hat, legt die Nuß da hinein, hält sie mit den Vorderzehen fest und bearbeitet

sie mit dem Schnabel. An einer Haselnuß hat er sehr lange zu hämmern, mit Bücheln, Linden- und Ahornsameen kommt er eher zu Stande. In Baumspalten und anderen Ritzen legt er sich Vorrathskammern an; doch trägt er nicht viel Nüsse an ein und denselben Ort, sondern verbirgt seine Schätze hier und da, gleichsam aus Sorge, daß ein Räuber ihm Alles mit einem Male nehmen könne.

Der Kleiber ist immer anziehend; er mag thun, was er will. Wenn er nicht singt oder Nahrung sammelt, macht er sich mit etwas Anderem zu schaffen. Um die kleineren Vögel erwirbt er sich Verdienste. Geselligkeit scheint ihm Bedürfniß zu sein; aber er vereinigt sich weniger mit anderen seiner Art, als vielmehr mit Meisen, Baumläufern und Goldhähnchen. Dies kleine Volk erkennt ihn bald als den Begabtesten an und überläßt sich blindlings seiner Führung und Versorge. Er zieht mit der von ihm geführten Schaar manchmal Tage lang im Walde umher.

Für den Beobachter kann es nicht lange zweifelhaft bleiben, daß der Kleiber als ein geistig sehr begabter Vogel angesehen werden muß. Er ist zutraulich und scheut sich da, wo er sich geschützt weiß, nicht vor den Menschen, wird aber nach längerer Verfolgung äußerst vorsichtig. Anfangs fliegt er, wenn auf ihn geschossen wurde, kaum von dem Aste weg, auf dem er saß, bald aber lernt er die Furchtbarkeit des Feuergewehres erkennen und nimmt sich dann sehr in Acht. Vor den Raubvögeln sucht er sich dadurch zu schützen, daß er in Einem fort schnell um den Baumstamm herumhüpft, um sich durch diesen vor den räuberischen Klauen seiner Verfolger zu decken. Uebrigens werden ihm nur Habicht und Sperber gefährlich; denn den Edelfalken giebt er selten Gelegenheit, ihn in ihrer Weise zu jagen.

Ganz eigenthümlich ist der Nestbau, welcher Ursache seines Namens wurde. Der Kleiber brütet selbstverständlich in Baumhöhlungen und zwar gewöhnlich in solchen, welche 40 bis 60 Fuß über der Erde stehen. Er ist aber nicht im Stande, sich selbst ein Astloch auszumeißeln, wie die Spechte, sondern muß sich mit dem vorhandenen begnügen. Bedingung einer angenehmen Nesthöhlung ist nun aber ein möglichst enger Eingang, ein Schlupfloch, welches gerade groß genug ist, den Eigenthümer der Wohnung durchzulassen, feindlich gesinnten Thieren jedoch den Zugang verwehrt. Die kleinen Höhlenbrüter haben oft große Noth, eine diesen Anforderungen entsprechende Höhlung zu finden — der Kleiber weiß sich zu helfen. Er wählt sich irgend eine

Höhlung aus, am liebsten ein von den Spechten gezimmertes Nestkämmerchen und verkleinert dessen Eingangsloch. Wie die Schwalbe nimmt er sich von dem Boden kleine Klümpchen Lehm auf, feuchtet diese mit Speichel an und klebt sie ringsum an dem Nestloche fest, glättet sie mit dem Schnabel und fährt mit dieser Arbeit fort, bis er eine seinen Wünschen entsprechende Eingangspforte geschaffen hat. Die Lehmwand, welche er kleibt, hat einen Zoll und darüber in der Dicke und erhält bald eine solche Festigkeit, daß der Mensch sie mit den Fingern nicht zertrümmern kann, sie folglich auch jedem Raubthier widersteht. Nur die Spechte sind im Stande, die Lehmwand zu zerstören, und sie thun Dies ohne Umstände, wenn der kleine Schelm sie um ihr rechtmäßiges Besitzthum gebracht, d. h. ihnen ihr Nestloch weggenommen hat. Ehe das Kleibwerk getrocknet und fest geworden ist, machen auch andere Höhlenbrüter, z. B. die Staare, dem Kleiber zu schaffen; nach Vollendung seines Werkes aber hat er nur den Meiselschnabel der Spechte zu fürchten.

Das Nest selbst besteht aus Buchen- und Eichenblättern, Kieferschalenstückchen, welche sehr locker übereinander gelegt werden, und anderen trockenen, leichten Stoffen ähnlicher Art. In den letzten Tagen des April oder zu Anfang des Mai enthält es 6 bis 9 längliche, am dicken Ende stark zugerundete, am anderen stumpfspitzige, dünne und glattschalige, glänzende Eier von kalk-, kreide- oder milchweißer Färbung, welche überall mit äußerst feinen, helleren oder dunkleren rothen oder verwaschenen röthlichen und aschgrauen Pünktchen, seltener mit größeren Flecken besät sind. Das Weibchen brütet allein; die nach ungefähr 14 Tagen ausschlüpfenden Jungen aber werden von beiden Eltern geäzt und zwar ausschließlich mit Kerbthieren. Sie bleiben so lange im Neste, bis sie völlig flugbar geworden sind, lernen viel eher klettern, als fliegen und verlangen auch nach ihrem Austritt in die Welt noch eine ziemliche Zeit die Obhut und Pflege ihrer Eltern. Erst nach der Mauser im Herbst vertheilen sie sich und schwingen sich nunmehr als selbstständig gewordene Größen zu Führern und Leitern des ihnen verwandten Kleingeflügels auf.

Die Jagd des Kleibers kann nur dann entschuldigt werden, wenn irgend ein Naturforscher sich des Vogels bemächtigen muß oder will, um ihn seiner wissenschaftlichen Sammlung einzuverleiben. Jede Jagd zu anderweitigen Zwecken muß als ein Frevel erscheinen, welcher streng geahndet zu werden

verdient. Der Kleiber ist so nützlich, daß seine Erhaltung geradezu Pflicht der Wald- oder Baumfreunde überhaupt ist. Einem wirklichen Vogelliebhaber — nimmer aber einem unnützen Buben, gleichviel welchen Alters! wollen wir es auch nachsehen, wenn er einen Kleiber sich einfängt und in einem geräumigen Bauer oder noch besser in einem Vogelhäuschen gefangen hält. Mit Nachtigallfutter ist der niedliche, muntere und höchst unterhaltende Gesell zu erhalten, vorausgesetzt, daß er sich erst an die ihm eigentlich wenig zusagende Nahrung gewöhnt hat, und dann bereitet er seinem Gebieter und Pfleger viel Freude. Wir rathen aber Jedem, welcher nicht die nöthige Kenntniß zur Wartung und Pflege der Vögel besitzt, ernstlich ab, das Leben des Kleibers bei etwaigen Eingewöhnungsversuchen im Zimmer auf das Spiel zu setzen: der Vogel beansprucht und verdient die beste Behandlung.

6. Die Meisen, Parus Linné.

Die dem Kleiber so nahe verwandten Meisen kennzeichnen sich durch den kurzen, geraden, kegel- oder pfriemförmigen Schnabel, die ziemlich starken, langzehigen Füße, die runden, mittellangen Flügel, den mittellangen Schwanz und das weitstrahlige und lockere Gefieder. Das Kleid der verschiedenen Geschlechter und der Jungen und Alten ist so ziemlich dasselbe, obwohl der Kundige im Stande ist, die etwas schöner und lebhafter gefärbten Männchen von den Weibchen und den diesen ähnlich gefärbten Jungen zu unterscheiden. Hinsichtlich ihres Lebens und Treibens kommen alle Meisen sehr überein, und diejenigen Arten, welche von den gewöhnlichen abweichen, gehen uns Nichts an. Wir haben es mit den schon oben (Seite 27) genannten sechs Arten zu thun, welche sich durch nachstehende Beschreibung genügend kennzeichnen lassen.

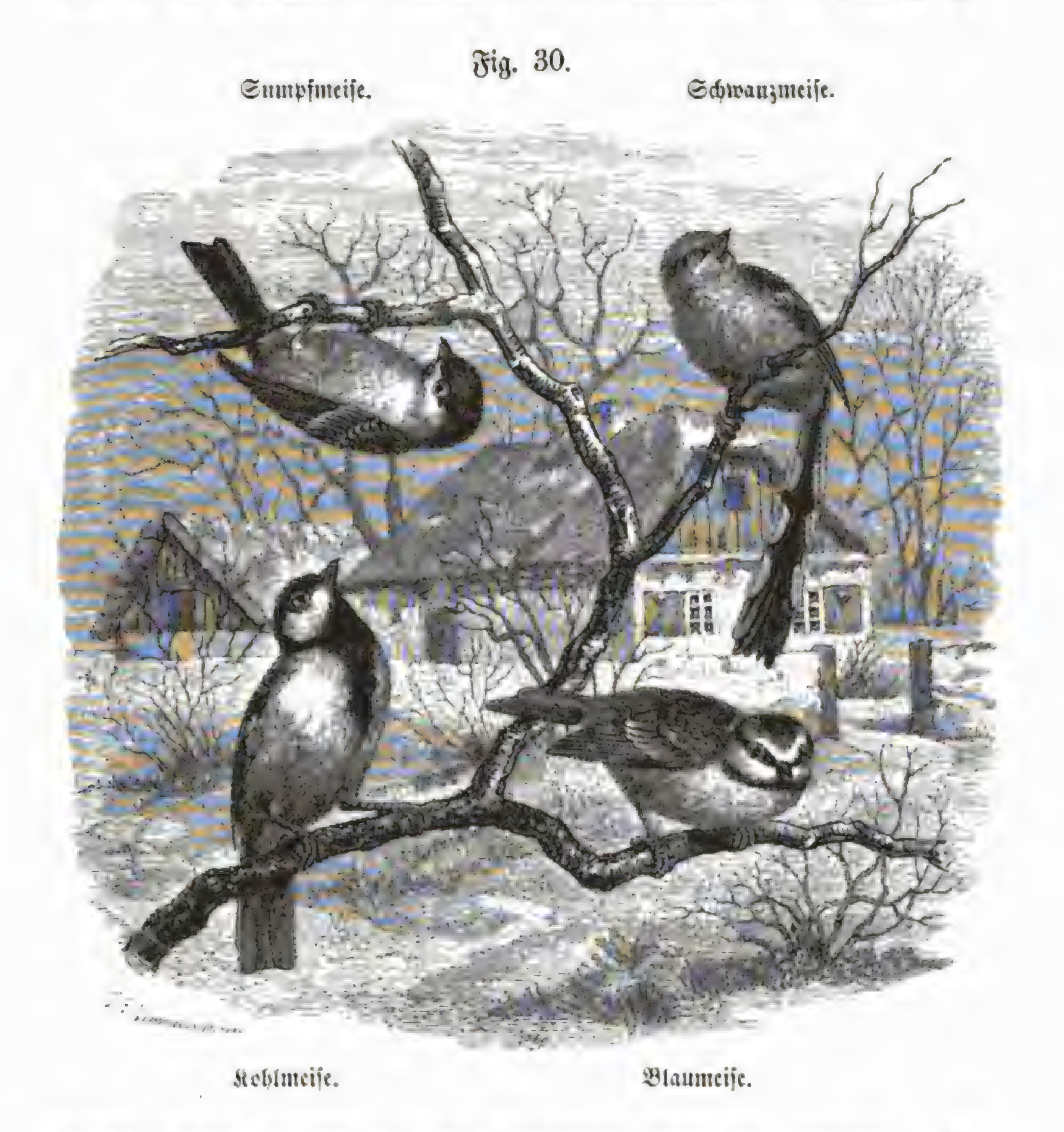
Der Fink- oder Kohlmeise, Parus major Linné (Parus Fringillago Pallas), gebührt als der größten der Vorrang. Ihre Länge beträgt 5½ Zoll, ihre Breite etwas über 9 Zoll. Die Oberseite ist grün, die Unterseite gelb, der Scheitel, die Kehle und ein Strich auf die Gurgel herab, welcher sich bei den Männchen als schmaler Streifen bis zum Schwanze, bei den Weibchen aber nur bis zur Mitte der Brust fortsetzt, sind schwarz, ein Fleck am Nacken ist grüngelb, der Unterrücken gewöhnlich aschgrau. Ganz

Europa, Kleinasien, Sibirien, die Amurländer und Japan sind die Heimath, Laub- und gemischte Wälder, Baumpflanzungen die bevorzugten Aufenthaltsorte dieser überall häufig vorkommenden Art.

Viel kleiner, nämlich nur 4¹/₄ bis 4¹/₂ Zoll lang und 7¹/₃ bis 7¹/₂ Zoll breit ist die **Blaumeise**, **Parus coeruleus Linné**, ein prächtig ge-

Fig. 30.

Sumpfmeise. Schwanzmeise.



Kohlmeise. Blaumeise.

färbtes Thierchen, unter unsern Waldvögeln einer der schönsten. Die Oberseite ist graublau, auf dem Scheitel, Flügel und Schwanz schön hellblau, die Unterseite gelblich mit dunkelblauen Kehlflecken, Halsring und Bruststreifen. Die Stirn, ein Streifen über die Augen und die Kopfseiten,

Digitized by Google

sowie ein Querband am Hinterhalse und eine Binde über dem Flügel sind weiß. Beide Alte sind sich sehr ähnlich gefärbt; bei den Jungen ist der Oberkopf graublau, das Weiße an den Kopfseiten gelblich, der dunkle Kehlfleck nicht vorhanden und die Färbung im Uebrigen düsterer. Laubwälder, Gärten, Baumpflanzungen Europa's, Sibiriens und Japans sind als Heimath anzusehen. In Nordafrika findet sich eine ähnliche, etwas lebhafter gefärbte Art.

Die Sumpf- oder Nonnenmeise, Parus palustris Linné, ist etwas größer und düsterer gefärbt. Die Oberseite ist röthlich braungrau, die Unterseite weißlich, der Oberkopf bis zum Nacken und das Kinn sind schwarz, die Wangen und die Schläfe weiß. Bei ungefähr gleicher Verbreitung bevorzugt diese Art Waldungen und Obstpflanzungen in der Nähe von Sumpf und Wasser. In Sibirien und auf den Alpen ersetzen sie nah verwandte Arten, welche von vielen Naturforschern nur als Abarten betrachtet werden.

Die Tannenmeise, Parus ater Linné (Parus Carbonarius Pallas), welche sich ebenfalls über Europa, Sibirien und Japan verbreitet, aber mehr in Nadelwaldungen aufhält, ist ungefähr ebenso groß, als die Sumpfmeise, 4 Zoll 3 Linien lang und 7 Zoll breit, auf der Oberseite aschblaugrau, unten grauweiß, an Kopf und Vorderhals schwarz und im Nacken fleckig weiß gefärbt.

Eine schwarz gefleckte spitzige Holle kennzeichnet die Haubenmeise, Parus cristatus Linné. Sie ist kaum größer als die Tannenmeise, höchstens 4½ Zoll lang. Ihre Oberseite ist mäusegrau, ihre Unterseite weißgrau; die Kehle und ein Strich durch's Auge sind schwarz, die Wangen weiß. Die Haube ist weiß und schwarz gescheckt. Als Heimath ist Mitteleuropa von Schweden an bis zu den Alpen anzusehen. Bevorzugte Aufenthaltsorte sind die Nadelwälder der Gebirge.

Von allen diesen Arten unterscheidet sich die Schwanzmeise, Paroides caudatus Brehm (Parus caudatus Linné, Mecistura caudata Leach), durch ihren sehr langen, stufenförmigen Schwanz, den kleinen, stark gewölbten Schnabel und das äußerst lockere Gefieder. Sie ist 5½ Zoll lang, aber nicht viel über 6 Zoll breit, auf dem röthlich eingefaßten Rücken und der Schwanzmitte schwarz, am Kopf und auf der Unterseite graulich weiß, an den Seiten röthlich. Junge Vögel sind oben

mattschwarz, auf dem Kopfe und an der Unterseite weiß. Sie bewohnt in Europa, Sibirien und Japan Laubwälder und Baumpflanzungen und ist überall häufig*).

Wir wollen, um das Wesen der Meisen im Allgemeinen zu schildern, uns zunächst bereits gebrauchter Worte**) bedienen.

„Die Meisen sind sämmtlich kleine, gewandte, lustige, kecke, muthige und ungemein unruhige Vögel. Eine große Klugheit ist Gemeingut aller. Aber ihre Neugierde und ihr Muth verlocken sie oft zu Handlungen, welche ihnen gefährlich werden. Sie haben ebensoviel gute, als schlechte Eigenschaften; denn sie sind trotz aller Geselligkeit zänkisch, jähzornig und räuberisch. Den Menschen braucht Dies nicht zu kümmern; er muß diese Vögel nehmen, wie sie sind, und vor allen Dingen ihren wahrhaft unschätzbaren Nutzen erkennen, um sie gerecht zu beurtheilen, wird sie aber auch trotz ihrer Mucken liebgewinnen, wenn er ihr buntes Treiben mit der zu jeder Beobachtung der Natur so überaus nothwendigen, vernünftigen und gemüthlichen Auffassung ansehen will. In unseren Augen sind die Meisen höchst liebenswürdige Thiere, welche so recht von Grund aus verstehen, einen trübe gelaunten Menschen auf alle nur denkbare Weise zu erheitern. Das ist ein lustiges Leben, welches sie führen: — kletternd und hüpfend, fliegend und springend, scheltend und zankend, singend und possentreibend, arbeitend ohn' Unterlaß, oft an ganz unnützen Dingen — so durchzieht eine Meisenschaar ihr Gebiet."

„Alle Meisen sind vollendete Künstler und Stümper zugleich. Sie sind keine Singvögel und singen doch den ganzen Tag, im Sommer und Winter, im Frühling und Herbst. Sie sind keine Klettervögel und klettern doch mit den Papageien um die Wette. Sie haben keine Zimmerwerkzeuge, wie die Spechte, und meiseln und hämmern doch an Schalen und Rinden und morschen Baumtheilen herum, daß es eine wahre Lust ist. Sie sind keine Raubvögel und stehlen und rauben doch, im Verhältniß ihrer Größe,

---

*) Bisweilen, obgleich sehr selten, kommt zu den genannten die Lasurmeise, Parus cyanus Pallas, welche von der Wolga ostwärts durch ganz Sibirien und auch im hohen Norden Europa's lebt und manchmal im tiefen Winter bis nach Deutschland sich verfliegt. Sie ist fast so groß, wie die Finkmeise und erinnert in ihrer Färbung an die Blaumeise. Der Oberkörper ist prächtig blau, der Unterkörper glänzend weiß gefärbt.

**) Brehm, das Leben der Vögel, Seite 587.

ihr ganzes Leben lang. Sie sind keine Kampfvögel und streiten sich doch fortwährend mit größeren und kleineren Thieren herum. Sie leben in beständiger Gesellschaft und sind doch unverträglich, wie kaum ein anderer Vogel. In Spanien heißt unsere Finkmeise „Guerrero“, d. h. Krieger, oder hier besser: Haderer, und es kann wohl kaum einen treffenderen Namen für sie geben; aber auch die anderen Arten verdienen denselben. Neugierig, wie sie sind, entdecken sie Alles: jede Katze, jeden Raubvogel oder jeden anderen Feind, aber auch jede Nahrung, jedes Kerbthierei, sitze es noch so tief zwischen den Baumrinden. Muthig und tapfer, wie die Löwen, wehren sie sich ihrer Haut selbst gegen den stärkeren Gegner. Und einem gewöhnlichen Raubthier verbittern sie durch ihr spottendes Zanken und Schelten, wenn sie es rechtzeitig bemerkt haben, fast regelmäßig seine beabsichtigte Jagd. — Sie sind klug, denn sie merken es gar bald, wenn sie Schonung finden und werden außerordentlich zahm und zutraulich gegen den Menschen: sie leben in nächster Nähe seines Hauses ebensowohl, als im tiefsten, stillen Wald. Aber sie bewahren sich trotzdem stets ihre vollste Selbstständigkeit. Jede Lage wissen sie sich so angenehm als möglich zu machen, in jedem Orte sich so behaglich, als es angeht, einzurichten.“

Die Nahrung der Meisen ist gemischter Art. Kerbthiere, deren Larven, und noch mehr deren Eier bleiben immer Hauptsache, nebenbei fressen sie, zumal die größeren Arten, auch Sämereien. Kleine Körner verschlucken sie ganz, größere nehmen sie zwischen die Füße und hacken sie mit dem Schnabel auf. Von Fleischstücken, welche sie finden, nehmen sie gern ein Bröckchen und den Bienenzüchtern thun sie manchmal Schaden, weil sie im Winter an die Fluglöcher gehen, mit dem Schnabel anpochen, hierdurch die Bienen erzürnen und zum Herausfliegen bewegen, sie dann schnell packen, mit ein paar Bissen tödten und die Weichtheile des Leibes auffressen. Sie können, wenn sie dieses Spiel länger treiben, ganze Bienenstöcke zu Grunde richten, weil die Bienen, wie Lenz sagt, in allzugroßem Vertheidigungseifer herausfliegen und bald erstarrt auf den Schnee niederfallen. Doch kann man ihnen diese Unart leicht wehren, wenn man die Fluglöcher des Stockes so durch Steine verschanzt, daß sie nicht anklopfen können.

Gerade beim Fressen legen die Meisen wirkliche Raubthiergelüste an den Tag; kleinere Vögel z. B., welche ihnen nicht entrinnen können, werden oft von ihnen überfallen, durch einige Bisse getödtet und dann ihres Gehirns

beraubt, welches zumal die Kohlmeise leidenschaftlich gern zu fressen scheint. Jedoch wollen auch diese Unthaten gegen den unendlichen Nutzen, welchen die fleißigen Kerbthiervertilger uns bringen, nicht viel bedeuten. Wenig andere Vögel verstehen so wie sie die Kunst, ein bestimmtes Gebiet auf das Gründlichste zu durchsuchen und die verborgensten Kerbthiere aufzufinden. In allen Bewegungen Meister, Turnkünstler vollendeter Art, regsam und unermüdlich, gewandt und scharfsinnig, bleibt ihnen wenig verborgen und wenig unerreichbar. Hierin liegt ihre Bedeutung für die Pflanzenwelt und vorzugsweise für den Wald. Sie sind die treuesten aller Waldhüter, weil sie in einem bestimmten Gebiet verweilen und zu jeder Jahreszeit ihrem Berufe obliegen.

Dem Beobachter gewähren die Meisen stets Unterhaltung. Man findet sie höchst selten einzeln, d. h. paarweise, vielmehr fast immer in Gesellschaft anderer Vögel, sei es solcher der gleichen Art oder der Verwandten; auch gesellen sie sich zum Kleiber und zu dem Goldhähnchen. Diese Gesellschaften sind nun vom Morgen bis zum Abend in Thätigkeit. Das Aufsuchen ihrer Nahrung beansprucht den größten Theil ihrer Zeit; gleichwohl wissen sie sich immer noch einige Minuten abzustehlen, um zu singen. Lautlos sind sie eigentlich niemals, den Lockton wenigstens vernimmt man fortwährend. Der Gesang ist nicht viel werth, hat aber doch einzelne recht hübsche Töne und die Art und Weise des Vortrags ist anziehend. Die Finkmeise lockt ihrem Namen entsprechend „Finkfink“ oder „Pinkpink“; die Haubenmeise trillert, wenn sie andere ihres Geschlechts herbeiruft; die Schwanzmeise schreit „Sisisiterrterr“; die Blaumeise ruft „Zizizi“; die Tannenmeise zwitschert, andere pfeifen wie Mäuse u. s. w. Im Zorn rufen Alle „Zerrzerr“, je nach der Größe stärker oder schwächer. Mit Ausnahme der Schwanzmeise sind alle Waldmeisen Höhlenbrüter. Ihr Nest steht in Baumhöhlen und ist aus Moos, Haaren und Federn nicht gerade sehr ordentlich, aber doch ziemlich fest zusammengebaut und weich und warm. Das Nest der Schwanzmeise dagegen wird außen an die Bäume gebaut, gewöhnlich so, daß es sich an den Baumstamm lehnt und unten auf einen Ast stützt, oder auch, indem es zwischen eine Astgabel geklemmt wird. Es ist länglicheiförmig und hat oben einen kleinen Eingang. Die Außenwände bestehen aus Moos, Flechten, Spinnweben u. dgl., regelmäßig aus Stoffen, welche von dem Baum, auf dem es angelegt ist, genommen wurden. Es

ist deshalb der Rindenfärbung immer täuschend ähnlich und schwer zu entdecken. Das Innere ist mit Federn dicht und warm ausgefüttert. Leichter als andere Höhlenbrüter nehmen die übrigen Meisen künstliche Höhlungen, d. h. also Brutkästen an, welche man passend an den Bäumen aufhängt. Natürliche Höhlungen werden jedoch stets vorgezogen, und daher thut man wohl, wenn man ihnen diese zurecht macht, indem man sie oben bedeckt und unten am Boden der Nesthöhle durch einige schief eingebohrte Löcher für Abzug der Feuchtigkeit Sorge trägt. Die Errichtung oder der Ausbau solcher Wohnungen bezahlt sich ausgezeichnet; denn die Meisen vermehren sich sehr stark, hängen fest an ihrem heimathlichen Gebiete und halten dies trefflich in Ordnung. Die meisten Arten brüten jährlich zwei Mal und legen zuerst 9 bis 15, das zweite Mal wenigstens 6 bis 8 Eier, sind also im Stande, im Jahre 23 Nachkommen in die Welt zu setzen und damit eine, wenn auch kleine, so doch sehr tapfere und wohlausgerüstete Streiterschaar gegen die Kerbthiere in's Feld zu stellen. Zuweilen kommt es auch vor, daß zwei Weibchen in ein und dasselbe Nest legen und gemeinschaftlich brüten, und ebenso geschieht es, das ältere oder eben ausgeflogene Meisen sich jüngerer Waisen treulich annehmen, sie groß füttern und nach dem Ausfliegen für das Leben vorbereiten.

Ungeachtet ihrer Klugheit sind die Meisen leicht zu berücken. Sie fangen sich in Fallen aller Art und gehen ohne großes Besinnen zum zweiten Male in dieselbe. Im Zimmer sind sie augenblicklich eingewöhnt, und wenn man ihnen das rechte Futter reicht, scheinbar auch zufrieden, demungeachtet aber immer darauf bedacht, ihre Freiheit sich bei erster Gelegenheit wieder zu erwerben. Leider scheint ihre Unverträglichkeit in der Gefangenschaft noch größer, als im Freileben zu sein. Wir haben beobachtet, daß selbst die Gatten eines Paares wüthend über einander herfielen und auf Tod und Leben kämpften. Durch eigene Unvorsichtigkeit gehen im Zimmer viele zu Grunde, und die zarten Arten sind ohnedies auch bei der größten Pflege schwer zu erhalten.

Die Dreistigkeit der Meisen wird Ursache, daß weit mehr von ihnen dem Raubzeug zum Opfer fallen, als man bei Berücksichtigung ihrer Gewandtheit, Behendigkeit und Klugheit annehmen sollte. Der schlimmste Feind bleibt aber doch der Mensch; denn er betreibt die Ermordung dieser nützlichen Thiere regelrecht und vernichtet Tausende, während die Raub-

vögel sich verhältnißmäßig mit weit weniger begnügen. Es ist eine Schmach, daß noch heutigen Tages einzelne Forstleute sich dazu hergeben, in einer Meisenhütte mitzuwirken und einen Waldfrevel der unverzeihlichsten Art zu unterstützen, anstatt ihn auf das Schärfste zu bekämpfen!

7. Die Goldhähnchen, Regulus Koch.

Wir schließen uns der heutzutage gültigen Ansicht der Naturforscher an, wenn wir die Goldhähnchen unmittelbar auf die Meisen folgen lassen. Diese Zwerge der europäischen Vögelwelt, welche man ihrer geringen Größe wegen wohl auch schon die Kolibris unserer Wälder genannt hat, kommen mit den Meisen in vieler Hinsicht und namentlich in der Lebensweise überein, bilden aber eine besondere Unterabtheilung in dieser Gruppe und sind gewissermaßen als Mittelglieder zwischen ihnen und den Sängern zu betrachten. Sie müssen, auch wenn man die Vögel anderer Erdtheile mit berücksichtigt, Zwerge genannt werden; denn nur die eigentlichen Kolibris, keineswegs aber alle, sind noch kleinere Vögel als sie. Ihr Leib ist mit weichen, seidenartigen Federn bedeckt, der Schnabel ist ziemlich kurz, gerade, dünn und nadelspitzig, an der Wurzel verbreitert, an den Nasenlöchern eingedrückt, vor ihnen schmal, hoch und scharfkantig. Die Füße sind verhältnißmäßig lang und schlank, die Zehen geschildert und mit mittellangen, sehr gekrümmten, spitzigen Nägeln bewehrt. Der abgerundete, kurze, breite Flügel besteht aus 19 schwachen, biegsamen Schwingen, von denen die erste sehr kurz ist, die übrigen aber ziemlich lang sind. Der mittellange, zwölffederige Schwanz ist in der Mitte etwas ausgeschnitten. Die Federn des Kopfes können gesträubt werden. Das Gefieder ist oben zeisiggrün, unten lichtgrau, der Flügel zweimal lichter gebändert und der Scheitel in der Mitte hochgelb.

In Europa kommen drei Arten vor, zwei von ihnen regelmäßig, die dritte, welche eigentlich in Amerika zu Hause ist, als seltener Irrling. Wir haben uns nur mit den beiden ersteren zu beschäftigen.

Das safranköpfige oder Wintergoldhähnchen, Regulus crococephalus Brehm (Motacilla Regulus Linné, Sylvia Regulus Latham, Regulus flavicapillus Naumann et Regulus cristatus Koch), unterscheidet sich von dem feuerköpfigen oder Sommergoldhähnchen, Regulus

pyrocephalus Brehm (Sylvia ignicapilla Brehm), einzig und allein durch die Kopfzeichnung. Bei jenem ist die Stelle um das Auge weißgrau, bei diesem verläuft über dem Auge ein weißer und durch dasselbe ein schwarzer Streifen. Der Scheitel ist in der Mitte feuerroth, nach den Seiten hin feuergelb*).

Fig. 31.

Gelbköpfiges Goldhähnchen. Feuerköpfiges Goldhähnchen.

Tannenmeise. Haubenmeise.

Beide Goldhähnchenarten scheinen in ganz Europa, vielleicht mit Ausschluß des höchsten Nordens, vorzukommen. Das Wintergoldhähnchen ist Standvogel, das Sommergoldhähnchen wandert in südlichere Länder: wir

*) Das dritte Goldhähnchen, Regulus Proregulus Koch (Motacilla Proregulus, Pallas et Regulus modestus Gould), welches einigemal in Deutschland, öfter aber in Dalmatien und Daurien erlegt wurde, kennzeichnet sich durch seine glänzend gelben Augenbrauen und eine schmale, blasse Binde über dem Scheitel.

Digitized by Google

haben es in Spanien z. B. ziemlich häufig gefunden. Beide Vögelchen zeigen sich so recht als Kinder des Nadelwaldes; wenigstens sind sie in ihm stets häufiger zu finden, als im Laubwald oder im Gebüsch, obgleich sie den einen wie das andere bei ihren Streifereien besuchen. Sie kommen selten zum Boden herab, bei guter Witterung fast nie. Je heiterer das Wetter, um so höher halten sie sich, je trüber, regnerischer oder stürmischer, um so mehr nähern sie sich dem Boden. Während des Sommers verweilen sie auf einem sehr geringen Gebiete, im Winter streicht die safranköpfige Art von einer Stelle des Waldes zur andern, die von der Sonne beschienenen fast ängstlich aufsuchend.

Beide Arten sind muntere, bewegliche Thierchen, halb Meisen, halb Sänger. Unaufhörlich hüpfen sie von einem Zweige zum anderen, durchsuchen jede Stelle, verweilen aber nirgends lange an einem Orte. Sie klettern weniger, als die Meisen, hängen sich aber doch oft unten an den Zweigen an, wie diese. Zuweilen erhalten sie sich längere Zeit schwebend in der Luft in der Nähe eines Zweiges und stürzen dann wie ein Fliegenfänger auf ein Kerbthier zu. Sie fliegen leicht, geräuschlos, flatternd, aber nicht gern weit, sondern gewöhnlich nur von einem Baum zum anderen. Geselligkeit scheint ein Grundzug ihres Wesens zu sein, bei dem Wintergoldhähnchen noch mehr, als bei dem anderen. Dieses trifft man gewöhnlich paarweise, jenes nur in größeren Gesellschaften an, gern mit Meisen, Baumläufern und Kleibern zusammen. Vor den Menschen scheuen sie sich kaum oder nicht; bei trübem Wetter lassen sie sich sogar mit der Hand wegnehmen, und auch anderen Geschöpfen gegenüber zeigen sie sich sehr wenig vorsichtig. Ihre Stimme ist ein leises „Sisi“ oder „Zitt“, der Gesang ein unbedeutendes Gezwitscher, in welchem dieselben Laute vorherrschen. Eigentlich fügt ihnen nur das Wintergoldhähnchen ein paar andere Töne zu. Für den Thierfreund hat dieser Gesang, so unbedeutend er ist, etwas ungemein Erfreuliches; denn man hört ihn zu jeder Jahreszeit, von der bei uns verweilenden Art auch im Winter, wenn es sonst fast ganz still im Walde ist. Und dabei benimmt sich der kleine Sänger allerliebst. Er fängt zu schreien an, dreht sich herum, flattert mit den Flügeln, Andere kommen herbei, fallen in das Geschrei ein, betragen sich genau wie er und beginnen dann ein Spiel, indem sie sich hin und her jagen, ernsthaft die Kopffedern sträuben und die goldene Haube zeigen,

scheinbar auch wohl in Kampf gerathen, wie solchen sonst nur die bei ihnen ebenfalls lebendige Eifersucht herauf beschwört.

Verschiedene kleine Kerbthiere, deren Larven und Eier sind die Beute, auf welche die Zwerglein jagen. Das Wintergoldhähnchen liest auch feine Sämereien auf, welche das Sommergoldhähnchen zu verschmähen scheint. Beide suchen ihr Wild von den Zweigen und Nadeln ab, ziehen es aus Ritzen und Spalten hervor und fangen es im Fluge.

Ausgangs April regt sich die Liebe in ihnen. Das Männchen singt sehr eifrig, kämpft ernsthaft mit anderen, welche nach gleichem Ziele streben, sträubt die Kopffedern, um die ganze Pracht derselben zu zeigen, hält die Flügel halb gebreitet etwas vom Leib ab und hüpft in den sonderbarsten Stellungen um sein Weibchen herum, bis dieses die Unwiderstehlichkeit seines Liebchens anerkennt, ein ähnliches Betragen annimmt, auf alle Neckereien des Männchens eingeht und endlich sich ihm hingiebt. Währenddem wird der Bau des künstlichen und schönen Nestes begonnen. Das Pärchen hat sich dazu eine wohl verborgene Stelle ausgesucht, die Spitze eines langen Fichten- oder Tannenastes, da, wo die Zweige recht dicht stehen und durch sie das Nest möglichst versteckt wird. Dieses ist ballförmig, dickwandig und aus Fichtenflechten und Baummoos, Raupengespinnst und Haaren äußerst künstlich zusammengewebt und mit den unteren Zweigen verbunden. Die kleine Nestmulde wird mit Federn dicht ausgefüttert. Acht bis zehn sehr kleine, glänzende, auf weißlich gelbgrauem Grunde fleischfarbig und lehmgrau gewässerte oder gepunktete Eier bilden das erste, sechs bis neun das zweite Gelege, welches regelmäßig im Juli im Nest sich findet. Die Jungen werden wahrscheinlich von beiden Eltern ausgebrütet, nach ungefähr zwölf Tagen gezeitigt und dann unter unsäglicher Mühe mit den kleinsten Kerbthieren und Kerbthiereiern aufgefüttert. Während sie heranwachsen, erweitern sie ihre verhältnißmäßig enge Wohnung so, daß sie Alle Raum finden. Sie erreichen bald ihre vollständige Ausbildung und nach wenigen Tagen, welche sie unter treuer Obhut ihrer Eltern verleben, ihre Selbstständigkeit.

Beide Goldhähnchen sind ohne Mühe zu berücken. Sie fangen sich leicht auf dem Tränkheerde, auf Leimruthen, an den Meisenhütten und in Sprenkeln und werden noch leichter mit dem Feuergewehr erlegt. In Deutschland verfolgt sie eigentlich Niemand, die Italiener aber scheuen sich

nicht, sie massenhaft zu vertilgen, einzig und allein des halben Quentchen Fleisches willen, welches sie durch Erbeutung des kleinen Vögelchens gewinnen. Nächst dem Menschen verfolgen sie die Raubthiere, namentlich Edelmarder und Sperber, das Eichhorn, der Siebenschläfer und die Waldmaus.

Es hält sehr schwer, Goldhähnchen im Zimmer zu erhalten. Sie sind so zart und hinfällig, daß sie der geringsten Nachlässigkeit seitens ihres Pflegers erliegen. An Stubenvogelfutter gewöhnen sie sich selten, und ihre eigentliche Nahrung ihnen zu verschaffen, ist unmöglich. Deshalb thut man sicherlich am Besten, wenn man sie unbehelligt leben und wirken läßt im frischen, grünen Walde.

8. Die Laubvögel, **Ficedula Koch.**

Die Laubvögel bilden eine wenig zahlreiche Gruppe oder Familie, welche in mehrere, sehr übereinstimmende Sippen zerfällt. Es sind kleine Vögel mit weichem Gefieder, dessen Oberseite regelmäßig grünlich ist, während die untere weißlich oder gilblich erscheint, mit schwachem, pfriemförmigen, an der Wurzel breiten Schnabel und mittellangen, schlanken Füßen. Männchen und Weibchen sind gleichgefärbt, die letzteren aber durch etwas geringere Größe von den ersteren unterschieden; die Jungen ähneln den Alten. Man findet Laubvögel in beiden Welten und im Norden, wie im Süden.

Unserem Vaterlande und bezüglich unseren Wäldern gehören zwei Sippen an. Eine von ihnen wird bei uns nur durch eine einzige Art vertreten: durch den Gartensänger oder die Bastardnachtigall, welche wohl auch gelbbäuchiger Sänger oder gelbe Grasmücke, Spottvogel und Spötterling, Gelbbrust, Schackerutchen und Diteritchen genannt wird, Hypolais hortensis Brehm (Motacilla Hipolais Linné, Sylvia Hipolais Bechstein, Sylvia Hipolais Naumann, Regulus Hipolais Cuvier, Ficedula Hipolais Koch). Sie ist die größte Art, welche bei uns lebt und von ihren Verwandten außer dem stärkeren Körper und Fuß besonders durch den großen, breiten Schnabel unterschieden. Ihre Länge beträgt $5^1/_2$ bis 6 Zoll, die Breite 9 bis 10 Zoll. Die Färbung ist auf der Oberseite ein schönes Olivengrüngrau, auf der Unterseite ein lebhaftes Hellgelb. Die Schwingen und Schwanzfedern sind schwarzgrau, gelbgrün

gesäumt. Wohngebiete des schmucken Thierchens sind Laubwälder, Baumpflanzungen und Gärten. In Ebenen ist es häufiger, als im Gebirge.

Die zweite Sippe, welche die eigentlichen Laubsänger enthält, wird durch drei Arten vertreten:

Fig. 32.

Weiden-Laubsänger. Garten-Laubsänger.

Fitis-Laubsänger. Grüner Laubsänger.

Der grüne oder schwirrende Laubvogel, **Phyllopneuste sibilatrix Boje** (Sylvia sibilatrix Bechstein, Sylvia sylvicola Montagu, Regulus sibilatrix Cuvier, Ficedula sibilatrix Koch), der schönste und größte unserer deutschen Arten, wird 5 Zoll lang und 8½ bis 9 Zoll breit. Auf der Oberseite ist er dunkelzeisiggrün, auf der Unterseite

Digitized by Google

gelblich weiß und am Bauche weiß. Ein tiefgrauer Strich zieht sich durch das Auge; die verhältnißmäßig langen Flügel bedecken Dreiviertel des Schwanzes. Er lebt in jeder Art von Wald und in den Gebirgen ebenso häufig, als in den Ebenen.

Der **Flötenlaubvogel** oder **Fitis, Birken-** und **gelbfüßige Sänger, Phyllopneuste Trochilus Boje** (Motacilla Trochilus Linné, Sylvia Trochilus Latham, Sylvia Fitis Bechstein, Regulus Fitis Cuvier, Ficedula Fitis Koch), ist ungefähr ebenso groß, als der Vorhergehende und ihm auch sehr ähnlich gefärbt. Die Schwingen bedecken aber nur die Hälfte des Schwanzes und die Fußwurzeln sind gelblichgrau. Laubwälder Europa's vom mittleren Schweden an bis zum Kap Tarifa, Baumpflanzungen, Gärten und im Süden Maisfelder sind die Aufenthaltsorte dieses überall häufigen Vogels.

Der **graue Laubvogel**, sonst auch **Weiden-** und **Tannensänger, Weidenblättchen** und **Weidenzeisig** genannt, **Phyllopneuste rufa Boje** (Sylvia rufa Latham, Sylvia abietina Nilsson, Ficedula rufa Koch, Regulus rufus Cuvier), wird $4^2/_3$ bis 5 Zoll lang und $7^1/_2$ bis 8 Zoll breit, ist also die kleinste Art unter seinen Verwandten. An seinen braunen Fußwurzeln und den kurzen Flügeln, welche nicht bis zur Hälfte des Schwanzes reichen, sowie an den gelben Unterdeckfedern der Flügel ist er von diesen zu unterscheiden.

Die Laubvögel gehören zu den häufigsten Sängern, welche wir haben. Sie beleben jeden Wald, jedes Gebüsch, man möchte sagen, jeden Baum; denn wenn die eine Art fehlt, wird sie durch eine andere ersetzt. Sie erscheinen ziemlich bald im Frühjahr, verweilen den ganzen Sommer und verlassen uns im Herbste wieder. Ihre Wanderung erstreckt sich bis nach Südeuropa und Afrika; nur der Gartensänger geht tiefer in das Innere dieses Erdtheils. Schon in Südeuropa verweilen die eigentlichen Laubvögel jahraus, jahrein an den gleichen Orten, die Gartensänger dagegen wandern auch von dort aus nach wärmeren Ländern.

Alle Laubvögel leben meist auf den Bäumen, obwohl sie zuweilen auf den Boden herabkommen und hier sich auch recht gut zu behelfen wissen. Sie hüpfen mit wagrecht gehaltenem Leibe behend auf den Zweigen dahin, fliegen beständig von einem Aste zum anderen, flattern schwirrend oder schweben in der Luft, um ein Kerbthier wegzunehmen, kehren wiederum

zu den Aesten zurück und fliegen von Neuem weiter. Eigentlich ruhig sind sie nie, vielmehr ohne Unterlaß beschäftigt, entweder mit Auffsuchung der Nahrung oder mit ihrem Gesang. Namentlich der Gartensänger zeichnet sich durch diese Unruhe aus. Er versteht die Kunst, sich unter allen Umständen bemerklich zu machen. Das Betragen sämmtlicher Arten deutet auf viel Verstand, so harmlos, zutraulich und dummgutmüthig die Vögelchen auch erscheinen mögen. Wenn man sie verfolgt und scheu gemacht hat, lernt man aber bald erkennen, daß sie zwischen ungefährlichen und gefährlichen Menschen zu unterscheiden wissen, und wenn man sie nun erst beim Bau ihres Nestes beobachtet, muß man ihre kluge Vorsicht, ihre für die Zukunft sorgende Ueberlegung anerkennen. Alle ohne Ausnahme sind ganz allerliebste, unserer vollsten Theilnahme wohl würdige Thiere. Sie sind ebenso nützlich als anmuthig, ebenso harmlos als heiter.

Die Nahrung aller Arten besteht ausschließlich in Kerbthieren, deren Larven und Eiern. Man findet Käferchen, kleine Schmetterlinge, Raupen, Fliegen, Mücken u. dgl. im Magen der Getödteten, hat aber auch beobachtet, daß der Gartensänger sich an Bienen wagt, trotz des Stachels derselben, sie, wie die Meisen es thun, aus dem Stocke herausklopft und dann geschickt im Fluge wegfängt. Dieser kleine Uebergriff in die Gerechtsame des Menschen ist jedoch durchaus nicht so strafbar, als man meinen möchte; denn auf jede Biene, welche der Gartensänger einem Bienenzüchter wegfängt, kommen sicherlich mehr als tausend andere und schädliche Kerbthiere, die er von den Blüthen und Blättern der Bäume und Gartengewächse auflieſt. Alle Laubvögel gehören zu den nützlichsten Arbeitern im Walde und verdienen von uns nach Kräften gehegt und gepflegt, geschont und geschützt zu werden.

Zu so wohlwollenden Gesinnungen fordern die niedlichen Thiere aber auch noch besonders durch ihren Gesang auf. Den Gartensänger könnten wir ebensogut den Meistersängern anreihen, als den Erhaltern des Waldes, denn sein Gesang verdient vollste Anerkennung. Von der Morgendämmerung an bis gegen den Mittag hin und von den ersten Stunden des Nachmittags an bis zum Untergang der Sonne, singt dieser prächtige Vogel in Einem fort. Sein Gesang, welcher ihm den ehrenden Namen Bastardnachtigall verschaffte, kann zwar mit der vollendeten Tondichtung der Sängerkönigin nicht verglichen werden, ist aber reich an angenehmen Wendungen und besonders noch aus dem Grunde ergötzlich, weil der flotte Sänger in

sein Lied Töne und Strophen anderer Tondichter einwebt, welche er diesen ablauschte. Die **Rauchschwalbe**, der **Staar**, die **Grasmücke**, die **Nachtigall** und die **Drossel** hätten, wären sie neidisch, in dieser Hinsicht oft gerechten Grund, sich über den **Spötter**, d. h. Nachahmer fremder Stimmen zu beklagen. Die anderen Laubvögel stehen in der edeln Kunst des Gesanges weit hinter dem Gartensänger zurück, ihr Gesang ist sogar ziemlich einförmig und sonderbar, entbehrt aber doch nicht aller Anmuth. Dem angenehmen „Hoid", welches als Lockton gebraucht wird, weiß der grüne Laubsänger nur ein schwirrendes „Sisirrr" oder „Sippsipp" anzufügen, und der graue Laubvogel, welcher ähnlich lockt, bringt es auch nur zu einem eintönigen „Tilteltiltelerrr"; der Flötenlaubvogel dagegen hat schon ein reicheres, wenn auch etwas schwermüthiges Liedchen, dessen einzelne Töne durch ihren Vollklang sich auszeichnen.

Die Laubvögel beweisen noch in einer anderen Hinsicht ihre Künstlerschaft, im Nestbau nämlich. Der Gartensänger brütet gern in unseren Gärten und immer auf Bäumen oder mittelhohem Gebüsch, die anderen legen ihre heimliche Kinderwiege auf oder hart über dem Boden an. Das Nest des Gartensängers besteht aus zarten, trockenen Hälmchen und Grasblättchen, Bastfasern, Birkenschalen, Papierschnitzeln, Puppenhüllen, Raupengespinnst, Spinnegeweben, Haaren und Samenwolle, welche auf das Kunstvollste zusammengewebt und durcheinandergefilzt sind und immer mit sehr zarten Grashalmen, Pferdehaaren und einigen Federn glatt ausgelegt werden; die Nester der eigentlichen Laubvögel dagegen werden auf einem vorsichtig ausgewählten Platz am Boden, hart an einem Baumstamm oder alten Stocke, unter einem kleinen Busch im Moos oder zwischen Gras angelegt. Sie sind backofenförmig mit einem runden Eingangsloch im oberen Theile und bestehen äußerlich aus Moos, starken Grashalmen, Holzspänen, feinen Rindenstückchen, dürrem Laub und ähnlichen Stoffen, welche theilweise auch zur inneren Ausfütterung benutzt und höchstens durch einige Federn vermehrt werden. Im Monat Mai findet man 4 bis 6 Eier in diesen Nestern, in dem vom Gartensänger solche, welche auf rosenfarbigem Grunde mit schwärzlichen oder rothbraunen Punkten bestreut sind, in denen der übrigen Arten immer weißgründige, welche mit hell- oder dunkelrothen Punkten überstreut sind. Das Weibchen brütet allein, wird aber währenddem von dem Männchen ernährt und beim Auffüttern und Führen der rasch heranwachsenden

Jungen getreulich unterstützt. Der Gartensänger brütet regelmäßig nur einmal im Jahre, die Laubvögel nisten gewöhnlich zweimal.

Leider stellen den Laubvögeln viele Feinde nach. Bei uns zu Lande haben sie von Menschen wenig zu leiden, in Italien aber zieht Alt und Jung auch auf ihre Jagd hinaus, lockt sie durch Künste aller Art in die verschiedensten Fallen und würgt sie zu Hunderten, um sie zu verspeisen. Das Fleisch ist allerdings köstlich, ein Laubvogel liefert aber so wenig, daß es uns geradezu als ein Verbrechen erscheinen muß, deshalb ein frisches, munteres Vogelleben gewaltsam zu beenden. Die armen Thierchen haben außerdem Feinde genug und zumal die auf der Erde brütenden Arten; denn so kunstvoll sie auch das Nest verbergen: die scharfsinnigen Raubthiere wissen es doch aufzufinden und lassen sich keineswegs immer durch die Verstellungskünste der Alten, welche wie lahm vor ihnen dahinhinkt und flattert, von der einmal ausgespürten Beute hinweglocken.

In der Gefangenschaft halten die Laubvögel nur bei der sorgfältigsten Pflege längere Zeit aus. Die geringste Unregelmäßigkeit in der Wartung bringt sie gewöhnlich um's Leben. Sie sind deshalb wahren Vogelfreunden als Stubenvögel gewiß nicht zu empfehlen.

9. Die Fliegenfänger, **Muscicapa Linné.**

Der reiche Süden stellt ein weit größeres Heer von Kerbthiervertilgern, als unser Norden. Fast alle Thierfamilien, welche auf Kerbthiere Jagd machen, sind im Vergleich zu den Ländern unter den Wendekreisen nur spärlich vertreten. Dies gilt auch für die Fliegenfänger, welche eine ziemlich zahlreiche Familie anziehender Vögel bilden, Mittelglieder zwischen den Würgern oder den Singvögeln in Raubthiergestalt und den eigentlichen Sängern, denen sie in anderer Hinsicht sehr nahe kommen. Sie kennzeichnen sich durch verhältnißmäßig lange und breite, fast schwalbenartige Flügel, ziemlich starken Schwanz, kurze Füße und einen kurzen, hinten sehr breiten, an der Spitze des Oberschnabels hakig übergebogenen Schnabel, welcher seitlich durch steife Borsten eingefaßt ist. Das Gefieder ist weich, bei unseren Arten nicht durch besonders schöne Farbe ausgezeichnet, bei den südlichen dagegen oft sehr prächtig. In ihrem Leben und Wesen sind sich alle Arten gleich, so verschieden sie auch sonst erscheinen mögen. Die bei

uns vorkommenden Mitglieder der Familie theilen sich in zwei Sippen: in die Fliegenschnäpper und Fliegenfänger.

Die erste Sippe vertritt der gefleckte Fliegenschnäpper, Hausschmätzer, Schurack, Hüting, Todten- oder Pestilenzvogel, **Butalis Grisola Boje** (Muscicapa Grisola Linné), ein auf der Oberseite tiefgrau,

Fig. 33.

Halsbandfliegenfänger. Kleinster Fliegenfänger.

Gefleckter Fliegenfänger. Schwarzrückiger Fliegenfänger.

unten weiß mit dunkelgrauem Kropfflecken gezeichneter Vogel von $5^3/_4$ bis 6 Zoll Länge und $9^1/_3$ bis $9^2/_3$ Zoll Breite.

Die zweite Sippe zählt bei uns drei Arten, welche von jenem namentlich durch den kurzen, dreieckigen Schnabel, den sehr schwachen Fuß und den etwas verschieden gebildeten Flügel sich unterscheiden.

Der Halsbandfliegenfänger, **Muscicapa collaris Bechstein** (Muscicapa albicollis Temminck), ist 5 Zoll lang und 8½ bis 8¾ Zoll breit. Bei dem Männchen ist im Hochzeitskleide die Oberseite dunkelschwarz, die Unterseite dagegen blendend weiß gefärbt, die Stirn, ein Halsband und zwei Flügelflecken sind ebenfalls weiß. Das Weibchen ist oben grau, unten weißlich, und dieselbe Färbung erhält das Männchen im Herbste.

Der schwarzrückige Fliegenfänger, **Muscicapa atricapilla Linné** (Muscicapa luctuosa Temminck), welcher wie der vorhergehende sonst auch Trauer- und Mohrenfliegenfänger, schwarzköpfiger, schwarzgrauer, braunköpfiger Fliegenfänger, Loch-, Dorn- und Nesselfink, Trauervogel und Baumschwalbe genannt wird, kommt mit der ringhälsigen Art nicht nur in der Größe, sondern auch in der Färbung ziemlich überein, unterscheidet sich aber untrüglich dadurch, daß das Männchen kein weißes Halsband und auf den Flügeln nur ein weißes Schild hat.

Der kleine Fliegenfänger, **Muscicapa parva Bechstein**, endlich ist höchstens 4½ Zoll lang und an seinem oben tiefgrauen, unten weißlichen Kleide und der röthlich gelben Kehle sicher von seinen Verwandten zu unterscheiden.

Die Fliegenfänger sind echte Wald- und Baumvögel. Nur der gefleckte kommt oft auch in die Dörfer und Städte herein und siedelt sich bleibend in den Wohnungen an; die Uebrigen verlassen den Wald, beziehentlich große Baumpflanzungen selten oder nicht. Der Fliegenschnäpper ist die am häufigsten vorkommende Art und findet sich ebensowohl im Laub-, als im Nadelwald; die übrigen ziehen den Laubwald vor. Häufiger, als in Deutschland, sieht man den ringhälsigen und den schwarzrückigen Fliegenfänger in Südeuropa und den kleinen im südöstlichen Deutschland und in Ungarn. Sämmtliche Arten sind bei uns und in ganz Europa überhaupt Zugvögel, welche Mitte Aprils erscheinen und Mitte Septembers uns wieder verlassen, um den Winter im tiefsten Innern Afrika's zu verbringen. Auf dem Zuge sieht man sie in Gesellschaften; bei uns leben sie paarweise.

Jedes Paar bewohnt ein sehr kleines Gebiet, zuweilen einen einzigen Baum. Hier sieht man auf den äußersten Astspitzen die beiden Gatten entweder dicht neben einander oder doch in nicht großer Entfernung ruhig sitzen, wie auf einen Zweig geklebt, scheinbar theilnahmslos, obgleich das scharfe Auge ohne Unterlaß nach Nahrung ausspäht. Ein vorüberfliegendes

Kerbthier läßt den Vogel sofort in anderem Lichte erscheinen. Er erhebt sich, fliegt mit leichtem, schwalbenartigen Fluge solcher Beute nach und fängt sie unter hörbarem Zusammenklappen des Schnabels geschickt im Fliegen weg, worauf er sogleich wieder zu seiner früheren Stellung zurückkehrt. So treibt er es den ganzen Tag, abweichend von anderen Sängern, in den Mittagsstunden am eifrigsten, weil um diese Zeit die meisten Kerbthiere im Sonnenschein sich tummeln. Auf dem Boden sind die Fliegenfänger fremd; man sieht sie aber auch niemals dort unten, sondern nur auf den Bäumen.

Innerhalb des einmal gewählten Gebietes duldet das Paar kein zweites, und namentlich die Männchen fechten oft sehr ernste Kämpfe mit einander aus, in hoher Luft natürlich, wobei sie sich mit schwalbengleicher Gewandtheit hin und her jagen.

Der Gesang ist leise und etwas geschwätzig, bei den ringhälsigen aber doch mit einigen angenehm klingenden, flötenartigen Lauten untermischt. Den Lockton des Fliegenschnäppers beschreibt man durch die Silben „Wißtät“, welche schnell nach einander und scheinbar ängstlich hervorgestoßen werden. Der Lockton des ringhälsigen Fliegenfängers klingt wie „Zahe“ oder „Zehi“, und ihm sehr ähnlich rufen auch die anderen Arten.

Die Nahrung wird durch den Namen der Vögel genannt; nur muß man den Begriff Fliegen im weitesten Sinne fassen und auf alle fliegenden Kerbthiere ausdehnen. Der Fliegenschnäpper fängt auch Immen und wird deshalb Bienenzüchtern verhaßt, doch unterliegt es gar keinem Zweifel, daß auch sein Nutzen den geringen Schaden bei Weitem überwiegt.

Ungestört brüten unsere Fliegenfänger nur einmal im Jahre und zwar zu Ende Mai's oder Anfangs Juni. Wenn ihnen die erste Brut zerstört wird, entschließen sie sich Anfangs Juli zu einer zweiten. Das Nest wird nach des Ortes Beschaffenheit angelegt. Wenn der Fliegenfänger eine Baumhöhlung findet, benutzt er diese regelmäßig; er nimmt auch ohne Bedenken von Brutkästen aller Art Besitz. Sonst erbaut er sein wenig künstliches, aus Grashalmen, Würzelchen, Spinnegeweben, Moos, Bast, Werg u. dgl. locker zusammengewobenes und mit Federn, Wolle und Federhaaren ausgefüttertes Nest auch wohl in Astgabeln, auf Weidenköpfen, starken Pfählen und selbst in niederes Gebüsch oder sogar in die Nesseln. Das Gelege besteht aus 4 bis 6 Eiern von bläulicher oder grünbläulicher Grundfärbung,

auf welcher mehr oder weniger verwaschene lehmrothe, rostfarbene und blauröthliche Punkte und Flecken sich abzeichnen. Das Weibchen brütet allein und gewöhnlich mit so großem Eifer, daß es bei Annäherung eines Menschen gar nicht vom Neste auffliegt, sogar dann nicht, wenn dieser den Brutkasten mitsammt dem Neste vom Baume abnimmt, öffnet und die treue Mutter längere Zeit betrachtet. Beide Eltern lieben die Brut ungemein und setzen sich ihr zu Liebe rücksichtslos jeder Gefahr aus, auch lange nach dem Ausfliegen noch.

Für die Gefangenschaft eignen sich die Fliegenfänger nicht. Sie verlangen ein vortreffliches Futter, und ihr Gesang ist zu unbedeutend, wie auch ihre Beweglichkeit im Käfig zu gering, als daß sie besondere Theilnahme erregen könnten. Zu fangen sind sie leicht. Man braucht blos einen ihrer Lieblingsäste mit Vogelleim zu bestreichen oder ihnen einen Sprenkel passend hinhängen und darf sicher sein, sie zu berücken. Ihre Feinde sind dieselben, welche allen übrigen kleinen Vögeln nachstreben: außer den Menschen vor Allem die Edelfalken und die Marder und Hermeline, welche namentlich der Brut gefährlich werden.

10. Der Ziegenmelker, Caprimulgus europaeus Linné.
(Caprimulgus punctatus Wolf & Meyer, Caprimulgus maculatus Brehm).

Der einzige nächtliche Kerbthierjäger in Vogelgestalt, welcher in unserem Walde haust, ist der Ziegenmelker oder Nachtschatten, ein in jeder Hinsicht auffallender Vogel, welchen der Volkswitz mit noch vielen anderen Namen begabt hat. Nicht blos Ziegenmelker und Nachtschatten heißt er, sondern auch Geis- oder Ziegen-, Kuh- und Milchsauger, Tagschläfer oder Tagschlaf, Nachtschwalbe, Nachtschade, Nachtwanderer, Nachträblein, Brillennase, Pfaffe und Hexe. Seine Titel würden noch lange nicht erschöpft sein, wollten wir noch die Namen in Betracht ziehen, welche andere Völkerschaften ihm gegeben haben.

Wir hatten schon wiederholt Gelegenheit, zu bemerken, daß eine derartige Namenmenge immer ein Zeichen ist entweder von großer Allbekanntschaft eines Thieres oder aber von dessen auffallendem Aeußeren. Und in der That: der Nachtschatten fordert die Beachtung heraus. Er hat mit den

eigentlichen Schwalben ungefähr ebensoviel Aehnlichkeit, als die Eule mit dem Falken. Als Nachtvogel kennzeichnet er sich auf den ersten Blick. Sein weiches Gefieder, dessen Zeichnung und die großen Augen sind ganz eulenartig; nur die Gestaltung der Flügel und des Schwanzes sind ihm eigenthümlich. Der Körper ist verhältnißmäßig klein, der Kopf platt, das Schnäbelchen winzig, der Rachen aber ungeheuer groß und außerdem mit Borsten besetzt, welche seinen Umfang noch vergrößern. Die Füße sind klein und sehr schwach, zum Gehen kaum geeignet; ihre hinterste Zehe kann nach vorn gewendet werden, und der Nagel der Mittelzehe ist auf der inneren

Fig. 34.

Der Ziegenmelker (Nachtschwalbe).

Seite aufgeworfen und gezähnelt. Ebenso auffallend, als die äußere Gestaltung, ist der innere Leibesbau. Der Schädel erscheint höchst sonderbar, namentlich wegen der weit hinten angesetzten mächtigen Kiefern, deren Unterseite in drei Stücke zertheilt ist. Die Wirbelsäule besteht aus 11 Hals-, 8 Rücken-, 10 Becken- und 7 Schwanzwirbeln. Der Oberarm ist kurz, der Vorderarm ebensolang wie die Hände, das Brustbein sehr groß, breit und bauchig, mit hohem Kamm, welcher gewaltigen Muskeln Ansatz bietet. Der ganze Vogel scheint überhaupt nur gebaut zu sein, um ausdauernd fliegen und im unsicheren Lichte der Nacht bequem Kerbthiere fangen zu können.

Digitized by Google

In der Größe kommt der Nachtschatten ungefähr einer Amsel gleich. Seine Länge beträgt 10 Zoll, seine Breite 21 Zoll, die Länge des Flügels von der Handwurzel bis zur Schwingenspitze 7¼ Zoll, die Länge des Schwanzes 4⅚ Zoll. Man sieht also, daß für den Leib nicht viel übrig bleibt. Das Gefieder kann mit wenigen Worten nicht beschrieben werden; doch genügt es, wenn man sagt, daß es einem mit Flechten übersponnenen Stück Baumrinde ähnelt. Auf der Oberseite ist es aschgrau, braun, schwarz und rostgelb untereinander gefleckt, gestrichelt, punktirt und gewellt, auf der Unterseite zeigt es eine ziemlich regelmäßig abwechselnde Bandzeichnung von Weiß und Gelbgrau. Ein Strich über dem Auge ist weißlich; über die Scheitelmitte und längs der Kopfseiten verlaufen schwarze, über den Oberflügel rostgelbe Fleckenstreifen. Die Schwungfedern erscheinen durch rostgilbliche Flecken und Punkte gebändert, die Kehle ist rostfarbig mit dunklerer Wellenzeichnung, Brust und Gurgel sind aschgrau mit Weiß und Gelb untermischt u. s. w. Das Weibchen ähnelt dem Männchen, doch fehlen ihm die weißen Flecke an den seitlichen Federn des Schwanzes und andere gleichgefärbte Flecke an den Schwungfedern. Die Jungen sind trüber gefärbt, die Nestjungen mit grauen, schwärzlich gefleckten Flaum bedeckt.

Mit Ausnahme des hohen Nordens kommt der Nachtschatten in ganz Europa vor, in Mittel- und Südspanien jedoch nur auf dem Zuge: dort vertritt ihn eine andere Art. In Deutschland zieht er Nadelwälder den Laubhölzern vor; im Süden Europa's scheint er keinen Unterschied zu machen. Die erste Bedingung, welche er an seinen Aufenthaltsort stellt, sind freie Plätze im Walde, denn diese bilden sein Jagdgebiet. Er erscheint Mitte oder Ende Aprils und verläßt uns zu Ende Septembers wieder. Seine Wanderung erstreckt sich bis in das Innere Afrika's: wir fanden ihn noch unter dem 12.° nördl. Breite auf der Reise nach Süden hin. Nur auf dem Zuge hält er sich in Gesellschaften; bei uns lebt er paarweise.

Als eigentliches Nachtthier verträumt der sonderbare Vogel den ganzen Sommertag, platt und zwar der Länge nach auf einen Ast gedrückt oder unter einem Busche, zwischen hohem Gras, Haidekraut u. dgl. auf dem Boden sitzend, mit geschlossenen Augen, oft so tief schlafend, daß er erst, wenn man dicht zu ihm herangekommen ist, munter wird. An's Fliehen denkt er übrigens nur, wenn die Gefahr ihm sehr nahe auf den Hals kommt; er vertraut auf sein Gefieder und hat alle Ursache dazu: denn

wirklich gleicht ein auf dem Aste oder am Boden sitzender Ziegenmelker täuschend einem Stück flechtengezierter Baumrinde und wird leicht übersehen. Angesichts der Sonne fliegt er, wenn er sich erheben mußte, ungern weit. Das Licht scheint ihn zu blenden, und deshalb sucht er so eilig als möglich wieder Schutz an einem ähnlichen Sitzplatz, drückt sich hier auf den Boden nieder und verhält sich ganz still. Um so lebendiger zeigt er sich mit Beginn der Nacht, am lebendigsten natürlich im Frühling, in welcher Zeit er auch seinen sonderbaren Gesang vernehmen läßt. Sobald der letzte Rand der Sonne im Westen verschwindet, erhebt er sich, steigt mit prachtvollem, ebenso leichten als zierlichen Fluge in die Höhe und schwebt bald wie ein Falke, bald wie eine Schwalbe eilig dahin, klatscht wie ein Tauber mit dem Flügel, ruft durch ein zartes „Häit häit" sein Weibchen herbei, umspielt dieses fliegend in den köstlichsten Wendungen und setzt sich dann auf einen hervorragenden Ast zum Singen oder richtiger zum Spinnen nieder. Sein ganzer Gesang besteht aus den Lauten „Errrrrr, Oerrr", welches er ohne Unterbrechung wechselseitig hören läßt, wahrscheinlich, wie die spinnende Katze, ebenso gut beim Ein-, als beim Ausathmen. Merkwürdig ist, daß er das „Häit häit" nur im Fluge ausstößt und das Spinnen nur im Sitzen ausführt. Nachdem beide Gatten sich gefunden und derartig begrüßt haben, beginnen sie gemeinschaftlich ihre Jagd auf größere fliegende Kerbthiere, namentlich Käfer und Schmetterlinge. Wenig andere Vögel vertilgen so viel ausgebildete Maikäfer und waldverderbliche Schmetterlinge, z. B. Nonnen, als sie. Ihr Nahrungsbedarf ist trotz ihrer geringen Größe ziemlich bedeutend, und ihre Ausdauer in der Jagd unserer Dankbarkeit würdig. Die Jagd währt bis zur vollkommen eingebrochenen Nacht fort und beginnt mit dem ersten Grauen im Osten wieder, denn bis dahin hat der Ziegenmelker seine Abendmahlzeit vollständig verdaut. Uebrigens erstreckt sich die Jagd nicht blos auf den Wald, sondern auch auf die benachbarten Felder und Obstgärten zunächst den Dörfern und Städten, zu welchen unser Vogel oft genug hereinkommt.

Schon wenige Tage nach seiner Ankunft denkt der Nachtschatten an die Fortpflanzung. Auch er hat mit anderen Männchen viel Streit und Kampf auszufechten in Sachen der Minne, und so harmlos er sich sonst zeigt, so bösartig geberdet er sich einem anderen, gleichstrebenden Männchen gegenüber, bis das Weibchen sich entschieden für einen bestimmten Gatten erklärt

hat. Dieses baut sich kein eigentliches Nest, sondern legt seine zwei länglichen, glattschaligen, auf bräunlich oder schmuzig weißem Grunde mit dunkleren, verwaschenen Flecken gezeichnete Eier auf den Boden hin. Nach 18—20tägiger Bebrütung, welche es allein besorgt, entschlüpfen ihnen die ungestalteten, mit langen, grauen, hier und da schwarzfleckigen Flaum bedeckten Jungen oder mindestens eins von ihnen; denn das andere Ei kommt oft nicht aus. Beide Eltern lieben ihre Brut in hohem Grade und tragen sie oder die Eier, falls sie Störung erfahren, nach einer anderen Stelle: — wenigstens hat man Dies von einem amerikanischen Verwandten beobachtet. In günstigen Jahren machen die Alten im Juli zu einer zweiten Brut Anstalt, im Ganzen aber ist die Vermehrung der überaus nützlichen Vögel sehr schwach.

Der Nachtschatten ist ein wenig begabter Vogel, so weit es sich nicht um leibliche Fähigkeiten, d. h. um's Fliegen handelt. Sein Verstand ist gering. Er scheut sich wenig vor den Menschen, zeigt im Gegentheil oft eine dummdreiste Neugier, umschwebt den Schützen, welcher nach ihm schoß, als könne es keine Gefahr für ihn geben, hält sogar nach dem Fehlschuß an, rüttelt in der Luft und bietet sich gleichsam zur besseren Zielscheibe dar. Er fürchtet sich auch vor Hunden und anderen Raubthieren nur im geringen Grade und wird diesen deshalb oft zur Beute. Sich zu vertheidigen vermag er nicht: das einzige Mittel, welches er anwendet, um sich eines Feindes zu entwehren, besteht darin, daß er den ungeheuren Rachen weit aufreißt und leise faucht, wie eine Katze.

Für die Gefangenschaft eignet sich der merkwürdige Nachtgesell gar nicht. Man kann ihn zwar einige Tage hinhalten, indem man ihn mit Kerbthieren stopft, bringt ihn aber niemals dahin, selbst sein Futter aufzunehmen. Er geht immer bald zu Grunde. Uebrigens kann es auch nur dem Naturforscher einfallen, einen Nachtschatten gefangen zu halten; denn im Käfig hat der Nachts im Walde so muntere und lebendige Vogel durchaus nichts Anziehendes. Man thut also wohl, ihm seine volle Freiheit zu lassen. Er stiftet nur Gutes im Walde und trägt zur Belebung desselben wesentlich bei. Für uns und alle Kenner und Freunde dieses Vogels kann es nichts Anmuthigeres geben, als bei einem abendlichen Spaziergange im Walde das geisterhafte Leben und Treiben des Nachtschattens zu beobachten und seinem überaus gemüthlichen Spinnen zu lauschen.

Elfter Abschnitt.

Nager und Wühler.

„Verbunden werden auch die Schwachen mächtig" — dies Dichterwort findet in der Natur hundertfach seine Bestätigung. Wir wenden es hier an, um gleich im Voraus das Wirken einer Gesellschaft entschiedener Feinde des Bestehenden zu bezeichnen, einer Genossenschaft der gefährlichsten Art, welcher gegenüber der Mensch nur zu oft seine Ohnmacht beschämt eingestehen muß. Die Nager, welche wir meinen, treten dem Gebieter der Erde wenigstens zuweilen in einer Weise entgegen, daß er, der Erfindungsreiche, vergeblich auf Abwehr sinnt. Bär und Wolf, schlimme Räuber seines Besitzthums, sind von ihm unschädlich gemacht, vernichtet worden: mit den kleinen Nagethieren, ungleich verderblicheren Feinden seines Wohlstandes, führt er noch heut zu Tage einen Kampf, aus welchem er weit öfter besiegt, als siegend hervorgeht.

Die Nagethiere bilden die am strengsten nach außen hin abgeschlossene Ordnung der Säugethiere. Sie mögen äußerlich verschieden sein, wie sie wollen: verkennen kann man sie nicht. Wer ihnen den Mund öffnet, weiß zwar nicht allemal, was sie essen, sicherlich aber, was sie sind. Mit alleiniger Ausnahme der Hasen zeigen alle Nagethiere der Erde in ihrem Gebiß die größte Uebereinstimmung. Sie besitzen in jeder Kinnlade nur zwei, durch eine Lücke von allen übrigen getrennte, tief in den Kiefer eingesenkte, bogige, meiselähnliche, scharfschneidige Vorderzähne, welche auch dadurch sich auszeichnen, daß sie ununterbrochen fortwachsen und hierdurch jeden Abnutzungsverlust beständig ersetzen. Diese Zähne sind das eigentlich Bezeichnende an allen zu der gedachten Ordnung gehörigen Thieren, das übrige Gebiß erscheint im Vergleich mit ihnen nebensächlich, unwichtig, wie genau es auch sonst mit der Lebensweise eines Nagers im Einklange

stehen mag. Sie, die Nagezähne, sind die furchtbaren Waffen der meist kleinen Gesellen, welche ihnen ihre Bedeutung sichern.

Es ist hier nicht der Ort, die Nagethiere in ihrer Gesammtheit unseren Lesern vorzuführen; wir müssen vielmehr weitaus die meisten Mitglieder der reichen Ordnung unberücksichtigt lassen, so beachtungswerth sie auch sind. Uns kümmern zum Glück nur wenige. Diese reichen freilich zur Gewinnung einer genügenden Kunde der reichhaltigen Zunft nicht aus, lehren uns aber doch das Leben und Wirken derselben und namentlich die Bedeutung der Nagezähne im Allgemeinen kennen.

So weit die Pflanzenwelt die Erde begrünt und belebt, so weit verbreiten sich auch die Nager. „Mitten in der Region des ewigen Schnee's und Eises," sagt Blasius, „wo stellenweise noch ein warmer Sonnenstrahl nur auf wenige Wochen ein kurzes und kümmerliches Pflanzenleben hervorlockt, auf den stillen, einsamen Schneehöhen der Alpen, in den weiten, öden Polarflächen des Nordens findet man noch Nager, die sich nicht nach einer schöneren Sonne sehnen. Und je reicher und üppiger die Pflanzenwelt, desto bunter und manchfaltiger wird das Leben dieser zahlreichen Thierordnung, die kaum ein Fleckchen Erde unbewohnt läßt." Ja, sie leben überall und nicht blos auf der Erde, sondern auch über und unter ihr, und da, wo sie ursprünglich nicht lebten und wohnten, wandern sie ein. Die einen klettern behend im sonnigen Wipfel, die anderen wühlen und graben im Schooße der Erde, ohne jemals das heitere Licht des Tages zu erblicken; diese hausen in der dürren Steppe, in der Wüste, jene beleben den Sumpf und das Wasser; einige finden auf und im felsigen Geklüft ihre Herberge, andere siedeln sich im fruchtbarsten Getreidefelde, im blühenden Garten an.

Verschieden wie der Wohnort, sind Lebensweise und Nahrung, Eigenschaften, Sitten und Gewohnheiten der Nager. Die meisten sind Nachtthiere, doch giebt es auch viele Tagfreunde unter ihnen; einige fürchten die Kälte im höchsten Grade und verschlafen die böse Zeit des Winters, andere sind zu jeder Jahreszeit rege und thätig; die große Menge ist mürrisch, boshaft, reizbar, einzelne dagegen erfreuen durch die Munterkeit ihres Wesens, durch ihre Harmlosigkeit und ihre Sanftmuth. Bewegungsfähig und regsam sind sie alle, so täppisch, ungeschickt und träge manche auch scheinen mögen. Ihre Sinne sind selten besonders scharf, ihr Verstand ist immer schwach. Sie zeigen zuweilen eine große Scheu und auch eine gewisse List, selten dagegen

Vorsicht und berechnende Klugheit, obwohl einige vorsorglich später kommender Zeiten gedenken und Vorkehrungen zu behaglicherem Leben treffen. Unter sich leben die meisten Arten gesellig, — friedlich aber blos in beschränktem Sinne; denn wenige nur giebt es, denen es nicht einfällt, ihre Zähne auch zu etwas Anderem, als zum Nagen zu gebrauchen: viele fallen gelegentlich über Ihresgleichen her, kämpfen mit anderen auf Tod und Leben und offenbarem Raubthiergelüste wie Wolf und Fuchs, d. h. fressen den erlegten Gegner gierig auf. Zwar dienen ihnen eigentlich Pflanzenstoffe aller Art, von der Wurzelrinde bis zur Frucht zur Nahrung, jedoch verschmähen nur wenige Fleischkost, dieselbe sei roh oder gekocht, frisch oder verwesend. Ihre Nagezähne sind gleich geeignet, lebende Beute zu tödten und zu zerstückeln, wie Holz zu zersplittern. Gefräßig sind fast alle.

Wahrhaft staunenswerth ist ihre Fruchtbarkeit. Wir erinnern uns nicht, wer sich das Vergnügen gemacht hat, die Nachkommenschaft einer weiblichen Hausmaus zu berechnen: das aber wissen wir, daß nach jener Berechnung diese Nachkommenschaft in wenig mehr, als Jahresfrist Tausende hätte zählen müssen, wären alle Bedingungen zu einer ungestörten Vermehrung vorhanden gewesen. Einzelne Jahre geben Belege für die Richtigkeit einer solchen Rechnung, welche anfangs als gänzlich unzutreffend erscheinen will: in ihnen treten gewisse Nager wie durch Zauberei hervorgerufen auf, als eine Plage, welche anfangs nur vereinzelt sich kundgiebt, mit ungeheurer Schnelligkeit aber sich verbreitet und eine ganze Gegend heimsucht. Verwüstung, Verödung, Vernichtung fruchtbarer Fluren, üppiger Wälder ist die unausbleibliche Wirkung eines derartigen Auftretens der kleinen Thiere — und der Mensch steht ihnen waffenlos gegenüber.

Zum Glück ist die Anzahl der Feinde der furchterregenden Horden eine unverhältnißmäßig große. Wildungen's Liste zählt sie, die Feinde, noch keineswegs erschöpfend auf; sie nennt nicht einmal die wichtigsten alle. Und das zahllose Heer eifriger und vernichtungsfähiger Arbeiter oder Krieger kann doch oft dem Umsichgreifen der Nager nicht wehren: diese werden auch ihm übermächtig!

Von wirklichem Nutzen, welchen irgend ein Nager dem Menschen brächte, kann keine Rede sein. Viele verursachen unmittelbar freilich wenig oder gar keinen fühlbaren Schaden; genau genommen aber vernichtet jeder einzelne Nager mehr Pflanzen, als sein Fell und sein Fleisch werth sind.

Wir haben einen von ihnen bereits zu entschuldigen versucht, weil sich der Waidmann in uns regte: hier aber gilt es, der Wahrheit ihr volles Recht zu geben. Alle Nagethiere, welche in unserem Vaterlande hausen, sind wenigstens bedingt schädlich — und sei Dies in noch so geringem Grade — deshalb aber gerade müssen wir sie beachten.

1. Das Eichhorn, Sciurus vulgaris Linné.
(Sciurus alpinus Fr. Cuvier, Sciurus italicus Bonaparte.)

Ein Dichter, welcher die Natur so sinnig beobachtet, wie unser Rückert, mußte bald erkennen, daß unter allen Nagern, welche bei uns leben, hauptsächlich einer zur lebendigen Beschreibung sich eignet: das Eichhorn. Auch der Naturforscher weist ihm und seiner Sippschaft in der ganzen Ordnung den ersten Platz an, erkennt in ihm und seinen Verwandten die edelsten Gestalten unter allen Nagern.

Unser Eichhorn, der „Schattenschwanz“ der alten Griechen, ist ein höchst schmuckes, munteres, regsames und bewegliches Thierchen von ungefähr 9 Zoll Leibes- und nur unbedeutend weniger Schwanzlänge, allbekannt hinsichtlich seiner Gestalt und Färbung, mindestens hinsichtlich der regelmäßigen Färbung. Ein mehr oder weniger mit Grau gemischtes Bräunlichroth färbt im Sommer die Grannenhaare der Oberseite und die zweizeilig geordneten des Schwanzes; an den Kopfseiten mischt sich Grau ein; die Unterseite ist vom Kinn an weiß. Das Wollhaar ist oben grau, unten weißlich. Im Winterkleide tritt oben die grauliche Färbung stärker hervor. In nördlichen Gegenden geht der rothgraue Sommerpelz gewöhnlich in den weißgrauen Winterpelz über, welcher letztere unseren Kürschnern unter dem Namen „Grauwerk, Fehwamme“ wohl bekannt ist. Hier, wie im Norden paßt dieses Kleid vortrefflich zur Baumrindenfärbung: hier zu unseren Nadelbäumen, dort zu der lichteren Schale der Birken. Im Süden dunkelt der Pelz des Hörnchens, obgleich keineswegs immer, und auch bei uns, vorzugsweise in den Alpen, im schlesischen Gebirge und im Harz, kommen braunschwarze oder tiefschwarze Eichhörnchen vor, außerdem, jedoch selten, weißbunte, scheckige, weiße.

Die Vorderfüße des Eichhorns haben vier Zehen und eine kurze Daumwarze, die Hinterfüße fünf Zehen; das Gebiß besteht außer den lebhaft gelb

gefärbten Nagezähnen jederseits aus 5 oberen und 4 unteren Backzähnen; die Wirbelsäule wird gebildet aus 7 Hals-, 9 Brust-, 9 Lenden- und 24 (nach Cuvier 25) Schwanzwirbeln. Am Kopf überwiegt der hirntragende den Schnauzentheil beträchtlich. Die männlichen Geschlechtstheile zeichnen sich, wie bei den meisten Nagern überhaupt, durch ihre großen Hoden aus. Das Weibchen hat vier Zitzenpaare.

Unser Hörnchen bewohnt Europa, soweit der Baumwuchs reicht, außerdem noch Nord-Asien vom Kaukasus an bis zum Altai. Es ist an den Wald, nicht aber an einen bestimmten Ort im Walde gebunden; zumal im Norden wandert es oft ziemlich weit, und auch bei uns streift es zigeunerartig in seinem Gebiete umher, je nachdem sich ihm hier oder dort ein ergiebigeres Nahrungsfeld bietet.

Der größte Theil seines Lebens verläuft in der Höhe des Gezweiges. Es klettert meisterhaft in jeder Richtung, kopfoberst und kopfunterst, jedoch ungern an der Unterseite der Aeste hin, hält sich, seine Beine weit auseinandergestellt, die Füße oder richtiger Hände gebreitet und die ziemlich langen, bogigen Krallen eingehäkelt, bequem an jeder Art von Baumrinde fest, läuft gewandt auf Aesten und Zweigen dahin, springt sicher über breite Zwischenräume hinweg und, ohne sich zu schaden, aus Höhen von funfzig und mehr Fuß auf die Erde herab, wobei es alle Glieder wagrecht von sich streckt und so gleichsam einen Fallschirm bildet. Auf dem Boden bewegt es sich in bogigen Sprüngen, immer nur auf kurze Zeit und ungern; über Flüsse und Ströme schwimmt es mit Leichtigkeit und zwar ohne sich, wie gewisse Beschreiber recht hübsch erdacht, eines Stückes Baumrinde als Kahn zu bedienen, zu dem der gerade emporgehobene Schwanz dann ein passendes Segel bilden sollte. Es ist ziemlich scharfsinnig, zumal feinhörig, verhältnißmäßig klug, erträglich sanftmüthig, gesellig, nicht gerade furchtsam, jedoch auch nicht unvorsichtig, der Beschaulichkeit geneigt, ziemlich wählerisch in seiner Nahrung und nicht ohne Ansprüche an das Leben.

Eine behagliche Wohnung ist das erste und hauptsächlichste Erforderniß, welches das Eichhorn an einen gewissen Theil des Waldes stellt, hinreichende Nahrung die zweite Bedingung, welche es macht, um den „Kampf um das Dasein" fröhlichen Muthes aufzunehmen. Alte Waldbäume mit vielen Höhlungen sind Lieblingsplätze des Hörnchens; denn in den Höhlungen findet es das so erwünschte Obdach, welches leicht wohnlich gemacht werden

kann. In Ermangelung solcher Höhlungen richtet es sich ein altes Krähennest ein, trägt Reisig, Flechten und Moos auf ihm zusammen, überwölbt die gefundene Unterlage damit und erbaut sich so ein wirklich hübsches Wohnkämmerchen, mit engem, den zudringlichen Wind abhaltenden Eingange, welch letzteren es gelegentlich auch verändert, je nach der herrschenden Luftströmung. In solchem Nest ruht das Eichhorn bei gutem Wetter während der Nacht und zu Mittage, bei sehr schlechter Witterung dagegen oft Tage lang, ohne sich zu rühren. Dann kommen Rückerts Worte zur Geltung:

„Dir sagt's der Geist, wie der Wind sich dreht,
Du stopfest zuvor ihm die Klinzen
Und lauschest behaglich, wie's draußen weht,
Du froh'ster bezauberter Prinzen!"

Jegliche Störung während seiner Ruhe ist ihm, wie man an Gefangenen beobachten kann, äußerst verhaßt: es quiekt und knurrt gar ärgerlich, ehe es sich anschickt, das warme Nest mit der rauhen Außenwelt zu vertauschen, läßt sich aber demungeachtet keineswegs leicht im Kämmerchen überraschen und greifen, nicht einmal bei Nacht.

In solchem Nest bringt das Weibchen, gewöhnlich in den ersten Tagen Aprils, seine drei bis sieben Jungen zur Welt. Es liebt diese zärtlich und trägt sie, wenn es Gefahr fürchtet, im Maule nach einem anderen seiner Nester; denn jedes Eichhorn besitzt deren gewöhnlich mehr als eins. Die Jungen, welche am neunten Tage ihres Lebens die Augen öffnen, wachsen rasch heran, bleiben aber noch lange in Gesellschaft der Alten, die anfangs recht niedlich mit ihnen spielt und scherzt und sie sodann zu selbstständigem Nahrungserwerb anleitet. Sie lockt sie mit Quieken und Knurren, „Murxen", wie die Thüringer sagen, an sich heran, warnt sie durch ein lautes „Duck, duck" vor wirklich drohender Gefahr und sorgt überhaupt nach Kräften dafür, daß sie ihre erste Jugendzeit heiter, froh und sicher verleben. Falls besonderer Nahrungsreichthum im Spätsommer nicht zu einer nochmaligen Paarung und zu einem zweiten Wochenbette Veranlassung wird, trennt sich die Familie eigentlich erst im nächsten Frühlinge, wenn die nunmehr auch bei den Jungen erwachende Liebe sich regt und wie gewöhnlich Streit und Kampf unter den nach gleichem Ziele strebenden Männchen hervorruft. Die Liebeskämpfe selbst scheinen dem Unkundigen eher Scherz als Ernst zu sein, sind jedoch entschieden ernsthaft gemeint und nehmen vielleicht öfter, als man glaubt, ein

trauriges Ende. Sie können zwei Nebenbuhler so erhitzen, daß sie bei ihrem tollen Jagen im Gezweige ihre sonst nie vergessene Sicherheit rücksichtslos auf's Spiel setzen.

Das Hörnchen nährt sich hauptsächlich von Baumsamen im weitesten Umfange, von Blattknospen, zarter Rinde, Schwämmen und anderen Pflanzenstoffen, recht gern aber auch von lebenden Thieren, zumal von Vögeln und deren Brut. Durch Ausplündern der Nester werden auch diese Nager zuweilen sehr schädlich, und an den Waldbäumen versuchen sie ihre Zähne oft in höchst unerwünschter Weise. Im Herbst pflegen sie in ihre Scheuern zu sammeln, d. h. gewisse Baumhöhlungen mit Nahrung aller Art zu füllen. Sie leeren diese Speicher aber auch gelegentlich wieder, und zwar noch vor Eintritt des Winters, oder vergessen ihre Schätze ganz.

Eigentlichen Nutzen bringt das Eichhorn uns in keiner Weise. Sein Fleisch läßt sich zwar genießen, giebt jedoch keineswegs ein Gericht für Gutschmecker, und das Fell ist auch nicht viel werth, wenigstens das, welches von den bei uns zu Lande großgewordenen Hörnchen herrührt. In der Gefangenschaft macht das Thier, hauptsächlich seiner Reinlichkeit und seiner artigen Stellungen wegen, viel Vergnügen, wird auch, frühzeitig, d. h. jung genug in menschliche Gesellschaft gebracht, sehr zahm, mißbraucht aber seine scharfen Nagezähne oft in unliebsamer Weise. Zu erhalten ist es leicht, falls man ihm außer Milchbrot, seiner gewöhnlichen Gefangenenkost, zuweilen Nüsse, Tannenzapfen, Sämereien, Grünfutter giebt und für ein warmes und weiches Nest hübsch Sorge trägt.

Der deutsche Waidmann jagt das Eichhorn nicht, dagegen fällt es den sogenannten Aasjägern häufig zum Opfer. Ein noch gefährlicherer Feind als diese ist der Baummarder. Sonst werden dem Hörnchen nur noch einige der stärkeren Raubvögel verderblich; denn Reinecke, der Gaudieb, lungert vergeblich nach der Höhe, in welcher dieses schmucke Waldeskind sein Leben verbringt.

2. Die Schläfer, Myoxus Zimmermann.

Der Laie, welcher eine unserer Schlafmäuse lebend und in Bewegung vor sich sieht, wird sie ohne Besinnen dem Eichhorn zugesellen. Aeltere Forscher haben Dasselbe gethan, und wenn wir die Schläfer als zu einer

besonderen Familie gehörig betrachten und von den Eichhörnchen scheiden, geschieht es nur des Kopfes und Gebisses wegen, deren abweichende Gestaltung und Zusammensetzung die Trennung der beiden sich so innig verwandten Thiergruppen erfordern. Demungeachtet dürfen wir, ohne uns eines wirklichen Verstoßes gegen die Wissenschaft schuldig zu machen, die Schläfer als die nächtlichen Vertreter der tagliebenden Eichhörnchen ansehen.

Es kann als Regel gelten, daß eine gewisse Thierform nach zwei Seiten hin ausgeprägt ist, daß sie sich, falls man so sagen will oder sagen darf, dem Licht und dem Dunkel, dem Tage und der Nacht anbequemt. Dies ist auch bei der Eichhornform der Fall. Die Eichhornfamilie in dem gegenwärtig giltigen Sinne hat in den Flughörnchen ebenfalls ihre Nachtgestalten; sie wird aber gewissermaßen noch einmal durch solche und zwar eben durch die Schlafmäuse vertreten.

Diese unterscheiden sich von den Eichhörnchen, denen sie in ihrer Leibesgestalt sehr nahe kommen, durch ihre verhältnißmäßig geringere Größe, durch den Bau ihres Kopfes, welcher mehr dem der Mäuse ähnelt, durch das Gebiß, welches aus 20 Zähnen besteht, durch die Verschiedenheit der Wirbelsäule, welche außer den feststehenden 7 Halswirbeln aus 13 rippentragenden, 6 rippenlosen, 3 Kreuz- und 22 bis 25 Schwanzwirbeln zu bestehen pflegt, durch Eigenthümlichkeiten der Weichtheile und endlich durch die bezügliche Weiche ihres Felles: sie können also nach den jetzt herrschenden Grundsätzen nicht mehr mit letzteren vereinigt werden. Man hat sie wiederum in mehrere, wenig Mitglieder zählende Sippen zerfällt, von denen nur eine bei uns keinen Vertreter besitzt. In ihrem Leben und Wesen ähneln sich alle Schlafmäuse in hohem Grade; wir dürfen daher ihre Lebensschilderung, selbstverständlich unter Berücksichtigung gewisser Eigenthümlichkeiten der einzelnen Arten, in Eins zusammenfassen.

Die vier verschiedenen Schlafmäuse, welche Deutschland beherbergt, gehören drei verschiedenen Sippen an. Für diese Sonderstellung sind zumeist Eigenthümlichkeiten des Gebisses maßgebend gewesen, welche dem Unkundigen bedeutungslos erscheinen mögen, den Forscher aber zur Trennung der betreffenden Thiere hinreichend berechtigen. Wir werden diese Eigenthümlichkeiten in dem Nachfolgenden wenigstens andeuten.

Das bekannteste Mitglied der Familie ist der berühmte Siebenschläfer oder Bilch, Glis vulgaris Klein (Mus Glis Albertus

Magnus, Sciurus Glis Linné, Myoxus Glis Pallas, Glis esculentus Blumenbach). Er ist ein wohlgebautes, eichhornähnliches Thier von 6 Zoll Leibes- und 5 Zoll Schwanzlänge, gedrungen gebaut, mit eirundem Kopf, ziemlich kurzen Beinen und mittelstarkem Schwanze. Die Ohren, welche deutlich aus dem Pelz hervortreten, haben ungefähr den dritten Theil der Kopfeslänge und sind außen und innen fein behaart; die sehr gewölbten,

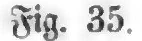
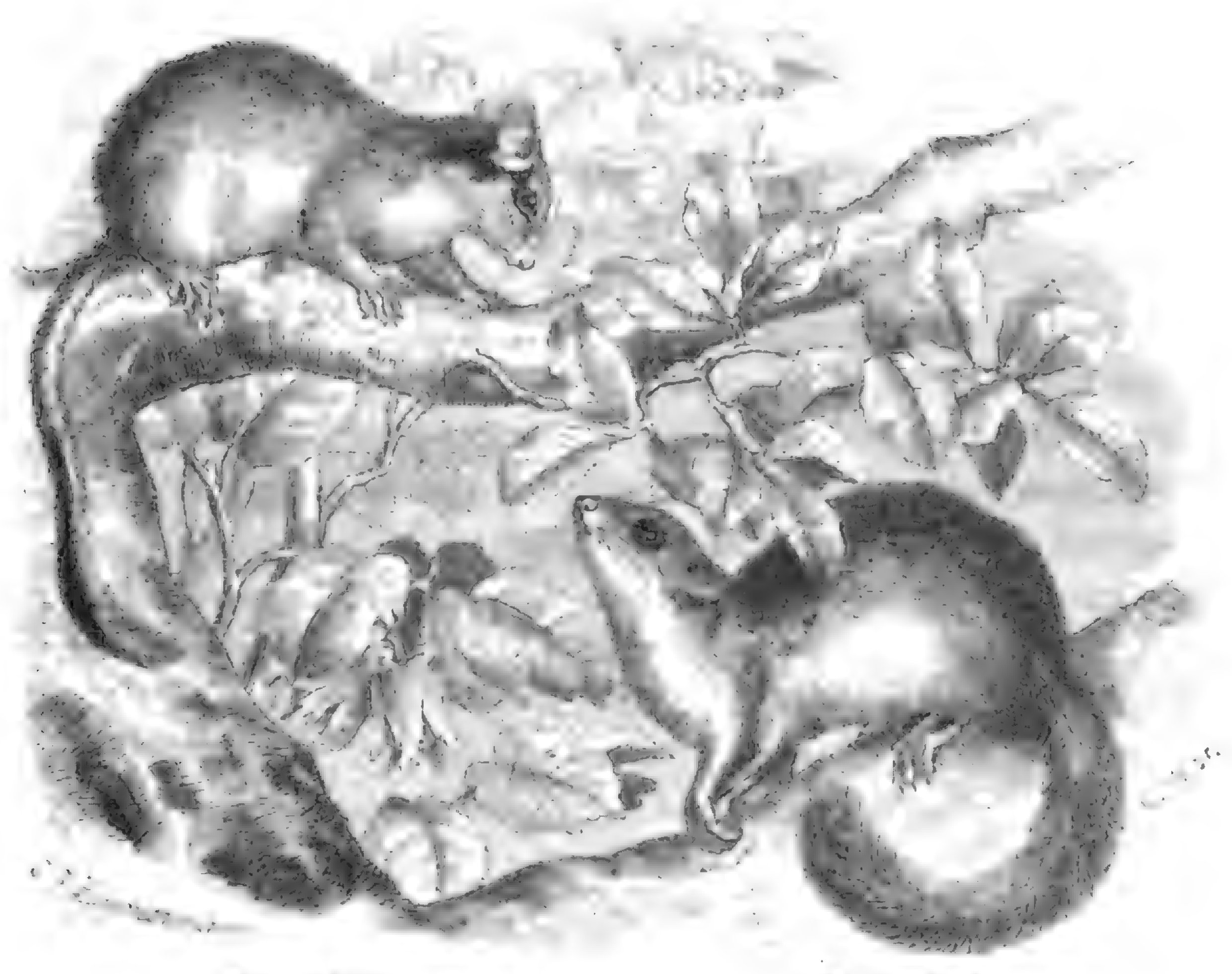


Fig. 35.



Gartenschläfer. Großer Bilch.

dunklen Augen sind verhältnißmäßig groß. Der Pelz ist sehr weich und sammtig; er bekleidet den ganzen Leib mit Ausnahme der Sohle des Vorderfußes und dem Vordertheile der Sohle des Hinterfußes, welche Theile nackt sind, wie auch die Nasenscheidewand. Das Haar ist auf der Oberseite des Leibes hellgrau, auf der Unterseite weiß gefärbt. Die Backenzähne schleifen sich auf ihrer Krone flach ab und sind mit zahlreichen Querleisten durchzogen.

Den Uebergang vom Bilch zum Gartenschläfer vermittelt der Baumschläfer, Eliomys Dryas Wagner (Myoxus Dryas Schreber, Myoxus Nitedula Pallas). Er ist bedeutend kleiner, nur gegen 7 Zoll lang, wovon die größere Hälfte auf den Leib zu rechnen, durch den noch zweizeilig behaarten Schwanz, die Kopfform, Ohrlänge und Behaarung ihm nahe stehend. Doch sind die Haare zweifarbig, an ihrer Wurzel oben und unten dunkelschiefergrau, an der Spitze dagegen der verschiedenen Färbung des Pelzes entsprechend. Dieser erscheint oben röthlichbraun, unten weiß, auf dem Schnauzenrücken lichtweißlichgrau. Hinter und unter dem Ohre steht ein grauweißlicher Fleck; über die Wangen, das Auge umschließend, verläuft ein schwarzer Streifen, welcher am Ohre endet. Der Schwanz ist oben dunkelbraungrau, unten weißlichgrau, an der Spitze hellrostfarben.

Der Gartenschläfer, Eliomys quercinus Wagner (Mus quercinus Linné, Sciurus quercinus Erxleben, Myoxus Nitela Schreber), unterscheidet sich vom Vorigen durch die Verhältnisse, durch Behaarung des Schwanzes, welcher nur in der Endhälfte buschig zweizeilig behaart ist, und durch die Färbung. Seine Leibeslänge beträgt $4^{2}/_{3}$ Zoll, die Schwanzlänge $3^{1}/_{2}$ Zoll. Der Pelz ist oben graubraun, unten weiß gefärbt. Der schwarze Wangenstreif reicht bis zu den Halsseiten herab. Neben dem Ohr stehen Flecken, vorn und hinten ein weißer, oben ein schwarzer. Der Schwanz ist an der Wurzelhälfte graubraun, an der Endhälfte oben schwarz, unten weiß.

Bei beiden Arten ist die Bildung der Backzähne dieselbe. Sie sind auf der Krone hohl ausgeschliffen und mit mehr oder minder deutlichen Querleisten durchzogen.

Der Zwerg der Familie ist die Haselmaus, Muscardinus avellanarius Wagner (Mus corilinum Albertus Magnus, Mus avellanarius Linné, Myoxus avellanarius Desmarest, Myoxus muscardinus Schreber, Myoxus speciosus Dehne). Sie ist ein äußerst niedliches Thierchen von $5^{1}/_{3}$ Zoll Länge, wovon der Schwanz fast die Hälfte wegnimmt, oben und unten gleichmäßig gelblichroth, an Brust und Kehle lichter, weiß oder weißlich gefärbt. Der Schwanz ist undeutlich zweizeilig, aber wenig buschig behaart. Die Backzähne sind an der Krone flach abgeschliffen und mit zahlreichen Querleisten durchzogen, diese aber anders vertheilt, als beim Siebenschläfer.

Die Verbreitung der Schlafmäuse ist nicht dieselbe. Am weitesten reicht der Siebenschläfer; ihn fand man mit Ausnahme von England und Skandinavien in allen übrigen Ländern Europa's. In Deutschland fehlt er nur da, wo der Nadelwald unbedingt zum herrschenden geworden ist; denn er gehört, wie alle seine Verwandten, dem Laubwalde an. Der Gartenschläfer bewohnt mit ihm den westlichen Theil Mitteleuropa's und den Süden des Erdtheils, scheint aber im Osten zu fehlen und durch den Baumschläfer, welcher nach Westen hin bis Schlesien reicht, ver-

Fig. 36.

Kleine Haselmaus.

treten zu werden. Die Haselmaus endlich, als deren Heimath Mitteleuropa betrachtet werden muß, kommt von Italien an bis Skandinavien vor; sie ist die einzige Art, welche man hier und in England gefunden hat. Im Gebirge gehen Siebenschläfer und Gartenschläfer bis zu dem Tannengürtel empor, während die Haselmaus selten die Laubwaldgrenze überschreitet. Der Bilch bevorzugt den Hochwald, der Gartenschläfer findet sich ebenso oft in ihm, wie im Gebüsch, die Haselmaus zieht das letztere und zumal Haselgebüsch jedem anderen Wohnorte vor. In die Obstgärten herein kommen alle Arten; der Bilch verlebt hier manchmal Monate.

Digitized by Google

Die Schlafmäuse sind viel häufiger, als man glauben mag. Es hält schwer, sie zu bemerken. Bei Tage liegen sie schlafend im wohlgewählten Versteck, und in der Dämmerung verschwinden sie, Dank ihres Baumrindenkleides, leicht auch dem scharfen und geübten Auge. Sie sind im höchsten Grade gewandt; denn sie vereinigen die Behendigkeit der Mäuse mit der Kletterfertigkeit des Eichhorns. Wie erstere auf dem Boden dahin huschen, schlüpfen sie durchs Gezweige. Der Bilch springt auch in Sätzen nach Eichhornart von einem Baume zum anderen; die Haselmaus dagegen klettert vorsichtiger, d. h. läuft mehr, als sie springt, über die Aeste; der Gartenschläfer thut es beiden Verwandten gleich, läuft sogar an steilen Wänden in die Höhe und springt im Gezweig mit einem Eichhorn um die Wette. In hellen Mondnächten treiben es die Thiere am lustigsten.

Alles, was das Eichhorn im Laubwalde frißt, ist auch den Schlafmäusen genehm. Sie nähren sich von Früchten, Trauben, Beeren, Nüssen, Bücheln, Eicheln, Obstkernen, Sämereien und Baumknospen, fangen aber auch Käfer und andere Kerbthiere, plündern Vogelnester aus und würgen unbehilfliches Kleingeflügel räuberisch ab, um es zu fressen. Der Bilch wird, seiner Gefräßigkeit wegen, in Obstgärten oft sehr unangenehm, der Gartenschläfer hier und da lästig aus gleicher Ursache oder weil er das Innere von Gebäuden heimsucht und die Speisekammern brandschatzt, sich Fett und Butter, Speck und Schinken stiehlt und verschleppt. Der Haselmaus rechnet man ihren Nahrungsverbrauch nicht so hoch an; derselbe wird auch nur im Haselhag fühlbar. Bei Ueberfluß an Nahrung legen sich die Schläfer Speicher an, wie das Eichhorn, füllen dieselben mit Nüssen, Obstkernen und Früchten, vergessen sie aber oft wieder und lassen sie im Winter natürlich ganz unbenutzt.

Neben diesen Vorrathskammern besitzt jeder Schläfer eine mehr oder weniger künstliche Wohnung. Der Bilch benutzt dazu Baumhöhlen und in manchen Gegenden Nistkästchen für Vögel, namentlich Staarhäuschen, oder er baut sich, wie der Gartenschläfer, ein freistehendes, kugelrundes, oben geschlossenes Nest zwischen Baumzweige nach Art der Eichhornnester, nimmt auch diese selbst gelegentlich in Beschlag. In gleicher Weise verfährt der Gartenschläfer, während die Haselmaus ihre niedliche und kunstreiche Wohnung in Hecken und Gebüsch, aus Grasblättern und Moos zusammenbaut, meist nur wenige Fuß über dem Boden.

Die Paarung aller Schlafmäuse findet bald nach ihrem Erwachen aus dem Winterschlafe, also ziemlich spät im Frühjahr statt, oft erst im Sommer; doch findet man in besonders günstigen Jahren ausnahmsweise schon im Juni junge Bilche oder Gartenschläfer und im Juli junge Haselmäuse, gewöhnlich zwischen drei und sieben in jedem Gehecke. Ein sehr fühlbarer Nagergestank verräth einer feinen Nase schon von Weitem das brutbelebte Nest. Die Jungen machen sich selbstständig, sobald sie aus dem Neste gelaufen sind, vereinigen sich jedoch gegen den Winter hin oft wieder mit den Eltern und verkriechen sich gesellig an geschützten Orten: in trockenen Baumhöhlen, Steinklüften, Maulwurfsröhren, Gartenhäuschen und Köhlerhütten, um „strotzend von blühendem Fette“ den Winter zu durchschlafen.

Nicht blos der Bilch, sondern alle übrigen Glieder seiner Familie sind „Siebenschläfer“, welche, wie schon der alte Martial behauptet, die „Monde, wo Nichts als der Schlummer ernährt“, auf warmem Lager an wohlgeschützten Orten in todähnlicher Erstarrung verbringen. Da, wo der Winter mit Strenge auftritt, verträumen unsere Thiere wirklich ihre sieben Monate im Jahre.

Mangili, Galvagni, Lenz, Schlegel u. A., auch wir selbst, haben Schlafmäuse überwintert und beobachtet. Aus diesen Untersuchungen geht hervor, daß die Schlafsucht bei den verschiedenen Arten größer oder geringer, bei der Haselmaus aber am tiefsten ist. Die Thiere schlafen bei gleicher Wärme ununterbrochen, erwachen jedoch, wenn die Verhältnisse sich ändern, d. h. wenn es wärmer oder kälter wird. Eine Haselmaus, welche Mangili beobachtete, lag bei + 1° R. in todähnlicher Erstarrung und athmete in unregelmäßigen Zwischenräumen, während 42 Minuten nur 147 Mal. Als die Kälte um 2 Grade desselben Wärmemessers zunahm, erwachte das Thierchen, reinigte sich und begann zu fressen. Bei + 5° R. athmete es, fest schlafend, weit seltener, als bei einem Grad, zuweilen in 27 Minuten nur einmal; bei + 10° R. vermehrten sich die Athemzüge: es athmete 47 Mal in 34 Minuten. Bei einer Kälte von — 20° R. athmete es leicht und 32 Mal in der Minute. Als es im Mai einer künstlich hervorgebrachten Kälte von — 10° R. ausgesetzt wurde, starb es am Schlagflusse.

Siebenschläfer, welche Lenz überwinterte, erwachten ungefähr alle vier Wochen, fraßen und schliefen wieder, andere, welche Galvagni am

Aetna beobachtete, ermunterten sich etwa alle zwei Monate einmal. Die schlafenden Thiere sind vollkommen starr, kalt anzufühlen, fast ohne Regung, jedoch nicht gänzlich bewußtlos; denn sie beweisen durch Zucken und Knurren oder Zischen, daß sie jede unsanfte Berührung wenigstens fühlen. Schlegel nimmt und wahrscheinlich mit Recht an, daß die Schlafmäuse durch die, bei so geringem Sauerstoffwechsel äußerst verlangsamte Verbrennung und bezüglich Stoffänderung ihres im Herbst angesammelten Fettes während des Winters ernährt und erhalten werden.

In der Gefangenschaft machen die Schlafmäuse im Ganzen wenig Freude. Nur die Haselmaus ist niedlich, vielleicht der anmuthigste aller unserer Nager. Sie wird bald zahm und läßt sich dann berühren, ohne zu beißen, oder auf dem Finger im Zimmer umhertragen, ohne Fluchtversuche zu machen. Ihre angenehme Gestalt und Färbung, ihre Harmlosigkeit und Reinlichkeit erwerben ihr bald die Gunst thierfreundlicher Leute. Bei Bilch und Gartenschläfer ist Dies nicht der Fall. Sie sind zwar auch ansprechend gestaltet und reinlich, keineswegs aber harmlos, sondern boshaft und bissig im höchsten Grade. An den Menschen gewöhnen sie sich selten, und Berührungen dulden sie nie, ohne sich zu widersetzen, d. h. ohne zu beißen. Bei Tage schlafen sie zwar, bedrohen jeden Störenfried jedoch sofort durch schnarchendes Knurren, welches immer ein Zeichen ihres Unbehagens und eigentlich nur ein Vorspiel des Beißens ist. Nachts toben sie im Käfig umher, oder nagen ununterbrochen, um sich einen Weg zur Flucht zu bahnen. Sind sie einmal ins Zimmer entkommen, so giebt es nur ein Mittel, sie ungefährdet wieder einzufangen, nämlich in alle Winkel und Ecken Kästchen oder noch besser Stiefeln zu stellen und zu legen, in welche sie sich, wenn man sie jagt, schließlich verkriechen. Ihre Ernährung verursacht durchaus keine Schwierigkeiten: sie fressen alle nur möglichen Früchte, Nüsse, Reis, Fleisch und andere genießbare Dinge.

Man fängt die Schlafmäuse mehr zufällig, als durch regelrechte Verfolgung. Die Haselmaus bekommt man am häufigsten im Herbst beim Ausroden der Gebüsche; vom Bilch und Gartenschläfer entdeckt man gelegentlich die Tagherberge und hebt ihn hier bei recht warmem Sonnenschein auf. In Thüringen wird ersterer gewöhnlich in den Staarhäuschen überrascht und zunächst durch Verstopfen des Eingangsloches eingesperrt.

Schlimmere Feinde der Schlafmäuse, als der Mensch, sind Baummarder, Hermelin und Sippschaft, die Eulen und die Käuze; von dem übrigen Raubzeug haben die kleinen Nachtgesellen wenig zu besorgen.

Das Fleisch des Bilch und seiner Verwandten, welches von den alten Römern als besonderer Leckerbissen betrachtet und hoch geschätzt wurde, gilt gegenwärtig nirgends mehr als Ersatz des Schadens, welchen die Thiere durch Verwüstung der Obstgärten anrichten. Man ißt es zwar hier und da noch, denkt aber gar nicht mehr daran, Bilche ihres Fleisches wegen zu verfolgen oder nach Römersitte in „Glirarien" zu halten und zu mästen.

3. Die Mäuse, Mus Linné.

Unsere Hausmaus, der kleine, niedliche und doch so ungebetene, ja verhaßte Gast, welcher uns Alle heimsucht und sicherlich Jedermann bekannt worden ist, darf als Musterbild einer zahlreichen Familie angesehen werden, welche die Nager in ihrem Sein und Wesen vortrefflich kennzeichnet. Einige Mitglieder dieser Familie beanspruchen auch in unserem Buche eine Stelle, weil sie, wenn auch nicht ausschließlich, so doch oft im Walde gefunden werden und sich in ihm gelegentlich bemerklich zu machen wissen.

Die Mäuse, welche für uns in Betracht kommen, sind kleine, ansprechend gebaute Thiere mit ziemlich gestrecktem Leib, länglichem und spitzschnäuzigem Kopfe, rundem, langen Schwanze und kurzen Beinen, deren Füße hinten fünf-, vorn aber vierzehig sind, weil hier der Daumen nur durch eine Warze angedeutet ist. Ihr Pelz ist kurz und weich; das Haar bekleidet dicht den Leib, spärlich aber den Schwanz, welcher als nackt erscheint, und läßt auch die Fußsohlen gewöhnlich frei. Die Wirbelsäule wird außer den Halswirbeln von 12 rippentragenden, 6 bis 7 rippenlosen, 2 bis 4 Kreuzbein- und 10 bis 36 Schwanzwirbeln gebildet. Das Gebiß besteht aus 16 Zähnen, den 4 Nagezähnen und 3 Backzähnen in jeder Reihe. Mehr zur allgemeinen Kennzeichnung zu sagen, ist unthunlich, weil die sehr zahlreichen Mitglieder der großen Familie vielfach unter sich abweichen. Ihr Leben werden uns die für unseren Zweck wichtigsten drei Arten so weit als erforderlich kennen lehren.

Diese drei Arten, welche im deutschen Walde vorkommen, sind die Waldmaus, die Brandmaus und die Zwergmaus. Als Waldthier im

strengsten Sinne ist übrigens keine einzige von ihnen anzusehen, — nicht einmal die doch nach ihrem bevorzugten Wohnorte benannte. Aber alle drei suchen und finden im Walde ziemlich regelmäßig Herberge und Nahrung und dürfen somit von uns nicht übergangen werden.

Zur äußerlichen Kennzeichnung unserer Thiere mag Folgendes genügen:

Die Waldmaus, Mus sylvaticus Linné (Musculus dichrurus Rafinesque), erreicht eine Länge von $8^2/_3$ Zoll, wovon freilich genau die Hälfte auf den Schwanz gerechnet werden muß. Der Leib ist kräftig, der

Fig. 37.

Waldmaus.

Kopf eirund, an der Schnauze verschmälert, das Auge hervortretend, das Ohr von halber Kopfeslänge. Die Hinterbeine sind verlängert, aber zierlich und schlank, wie die vorderen, der Schwanz zählt ungefähr 150 Schuppenringe. Der Pelz ist zweifarbig, oben rothgelblichgrau, in der Mitte dunkler, rothbraun, an den Seiten heller, rothgelb, unten und an den Lippen weiß. Dieselbe Farbenvertheilung wird auch auf dem Schwanze bemerklich. Junge Thiere sehen graulicher aus. Das Haar ist dunkelgrau oder lichtgrau an der Wurzel, während seine Spitzenfärbung die des Pelzes an den bezüglichen Stellen entspricht. Das Weibchen hat 6 Saugwarzen.

Durch die kurzen Ohren, die geringere Größe und den dreifarbigen Pelz unterscheidet sich die **Brandmaus, Mus agrarius Pallas** (Mus rubens Schwenkfeld). Ihre Gesammtlänge beträgt nur 7 Zoll, die Länge des Schwanzes eine oder zwei Linien über 3 Zoll. Der Leibesbau ist bis auf die kürzeren Ohren, die weniger auffallend verlängerten Hinterbeine und den verhältnißmäßig kürzeren Schwanz, welcher nur etwa 120 Schuppenringe zählt, derselbe, wie bei der Waldmaus. Der Pelz ist dreifarbig, oben braunroth mit schwarzem Rückenstreif, unten scharf abgesetzt weiß. Die

Fig. 38.

Brandmaus.

Füße sind weißlich; der Schwanz ist oben mit braunrothen, unten mit weißlichen Haaren besetzt. Bei den Jungen sind die Farben mit mehr Grau gemischt. Lichtere Spielarten kommen vor.

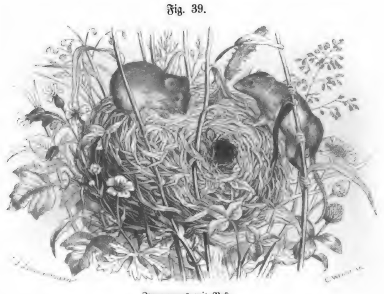
Aehnliche Verhältnisse, wie diese Maus, zeigt auch die **Zwergmaus, Mus minutus Pallas** (Mus pendulinus, soricinus, parvulus Herrmann, Mus campestris Cuvier, Mus messorius Shaw, Mus pratensis Oczskay, Micromys agilis Dehne). Bei ihr beträgt die Leibeslänge 2 Zoll 7 Linien, die Schwanzlänge 2 Zoll 5 Linien. Der zweifarbige Pelz ist oben braunroth, auf dem Rücken, wie gewöhnlich etwas dunkler als an den Seiten, die Unter-

Digitized by Google

seite sammt den Lippen weiß oder rothgelblich weiß. Im Winter und im Jugendkleide ist die Pelzfärbung trüber, graulicher.

Im Verhältniß zu der geringen Größe dieser Nager ist ihre Verbreitung auffallend groß. Die Waldmaus findet sich mit Ausnahme des höchsten Nordens in ganz Europa; die Brandmaus reicht vom Rhein an nach Osten hin bis zum westlichen Sibirien; die Zwergmaus endlich bewohnt, bei gleicher Ausdehnung ihres Gebietes in nördlich-südlicher Richtung, Europa

Fig. 39.



Zwergmaus mit Nest.

von Frankreich an bis Sibirien. Erstere haust regelmäßig im Walde, die beiden anderen Arten leben mehr auf Ackerfeldern und Wiesen, besuchen aber oft Gebüsch und die Ränder des Waldes; diese gehören mehr der Ebene an, jene steigt im Gebirg bis zu 6000 Fuß über die Höhe des Meeres empor. Im Winter kommen alle Drei zu den Wohnungen der Menschen heran oder selbst in sie herein. Dann bevorzugen Brand- und Zwergmaus die Scheuer und den Keller, während die Waldmaus lieber die Höhe der Gebäude aufsucht. Wald- und Brandmaus graben sich Gänge

Digitized by Google

unter der Erde mit zwei senkrechten Eingangsröhren und einem schiefen Ausgangsrohr, mit Kammern von verschiedener Größe, deren eine mit weichen Stoffen ausgekleidet und zum Nest hergerichtet wird, während die andere als Speicher dient. Durchaus verschieden von diesen Erdbauen ist die Wohnung der Zwergmaus. Sie ist, wenn nicht die zierlichste, so doch eine der zierlichsten Behausungen, welche ein Säugethier überhaupt anlegt; denn nicht unter der Erde wird sie ausgetieft, sondern, wie das Nest eines Vogels, in das Gezweige gebaut und in ihm, oder im Schilf, im Getreide und im Grase aufgehängt. Sie ist ein höchst kunstfertiges, kugelrundes Nest mit engem Eingangsloch. Die Außenwände desselben werden aus langen Grasblättern, welche die Maus mit ihren Nagezähnen zerschleißt, aus Halmen und dergleichen Stoffen zusammengeflochten und verbunden, die Innenwände mit dicht verfilzter Pflanzenwolle ausgekleidet. Diese Prachtbauten, wie die bescheideneren Erdhöhlen der anderen Arten, dienen den Thieren ebensowohl zur Wohnung, als und zwar hauptsächlich zur Kinderstube ihrer Jungen.

Unsere deutschen Mäuse sind rege, behende und gewandte Thiere. Sie sind Tag und Nacht in Thätigkeit, laufen sehr rasch auf dem Boden hin, klettern vortrefflich oder wenigstens gut und schwimmen geschickt und ausdauernd. Ihre höheren Sinne sind wohlbestellt, der Geschmack ist oft besser, als uns recht ist, das Gefühl wenigstens nicht verkümmert. Als behendeste und gewandteste Art ist die Zwergmaus zu betrachten. Sie läuft, ihrer geringen Größe ungeachtet, sehr schnell und klettert beinah mit der Meisterschaft einer Schlafmaus oder des Eichhorn, ja, selbst eines Affen: sie benutzt auch ihr Schwänzchen dabei nach mancher Affen Art. Am schwankenden Halme läuft und klettert sie, aufrecht stehend oder hängend, ebenso rasch als an der rauhen Baumrinde empor. An sie reiht sich die Waldmaus an; diese klettert ebenfalls gewandt und sicher, beweist jedoch ihre Meisterschaft noch mehr im Springen und Laufen. Die Brandmaus steht in allen diesen Fertigkeiten beiden Verwandten nach.

Die Mäuse sind keine Kostverächter; ihnen ist vielmehr alles Genießbare recht. Die Pflanze muß ihnen zollen von der Wurzel an bis zur Frucht, das Thierreich vom Käfer an bis zum Singvogel hinauf. Alle drei Arten fressen Obst, Beeren, Nüsse, Sämereien, Knollenfrüchte, Blattknospen und, wenn ihr Tisch knapp besetzt ist, Baum- und Wurzelrinde,

gierig aber auch Kerbthiere, Würmer, Vogeleier und junge und alte Vögel selber. Die Waldmaus ist ein wirkliches Raubthier: sie würgt Vögel von Lerchen- oder Finkengröße. Der Schaden, welchen sie durch solche Räubereien anrichtet, kommt zwar dem nicht gleich, welchen sie durch Benagen der Bäume dem Walde anthut, ist jedoch immerhin nicht ganz unbeträchtlich. Als Baumverwüsterin kann sie und ihre Verwandten verderblich werden. Ihr Ueberhandnehmen hat schon manchem Forstmann schwere Sorgen bereitet und alle Früchte seiner Anstrengungen vereitelt. Zwar gehen diese Mäuse nur in der Noth die Bäume an: allein solche Noth kann eher und öfter eintreten, als dem Mann im grünen Rocke recht ist. Buche und Hornbaum, Ahorn, Ulme, Esche, Eiche, Eberesche und Fichte werden hauptsächlich von den Mäusen heimgesucht, Erle und Birke dagegen verschmäht. Jungen Schonungen der genannten Waldbäume und namentlich Buchel- und Eichelsaaten können sie unberechenbaren Schaden zufügen.

In günstigen, d. h. trockenen Jahren nehmen die Mäuse, wie die übrigen Nager auch, oft in erschreckender Weise zu. Ihre Fruchtbarkeit ist erstaunlich groß. Lenz fing eine Brandmaus mit ihren Jungen, welche eben die Augen öffneten, und sperrte die Familie in ein wohlverwahrtes Behältniß ein, fütterte sie, bereitete ihnen ein warmes Nestchen und gab somit der Alten Gelegenheit, ihren Mutterpflichten zu genügen. Fünfzehn Tage nach der Gefangennahme warf die ohnehin schon kinderreiche Mutter wieder sieben Junge; sie mußte sich also sofort nach Geburt des ersten Geheckes wieder begattet haben! Die Waldmaus wirft, so viel bis jetzt festgestellt werden konnte, jährlich zwei- bis dreimal je 4 bis 6, also mindestens 8, wahrscheinlich aber durchschnittlich 15 Junge, die Brandmaus drei- bis viermal im Jahre, deren je 4 bis 8, also mindestens 12 und beziehentlich bis 32, die Zwergmaus endlich ungefähr ebenso viele, und

„So geht in Tag und Wochen
Das Fest ununterbrochen, —
Wenn nicht der Winter spräche
Darein, der's unterbräche."

Er, der Winter, heftige, langandauernde Regengüsse mit rasch sich folgender Kälte, und — die Raubthiere allein sind mächtig genug, solcher Vermehrung zu steuern: der Mensch steht ihr machtlos gegenüber. In mäusereichen Jahren rächen sich die an den Waldthieren verübten Sünden;

in ihnen könnte deren Bedeutung auch dem blödesten Verstande begreiflich werden. Iltis, Hermelin und Wiesel, Bussard, Thurmfalk, Kauz und Eule kommen jetzt zu ihrem Rechte; selbst Reinecke's Unthaten werden über seinem nunmehr ausschließlich heilsamen und ergiebigen Wirken vergessen — freilich nur von den Vernünftigen. Doch leider ist deren Zahl noch nicht so groß, als dem Walde — und nicht blos ihm allein — zu wünschen! Die große Menge läßt sich weder durch Mäusefraß in Feld und Wald, noch durch Belehrung überzeugen, daß es ein ungeheurer Frevel ist, den nutzenbringenden Geschöpfen entgegenzutreten; sie macht sogar das Sprichwort zu Schanden: denn sie wird nicht einmal durch Schaden klug! —

Gefangene Mäuse sind allerliebst und finden selbst bei den Frauen Gnade, obgleich letztere den Thieren selten viel Theilnahme schenken*). Alle Mäuse lassen sich leicht ernähren und erfreuen durch ihre Munterkeit, ihre behenden und gewandten Bewegungen und durch ihre Zähmbarkeit, welche freilich mehr eine scheinbare, als wirkliche ist. Unter den drei genannten Arten gebührt der Zwergmaus Bevorzugung: sie gehört zu den niedlichsten aller Stubengenossen, welche man sich aus der Ordnung der Nager erwählen kann.

4. Die Wühlmäuse, Arvicola Lacepède.

Die Naturforscher sind noch nicht ganz einig, ob sie die Wühlmäuse als eine besondere Familie oder nur als eine Sippe aus der Familie der Mäuse ansehen sollen. Jedenfalls stehen sich beide Thiergruppen sehr nahe. Aeußerlich unterscheiden sich die Wühlmäuse von den Mäusen durch den plumperen Leib, dickeren und stumpfschnäuzigen Kopf und kürzeren Schwanz; auch sind die Ohren gewöhnlich sehr kurz. Das Gebiß wird von derselben Anzahl (16) Zähnen gebildet, wie bei den Mäusen; die Backzähne sind jedoch ziemlich abweichend gebaut und gestellt. Außer den Halswirbeln besteht die Wirbelsäule aus 13, seltener aus 14 rippen-

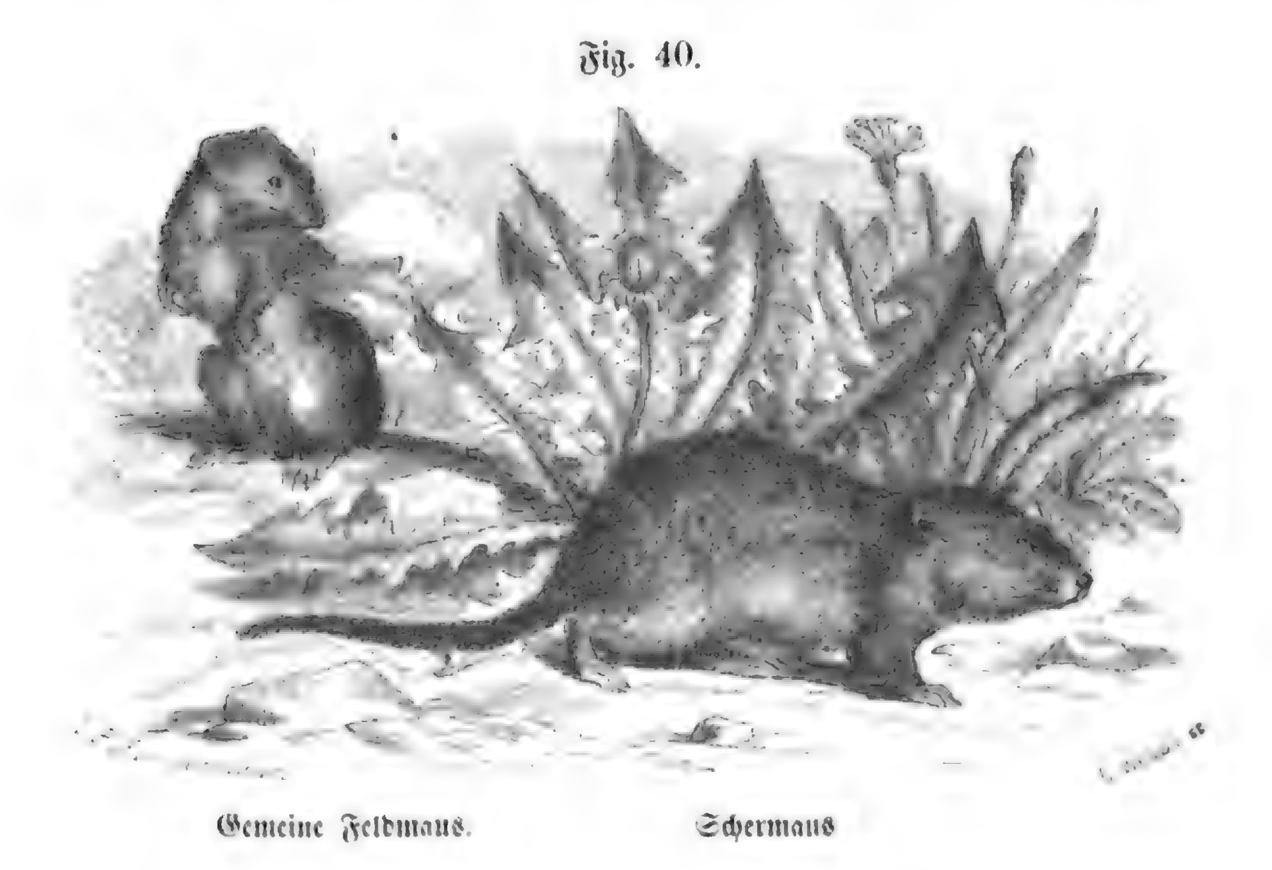
*) Möpse, Katzen, Eichhörnchen, Papageien und Kanarienvögel sind selbstverständlich ausgenommen.

tragenden, 5 bis 6 rippenlosen, 3 Kreuz-, und 13 bis 24 Schwanzwirbeln. Alle übrigen Merkmale stimmen mit denen der Mäuse überein.

In unserem Buche müssen wir vier Arten dieser Gruppe aufführen: die Schermaus, die Waldwühlmaus, die Erdmaus und die Feldmaus; denn sie alle besuchen den Wald und hausen in ihm gewöhnlich noch viel ärger, als die eigentlichen Mäuse: sie sind mit die schlimmsten unserer Waldverwüster überhaupt.

Die Scher- oder Reutmaus wird hier und da auch Erdwolf genannt und von den meisten Naturforschern mit der Wasserratte für gleichartig gehalten, während Andere dieser Ansicht widersprechen. Sie führt deshalb in den Büchern der Wissenschaft eine Unmasse von Namen.

Fig. 40.



Gemeine Feldmaus. Schermaus

Linné unterschied sie unter dem Namen Mus terrestris von der Wasserratte, welche er Mus amphibius und Mus paludosus nannte; spätere Forscher trennten und vereinigten die Thiere, glaubten noch ähnliche Arten unterscheiden zu müssen, und so entstand ein Wust von Benennungen, über deren Berechtigung die Meinungen getheilt sind. Blasius erkennt drei Spielarten an, deren eine, eben unsere Schermaus, außer dem

Linné'schen Namen noch benannt wurde: Lemmus Schermaus Cuvier, Mus Scherman Shaw, Arvicola monticola De Selys und Arvicola argentoratensis Desmarest. Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir des eben noch bestehenden Streites weiter gedenken.

Die Schermaus ist ein kräftig gebauter, untersetzter, kurzschwänziger Nager von etwa 8 Zoll Länge, nämlich $5^{1}/_{2}$ Zoll Leibes- und $2^{1}/_{2}$ Zoll Schwanzlänge. Ihr Pelz ist auf der Oberseite hellrostgrau, auf der Unterseite grauweißlich; doch scheint die Färbung vielfachem Wechsel unterworfen

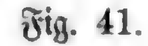
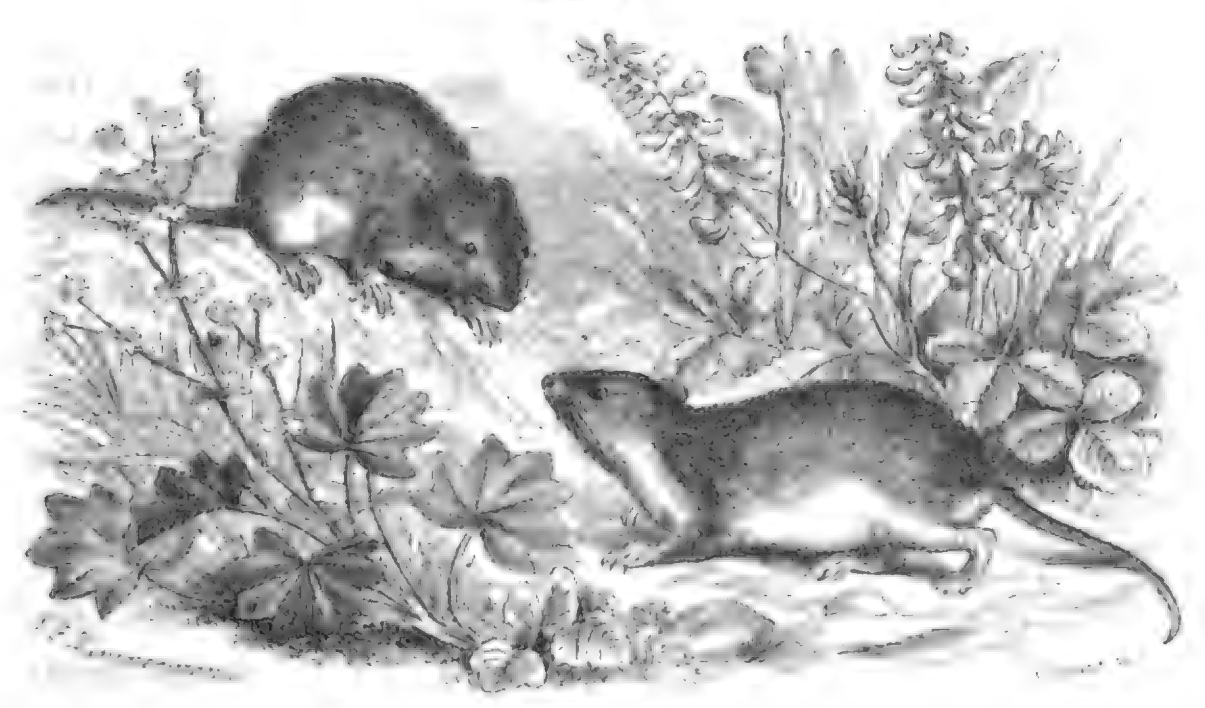


Fig. 41.



Röthelmaus.

zu sein. Der Schwanz ist seiner ganzen Länge nach kurz behaart. Junge Thiere sind trüber gefärbt.

Die Waldwühlmaus, Arvicola glareolus Schreber (Mus rutilus Pallas, Arvicola fulvus, A. riparia, A. pratensis, A. rufescens, Lemmus rubidus, Hypudaeus hercynicus etc. auctorum), ist beträchtlich kleiner, als die Schermaus, nur 5 bis $5^{1}/_{2}$ Zoll lang, wovon etwas über $1^{1}/_{2}$ Zoll auf den Schwanz zu rechnen sind, und oben braunroth, an den Seiten rothgelblichgrau und unten sowie an den Lippen und Füßen scharf

abgesetzt weiß gefärbt. Alle einzelnen Haare sind zweifarbig, am Grunde dunkel- oder lichtgrau, an der Spitze der bezüglichen Pelzfärbung entsprechend.

In der Größe steht ihr die Feldmaus, **Arvicola arvalis Lacepède** (Mus arvalis Pallas, Arvicola vulgaris, fulvus, arenicola auctorum), etwa gleich. Sie erreicht einschließlich des 1½ Zoll langen Schwanzes 5½ bis 6 Zoll Länge; ihr Pelz ist oben gelbgrau, an den Seiten heller, unten weißlich; die Haare sind dunkler am Grunde, der Pelzfärbung entsprechend an der Spitze. Im Osten pflegt das Thier etwas dunkler gefärbt zu sein.

Etwas kleiner, mitsammt des 1½zölligen Schwanzes höchstens 5½ Zoll lang, ist die Erdmaus, **Arvicola agrestis Lacepède** (Mus agrestis et gregarius Linné, Arvicola Baillonii, Lemmus insularis auctorum). Ihr Pelz ist oben dunkelgraubraun, an den Seiten lichter bräunlichgrau, unten grauweiß. Die Haare sind wie gewöhnlich dunkler am Grunde.

Eine ausführlichere Beschreibung der Wühlmäuse hat Blasius in seiner „Naturgeschichte der Säugethiere Deutschlands" gegeben, worauf wir Diejenigen unter unseren Lesern, welche die schwer von einander zu unterscheidenden Thiere genauer kennen zu lernen wünschen, verwiesen haben wollen.

Die Wühlmäuse theilen mit ihren Verwandten, den Mäusen, so ziemlich das gleiche Gebiet. Sie sind weit verbreitet. Nur im höchsten Norden und Süden von Europa sind einige bisher nicht gefunden worden. Das beschränkteste Gebiet scheint die Schermaus zu bewohnen, — vorausgesetzt, daß man sie als ein von der in ganz Europa vorkommenden, abweichend lebenden Wasserratte verschiedenartiges Thier erklären darf. Alsdann sind die Gebirge Mitteleuropa's als ihre Heimath zu betrachten. Die Waldwühlmaus fehlt im Süden und im höchsten Norden Europa's, die Feldmaus auf den meisten Inseln: auf Irland, Island, Sicilien, Sardinien, Corsica, die Erdmaus ebenda und in den südlichsten Ländern unseres heimathlichen Erdtheils. Mittel- und Nordeuropa sind demzufolge als das eigentliche Wohngebiet der genannten Wühlmäuse anzusehen.

Im Allgemeinen bevorzugen die Thiere baumfreie Gegenden; jedoch gebührt der Name Waldwühlmaus keineswegs der so bezeichneten Art aus

schließlich: denn alle übrigen kommen gern in den Wald herein oder mindestens bis zu ihm heran. Dagegen sind sie im Vergleich zu den Mäusen wirklich als Wühler anzusehen: sie verbringen den größten Theil ihres Lebens unter der Erde. Die ausgedehntesten Baue legt die Schermaus an, die einfachsten baut sich die Waldwühlmaus. Erstere erinnert in vielfacher Hinsicht an den Maulwurf und zwar hauptsächlich wegen ihrer Wühlerei; nur werden ihre Gänge und Röhren selten in der Tiefe, sondern gewöhnlich hart unter der Oberfläche des Bodens fortgeführt. Hieran erkennt man überhaupt die Baue der Wühlmäuse. Eigentlich geregelt sind die unterirdischen Wohnungen nicht. Sie haben gewöhnlich viele Ausgänge und die Röhren unter sich Verbindungswege; das Ganze wird jedoch nicht nach einem bestimmten Grundplan angelegt, sondern so zu sagen aus dem Stegreif ausgeführt. Das eigentliche Nest steht unter einem verhältnißmäßig großen Erdhaufen in ziemlicher Tiefe. Es ist ein kunstlos zusammengeschleppter Ballen von Heu und Gras, welcher in seiner Mitte eine kugelrunde Kammer hat. Vom Neste aus verlaufen strahlenförmig mehrere Röhren nach den Ausgangslöchern und dem Weidegebiet, in welchem tagtäglich gewühlt wird. Zu den Eingangslöchern führen Wege, welche zwischen dem Gras ausgetreten wurden. Im Winter, wo dieselben Wege auch benutzt werden, überwölbt sie das Thier durch beständiges Hin- und Herlaufen mit einer festen Schneedecke. Maulwurfsröhren werden von allen Wühlmäusen gern befahren, d. h. dankbar angenommen, nicht aber aufgesucht. Auffallend ist die Hartnäckigkeit, mit welcher bestimmte Arten an gewissen Gängen festhalten: der Schermaus kann man tagtäglich ihre Röhre zerstören, vertreiben wird man sie deshalb nicht; sie richtet sie unverdrossen immer wieder her, ohne zu weichen. Einzelne Erdbaue der Wühlmäuse haben auch Vorrathskammern, manchmal mehrere, in denen man gelegenerzeit reiche Schätze findet.

In solchen Bauen also verbringen unsere Thiere den größten Theil des Tages, und zumal den Vormittag. Die Früh- und Abendstunden werden dem Aufsuchen und Herbeischaffen der Nahrung gewidmet, die Nachmittagstunden behaglicher Ruhe oder dem Vergnügen. Die Reut- oder Schermaus kommt nicht selten bei Tage zum Vorschein, die übrigen Arten noch viel öfter zu jeder Zeit. Sie huschen von einem Aus- oder Eingange ihres Baues zum andern, besuchen sich gegenseitig oder legen sich

in den warmen Sonnenschein. Wenn man sie in ihre Höhlen zurückscheucht, pflegen sie selten lange auszubleiben, sondern kehren gewöhnlich bald wieder zur Oberfläche der Erde zurück.

Die Wühlmäuse scheuen das Wasser ebensowenig, als die kalte Höhe des Gebirges. Diese Angabe erleidet auch dann keinen Widerspruch, wenn wir Wasserratte und Schermaus als verschiedenartige Thiere ansehen; denn die wahre, dunkle Wasserratte, welche alle Fertigkeiten anderer Wasserthiere besitzt, steigt ebenfalls ziemlich hoch im Gebirge empor und die Schermaus bis zu den Gewässern der Ebene herab. Das Schwimmen verstehen die meisten Wühlmäuse ganz ausgezeichnet; kaum minder geschickt klettern sie; nur im Laufen und Springen zeigen sie wenig Behendigkeit. Die Waldwühlmaus zeigt die größte Gewandtheit im Klettern, die Feldmaus die größte Behendigkeit im Laufen, die Schermaus die größte Geschicklichkeit im Wühlen, die Wasserratte die größte Fertigkeit im Schwimmen und Tauchen, während die Erdmaus als die ungeschickteste und unbeholfenste von allen betrachtet werden muß.

Hinsichtlich ihrer höheren Begabungen kommen die verschiedenen Arten so ziemlich mit einander überein. Das Gesicht ist entwickelt, der Geruch gut, das Gehör ziemlich ausgebildet, und Geschmack und Gefühl sind wenigstens nicht verkümmert. Doch bleibt es fraglich, welcher Sinn als der ausgebildetste bezeichnet werden muß. Der Verstand ist gering: die Wühlmäuse sind unklug, neugierig, unvorsichtig und vergeßlich, obwohl nicht geleugnet werden kann, daß Erfahrung wenigstens Einzelne klüger macht. Die Schermaus, welche die Neugierigste von Allen zu sein scheint, kann durch fortgesetzte Verfolgung sehr vorsichtig, selbst listig werden.

Wahrhaft erschreckend ist die Fruchtbarkeit dieser Nager. Die Waldwühlmaus wirft jährlich drei- bis viermal 4 bis 8, also mindestens 12 und bis 32 Junge, die Schermaus kaum weniger, die Erdmaus ebensoviele, die Feldmaus mehr. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Jungen bereits wenige Wochen oder Monate nach ihrer Geburt fortpflanzungsfähig sind; wenigstens wüßte man sich die in günstigen Jahren eintretende, alle Vorstellungen überbietende Vermehrung der Thiere nicht zu erklären. Der Paarung gehen Spiele voraus; zumal das Männchen der Wasserratte giebt sich viel Mühe um die Gunst des Weibchens. Die Jungen werden in dem gewöhnlichen Neste der Alten untergebracht, von der Mutter warm geliebt

und bei Gefahr nach einem anderen Neste geschleppt. Man kann sie bis zu einem gewissen Grade zähmen. Sie graben sich in der Erde ihres Behälters Röhren, zu denen sie flüchten, wenn sie erschreckt werden oder zu denen sie sich zurückziehen, wenn sie schlafen wollen. Ihre Lust am Wühlen beweisen sie dadurch, daß sie die Röhren tagtäglich verändern, ihre Baukunst bethätigen sie, sobald man ihnen passende Stoffe zur Errichtung eines Nestes giebt.

Der Schaden, welchen die Wühlmäuse dem menschlichen Besitzthum zufügen, kann sehr bedeutend werden. Unangenehm und lästig sind diese Wühler unter allen Umständen. Dem Walde oder den Bäumen und Pflanzen überhaupt schaden sie mehr, als die übrigen Waldsäugethiere zusammengenommen. Gegen die großen Waldverwüster kann man sich wahren: die kleinen werden furchtbar durch ihre Anzahl, durch ihre Unvertilgbarkeit. Zehntausend Mäuse mehr oder weniger machen keinen bemerklichen Unterschied in Jahren, welche ihrer Vermehrung günstig sind: diese Zehntausend aber sind fähig, eine halbe Ernte zu vernichten oder viele Morgen junger Waldbäume zu *verwüsten*.

Man muß die *Wühlmäuse* eigentlich Allesfresser nennen. Die Schermaus und Waldwühlmaus morden und verzehren kleine Thiere der verschiedensten Klassen: Würmer, Kerbthiere, Frösche, Eidechsen, kleine Vögel, deren Eier und andere Mäuse, und auch Erd- und Feldmaus verschmähen Fleischnahrung keineswegs. Sie alle können sich durch ihre Raubthiergelüste in gewissem Grade nützlich machen; es ist aber noch Niemand eingefallen, ihnen für ihre Räubereien zu danken: denn ihre Unthaten wiegen ihre geringen Verdienste hundertfach auf. Auf jedes Kerbthier, welches sie vernichten, kommt gewiß eine Pflanze, welche sie verwüsten. Man möchte die Art und Weise, wie sie das *thun*, *boshaft* nennen. Sie greifen den Baum an seiner *empfindlichsten Stelle*, *an* der Wurzel, an und tödten ihn hierdurch, ohne ihn eigentlich auszunutzen. Der Biber, welcher arg im Walde haust, ist nicht so schlimm, wie die kleine Wühlmaus. Um die verderbliche Wirksamkeit dieser zu würdigen, muß man erfahren haben, daß eine einzige Schermaus zehn fruchttragende Obstbäume von sechs Zoll Stammesdurchmesser im Laufe weniger Wochen durch Abnagen des feinen Gewurzels vernichtete, daß mehrere dieser Thiere mehr als reichlichen Zehnten von den Früchten des Gartens, wie von den

Knollengewächsen und dem Getreide erhoben, daß Feld- und Erdmaus zusammen in den Sommermonaten des Jahres 1830 einen mit sechs- bis zwölfjährigem Aufschlag gut bestandenen Buchenwald von 1200, sage zwölfhundert preußischen Morgen vollständig zu Grunde richteten. Wer ein Mäusejahr nicht selbst erlebt hat, ist unfähig, sich eine Vorstellung von der Anzahl dieser verderblichen Thiere zu bilden. Wie Lenz mittheilt, mußten im Jahre 1856 in der fruchtbaren Ebene zwischen Gotha und Erfurt in einem Umkreise von zwei Meilen 8000 bis 12000 Morgen Landes ungepflügt werden, — der Mäuse wegen! Im Kreis von Zabern wurden im Jahre 1822 binnen 14 Tagen 1,570,000 Mäuse gefangen und ausgelöst! Auf einem Gute bei Breslau fing man im Jahre 1857 binnen 7 Wochen 200,000 Stück; einzelne Mäusefänger lieferten an die Breslauer Düngerfabrik täglich 1200 bis 1500 Stück ab. Manchmal schwimmen diese Thiere millionenweise über Flüsse und wandern, Heuschrecken vergleichbar, die grauenvollste Verödung hinter sich lassend, durch das bebaute Land, durch Felder und Wälder. Sie erscheinen, wie Blasius sagt, in einer bestimmten Gegend wie plötzlich aus der Erde gezaubert. Der Boden ist stellenweise so durchlöchert, daß man kaum einen Fuß auf die Erde stellen kann, ohne eine Mäuseröhre zu berühren. Auch am hellen Tage wimmelt es von ihnen; sie laufen ungestört umher. Wenn man sie erschreckt, huschen ihrer sechs bis acht zugleich einem Loche zu und verrammeln sich gegenseitig den Zugang. Es ist nicht schwer, bei solchem Zusammendrängen an den Röhren sechs bis acht von ihnen mit einem einzigen Stockschlage zu erlegen.

Man kommt, auch wenn man die Nahrung der einzelnen Maus so gering als nur möglich anschlägt, bei Schätzungen des Nahrungsverbrauchs solcher Schaaren zu ganz ungeheuren Mengen und Summen, und muß sich dabei immer noch sagen, daß man die wahre Größe des Schadens gar nicht zu berechnen vermag!

Zum Glück des Bestehenden haben die Wühlmäuse in dem gesammten Raubzeug Feinde, welche Großes in der Vertilgung solchen Wildes zu leisten vermögen. Wir nennen die Namen der tüchtigsten Mäusevertilger nochmals, weil wir abermals bitten, nein, weil wir mit aller Bestimmtheit fordern wollen, daß sie heilig gehalten werden; sie heißen: Iltis, Hermelin und Wiesel, Bussard, Thurmfalk, Kauz und Eule. Auch die

anderen Raubthiere thun redlich das Ihrige im Mäusefang; für sie aber wollen wir gar nicht bitten, weil wir unserer Forderung Nichts von ihrer vollen Berechtigung nehmen möchten. Man muß endlich einmal zu der Erkenntniß kommen, daß es nicht gleichgiltig ist, ob auf einer Flur ein Bussard- und Eulenpaar, oder ob in demselben Gebiet zehn Paare dieser trefflichen Vögel hausen: denn das eine Paar kann nur etwa 8000 Mäuse im Jahre vertilgen, während zehn Paare schon 80,000 zu ihrer Ernährung nöthig haben. Allerdings pflegt die Natur selbst durch Regen und Kälte dem weiteren Umsichgreifen der Wühlmäuse ein Ende zu machen: aber dieses Ende tritt erst ein, wenn so zu sagen, die Noth am größten geworden, während es für unsere „heiligen“ Raubthiere nur dann einen allgemeinen Nothstand giebt, wenn sie keine Mäuse mehr fangen können.

5. Der Biber, Castor Fiber Linné.

(Castor communis Linné, Castor canadensis Kuhl, Castor americanus Cuvier.)

Der einzige Nager, welcher dem Menschen weichen mußte und wenigstens fast ausgerottet wurde, ist der Biber. Vor hundert Jahren lebte er in allen zusammenhängenden Laubwaldungen unserer größeren Flüsse und Ströme, gegenwärtig findet er sich nur an sehr wenigen Orten unseres Vaterlandes, und ohne des ihm seit geraumer Zeit ausdrücklich gewährten Schutzes würde er schon seit Jahren aus Deutschland verschwunden sein. Dasselbe Schicksal, welches hier und im übrigen Europa ihn traf, wird ihn in Amerika erreichen. Auch auf der Westhälfte der Erde ist er bereits aus allen von den Weißen bewohnten Ländern verdrängt worden und in den Gebieten, welche noch heutigen Tages ihn beherbergen, nimmt er ab von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tage.

Man darf behaupten, daß er ohne seine Schuld dem Verhängniß verfallen ist. Als ächter Nager bringt auch er, so lange er lebt, dem Besitzthum des Menschen keinen Nutzen, sondern Schaden; dieser Schaden ist es aber nicht, welcher die Ursache zu seiner Vertilgung wurde: er wird verfolgt und vernichtet, weil seine Erbeutung dem selbstsüchtigsten aller Thiere, Mensch genannt, guten Gewinn abwirft. Jetzt versucht man, ihn

durch strenge Verordnungen zu schützen, einzig und allein, weil man ein so theilnahmswerthes Thier nicht für immer und unwiederbringlich verlieren will.

Der Biber bildet eine eigene Familie der Nager, weil er keiner anderen eingereiht werden kann. Seine nächsten Verwandten gehörten der Vorzeit an. Man hat versucht, den in Amerika lebenden Biber von dem unsrigen zu trennen und auch gewisse Unterschiede zwischen diesem und jenem aufgefunden; die Unterschiede erscheinen jedoch zu geringfügig, als

Fig. 42.

Biber.

daß man, auf sie gestützt, mit Bestimmtheit beide Thiere für verschiedenartige erklären könnte.

Man würde schwerlich in Versuchung gerathen, den Biber mit irgend welchem Säugethiere zu verwechseln, auch wenn er weniger durch Wort und Bild bekannt wäre, als dies wirklich der Fall ist. Sein durchaus eigenthümlich gebauter Schwanz sichert ihn vor Verkennung; dieser Schwanz ist es, welcher den großen, plump gebauten Nager zum Biber macht. Doch sind noch andere Merkmale zu berücksichtigen.

Der Biber ist nächst dem brasilianischen Wasserschwein, dem Paka und dem Stachelschweine das größte Nagethier. Seine Leibeslänge beträgt 2½ bis 3 Fuß, die Schwanzlänge 11 bis 14 Zoll; das Gewicht kann bei alten Männchen 60 Pfund erreichen. Der Leib ist sehr kräftig und etwas plump gebaut, der Kopf dick, breit, flachscheitelig, die Schnauze stumpf, der Schwanz länglich eiförmig gestaltet, breit und flach, das Bein kurz und stark, der Fuß kräftig, fünfzehig. Die Zehen sind mit derben, langen und spitzigen Krallen versehen, die der Hinterfüße durch breite Schwimmhäute verbunden. Beachtenswerth ist eine Hornplatte unter dem Nagel der zweiten Hinterzehe, gleichsam noch ein zweiter Nagel, welchen sie trägt. Augen und Ohren sind verhältnißmäßig klein. Die Wirbelsäule besteht aus den 7 Hals-, aus 10 rippentragenden und 9 rippenlosen, 4 Kreuz- und 24 (nach Anderen 28) Schwanzwirbeln, das sehr kräftige Gebiß aus 20 Zähnen, den starken meiselförmigen Nagezähnen und 4 Backzähnen in jeder Reihe. Die Kaumuskeln und die, welche den Schwanz bewegen, fallen wegen ihrer unverhältnißmäßigen Entwickelung auf. Am Vorhautskanal und an der Scheide unter dem Fell liegen zwei eirunde oder birnförmige, bis 4 Zoll lange, außen faltige, innen mit einer sehr gefäßreichen Haut ausgekleidete Drüsensäcke, welche das für die Arzneikunde wichtige Bibergail, ein starkriechendes, beruhigendes und krampfstillendes Heilmittel, absondern. Der Pelz besteht aus weichem, seidenartigem Wollhaar von grauer oder weißgrauer Färbung und langem, derbem Grannenhaar, welches am Grunde ebenfalls grau, an der Spitze aber dunkler oder lichter, schwarz, braun, grau, gelb, sogar weiß gefärbt ist. Der Schwanz ist an der Wurzel behaart, in der Endhälfte aber schuppig und nur mit wenigen schwachen Härchen dürftig besetzt. Die Schnurrhaare sind zahlreich und dick, aber kurz.

Die Flüsse und Seen nördlicher Länder der Erde, deren Ufer mit weichen Holzarten und zwar hauptsächlich mit Pappeln, Weiden und Birken bestanden sind, bilden die Aufenthaltsorte des Bibers. Sein Wohngebiet erstreckt sich über den nördlichen Theil Europa's, Asiens und Amerika's, verkleinert sich aber alljährlich mehr und ist schon jetzt durch weite Strecken und Länder, in denen alle Biber ausgerottet wurden, unterbrochen. Ob er vormals auch in Afrika und Indien vorkam, wie man aus der egyptischen Bilderschrift und Glaubensgesetzen der Magier folgert, bleibt fraglich. Im

Süden Europa's fand er sich. Gegenwärtig lebt er noch in Sibirien, Rußland, Polen, Skandinavien und in Deutschland an den oben (S. 19.) angegebenen Strömen, bestimmt noch im Anhaltischen an der Elbe zwischen Barby und Aken, auch bei Wörlitz, hier unter besonderem Schutze des Herzogs von Anhalt.

Der Biber ist ein geselliges Thier, welches einzeln nur in solchen Gegenden sich aufhält, wo es der Ausrottung nahe gebracht worden ist. An den Flüssen, Strömen und Seen Nordasiens und Amerika's, welche im Winter nicht bis zum Grunde ausfrieren, bildet er Ansiedelungen, welche Hunderte von Bewohnern zählen können. Der Einzelne gräbt sich vom Grunde des Gewässers aus eine 30 bis 40 Fuß lange, schief nach oben aufsteigende Röhre mit Kessel und Ausgang nach dem Lande unter dem Uferboden, die Mitglieder einer Ansiedelung erbauen sich Burgen, und in Flüssen mit wechselndem Wasserstande Dämme, um das Wasser aufzustauen. Die Burgen, welche regelmäßig im Wasser, jedoch nah am Ufer stehen, sind backofenartige Gebäude von 6 bis 10 Fuß Höhe über dem höchsten Wasserspiegel und 10, 15, 20 und mehr Fuß Durchmesser. Sie werden aus Knüppeln, Aesten und Reisig aufgeführt, mit Erde und Schlamm gedichtet und so fest zusammengebaut, daß sie nicht blos dem Wasser, sondern auch den Zerstörungswerkzeugen in der Hand des Menschen erheblichen Widerstand leisten. Mit dem Lande stehen sie oft durch einen Holzdamm in Verbindung. Im oberen Theile der Burg befindet sich die Kammer der Thiere; zuweilen liegen auch zwei solcher Kammern übereinander. Der Zugang zu ihr ist eine Röhre, welche vom tiefen Wasser aus durch den Unterbau der Burg nach oben führt, und gewöhnlich mehrere Zugänge hat. Das Innere der geräumigen Kammer ist mit Gras und Moos dick ausgefüttert. Größere Bauten, d. h. Dämme, welche 30 bis 300 Fuß lang sein können, werden ausschließlich im seichten, stillen Wasser ganz ruhiger, von dem Menschen nicht oder wenigstens nur selten besuchten Waldungen ausgeführt. Die Dämme selbst bestehen aus Baumstämmen, welche nahe am Ufer gestanden haben und von den Bibern einseitig so angeschnitten wurden, daß sie ins Wasser fallen mußten, aus Knüppeln von verschiedener Länge und Stärke, welche durch die Thiere zur Stelle geflößt wurden, aus Reisig, Steinen, Sand, Erde, Moos u. dgl. Außerdem legen die Biber,

wie so viele andere Nager, auch Vorrathskammern für den Winter neben oder in ihren Röhren und Burgen an.

Die Lebensgeschichte des Bibers, entkleidet von allen fabelhaften Zuthaten einbildungskräftiger Jäger und dichterisch erzählender Naturbeschreiber, ist, kurz zusammengefaßt, folgende:

Der Biber gehört zu den begabtesten Nagethieren. Seine Bewegungen ermangeln zwar der Gewandtheit, sind aber doch nicht ungeschickt zu nennen. Im Sitzen nimmt er die Stellung der Eichhörnchen, Murmelthiere und Mäuse an, bekommt hierdurch seine Vorderpfoten frei und gebraucht sie mit viel Geschick. Der Gang ist schwerfällig, langsam, watschelnd, auf unebenem Boden zumal äußerst unbeholfen. Demungeachtet ist er im Stande, an Bäumen in die Höhe zu klettern: man hat ihn schon oft auf den Köpfen abgestutzter Weiden liegen sehen. Größere Meisterschaft bethätigt er im Wasser. Er schwimmt mit tief eingesenktem Leibe, zwar nicht mit der Behendigkeit des Fischotters, jedoch immerhin ziemlich rasch und sehr ausdauernd, taucht auch ganz vorzüglich und kann lange unter Wasser verweilen. Beim Schwimmen rudert er fast ausschließlich mit den Hinterfüßen und steuert mit dem Schwanze; die Vorderfüße gebraucht er z. B. gar nicht, wenn er irgendwelche Lasten durchs Wasser schleppt oder flößt. Unter seinen Sinnen dürfte der Geruch oben anstehen; Gesicht und Gehör sind weniger entwickelt, Gefühl und Geschmack nicht zu beurtheilen. Die geistigen Fähigkeiten dürften denen anderer hochstehender Nager ungefähr gleichstehen. Sicherlich ist der Verstand weit geringer, als man, verführt durch die Kunstfertigkeit des Thieres, oft angenommen hat. Der Biber ist scheu, vorsichtig, mißtrauisch, wird durch Erfahrungen gewitzigt und beweist, daß er ein gutes Gedächtniß hat; er zeigt sich friedlich unter seines Gleichen, muthig und kampflustig dem ihn bedrohenden Feinde gegenüber; er bekundet Ueberlegung beim Aufbau seiner Wohnung und namentlich dadurch, daß er an ihr nothwendig werdende Verbesserungen anbringt: Aehnliches aber sehen wir auch vom Eichhorn, vom Murmelthier und anderen Nagern, ohne daß es uns deshalb einfallen sollte, ihren Verstand bewundernd zu preisen. Im Umgange mit dem Menschen beweist der Biber sehr wenig Bildungsfähigkeit; er wird zwar erträglich zahm, läßt sich aber zu Nichts abrichten, und lernt auch seinen Gebieter nur dann von anderen Menschen kennen,

wenn er sehr jung in die Gesellschaft des Menschen kam und sorgfältig behandelt wurde.

Pflanzenstoffe mancherlei Art, hauptsächlich aber die saftige Rinde der Weiden, Eschen, Aspen und Birken bilden die Nahrung dieses sonderbaren Geschöpfes. Er schneidet Schößlinge und Stämme von Zoll- bis mehr als Fußdicke ab, entästet sie, nachdem sie zu Falle gekommen, theilt die Aeste und Zweige in tragbare Stücke und schleppt diese, manchmal unter Zuhilfenahme Anderer seiner Art dem Wasser zu, wo er sie aufspeichert und gelegenerzeit entschält. Von der Rinde stehender Bäume äst sich der Biber nicht; das Fällen des Baumes scheint ihm Bedürfniß zu sein. Außer der Rinde frißt er Knollen, Wurzeln, Schachtelhalm, Seerosen und andere Wasserpflanzen. Er äst sich, auf dem Hintertheile sitzend, indem er ein Aststück mit beiden Vorderhänden packt, es fortwährend schnell herumdreht und währenddem eifrig mit den Zähnen schält und nagt.

Die Thätigkeit des Bibers beginnt erst nach Einbruch der Dämmerung. Bei Tage liegt er im Bau oder in der Burg versteckt, bei Hochwasser auf dem Dach der letzteren oder auf niederen Weiden. Beim Ausgehen pfeift er laut und fällt dann mit Geräusch ins Wasser. Zuerst schwimmt er in der Nähe des Baues auf und nieder, um zu sichern, hierauf dehnt er seine Streifzüge weiter aus, und endlich steigt er ans Land, um Holz zu schneiden. Er entfernt sich halbe Meilen weit vom Bau, kehrt aber immer in derselben Nacht zu ihm zurück. So treibt er es allnächtlich jahraus, jahrein; nur besondere Ereignisse, veränderter Wasserstand oder der Winter z. B. unterbrechen die Gleichmäßigkeit dieses Lebens. Das Wasser zerreißt die Dämme, welche dann wieder gebaut werden müssen und gewöhnlich auch in der ersten Nacht nach dem Unfall wieder gebaut werden; der Winter fesselt oft wochenlang an das Haus und zwingt den Biber, sich von den aufgespeicherten Vorräthen zu äsen, obwohl es ihm ein Leichtes wäre, sich, wie sonst auch, im Walde Nahrung zu holen; denn das Eis ist ihm kein Hinderniß: er bildet sich, wenn er sonst will, durch Nagen überall eine Pforte in der kristallnen Decke, welche ihm den Zugang zu seiner Hausthür versperrt.

Februar und März sind die Zeit der Paarung. Bei ihr kommt wahrscheinlich das Bibergail zur Geltung: es dient unzweifelhaft dazu, das andere Geschlecht herbeizulocken. Sechs bis acht Wochen später, im Mai

und Juni, wirft das Weibchen im Bau seine Jungen, 2 bis 5 an der Zahl, welche blind zur Welt kommen und lange gesäugt und noch länger geführt werden von der zärtlichen Mutter. Der Vater scheint sich nicht um die Erziehung zu bekümmern; er schweift während des Sommers umher und findet sich erst im Herbst wieder in der Ansiedelung oder bei den Weibchen ein.

Fell und Bibergail, welche beide hoch im Preise stehen, treiben den amerikanischen Jäger mächtig zur Jagd des Bibers an. Je seltener dieser wird, um so lohnender ist die glückliche Jagd, um so beschwerlicher aber auch und gefährlicher. Der „Trapper" muß gegenwärtig Hunderte von Meilen durchwandern, ehe er Fallen auf den Biber stellen oder ihm mit der sicheren Büchse in der Hand auflauern kann; er muß gewärtig sein, daß er nicht blos mit Hunger und Entbehrung, sondern auch mit Indianern zu kämpfen hat. Viele der kühnen Männer, welche mit ihrem Lastthier nach „dem fernen Westen" zogen, sind nimmer wiedergekehrt; die Kugel eines Indianers oder der Mangel haben sie getödtet. Aber Geldgewinn gilt viel und das Leben sehr wenig da drüben; deshalb finden sich immer wieder Nachfolger der Verunglückten. Fang und Jagd selbst erfordern zwar Uebung und Kenntniß der Sitten und Gewohnheiten des Thieres, sind dann aber ergiebig. Die meisten Biber werden im Tellereisen gefangen, welches, mit Bibergail verwittert, im oder neben dem Wasser aufgestellt wird. Verwundete oder geängstigte Biber pflegen sich, wenn sie können, in der Tiefe an einer Wurzel oder einem anderen Holzstück festzubeißen und trotzen dann der Kraft mehrerer Männer. Dagegen denken sie nicht daran, sich durch Abschneiden des vom Eisen gefaßten Beines zu befreien. — Bei uns zu Lande ist von Biberjagd selbstverständlich nicht zu reden.

Das Wildpret des Thieres wird als zart und wohlschmeckend gerühmt.

Bei geeigneter Pflege hält der Biber viele Jahre lang in der Gefangenschaft aus. Im Schloßgarten zu Nymphenburg bei München, wo regelmäßig Biber gehalten wurden, soll einer über 50 Jahre gelebt haben. Ein Paar hat sich dort auch fortgepflanzt. Man ernährt die Gefangenen mit Weiden- und Pappelrinde; sie fressen aber auch die Blätter dieser Bäume, Obst und Brod. In ihren Hütten bereiten sie sich aus schmalen, langen Spänen, welche sie sich selbst zuschneiden, hübsche Nester. Dies

berichtet Lenz; von anderen Gezähmten erzählen die amerikanischen Reisenden und Forscher. Wir waren nicht so glücklich, lebende Biber zu sehen, obgleich wir wiederholt Thiergärten besucht haben, in denen solche gehalten wurden. Wenn man den Gefangenen die nöthige Freiheit gewährt, treiben sie es ganz wie in der Freiheit und kommen nur des Nachts zum Vorschein.

Die Tonkünstler des Waldes.

Zwölfter Abschnitt.

Die Meistersänger.

Mit dem Wort „Sänger" bezeichnet der Vogelkundige gegenwärtig eine sehr geringe Anzahl von Vögeln, — weit weniger, als nach unserem Dafürhalten recht und billig ist. Man will diesen Ehrentitel jetzt ausschließlich den Grasmücken zugestehen und selbst der Sänger Königin Nachtigall mit jenen nicht vereinigen.

Wir sind von anderen Grundsätzen ausgegangen. Ohne die wirklich verwandten Singvögel zu trennen, haben wir im Nachstehenden die Mitglieder verschiedener Sippen und Familien zusammengestellt, welche durch ihren herrlichen Gesang sich auszeichnen. Auch unter den Meistersängern in unserem Sinne giebt es höher oder minder Begabte, nicht aber wirkliche Stümper. Die Meistersänger sind es, welche der Waldesdichtung das rechte Wort leihen und zum Wort den rechten Klang zu finden wissen; ihnen zumeist dankt der Wald die Liebe, mit welcher wir an ihm hängen.

Es ist ein eigenes Ding um die Stimmen im Walde. Wir mögen, wenn wir sie erst kennen und unterscheiden gelernt, keine einzige missen, weil wir sie alle, die leitenden, wie die begleitenden, zum Waldkonzert nöthig erachten. Aber nur die ersteren sind geeignet, uns zu begeistern. Wir können manche Vogelstimmen im Walde entbehren, ohne uns dieser Entbehrung bewußt zu werden; wir fühlen es aber, wenn dem Walde einer seiner Meistersänger fehlt. Die begleitenden Stimmen des Waldkonzerts sind uns erfreulich, die leitenden nothwendig; sie sind es, durch die das Wort Waldkonzert Ursprung und Bedeutung erhielt.

Man hat die Sänger des Waldes oft Künstler genannt und damit keineswegs zu viel gesagt. Sie sind Künstler und ihre Lieder Kunstwerke. Die Nachtigall wird nicht als Künstlerin geboren: sie wird solche erst durch eifriges Lernen, durch Ringen nach dem Vollendeten. Ihre Begabung bringt sie mit auf die Welt, nicht aber ihr Lied. Dieses muß auch sie sich schaffen. Sie muß die hohe Schule der Kunst hinter sich haben, ehe sie zur schlagenden Nachtigall werden kann. Von den älteren Meistern lernt sie ihr Singen: die Fülle und die Rundung der Töne, den Aufbau der Strophen und den Vortrag; — ihr Lied aber ist demungeachtet ihr volles Eigenthum, eine von ihr durchdachte Tondichtung, welche im Einzelnen wechselt, welche entsteht und vergeht, wie ihre Gefühlsstimmung. Es giebt nicht zwei Nachtigallen, welche genau dasselbe Lied vortragen und auf gleiche Weise vortragen; jede Einzelne vielmehr hat ihr Eigenthümliches, aus sich heraus Gestaltetes. Ebenso ist es bei anderen Sängern, und eben deshalb dürfen wir sie als Künstler betrachten, — wie die Liebhaber und Kenner, welche das Einüben der Lieder bezeichnend „Dichten" nennen, es schon längst gethan haben.

Die Meistersänger gehören verschiedenen Familien an. Sie sind durchgehends kleine oder höchstens mittelgroße Vögel, meist von unscheinbarer Färbung. Der Wald ist und bleibt ihr bevorzugter Aufenthalt, obwohl einzelne auch in Baumpflanzungen und Gärten zusagende Wohnsitze finden. Munter und lebendig, auch lebensfroh und heiter sind sie alle. Ihr Tagewerk beginnt mit dem Grauen im Osten und endet erst, wenn die Nacht bereits vollständig eingetreten. Sie begrüßen singend den ersten Schimmer des Tages und singen dem letzten nach. In den Mittagsstunden sind sie stiller, als in den Früh- und Abendstunden des Tages. Diese werden dem Gesange, jene dem Aufsuchen der Nahrung und der Ruhe, jedoch nicht dem Schlafe gewidmet.

Auch wenn man den neueren Forschern, welche unsere Sänger als die höchstbegabten aller Vögel ansehen, nicht beistimmt, muß man den wohlgebauten, bewegungsfähigen, sinnesscharfen, klugen und fröhlichen Geschöpfen eine hohe Stellung unter ihren Klassenverwandten zugestehen und in der Gesangesgabe einen ihnen eigenen Vorzug anerkennen. Die Meistersänger sind anmuthige Vögel, welche leicht und gewandt fliegen, rasch laufen, ebenso geschickt im Gezweig, wie auf dem Boden sind und, theil-

weise wenigstens, selbst am oder im Wasser sich heimisch fühlen. Ihre Sinne sind vortrefflich. Sie nehmen ein kleines Kerbthier auf große Entfernung wahr, bekunden, daß sie ein in jeder Hinsicht ausgebildetes Gehör besitzen, beweisen einen ziemlich entwickelten Geruch, in ihrer Art auch einen guten Geschmack und legen eine so große Empfindlichkeit an den Tag, daß man auf ein feines Gefühl schließen darf. Ihr Verstand kann nicht unterschätzt werden. Sie sind aufmerksam, klug, selbst in gewissem Grade listig, wachsam; sie sind heiter, aber dabei selbstbewußt, fast stolz, leicht erregt, sehr ehrgeizig, gesellig, jedoch selbstständig, friedlich, aber nicht feig: kurz, sie besitzen hundert gute Eigenschaften und sehr wenig schlechte — Alles natürlich nach unserem Maßstabe bemessen. Die Erkenntniß dieser Eigenschaften, in welcher alle Liebhaber mit uns übereinstimmen dürften, erhalten ihnen die Zuneigung des Menschen, dessen Herz ihnen ihr Gesang gewann.

Alle Meistersänger sind — Raubthiere. Sie nähren sich, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise von anderen Thieren, allerdings nur von Kerbthieren, Spinnen und Schnecken, deren Fang und Tödtung wir nur bei ihnen und anderen Vögeln nicht als Raub ansehen, — sei es, weil wir erst seit neuerer Zeit solchen Raub als der Beachtung werth erkennen oder sei es, weil wir auf unsere Lieblinge auch nicht einmal den Schein eines Makels werfen wollen. Anderen Thieren gegenüber verfahren wir anders, wie die Worte Raubkäfer, Raubwespe ꝛc. zur Genüge beweisen.

Die Nahrung der Sänger ist die Ursache ihrer regelmäßigen Wanderungen. Unfähig, die vor der Kälte sich verbergenden Kerbthiere aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuziehen, muß ihnen der reiche Wald im Winter als ödes, ungastliches Gebiet erscheinen, und dies um so mehr, als auch die wenigen Beeren, welche sie als Leckerei gern annehmen oder die Sämereien, welche wenigstens einzelne von ihnen neben den Kerbthieren auflesen, ihnen dann ebenfalls entrückt sind. Wohl oder übel also müssen sie sich entschließen, unter milderen Breiten sich eine gastliche Herberge für die böse Zeit des Winters zu suchen. Sie verlassen uns im Herbst, reisen bis Südeuropa oder Nordafrika und selbst bis in das tiefere Innere des glühenden Erdtheils, bis nach Habesch und anderen Quellenländern des Nil z. B., verweilen dort während der kalten und armen Zeit und kehren wieder zurück in

die Heimath, wenn der lachende Frühling dort einzieht, gleichsam als Boten und Verkündiger desselben. Diese Wanderungen verändern ihr ganzes Wesen. Eine nicht zu unterdrückende Unruhe belebt oder quält sie; die Nacht wird ihnen zum Tage, zur Wanderzeit, der Tag zur Nacht, zur Zeit der Ruhe. Banden, welche sie während des Sommers fesselten, lockern sich, und Verbindungen, welche ihnen sonst gleichgiltig waren, werden scheinbar mit Vergnügen geschlossen; widerstrebende Gefühle beherrschen sie*).

Die Tage nach der Rückkehr in die Heimath sind die Jubel- oder eigentliche Sangeszeit der Meistersänger. Sie bringen die Liebe mit sich aus der Ferne. Begeistert schmettern sie ihre Lieder, welche sie in der Fremde wieder einübten, aus voller Brust; muthig erringen sie sich „der Minne Sold". Auch für sie giebt es harte Kämpfe zu bestehen: aber sie kämpfen weniger mit Schnabel und Klau, als mit dem Liede. Mit ihm siegen sie, mit ihm werden sie besiegt. Der beste Sänger erkürt sich das Weibchen, zu dem er sich hingezogen fühlt: — selbst die schon verbundene Gattin soll ihren Gatten verlassen, wenn sie einen Würdigeren findet. Solche Zwischenfälle abgerechnet, leben die Sänger in treuer Ehe, in treuerer noch, als die meisten übrigen Vögel. Die einmal verbundenen Gatten theilen gemeinsam Freud und Leid, halten innig zu einander, verlassen gleichzeitig die Heimath und kehren gleichzeitig wieder zurück, tragen zu gleichen Theilen die Mühe und Last der Erziehung ihrer Kinder ꝛc.: es ist sogar wahrscheinlich, daß das Weibchen nur dann zwischen zwei Bewerbern schwankt, wenn es noch keines Liebe genossen.

Ueber das Brutgeschäft gedachter Vögel läßt sich im Allgemeinen wenig sagen. Das Nest pflegt ein wohlgerundeter Bau zu sein, welcher gewöhnlich frei, seltener in Höhlungen steht; das Gelege besteht aus etwa 4 bis 8 Eiern. Einzelne brüten einmal, die Meisten aber zweimal im Laufe des Sommers.

In Deutschland tritt der Mensch nur vereinzelt und blos wenigen Meistersängern als Feind gegenüber — im südlichen Europa befehdet sie, und zwar sie alle, Jedermann. Die abscheuliche Mörderei der Italiener und Spanier gilt nicht blos den Drosseln, sondern auch der anmuthigen Stelze oder der königlichen Nachtigall. Unser gesammtes Raubzeug, welches natürlich auch die Meistersänger nicht verschont, fügt ihnen weit

*) Ausführlicheres über den Vogelzug bietet mein (Brehm's) „Leben der Vögel", Glogau, Flemming, 1861.

weniger Unheil zu, als der „Herr der Schöpfung“. Fast lächerlich erscheint es dem wahren Freunde der Vögel, wenn er jener Mörderei gegenüber klagen hört über die Gewaltthaten der „Liebhaber“, welche gerade unsere Meistersänger besonders lieb haben und sie deshalb an sich zu fesseln suchen. Der Vogler, welcher den Namen Liebhaber wirklich verdient, bringt, auch wenn er mit Netz und Schlinge im Walde umherstreift, diesem ungleich weniger Schaden, als die Südeuropäer, die Raubthiere und endlich jene unreifen und unnützen Buben, welche unter der Maske von angehenden Forschern nesterplündernd und eierraubend durch Feld und Hag streifen — von unwissenden Eltern und Lehrern vielleicht ermuntert. Sie und Habicht oder Sperber sind bei uns zu Lande als die gefährlichsten Feinde der edlen Sänger anzusehen und gebührend in Schranken zu halten.

1. Die Nachtigallen, Luscinia Brisson.

Unter allen Sängern gebührt den Nachtigallen die erste Stelle. Sie stehen leiblich oder geistig hinter keinem Singvogel der Erde zurück und übertreffen alle durch ihren wundervollen Gesang.

Bis jetzt hat man nur wenig Vögel kennen gelernt, welche ihnen leiblich ähneln: sie stehen vereinzelt unter der zahlreichen Schaar ihrer Verwandten. Es kennzeichnen sie eine für die eigentlichen Sänger ziemlich bedeutende Größe, ein großer Kopf, ein gestreckter, pfriemförmiger Schnabel, welcher vor der Spitze einen seichten Einschnitt hat, mittellange, stumpfe Flügel, ein ziemlich langer Schwanz und verhältnißmäßig hohe Füße. Das Gefieder liegt knapp an und ist bei beiden Geschlechtern gleich, im Jugendzustande aber abweichend gefärbt. Bezeichnend für die Nachtigallen ist das große, ausdrucksvolle Auge, mindestens beachtenswerth die allen gemeinsame rostrothe Färbung des Schwanzes.

In Deutschland leben zwei bestimmt verschiedene Arten dieser Gruppe: die Nachtigall und der Sprosser.

Die Erstgenannte führt bei uns zu Lande eigentlich nur den einen bedeutungsvollen Namen; denn alle Benennungen, welche die Lehrbücher neben demselben aufzählen, leben nicht im Volksmunde und sind mehr als erkünstelte zu bezeichnen. Der wissenschaftliche Name ist Luscinia Philomela Brehm (Motacilla Luscinia Linné, Sylvia Philomela

Bechstein, Luscinia vulgaris Brisson, Lusciola Luscinia Keyserling & Blasius). Die Nachtigall ist leicht von anderen Singvögeln, sehr schwer aber von ihrem nächsten Verwandten, dem Sprosser, zu unterscheiden. Ihre Länge beträgt gegen 7 Zoll, die Breite fast 10 Zoll. Das Gefieder ist oben einfärbig graubraun, unten graulich weiß, der Schwanz ist matt rothbraun, die unteren Deckfedern desselben sind rostgelblich gefärbt. Der Augenstern ist dunkelrothbraun, der Schnabel röthlich grau, oben dunkler als unten, der Fuß braunröthlich. — Die Nestvögel sind oben rostgelb gefleckt, unten gewellt, weil die Federn hier graue Ränder haben.

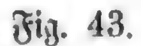
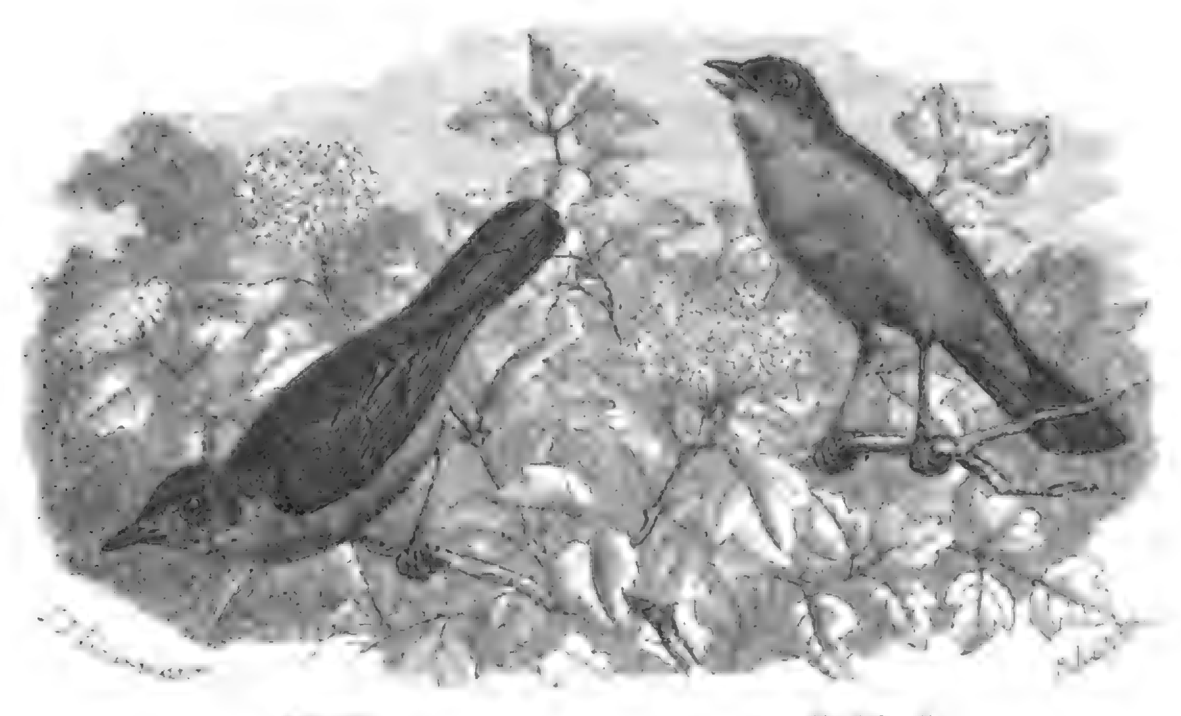


Fig. 43.



Sprosser. Nachtigall.

Der Sprosser oder die Aunachtigall, Luscinia major Brisson (Motacilla Luscinia major Gmelin, Linné), gleicht der Nachtigall in der Größe und in der Färbung bis auf die Zeichnung der Kehle, deren seitliche Federn muschelfleckig, d. h. bräunlich gewölkt oder mit halbmondartigen, dunkleren Tüpfeln bedeckt sind. Außerdem unterscheiden sich beide Arten durch die Bildung des Flügels: bei der Nachtigall ist die zweite Schwinge kürzer, beim Sprosser ist sie länger, als die vierte; bei jener ist die erste Schwinge stumpf, bei diesem spitz ꝛc. Dieser Unterscheidungsmerkmale

ungeachtet erfordert es eine sehr sorgfältige Prüfung, um beide Arten sicher zu bestimmen.

Die Nachtigallen bewohnen die buschreichen Laubwaldungen Mittel- und Südeuropa's vom südlichen Schweden an. Der Sprosser gehört dem Osten, die Nachtigall dem Westen des Erdtheils an; jener ist der vielgepriesene „Bülbül" der Türken und Perser, diese die „Nachtigall" unserer Dichter. Bemerkenswerth ist, daß der Sprosser fast nur im Weidengebüsch lebt, während die Nachtigall weniger wählerisch ist. Die Ufer der Flüsse sind für beide die beliebtesten Aufenthaltsorte; niederes, dichtes Buschwerk mit möglichst viel Wasser ist die unerläßliche Bedingung, welche sie an einen zur Ansiedelung geeigneten Ort stellen. Nadelwälder meiden sie, und im Gebirge finden sie sich nur spärlich, eigentlich blos im Süden Deutschlands oder Europa's. Beide Arten sind Sommervögel, welche erst ziemlich spät im Frühlinge zu Ende Aprils oder im Anfange des Mai bei uns eintreffen, bis Ende Augusts in der Heimath verweilen und sich dann auf die Winterreise begeben, welche sie bis in das tiefe Innere Afrika's führt.

In ihrem Leben und Wesen unterscheiden sich die Nachtigallen in vieler Hinsicht von anderen Sängern. Ihr Betragen hat etwas Ernstes, Würdiges. Sie sind ruhiger, als andere Meistersänger, jedoch keineswegs träge, faul oder heftiger Erregungen unfähig. Man könnte ihr Wesen vielleicht als ein männliches bezeichnen, gegenüber dem Betragen der Grasmücken, in welchem man eine weibische Hast und Unruhe nicht verkennen kann. Die Nachtigallen sind bedächtig und gleichwohl muthig oder dreist; sie sind ehrgeizig im höchsten Grade, selbstbewußt und nichts weniger als bescheiden, vielmehr sehr anspruchsvoll und herrisch. Ein Nebenbuhler kann sie in die größte Aufregung versetzen und zu übermäßigen, ja geradezu tödtlich werdenden Anstrengungen veranlassen. Erst vorigen Frühling fiel eine eifersüchtig schlagende Nachtigall in unserem Garten inmitten ihres schönsten Liedes todt zur Erde herab: die allzugroße Erregung hatte sie getödtet; wahrscheinlich war eines der Blutgefäße ihrer liederreichen Brust zersprengt worden. In ihrem Gebiet duldet die Nachtigall keinen Nebenbuhler, und hier bekämpft sie den Eindringling nicht allein im Gesange, sondern auch mit dem Schnabel, welcher dann zur Waffe in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes werden muß. Dagegen lebt sie in Frieden mit anderen größeren

Geschöpfen. Vor dem Menschen scheut sie sich durchaus nicht. Sie zeigt sich ihm zwar ungern, siedelt sich aber unbedenklich in dessen unmittelbarer Nähe an und läßt sich im Gesange durch einen nicht allzudringlichen Lauscher kaum stören: — sie benimmt sich im Gegentheil, als erfreue es sie, wenn sie Hörer ihrer wonnigen Lieder findet.

Die Nahrung besteht aus Kerbthieren, deren Larven und Eiern, aus Würmern, kleinen zarten Schnecken und Beeren. Das Aufsuchen derselben zwingt die Nachtigallen, sich viel am Boden aufzuhalten. Dort hüpfen sie in bezeichnender Haltung geschickt und rasch umher. Sie tragen sich stets sehr aufrecht, lassen gewöhnlich die Flügel hängen und heben den ein wenig ausgebreiteten Schwanz über sie empor. Wenn Etwas ihre Aufmerksamkeit besonders erregt, wippen sie mit dem Schwanze auf und nieder. Im Gebüsch bewegen sie sich weniger und langsamer; sie verweilen hier oft minutenlang auf ein und demselben Aste. Ihr Flug ist leicht und schnell, scheint sie aber bald zu ermüden, weil sie bei Tage wenigstens nur höchst ungern größere Strecken überfliegen. Eigentliche Flugkünste sind ihnen fremd, und ihre Reisen geschehen, im Bewußtsein der ihnen mangelnden Fertigkeit, nur des Nachts.

Der Schlag der Nachtigallen bezeichnet die Zeit ihrer Liebe, und somit ist das Dichterwort: „Nur so lang sie liebten, waren sie" gerechtfertigt. Unsere Nachtigallen brüten einmal im Jahre: daher währt ihre Sangeszeit auch nur wenig Wochen. Man hat mehrfach versucht, den Schlag der Nachtigallen durch Silben auszudrücken; diese Versuche sind jedoch höchstens als eine stümperhafte Spielerei oder spielerische Stümperei anzusehen. Ein so vollendetes Kunstwerk, wie es dieser unvergleichliche Gesang ist, läßt sich nicht beschreiben, sondern will gehört und nachempfunden sein, wenn es verstanden oder begriffen werden soll. Dem, welcher die Nachtigall nicht hörte und in einer gewissen Stimmung hörte, schlägt sie nicht. Beschreibend darf man sagen, daß dieser Gesang, welcher seiner bestimmt abgeschlossenen oder abgetrennten Theile wegen Schlag genannt wird, aus 20 bis 30 verschiedenen Abtheilungen besteht und durch die Art und Weise der Verbindung seinen größeren oder geringeren Werth erhält. Der Schlag der einzelnen Nachtigall ist von dem einer anderen regelmäßig verschieden; jedoch gleichen sich die Nachtigallen einer Gegend gewöhnlich im Aufbau und in der Aneinanderreihung der Strophen. Beide Arten ähneln sich auch in ihrem

Schlage, ohne sich aber zu gleichen. Auch dieses Verhältniß ist schwer mit Worten auszudrücken. Man schildert beider Schlag vielleicht richtig, wenn man sagt, daß der eine wie der andere unerreichbar dastehen, keiner den anderen übertrifft. „Die Nachtigall hat den Schmelz und die Innigkeit, der Sprosser die Fülle und die Stärke; sein Schlag ist ein majestätisches Andante, der Schlag der Nachtigall ein liebliches Allegro; der Sprosser vertritt im Liede die männliche Kraft, die Nachtigall die weibliche Anmuth. An Reichthum der Töne und Strophen wetteifern beide mit einander."*) Kenner haben noch herausgefunden, daß im Schlage des Sprossers die Strophen kürzer und durch längere Pausen getrennt, auch reicher an tiefen „Glocken-" oder „Stahltönen" sind, als die entsprechenden im Liede der Nachtigall. Da, wo beide Arten gemeinsam vorkommen, wie in Pommern, nimmt der Sprosser manche Strophen aus dem Schlage der Nachtigall an und wird dann zum Zweischaller.

Sehr verschieden vom Schlage sind die Unterhaltungstöne der Nachtigallen. Der Lockton des Sprossers läßt sich durch die Silbe „Glock", der Warnungsruf durch „Dawit", der Ausdruck des Zornes durch „Arr" bezeichnen; die Nachtigall lockt durch ein pfeifendes „Wid", warnt durch „Karr" oder „Zerr", bezeigt ihre Zufriedenheit durch „Tack, tack" und bekundet ihren Zorn durch „Näh" und „Schräak".

Diese Töne sind es, welche den herrlichen Sängern bleiben, wenn ihre Lieder verstummten. Gefangene beginnen mit dem „Dichten" oder Einüben ihres Schlages bereits im December oder Januar, Freilebende aber wahrscheinlich viel später; beide enden schon mit Beginn des Sommers. Am eifrigsten schlagen sie, kurz, ehe sie die geliebte Gattin erwarben oder wieder erwarben; dann bethätigen sie ihren Namen. Während das Weibchen brütet, schlägt das Männchen, in der Nähe des Nestes verweilend, eifrig noch in den Früh- und Abendstunden; wenn die Jungen dem Ei entschlüpft sind, verstummt es.

Die Paarung erfolgt in der Mitte des Mai; das Gelege, welches 4 bis 6 glattschalige, einfarbig olivengrüne oder auf blaßgrünem Grunde röthlichbraun gewässerte Eier enthält, pflegt zu Ende des Monats vollständig zu sein. Das Nest ist ein verhältnißmäßig großes, unordentliches

---

*) A. E. Brehm, „Das Leben der Vögel".

Bauwerk, besteht aus dürren Blättern, Stroh und Halmen, ist inwendig roh mit denselben, nur etwas gewählteren Stoffen und mit Haaren ausgefüttert und wird nahe am Boden oder auf diesem selbst im Gebüsch und Genist, im Grase und in Höhlungen angelegt. Die Sorge für die Eier fällt ausschließlich der Mutter anheim. Sie brütet sehr eifrig und sucht bei drohender Gefahr die Augen des Feindes durch allerlei Künste der Verstellung von der Brut ab und auf sich zu lenken, indem sie sich lahm stellt und wie mit gebrochenem Flügel halb auf, halb über dem Boden dahin flattert; sie liebt auch die bereits ausgeflogenen Jungen noch mit großer Zärtlichkeit. Im Juli ist das Brutgeschäft vollendet.

Es bedarf kaum der Versicherung, daß die Nachtigallen vollkommen unschädliche Thiere sind, noch weniger aber der Hervorhebung ihres Nutzens. Nur die Bitte möchten wir aussprechen, daß der Vogel, welcher Hunderten Genuß und Freude und dadurch einen durch Werthschätzungen nicht auszudrückenden Gewinn bringt, niemals mißbraucht werde. Einen alten, verständigen Vogler, welcher sich im tiefen Walde seine Nachtigall fängt, um sich auch im Zimmer an ihrem Gesange zu erlaben, darf man unbesorgt gewähren lassen; denn er wird dem Vergnügen Anderer keinen Eintrag thun: — dem Frevler aber, welcher am unrechten Orte oder zur unrechten Zeit mit Netz und Schlinge hinter den Nachtigallen herzieht, soll man mit jeder Waffe entgegentreten und ihm sein Handwerk legen.

Die Nachtigallen sind leicht zu erlegen und fast ebenso leicht zu fangen — wie, wollen wir Niemand sagen. Dagegen halten wir es, weniger unserer, als der Nachtigallen wegen, für nöthig, zu bemerken, daß eine frisch gefangene Nachtigall die größte Sorgfalt beansprucht, wenn sie sich im Käfig eingewöhnen soll. Nur eine in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft gefangene Nachtigall verschmerzt in geraumer Zeit den Verlust ihrer Freiheit und thut Dies nur dann, wenn man ihr anfänglich so viele Mehlwürmer reicht, als sie fressen will. Erst nachdem sie diese tage- und wochenlang ohne Anstand verzehrt, darf man sie an das billigere Stubenfutter gewöhnen. Ein solches bereitet man, indem man fein geriebene altbackene Semmel oder besser Zwieback mit einigen Tropfen reinem Baumöl anfeuchtet und dann zu gleichen Theilen etwa mit ausgepreßtem, süßen Quark oder gepreßter Milch, klargeriebenen Möhren, feingehacktem Rinderherz, Ameisenpuppen, hartgekochtem, zerriebenem Eidotter und fein zermahlenem Hanf vermischt.

Dieses Futter muß man täglich zwei Mal frisch anfertigen und zu regelmäßigen Zeiten reichen. Reinlichkeit, Ordnung und Pünktlichkeit, Sanftmuth in der Behandlung, ein geräumiger, oben mit Wachstuch bedeckter Bauer und andere Erfordernisse zum Wohlbefinden gefangener Vögel dürfen bei der Nachtigall am wenigsten verabsäumt werden. Wer sich der wirklich großen Mühe, einen Vogel nach Gebühr zu pflegen nicht unterziehen will, frevelt, wenn er den Vogel seiner Freiheit beraubt; denn er nimmt ihm nicht blos diese, sondern auch das Leben.

2. Die Grasmücken, Curruca Brisson.

Nächst den Nachtigallen werden die Grasmücken als die vorzüglichsten Sänger betrachtet. Sie gehören einer artenreichen Familie — oder, wie Andere wollen, Sippe — der Sänger an, welche sich über die alte Welt verbreitet und bei uns durch fünf oder sechs Mitglieder vertreten ist. Sie sind klein, ihre kurzen Füße stämmig, ihre Flügel mittellang; der Schnabel ist eher kegel- als pfriemförmig; das Gefieder ist locker, der Hauptfarbe nach grau, mit einfacher Zeichnung. Beide Geschlechter gleichen sich bei einigen Arten und unterscheiden sich bei anderen, deren Jungen dann dem Weibchen ähneln. In ihrer Lebensweise und im Betragen unterscheiden sich alle Arten nur wenig.

Wenn man von den außerdeutschen Grasmücken absieht, lassen sich die unsrigen mit wenig Worten kennzeichnen.

Obenan steht die Sperber- oder gesperberte, große, blaue, spanische Grasmücke, Curruca nisoria Koch (Sylvia nisoria Bechstein). Sie ist 7 Zoll lang und 10½ Zoll breit, auf der Oberseite tief aschgrau, auf der Unterseite weißlich, dunkelgrau gewellt oder gesperbert; der Zügel ist dunkelgrau, der Augenstern gelb; die äußerste Schwanzfeder ist auf beiden Fahnen weiß gesäumt. Bei den unvermauserten Jungen ist die Unterseite nicht gesperbert und der Augenstern braun. — Buschreiche Flußufer, Feldgehölze, Hecken und Gärten der Ebenen Mitteleuropa's von der Lombardei an bis Schweden sind ihre Heimath. Doch fehlt sie in vielen Gauen und Ländern gänzlich und meidet namentlich Gegenden, in denen das Nadelholz überwiegt.

Die Gartengrasmücke, Curruca hortensis Koch (Motacilla salicaria Linné, Sylvia hortensis Pennant), welche wohl auch graue Grasmücke, Dornreich und Weißkehle genannt wird, erreicht eine Länge von 6 Zoll und eine Breite von höchstens 10 Zoll, und ist sehr gleichmäßig

Fig. 44.

Gartengrasmücke. Zaungrasmücke.

Sperbergrasmücke.

Mönchsgrasmücke. Dorngrasmücke.

oben olivengrau, unten grauweiß gefärbt, an der Gurgel und seitlich der Brust rostgelblich überflogen. Sie kommt in Europa fast überall und häufig vor und lebt auch, obgleich einzelner, im Nadelwalde.

Digitized by Google

Der Mönch oder Schwarzkopf, die schwarzscheitelige, schwarzplattige, schwarzköpfige Grasmücke, sonst auch noch Schwarzplättchen, Mohren- oder Plattenkopf, Plattmönch, Pfaff und Klosterwenzel benamset, Curruca atricapilla Brisson (Motacilla atricapilla Linné, Motacilla moschita Gmelin), kommt der Gartengrasmücke in der Größe gleich, ist aber schlanker gebaut und an dem schwarzen Scheitel des Männchens oder der gelblichrothen Kopfplatte des Weibchens oder jungen Vogels leicht zu erkennen. Uebrigens ist er oben tiefgrau, an der Kehle weißgrau, am Bauche weiß, an den Wangen und Halsseiten licht aschgrau gefärbt. — Er bewohnt alle Waldungen und Baumpflanzungen Europa's und wurde im größten Theile Asiens und in Nordafrika, nicht aber in Rußland beobachtet*).

Die Dorngrasmücke, Curruca cinerea Brisson (Motacilla Curruca Linné, Motacilla rufa & Sylvia Gmelin Linné, Sylvia cinerea & cineraria Bechstein), heißt auch gemeine, braune, rostgraue, fahle, braunflügeliche und Heckengrasmücke, Dorn- oder Heckenschmätzer. Sie ist merklich kleiner, als der Mönch, höchstens 6 Zoll lang und 9 Zoll breit, oben fahlaschgrau, die Schulter- und Flügeldeckfedern breit hellrostroth gekantet, unten weiß, beim Männchen auf der Brust rosenroth überflogen. — Sie bewohnt dieselben Länder und Aufenthaltsorte, wie der Mönch.

Der Zwerg unter den ständig in Deutschland lebenden Grasmücken ist das Müllerchen, die klappernde, kleine, geschwätzige, weißbärtige und Zaungrasmücke, Curruca garrula Brisson (Motacilla Sylvia Pallas, Sylvia Curucca Latham). Seine Länge beträgt höchstens $5\frac{1}{2}$ Zoll, die Breite etwa 8 Zoll; das Gefieder ist auf dem Rücken bräunlichgrau, auf dem Kopfe aschgrau, auf den Wangen dunkelgrau, auf der Unterseite weiß. — Die Heimath erstreckt sich über Europa, vom mittleren Skandinavien an bis zum Süden, und über einen großen Theil Asiens; Aufenthaltsorte sind Wälder und Gebüsche aller Art.

Die Grasmücken gehören zu den anmuthigsten und liebenswürdigsten unserer Wald- und Gartenvögel. Ihre Beweglichkeit und Lebendigkeit, ihr

---

*) Ob die in Deutschland vorkommende rothköpfige Grasmücke, Curruca rubricapilla Brehm (Sylvia rubricapilla Landbeck), welche dem Mönch täuschend ähnlich gefärbt ist, aber auch im männlichen Geschlecht eine rostrothe Kopfplatte hat, als selbstständige Art oder als Spielart des Mönch anzusehen ist, steht dahin. Noch fehlen genügende Beobachtungen, um das Für und Wider zu entscheiden.

zutrauliches Wesen, ihre Harmlosigkeit, und vor Allem ihr lieblicher und anhaltender Gesang sichern ihnen die Zuneigung und das Wohlwollen aller Derer, welche sie kennen lernten. Sie verstehen es, Wald und Garten zu beleben; sie erfreuen durch ihren Gesang noch im Spätsommer und Herbst, wenn die übrigen Meister schon seit langer Zeit schweigen.

Das eigentliche Wohngebiet Aller ist niederes, dichtes Gebüsch. Je verschlungener, je dorniger, undurchdringlicher es ist, um so lieber siedeln sie in ihm sich an. Eine kurze Hecke, ein einziger Dornbusch mitten im Felde kann ihnen zur Wohnung, zum Hause werden. Hier verleben sie den größten Theil des Sommers. Sie wissen sich durch die dichtesten Zweige zu stehlen, im verschlungensten Ast- und Dornengewirr noch geschickt zubewegen. Mit glattanliegendem Gefieder, den Leib wagrecht gehalten, den Schwanz etwas gestelzt, hüpfen und schlüpfen sie von Zweig zu Zweig, immer möglichst versteckt und verborgen. Zum Boden herab kommen sie selten, auf die Zweigspitzen hinauf oder heraus aber öfterer, namentlich, um zu singen. Sie fliegen nicht eben gut, zwar rasch, aber mit vielen oft schwirrenden Schlägen, also flatternd, entweder gerade aus oder in Bogenschwingungen und selten auf weit hin in einem Zuge; denn das Gebüsch gewährt ihnen größere Sicherheit, als ihre Flugfertigkeit. Nur während des Gesanges erheben sie sich gern lerchenartig auf wenige Augenblicke und schweben singend wieder abwärts. Sie sind scharfsinnig, klug und listig, erkennen und schätzen die Gefahr nach ihrem Werthe, prüfen den Menschen, ehe sie ihm vertrauen und nehmen zu den uns bereits bekannten Künsten der Verstellung ihre Zuflucht, wenn es gilt, Andere, Unerfahrene ihrer Art zu schützen. Den ihnen gewährten Schutz nehmen sie dankbar an und vergelten ihn durch vertrauensvolle Anhänglichkeit; erlittene Verfolgungen machen sie ungemein mißtrauisch, vorsichtig und scheu. Ihr Gemüth ist ebenso rühmenswerth, als ihr Verstand. Sie sind im Ganzen sehr friedfertig, obschon zu scherzendem Necken geneigt, zeigen sich verwandten Arten gegenüber liebenswürdig und Hilflosen, Jungen z. B., ihrer und anderer Art hilfreich, ja, wirklich barmherzig. Nur während der Brutzeit dulden sie in ihrem Gebiete nicht gern Andere der gleichen Art, sonst lieben sie Gesellschaft. Eine hervorstechende Eigenschaft ihres Wesens ist Neugier. Alles Ungewohnte fesselt sie, muß wenigstens näher geprüft werden. Sie sträuben, sobald sie den Gegenstand in's Auge fassen, ernstkomisch die

Kopffedern und betrachten ihn genau, rufen auch wohl ihren Gatten herbei oder warnen diesen und andere Vögel, wenn ihnen das Ereigniß verdächtig scheint.

Alle Grasmücken wandern im Herbst von uns weg und kehren im Frühjahr wieder. Ihre Reisen führen sie bis in das tiefe Innere Afrika's; jedoch verweilen sie unterwegs oft bis in den Winter hinein im Süden Europa's, falls das Wetter dort erträglich. Sie wandern in Gesellschaften, aber nur des Nachts. Die Kälte scheinen sie sehr zu fürchten. Erst wenn der Frühling die Herrschaft unbestritten ausüben darf, erscheinen sie; das Müllerchen und der Mönch gewöhnlich zuerst, in dem letzten Drittel des April, die anderen Arten 6 bis 12 Tage später. Eines Morgens klingt und singt es im Garten oder Walde: sie sind da und sogleich wieder heimisch. Das Weibchen trifft meist gleichzeitig mit dem Männchen ein, dieses braucht also keine Sehnsuchtslieder anzustimmen, wie die Nachtigall, sondern darf ohne Zeitverlust seinem Liebesglück Worte geben. Beide Gatten denken sofort nach ihrer Ankunft an den Bau ihres Nestes. Sie wählen lange, ehe sie den rechten Ort dazu bestimmen, fangen selbst an verschiedenen Orten zu bauen an, ohne das Begonnene zu vollenden und entschließen sich erst, wenn die Zeit drängt oder die Umstände es gebieten, zur endgiltigen Arbeit.

Das Nest der Grasmücken ist zwar kein Kunstbau, aber doch erträglich zusammengestoppelt. Es besteht äußerlich aus groben Grashalmen, Reisern, dürren Pflanzenstengeln, Würzelchen und dergleichen Stoffen, zwischen welche zuweilen Moos, Wollklümpchen und Gespinnste gewebt werden, und ist innerlich mit feineren Halmen, Haaren oder mit Thier- und Pflanzenwolle zierlich ausgekleidet, Das schlechteste Nest baut die Gartengrasmücke, das beste der Mönch. Der Stand desselben ist nach des Orts Beschaffenheit verschieden. Nahe am Boden, oft auf diesem selbst, im Gebüsch oder wenigstens Gestrüpp steht es unter allen Umständen. Vier bis sechs Eier bilden das Gelege. Die Eier aller Arten sind sich ähnlich, auf grau-, graugrünlich-, graugelblich- und reinweißem oder ocher-, weißgrünlich- und schmuziggelbem Grunde grau oder gelbgrau, olivenbraun, aschblau, schwarzgrau gepunktet, gestrichelt, gewölkt: — näher lassen sie sich, ohne sehr ausführlich zu werden, nicht beschreiben. Beide Geschlechter wechseln im Brüten ab, zeitigen die Brut in 12 bis 13 Tagen und füttern die Jungen

gemeinschaftlich auf, leiten und führen sie auch noch einige Zeit nach dem Ausfliegen und suchen bei Gefahr in der beschriebenen Weise die Augen der Feinde von ihnen ab und auf sich zu lenken. Die Sperbergrasmücke soll im Laufe des Sommers nur einmal brüten; die übrigen Arten brüten zweimal im Jahre, das erste Mal im Mai, das zweite Mal Ende Juni's. Die Jungen der ersten Brut verweilen bis zum Flüggewerden ihrer Nachgeschwister in der Nähe der Eltern und helfen diesen dann die kleinen Schreihälse groß füttern, übernehmen auch deren oder anderer Grasmücken Kinder Erziehung selbstständig, wenn die Eltern ein Unglück traf. Im Herbst beginnen die jungen Männchen bereits Gesangsübungen; im nächsten Frühjahre suchen und finden auch sie der Liebe Glück und Freuden.

So lange die Brutzeit währt, singen alle Grasmückenmännchen sehr eifrig. Ihr Gesang ist höchst angenehm, stark, aber doch mild, reichhaltig, volltönig und wechselvoll. Es ist schwer zu entscheiden, welcher Art der erste Preis zugesprochen werden soll. Viele entscheiden sich für den Mönch, Andere für die Gartengrasmücke, Einzelne für die gesperberte. Darin sind Alle einig, daß dieser Dreizahl hoher Ruhm gebührt. Manche wollen namentlich den Mönch der Nachtigall gleichgestellt wissen. Besonders schön ist die Endstrophe im Gesange dieser Art, der „Ueberschlag“ eine fröhliche, flötende Tonreihe von außerordentlichem Wohlklang. Dorngrasmücke und Müllerchen stehen den Genannten bedeutend nach, sind aber immerhin noch sehr gute Sänger.

Der fast allen Grasmücken gemeinsame Lockruf ist ein verschiedenartig betontes „Tack, tack, tack“, welchem gewöhnlich noch ein Ton folgt, der mit Buchstaben nicht wiederzugeben ist. Die Dorngrasmücke läßt dem „Tack“ oft ein mehrfach wiederholtes „Get, get“ folgen und warnt durch ein rauhes „Schärr“ oder „Scharr“; das Müllerchen liebkost mit den Silben „Täckkürr“, und die Sperbergrasmücke endlich lockt öfter, als „Tack, tack“, „Tschäk“ und „Terr, tet, tet, tet“.

Die Nahrung ist bei allen Arten gleich. Im Frühjahr und Sommer fressen die Grasmücken kleine Kerbthiere, deren Eier und Larven, welche sie von den Zweigen ablesen oder nach Fliegenfängerart aus der Luft schnappen; später, und zwar vorzugsweise im Herbst ernähren sie sich fast ausschließlich von Früchten und Beeren. Solche muß man auch den Gefangenen unter das Nachtigallfutter mischen, mit welchem man sie dann leicht erhält.

Für das Gebauer kann man leicht Grasmücken erlangen. Sie fangen sich in den meisten Fallen, nehmen bei geeigneter Behandlung ohne viel Widerstreben das Stubenfutter an und füttern mit diesem junge Nestvögel, welche man in denselben Käfig brachte, gern und freudig auf, — nicht blos die eigenen Kinder, sondern auch fremde, ja ganz andere Singvögel. Sie sind unfähig, zu sehen, daß ein Hilfloser, den sie retten können, vor ihren Augen verschmachte. Gewiß, die Grasmücken verdienen die Liebe, welche ihnen seitens ihrer unzähligen Freunde geschenkt wird!

3. Die Drosseln, **Turdus Linné.**

Wenn es sich darum handelt, der allgemeingiltigen Reihenfolge der Vögel zu genügen, gebührt den Drosseln nebst den Röthlingen, dem Roth- und Blaukehlchen, unmittelbar hinter den Nachtigallen ihre Stelle: als Sänger aber stehen sie unzweifelhaft den von uns bevorzugten Grasmücken nach.

Auch sie sind im Allgemeinen hochbegabte Vögel und unserer vollsten Theilnahme werth. Sie gehören ganz wesentlich zum Walde; denn sie sind es, welche ihn allerorten beleben. Weniger wählerisch, als die Nachtigallen, herbergen sie in jedem Bestande, unter den verschiedensten Verhältnissen. Nicht blos der reiche Wald der Auen, sondern auch der verkümmerte der Höhe, nicht das Laubholz allein, sondern auch der reine Schwarzwald genügt ihren Bedürfnissen. Noch hoch oben im Norden oder auf den steilen Höhen der Alpen, da wo die Pflanzenwelt bereits kümmerlich ihr Dasein fristet, finden sie sich, scheinbar vollkommen zufrieden mit ihrem armen Wohngebiet, geliebt und verehrt von den wie sie denkenden Menschen. Der Norweger nennt die eine von ihnen mit Stolz „des Nordens Nachtigall", und der deutsche Dichter Welcker giebt derselben Art, der Singdrossel einen gleichwerthigen Ehrentitel: er nennt sie, die „Gebirgestochter", die Bewohnerin der Schwarzhölzer, „Waldnachtigall". Diese eine Angabe spricht mehr, als eine seitenlange Schilderung für den Werth dieses Vogels und — für die Liebe, welche er sich zu erwerben wußte.

Die übrigen Drosseln stehen der „Waldnachtigall" allerdings nach; beachtenswerthe Geschöpfe sind aber auch sie. Alle Arten sind als Sänger große Vögel, jedoch von gefälligem Bau. Der Leib ist eher schlank, als

kräftig, der Schnabel ist pfriemenförmig, die Füße sind mittelhoch, am Lauf getäfelt, die Zehen verhältnißmäßig lang, der Schwanz und die Flügel mittellang. Bei den Einen unterscheiden sich die Weibchen durch ihre Färbung von den Männchen, bei allen die Jungen von den Alten. — Unsere Walddrosseln zerfallen in die Amseln und eigentlichen Drosseln. Von ersteren kommen zwei, von letzteren vier Arten ständig in Deutschland vor; demungeachtet zählen die Lehrbücher eine weit größere Anzahl auf, weil gerade die Drosseln zu den wanderlustigsten aller Vögel gehören. Selbst amerikanische Arten sind schon wiederholt bei uns erlegt worden.

Die überall in Deutschland vorkommende Amsel, Schwarzdrossel oder Merle, Merula vulgaris Brisson (Turdus Merula Linné, Merula nigra Boje), ist der wohl jedem Waldfreunde bekannte Vertreter der ersten Sippe. Ihre Länge beträgt 10 Zoll, ihre Breite 14 Zoll. Das alte Männchen ist mit Ausnahme des braunen, hellgelb umrandeten Auges, des gelben Schnabels und der dunkelbraunen Füße sammtschwarz, das Weibchen ist oben dunkelolivenbraun, unten graulich rostfarben mit schwarzgrauen Spitzenflecken auf den Federn, am Kinn weißlich, an der Kehle weiß mit Rostfarben gemischt, am Bauche tief schwarzgrau. Der Schwanz ist mattschwarz, der Flügel, welcher etwas dunkler ist, als der Oberrücken, zeigt an den Schwingen graulichweiße Säume, der Schnabel ist gelblich, der Fuß röthlich braun. Wälder und Gärten Europa's, eines großen Theiles Asiens und Nordwestafrika's sind die Heimath*).

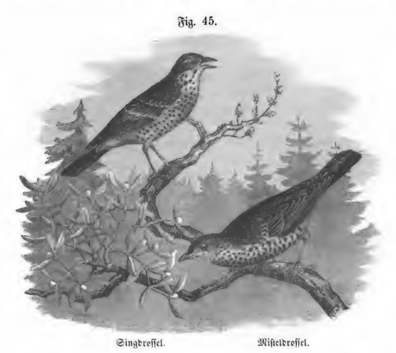
Unter den eigentlichen Drosseln steht hinsichtlich der Größe oben an: die Misteldrossel oder der Schnerr, Turdus viscivorus Linné (Turdus major Brisson). Sie ist 10 Zoll lang und 17 Zoll breit, oben olivengrau, unten weißlich mit schwarzen, rundlichen Flecken, auf den Schwingen mattdunkelbraun, an der Außenfahne der Schwungfedern mit weißen Kanten, auf den Wangen dunkelbraun, um das Auge und an den Zügeln weißlich. Der Schnabel ist schwarzbraun, der Fuß braungelb.

*) Der Amsel ähnlich ist die Ringamsel oder Ring-, Schild-, Berg-, Meer-, See- und Schneedrossel, Merula torquata Gessner (Turdus torquatus Linné), ein Gebirgsvogel, welcher nur im höheren Norden auch in der Tiefe vorkommt. Die Länge beträgt 10 Zoll, die Breite 16 Zoll. Das Männchen ist auf der Oberseite braunschwarz; auf der Unterseite haben die Federn helle Ränder; über die Brust zieht sich ein halbmondförmiges Querband. Beim Weibchen sind alle Farben unscheinbarer. Den Jungen mangelt das Brustband.

Männchen und Weibchen unterscheiden sich nicht. Die Jungen sind oben lichter gefleckt.

Die **Wachholderdrossel**, auch Ziemer, Krammtsvogel, Birkendrossel genannt, **Turdus pilaris Linné**, kommt der Misteldrossel an Größe fast gleich, unterscheidet sich aber sehr durch die Färbung. Sie ist auf dem Oberkopfe und Nacken aschgrau, auf dem Mantel braun, auf dem Schwanze

Fig. 45.



Singdrossel. Misteldrossel.

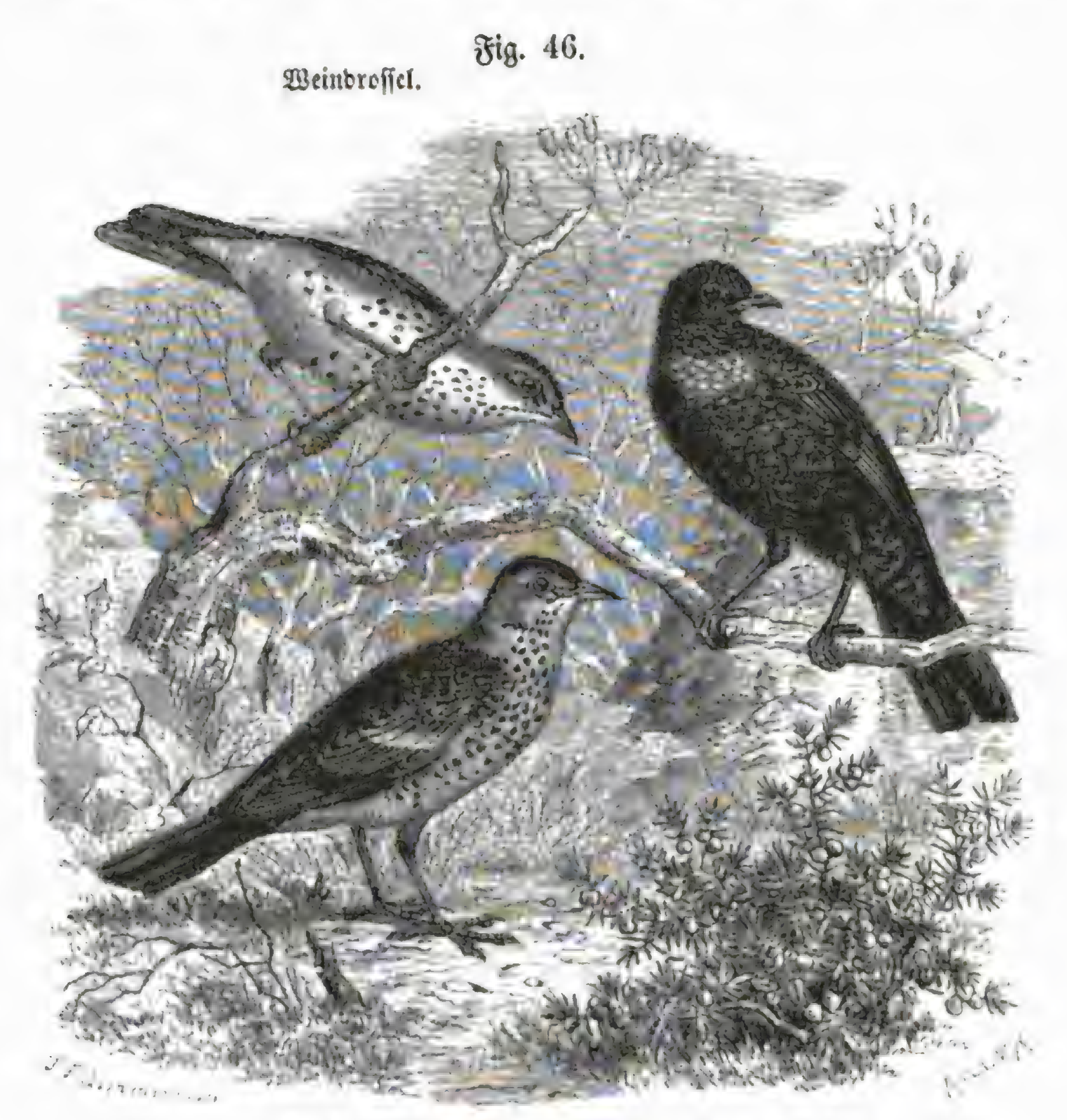
schwarz. Ebenso gefärbt sind der Zügel und ein Fleck unterm Auge. Der Unterhals ist dunkelrostgelb mit schwarzen dreieckigen Flecken getüpfelt, der übrige Unterleib seitlich braunschwarz oder schwarz, mit lichteren Federrändern, in der Mitte dagegen rostgelblichweiß, ungefleckt. Der Schnabel ist braungelb, der Fuß braunschwarz. Die Jungen sind oben gefleckt. Als eigentliches Wohngebiet dieser Art ist der hohe Norden anzusehen; jedoch brütet sie einzeln auch in Mitteldeutschland und kommt im Winter als Gast regelmäßig zu uns.

Digitized by Google

Häufiger als beide Arten ist die Singdrossel oder Zippe, **Turdus musicus Linné** (Turdus minor Brisson, Turdus philomelos Brehm). Sie ähnelt in der Färbung der Misteldrossel, ist aber viel kleiner, nur $8^1/_2$ Zoll lang und 13 Zoll breit, mit olivengraubraunem Oberleib,

Fig. 46.

Weindrossel.



Wachholderdrossel. Ringdrossel.

weißem, ziemlich gleichmäßig schwarz betropftem Unterkörper und rostgelbem Unterflügel. In Deutschland ist sie überall heimisch; außerdem findet sie sich als Brutvogel in ganz Nordeuropa und einem Theile Asiens.

Die Roth- oder Weindrossel endlich, **Turdus iliacus Linné**, welche auch Wald-, Haide-, Winter- und Heudrossel oder Kleinziemer heißt, ist ebenso groß, als die Singdrossel, oben ihr ähnlich gefärbt, unten

Digitized by Google

weißlich, zu beiden Seiten hochrostfarben und am Kropfe braun gefleckt. Sie wohnt im Norden; brütet äußerst selten bei uns, erscheint aber allwinterlich in großen Schaaren auf ihrem Durchzuge nach dem Süden*).

Alle Drosseln haben, was Aufenthalt, Lebensweise und Betragen anlangt, viel Gemeinsames, obwohl sich bei genauerer Beobachtung herausstellt, daß jede einzelne Art gewisse Eigenthümlichkeiten bekundet. Namentlich unterscheiden sich die Amseln in vieler Hinsicht auch in ihrem Leben von den übrigen Drosseln. Demungeachtet läßt sich, ohne der Wissenschaftlichkeit entgegenzuhandeln, ein Gesammtbild der Familie zeichnen.

Die Drosseln sind behende und gewandte, kluge, muntere und regsame Vögel. Ihr Nahrungserwerb fesselt sie an den Boden; sie lieben es aber nicht, sich frei zu zeigen und bevorzugen deshalb Waldungen mit viel Unterholz, in welchem sie Deckung finden. Hier treiben sie sich versteckt zwar, aber rastlos und unter viel Geschrei und Geschwätz umher, und hier verweilen sie auch verfolgt, so lange als möglich. Erst wenn ihnen die Gefahr nahe rückt, flüchten sie sich in die Wipfel höherer Bäume, immer aber kehren sie baldmöglichst wieder in die Tiefe zurück. Um so auffallender erscheint es, daß sie sich für den Vortrag ihrer herrlichen Gesänge gern, ja, fast immer, die höchsten Spitzen der Waldbäume ihres jeweiligen Aufenthaltortes auswählen und hier frei, gleichsam selbstbewußt sich zeigen. Die Ringamsel, welche ausschließlich fast im Gebirge lebt, macht insofern eine Ausnahme, als sie, wie die ächten Felsen- oder Steindrosseln ebenfalls, auch Felszacken zu gleichem Zwecke besucht.

Auf dem Boden bewegen sich die Drosseln besser, als die meisten übrigen Sänger. Ihr Lauf besteht aus großen Sprungschritten, welche jedesmal durch einen knappen und raschen Flügelschlag unterstützt werden. Dabei tragen sie den Leib ziemlich aufgerichtet und den Schwanz gewöhnlich etwas gehoben. Die Amseln stelzen ihn oft, wie die Nachtigallen, hauptsächlich, wenn sie irgend Etwas bemerken, was ihnen beachtenswerth erscheint. Im Sitzen ducken sie sich. Der Flug besteht aus raschen Flügelschlägen und fördert auch ziemlich schnell, erscheint jedoch, so lange die Vögel ihrer

*) Eine Beschreibung der fremdländischen Drosseln, welche in Deutschland vorgekommen sind und wieder vorkommen können, würde mehrere Seiten erfordern und doch noch nicht genügen. Man thut daher wohl, sich wegen auffallender Drosseln, in deren Besitz man gelangt, den Rath bewährter Forscher einzuholen.

Gewohnheit folgen und dicht über dem Boden dahin fliegen, als ein beinah unbehilfliches Flattern. Ganz anders fliegen die Drosseln, wenn sie eilig sind. Dann erheben sie sich in ziemlich bedeutende Höhen und fliegen hier rasch dahin, mit bald gebreiteten und bald dicht an den Leib gezogenen Flügeln, dem entsprechend absatzweise sich hebend und senkend und so eine Schlangenlinie beschreibend. Vor dem Niederlassen schweben sie ohne Flügelschlag sanft herab.

Die Sinne scheinen gleichmäßig entwickelt zu sein. Gesicht und Gehör sind ausgezeichnet, feinen Geschmack beweisen sie durch ihre Leckerhaftigkeit, über Geruch und Gefühl haben wir kein Urtheil. Ihre geistigen Fähigkeiten wird schwerlich Jemand unterschätzen, welcher sie kennt. Sie sind nicht scheu, sondern berechnend vorsichtig, nicht allein klug, sondern auch listig, dreist und gleichwohl mißtrauisch; sie erfassen schnell und beurtheilen sehr richtig, benutzen auch alle Mittel und Wege, um sich beständig zu sichern. Im Walde werden sie bald zu Rathgebern oder wenigstens zu Warnern, auf welche nicht blos andere Vögel, sondern auch Säugethiere achten. Jedoch warnen sie wohl schwerlich aus Freundschaft zu anderen Geschöpfen, sondern mehr um ihrer Redseligkeit zu genügen; denn gerade die lautesten Warner, die Amseln, sind ungesellige und unfriedfertige Thiere, welche sich mit Anderen der eigenen Art wenig, mit den übrigen Vögeln aber gar nicht abgeben. Gesellig sind eigentlich nur die Wachholder-, Sing- und Rothdrosseln, erstere unter Ihresgleichen, letztere mehr im Allgemeinen. In ihrer Unruhe und Regsamkeit, welche zuweilen förmlich zur Hastigkeit oder Ruhelosigkeit wird, sind sich alle Arten sehr ähnlich. Sie würden uns, fehlte ihnen die Gabe des Gesanges, wohl als beachtenswerthe Geschöpfe erscheinen, keineswegs aber für sich einnehmen. Ihr Gesang freilich läßt ihr ungestümes und hastiges Wesen sehr vergessen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß dieser Gesang im Widerspruche mit dem Betragen der Drosseln zu stehen scheint. Viele Vögel begleiten ihre Lieder mit lebhaften Bewegungen: die Drosseln sitzen nur so lange still, als sie singen — oder schlafen. Und die Lieder selbst fließen ruhig, feierlich dahin, wie ein Kirchengesang. Jede einzelne Strophe ist klar, abgerundet, jeder Ton voll, rein, in sich abgeschlossen. Der Drosselschlag ist mehr als jeder andere für den Wald geeignet. Für das Zimmer ist er viel zu stark, im freien, weiten Walde dagegen gerade voll genug. Wir haben schon oben angedeutet, daß

die Singdrossel ihren Namen verdient, müssen Dem aber hinzufügen, daß auch die übrigen Drosseln gute Sänger sind, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Wachholderdrossel, welche einzelne krächzende Töne in ihre Strophen einmischt. Auf die Singdrossel folgt als zweitbester Sänger die Amsel, dieser die Misteldrossel, ihr die Rothdrossel und letzterer endlich die Wachholderdrossel. Die Ringamsel kommt der Misteldrossel etwa gleich. — Mehr noch, als im Gesange ähneln sich die Drosseln in ihrer Unterhaltungssprache. Das „Tak, tak“ ist der Lockruf fast aller; es wird jedoch von einzelnen in ein fast gleichlautendes „Schak, schak“ verwandelt. Ebenso allgemein ist der leise Ruf „Sri, srii“ oder „Züih“, welcher mehr ermuntern, als herbeirufen soll. Die Misteldrossel unterscheidet sich im Lockton sehr von ihren Verwandten; sie ruft ihren Volksnamen „Schnerrr“ oder „Scherrr“ und begleitet diesen Ton oft noch mit den Silben „Ratata“, auf welche dann das „Scherrr“ unmittelbar zu folgen pflegt. Als Warnungslaut gebraucht die Amsel die schnell nach einander ausgestoßenen Silben „Gaigigigi“ oder „Tixtix“, die übrigen ähnlich lautende, so die Singdrossel „Tik, tik“, die Rothdrossel „Zik, zik“, die Wachholderdrossel „Quik, qui, quik“ rc. —

Die Nahrung der Drosseln besteht in Schnecken, Würmen und Kerbthieren mancherlei Art, welche sie vom Boden auflesen oder zwischen dem abgefallenen Laube hervorsuchen, indem sie es mit dem Schnabel umwenden. Im Winter bieten ihnen die Ränder offener Gewässer noch Nahrung, oder sie fallen auf beerentragenden Bäumen ein und fressen sich an deren Früchten satt. Die Wachholderbeeren verleihen ihrem sehr geschätzten Fleische einen besonderen Wohlgeschmack.

Unsere deutschen Drosseln sind Zug- oder Strichvögel. In milden Wintern verlassen uns die bei uns hausenden, wenigstens zum größten Theile, und dafür rücken dann die nordischen Arten ein; in strengen Wintern ziehen auch diese den übrigen nach, und dann bleiben nur einzelne Misteldrosseln und Amseln zurück, vorzugsweise in Gegenden, welche offen bleibende Gewässer haben. Die Winterreise wird übrigens höchstens bis Nordafrika ausgedehnt; die große Menge herbergt schon in Südeuropa. Bereits im Februar, spätestens Anfangs März kehren die Reisenden in die Heimath zurück, und sofort nach ihrer Ankunft wird der Wald laut von ihren Liedern. Bei gutem Wetter wird der Bau des Nestes

zu Ende des März, bei ungünstiger Witterung spätestens Anfangs April in Angriff genommen; im Juni machen die Paare Anstalt zur zweiten Brut. Das Nest selbst ist ein Kunstbau eigener Art. Es besteht äußerlich aus dürren Reisern, Haidekraut, Würzelchen, Erdmoos, Halmen u. dgl., sodann aus einer Lage oder Wand festgekneteter Erde, wodurch eine napfartige Mulde gebildet wird, deren Inneres eine sehr sorgfältige und zierliche Ausfütterung von Würzelchen, Blättern und Halmen erhält. Sein Standort ist verschieden; jedoch wird er selten hoch, vielmehr gewöhnlich sehr niedrig auf dichten Zweigen, im Gebüsch, auf Bäumen oder auch auf dem Boden selbst angelegt. Das Gelege besteht aus 3 bis 8 Eiern, welche auf blaß- oder graugrünem Grunde sehr übereinstimmend mit braunen, rostfarbenenen, dunkelgrauen und ähnlich gefärbten Punkten, Strichen und Tüpfeln ziemlich gleichmäßig bedeckt sind. Das Weibchen brütet allein, wird aber währenddem vom Männchen geäzt und auch später bei der Auffütterung der innig geliebten Jungen treulich unterstützt.

Nicht blos das gesammte Raubzeug, sondern auch der Mensch verfolgt die Drosseln ihres vortrefflichen Fleisches halber auf das Eifrigste: — und wären nicht die unermeßlichen Waldungen des Nordens noch frei von dem Menschen und „seiner Qual", die allseitig verfolgten Vögel würden ausgerottet oder wenigstens sehr gemindert sein. Jene Wälder bieten ihnen jedoch Zufluchtsorte, wo Tausende von Paaren auf einem kleinen Raume ungestört brüten; die wiederholt ausgesprochene Furcht, keine Krammtsvögel mehr fangen zu können, ist also, mindestens zur Zeit noch, ungegründet. Doch ist eine gewisse Schonung immerhin anzurathen. Einige brave Grünröcke unserer Bekanntschaft lassen alle Singdrosseln, welche mit den anderen Krammtsvögeln in ihre Netze geriethen, wieder frei, und wir können nur wünschen und bitten, daß solches Beispiel recht viel Nachahmung finden möge. Auch wir sind mit Entzücken im Herbst nach dem Herdhäuschen gewandert; auch wir haben mit Spannung und Begierde dem Drosselfang obgelegen — wir unterschätzen oder verkennen die berechtigten Freuden des Fanges also nicht: wir bitten nur um Schonung für unsere Heimathsgenossen, um Schutz für die Singdrosseln und Amseln, die herrlichen Sänger unserer Wälder. Dem Vogelsteller bleiben von den nordischen Gästen noch genug und diesen in ihrer eigentlichen Heimath noch ihre der Vermehrung so günstigen stillen Wälder.

4. Der Wasserschwätzer, Cinclus aquaticus Bechstein.

(Sturnus Cinclus Linné, Turdus Cinclus Latham, Merula aquatica Brisson.)

Den Drosseln ähnelt noch einer unserer Waldvögel, welchen wir den Meistersängern zuzählen und als Waldvogel mit aufnehmen müssen, weil er wenigstens keinem der Gebirgswälder fehlt, falls in ihnen nur einer jener klaren Bäche von der Höhe hernieder braust. Dieser Waldfreund, der Wasserschwätzer oder Wasserstaar, die Wasser-, Bach- oder Stromamsel, gehört unzweifelhaft zu den anziehendsten und beachtenswerthesten aller unserer Vögel überhaupt. Bis auf das Stutzschwänzchen ist er allerdings eine Drossel, soweit es sich um den Leibesbau im Allgemeinen handelt; bei genauerer Prüfung machen sich jedoch Eigenthümlichkeiten bemerklich, welche zu seiner Abtrennung von den Drosseln hinlänglich berechtigt haben.

Der Wasserschwätzer kommt einer Singdrossel an Größe etwa gleich, ist aber viel kürzer und auch weniger breit, nämlich 7½ Zoll lang und höchstens 11½ Zoll breit. Sein Leib ist gedrungen gebaut, das Bein lang und kräftig, der Schnabel schwach, schmal, seitlich eingedrückt, merklich nach oben gebogen, der Flügel sehr kurz, rund und gleichbreit, der Schwanz kurz abgestutzt, aber zugerundet, das Gefieder sehr dicht, wie bei den Wasservögeln. Beide Geschlechter gleichen sich bis auf die etwas verschiedene Größe vollkommen: — das Weibchen ist ein wenig kleiner, als das Männchen. Kopf, Hinterhals und Nacken sind fahlbraun, der übrige Oberkörper ist schieferfarbig, jede Feder aber schwarz gerandet; Kehle und Oberbrust sind milchweiß, Unterbrust und Bauch braun. Die Jungen sind auf dem ganzen Oberkörper hellschieferfarbig, auf dem Unterkörper dagegen schmuzig milchweiß, schwarz gestrichelt.

Wir haben den Wasserschwätzer in Südspanien und in Lappland gefunden, andere Forscher beobachteten ihn in Westsibirien: sein Wohngebiet ist also ein sehr ausgedehntes. Er ist eigentlich Gebirgsvogel und an die Bergbäche gebunden. Je klarer und reißender diese sind, um so lieber scheinen sie ihm zu sein. Er bewohnt dann paarweise einen kleinen Theil derselben, eine Achtelmeile ihrer Länge etwa. Hier duldet er kein zweites Paar und sogar seine eigenen Kinder nur so lange, als sie nicht vermausert sind. Dagegen lebt er mit allen übrigen Vögeln in Frieden.

Es ist sehr erklärlich, daß der Wasserschwätzer jeden Beobachter zu fesseln weiß. Lebensweise und Betragen sind höchst eigenthümlich. Er ist ein behender, munterer unruhiger Vogel, welcher die verschiedensten Begabungen in sich vereinigt und an Geschicklichkeit seines Gleichen sucht. Sein Lauf ist sehr rasch, dem der Strandvögel ähnlich, sein Flug pfeilschnell, mit schwirrendem Flügelschlag. Er fliegt nur dann hoch, wenn ihm ein Mensch im Wege steht, sonst immer etwa 4 bis 8 Fuß über dem Wasser dahin, allen Biegungen des Baches oder Flüßchens folgend. Mit diesen Bewegungen ist es aber nicht abgethan. Der Wasserschwätzer läuft auch in's Wasser hinein und unter seiner Oberfläche auf dem Grunde des Baches dahin; er fliegt durch einen Wassersturz; er schwimmt mit einer Ente und taucht mit einem Steißfuß um die Wette; er treibt sich lustig unter dem Eise herum: kurz, er ist ein wirklicher Tausendkünstler. Zudem ist er scharfsinnig, klug, sehr vorsichtig, niemals langweilig, sondern stets munter, lebendig, rege, fröhlich und heiter, im Sommer, wie im Winter; er besitzt einen, wenn auch etwas schwatzenden, so doch recht angenehmen Gesang und singt seine Lieder lustig von den Eisschollen herab bei 10 Grad Kälte, wie im hellsten Sonnenschein: — wer sollte solchen Vogel nicht liebgewinnen müssen?

Die Beobachtung des prächtigen Geschöpfes erfordert übrigens eine gewisse Uebung. Wer den Wasserschwätzer nicht kennt, kann lange suchen, ehe er ihn da auffindet, wo er wirklich vorkommt. Gewöhnlich sitzt er am Uferrande in irgend einer passenden Höhlung zwischen dem Gestein oder dem Gewurzel der Bäume, seltener auf einem Zweig des Gesträuchs. Hier verweilt er, wenn er sich bemerkt sieht, regungslos und sein Gefieder entschwindet den Blicken trotz der weißen Brust, weil man diese für einen Schaumballen oder einen weißen Stein zu halten geneigt ist. Sonst wählt er sich gewisse Steine im Wasser selbst aus, immer solche, von denen aus er ein günstiges Jagdgebiet überschauen kann. Zu ihnen kehrt er stets wieder zurück, und man erkennt sie deshalb leicht an den Flecken, welche sein Unrath zurück läßt. Sie hat man bei der Jagd des klugen und vorsichtigen Vogels besonders in's Auge zu fassen. Bei Ankunft eines Menschen flieht der Wasserschwätzer augenblicklich, fliegt aber selten weit, sondern gewöhnlich nur einem zweiten Sitzpunkte zu. Im Auffliegen läßt er dann

seinen Angstruf hören, welcher wie „Zerr“ oder „Zerb“ klingt und von dem Gesang sehr verschieden ist.

Wassermotten, Hafte, Mücken, Käferchen und deren Larven, viele andere, schwer zu bestimmende Wasserthierchen, vielleicht auch eben aus dem Ei geschlüpfte Fischchen bilden die Nahrung des Schwätzers. Man redet ihm nach, daß er der Forellenzucht hinderlich sei und namentlich dem Laich derselben nachgehe; doch ist Dies bis jetzt noch nicht erwiesen. Alle, welche untersucht wurden, hatten ausschließlich wirbellose Thiere im Magen.

Der Wasserschwätzer brütet zweimal im Jahre, das erste Mal im April, das zweite Mal im Juni oder Juli. Sein Nest steht immer nahe am Wasser, regelmäßig am günstigsten Orte des ganzen Gebietes: zwischen dem Gewurzel eines Erlenstockes oder anderen bachfreundlichen Baumes, in einer Gesteins- oder Mauerhöhlung, unter Brücken, in Wasserbetten oder in den Radstuben der Mühlen, selbst in den Mühlrädern, wenn diese längere Zeit still gestanden haben und da, wo Wasser im Bogen über eine Stein- oder Felsenwand stürzt, in dieser, so daß es durch die herabfallende Wassermasse selbst gegen alle Feinde gedeckt ist, welche nicht wie der Wasserschwätzer im Stande sind, den Fall zu durchdringen. Es besteht aus dürren Reisern, Stengeln, Halmen, Grasblättern und Moos, und ist innen mit dürren Baumblättern ausgefüttert. Seine Gestalt richtet sich nach dem Standorte. Es füllt regelmäßig die Höhlung aus, seine Wände sind immer dicht und der Eingang ist immer eng; genauer kann es nicht beschrieben werden. Drei bis sechs glänzendweiße Eier bilden das Gelege. Wahrscheinlich werden sie vom Weibchen allein und zwar innerhalb 14 bis 16 Tagen ausgebrütet. In der Ernährung und Erziehung der sehr geliebten Jungen theilen sich beide Eltern.

Es ist wiederholt behauptet worden, daß man den gefangenen Wasserschwätzer mit Fliegen und Mehlwürmern nach und nach an Nachtigallenfutter gewöhnen, somit erhalten und zähmen könne; wir sind jedoch bis jetzt noch nicht so glücklich gewesen, den Vogel im Käfig zu sehen, und wenn er sich wirklich erhalten ließe, würden wir uns über solchen Gefangenen nicht freuen. Das Kind des kristallklaren Gebirgsbaches würde, selbst wenn man besondere Vorkehrungen treffen wollte, noch immer unendlich viel entbehren müssen und eigentlich gar nicht mehr der Wasserschwätzer sein.

Wir wissen nicht, welche Feinde den alten Wasserschwätzern außer den Menschen mit Erfolg nachstellen, weil wir hierauf bezügliche Beobachtungen weder selbst angestellt, noch erkundet haben. Den Jungen im Neste werden Iltis und Wiesel, Wander- und Wasserratte gefährlich. Der Mensch verfolgt glücklicherweise das schmucke Geschöpf nirgends regelmäßig.

5. Die Stelze, Motacilla sulphurea Bechstein.

(Motacilla boarula Gmelin, Linné, M. Melanope Pallas.)

Von dem Wasserschwätzer ist seine treueste Begleiterin, die Stelze, Bach-, Winter-, Frühlingsstelze, Sticherling oder Irrling, nicht zu trennen. Dies gilt aber nicht allein für den Aufenthalt, sondern auch für das Wesen des Thierchens; denn man kommt in Verlegenheit, wenn man entscheiden will, welcher von den beiden Vögeln anmuthiger und lieblicher sei.

Die Bachstelze ist 7²/₃ Zoll lang, wovon freilich die größere Hälfte auf den Schwanz zu rechnen ist, und 9³/₄ Zoll breit. Das Frühjahrskleid des alten Männchens ist auf der Oberseite aschgrau, grünlich überflogen, auf den Flügeln bräunlich schwarz, auf der Unterseite schön schwefelgelb. Die Kehle ist schwarz, seitlich weiß eingefaßt, eine ebenso gefärbte Binde verläuft über das Auge, und zwei weiße oder lichtgraue Binden ziehen sich über die Flügel. Im Herbst nach der Mauser erhält das Gefieder eine mattere Färbung, und die schöne schwarze Kehle verliert sich gänzlich. Das einjährige Männchen unterscheidet sich durch schmutzigere Färbung der Ober- und Unterseite und lichtgraue Federkanten an der schwarzen Kehle. Ihm gleicht das alte Weibchen; nur tritt das Schwarz an der Kehle noch mehr zurück.

Von den anderen bei uns vorkommenden Stelzen, der grauen Bachstelze und den Schafstelzen unterscheidet sich die Gebirgsstelze durch ihren schlanken Leibesbau und den verhältnißmäßig sehr langen Schwanz, dessen drei äußere Schwanzfedern in allen Kleidern größtentheils weiß sind.

Wie sehr die Stelze Gebirgsvogel ist, lehrt am deutlichsten ihr Verbreitungskreis. Sie finden sich regelmäßig, — häufig kann man nicht sagen, — an allen Gebirgswaldbächen Deutschlands und fehlt überall in der eigentlichen Ebene. Aber sie lebt auch in den Pyrenäen und den südspanischen Gebirgen, auf den Karpathen und dem Balkan; ja, sie findet sich

auf dem Himalaya und in Abyssinien. Es ist möglich, daß sie im Süden Europa's oder in der afrikanischen Schweiz hauptsächlich während des Winters vorkommt, jedenfalls aber sehr auffallend, daß sie auf ihrem Zuge in den

Fig. 47.

Blaukehlchen. Wasserschwätzer. Gelbe Bachstelze.

südlichen Ebenen niemals gefunden worden ist. In unserem Mittelgebirge fehlt sie wohl kaum einem Bache — einem solchen, dessen Ufer dicht von Bäumen und Sträuchern umschattet sind, gewiß nicht. Sie lebt paarweise in einem bestimmten Gebiet, aus welchem sie jedes andere Paar ihrer

Digitized by Google

eigenen Art eifersüchtig vertreibt, so friedfertig sie sich sonst gegen andere Vögel zeigt. Den Bach verläßt sie selten und immer blos auf kurze Zeit, während die anderen Stelzen ebenso gut im Felde, wie am Wasser zu finden sind. Schattige Stellen sind ihre Lieblingsplätze, und gerade deshalb trifft man sie regelmäßig in Gesellschaft des Wasserschwätzers. In milden Wintern verweilt sie jahraus, jahrein in ihrer Heimath, gewöhnlich aber verläßt sie uns im Oktober und kehrt im Februar zurück. Im November haben wir sie häufig an den Bächen der Sierra Nevada gefunden, aber was wir besonders hervorheben wollen, noch im April in einem der Gebirgthäler von Habesch.

Alle Beobachter der Stelze sind einstimmig in ihrem Lobe. Sie ist ein höchst gewandter, munterer, anmuthiger, zierlicher, vertrauensvoller, aber doch vorsichtiger, weil sehr kluger Vogel. Mit bewunderungswürdiger Gewandtheit und Behendigkeit läuft sie am Ufer und im seichten Gewässer umher, wir möchten sagen, geschürzt, weil sie sich vorsichtig in Acht nimmt, ihr Gefieder zu beschmutzen und zu benässen. Der Körper wird dabei wagrecht, der Schwanz gewöhnlich etwas erhoben getragen und jeder Schritt mit einem Nicken und gleichzeitigem Wippen des Schwanzes begleitet; namentlich wenn sie ausruht, bewahrheitet sie ihren Namen. Sie fliegt in tiefen Bogenschwingungen, schnell und leicht, ungern aber weit in einem Zuge und am wenigsten im Sommer, wo sie überall einen Platz zur Ruhe findet, während der Winter ihr oft große Strecken des Baches mit Eis bedeckt. Nach dem Niederlassen breitet sie den Schwanz und wippt eifriger, als gewöhnlich. Ihr Locken ist durch die Silben „Ziwi“ ungefähr wieder zu geben, der Gesang ist anmuthig, obgleich er eigentlich nichts Anderes, als eine öftere Wiederholung eines lang gezogenen Trillers ist. Am fleißigsten singt das Männchen während der Paarungszeit. Es setzt sich dann auf einen Zweig, auch wohl auf den First eines Hauses, fliegt von dort flatternd und schwirrend in der Luft umher und senkt sich hierauf zu seinem Weibchen nieder, um dieses mit noch anderen Zärtlichkeiten zu beglücken. Dann beginnt es von Neuem zu singen, empor zu steigen und zu flattern, und dazwischen jagen sich Beide scherzend längs des Baches auf und nieder.

Bereits Anfangs April findet man das belegte Nest der Stelze. Es steht an ähnlichen Orten, wie jenes vom Wasserschwätzer und ist aus Erdmoos, Würzelchen, Reisern und dürren Blättern locker zusammen geschichtet,

innen aber halbkugelig ausgerundet und mit Borsten, Pferdehaaren, Wolle u. dgl. zierlich ausgelegt. Die 4 bis 6 Eier sind bläulichgrau oder schmutzigweiß, gelb oder aschgrau gefleckt, gestrichelt, gepunktet und gewässert. Das Weibchen brütet vorzugsweise, doch nicht ausschließlich; die Jungen werden von beiden Eltern ernährt und noch lange nach dem Ausfliegen geleitet und gewarnt.

Verschiedene Wasserthierchen, vornehmlich Kerbthiere bilden die Nahrung der Stelze. Sie liest diese vom Schlamm auf, nimmt sie aus dem Wasser heraus oder schnappt sie aus der Luft weg. Kleine Würmer und Schnecken verzehrt sie ebenfalls gern. Im Käfig verlangt sie das beste Nachtigallenfutter.

So lange die Stelze keine Nachstellungen erfährt, scheut sie den Menschen durchaus nicht, und deshalb wird sie oft im Gehöft, auf oder dicht neben den Häusern gefunden. Verfolgung macht sie vorsichtig und zuletzt sehr scheu. Den vielen Feinden, welche namentlich die Brut bedrohen, entgehen die Alten, Dank ihrer Schnelligkeit, falls sie nicht die zärtlichste Elternliebe ihre Vorsicht vergessen läßt. Die Jungen werden von Wieseln und Ratten aus dem Neste geholt oder kurz nach dem Ausfliegen von Falken, Elstern und Krähen weggeschleppt.

6. Die Blaukehlchen, Cyanecula Brisson.

Da, wo der reiche Auenwald an das Ufer von Flüssen und Strömen herantritt und nahe am Wasser dichtes Unterholz, vor Allem Weidicht enthält, oder im eigentlichen Bruchwalde, wo Gebüsch und Ried einander den Boden streitig machen, begegnet man auch während des Sommers den prächtigsten aller unserer Sänger, den Blaukehlchen. Sie stehen in Gestalt und Wesen den Nachtigallen sehr nahe und werden mit diesen und dem Rothkehlchen in einer besonderen Familie oder Gruppe vereinigt. Ihr Leib ist schlank, verhältnißmäßig kurzflügelig und kurzschwänzig, aber hochbeinig. Der pfriemförmige Schnabel ist hochrückig, das Auge groß, die Befiederung locker. Bei allen Arten, welche man kennt, sind die äußersten Steuerfedern an der hinteren Fläche rostroth, an der vorderen schwarz, und bei allen Arten haben die Männchen eine prachtvoll lazurblaue, glänzende Kehle mit oder ohne farbigem Stern in der Mitte.

Die älteren Naturforscher nahmen nur eine einzige Art dieser Vögel an, Chr. L. **Brehm** unterschied jedoch mehrere und, wie wir glauben, mindestens drei mit vollem Rechte.

Das **schwedische Blaukehlchen**, wie alle übrigen Arten auch Blaukropf und Blaukäthchen, Spiegelvögelchen, Wegflecklein, Schild- oder Wassernachtigall, Nachtigallkönig, Silbervogel, Weidenguker, Erdwiestel und Karlsvogel genannt, **Cyanecula suecica Brisson** (Motacilla suecica Gmelin Linné, Sylvia Cyanecula Wolf & Meyer, Saxicola suecica Koch), ist die am häufigsten bei uns vorkommende Art. Seine Länge beträgt $5\frac{2}{3}$ Zoll, die Breite $8\frac{3}{4}$ Zoll. Das Weibchen ist um 2 bis 3 Linien kürzer und um 3 bis 5 Linien schmäler. Das Gefieder ist auf der Oberseite dunkel erdbraun, unten grauweißlich gefärbt. Das Blau der Kehle geht nach unten in Schwarz über und wird durch eine schmale, weiße Binde von einem röthlichbraunen, halbmondförmigen Brustflecken getrennt. Ueber das Auge verläuft ein lichtgrauer Streifen, welcher sich bis zur Stirn erstreckt und mit dem entgegengesetzten hier verbindet. Der Augenstern ist zimmtbraun. Im Herbstkleide ist das Gefieder der Oberseite dunkler, die Kehle blaßrostgelb, blau eingefaßt, der Stern verhältnißmäßig groß. Bei dem Weibchen ist das Blau nur angedeutet, und der Stern durch ein lichtgraues Feld ersetzt, welches fast die ganze Kehle einnimmt. Der junge, unvermauserte Vogel ist oben, wie unten dunkelbraungrau, jede Feder ist gelbgrau geschäftet. Die Kehle ist bis auf die lichte Mitte schwarz. Nach unserer Erfahrung ist diese Art die einzige, welche in Skandinavien gefunden wird. Dort ist sie häufig vom Nordkap an bis zum Dovrefjeld hinab. Bei uns brütet sie an mehr Orten, als wir glauben, nicht selten unter anderen in der Gegend von Barby an der Elbe.

Das **weißsternige Blaukehlchen, Cyanecula leucocyana Brehm**, ist größer, volle 6 Zoll lang und $8\frac{5}{6}$ Zoll breit, vom vorigen durch den blendend weißen Stern inmitten der blässeren blauen Kehle unterschieden. Weibchen und Junge ähneln dem schwedischen Blaukehlchen. Ueber das Vaterland dieser Art ist man noch nicht recht im Klaren. Sie erscheint ziemlich regelmäßig bei uns auf dem Zuge und brütet wohl auch an einigen Orten.

Das **Wolf'sche Blaukehlchen** endlich, **Cyanecula Wolfii Brehm**, die kleinste Art, ist höchstens $5\frac{3}{4}$ Zoll lang, 8 Zoll breit und

daran zu erkennen, daß bei dem Männchen im Frühlingskleide die ultramarinblau gefärbte Kehle keinen Stern zeigt. Bei dem alten Weibchen ist ein großer Theil der Kehle ebenfalls blau gefärbt. Wie es scheint, geht das Wolf'sche Blaukehlchen nicht nördlicher, als Deutschland; in Skandinavien dürfte es ebenso wenig vorkommen, als das weißsternige.

Die Blaukehlchen erscheinen bei uns um die Osterzeit, selten vor dem ersten April, gewöhnlich um die Mitte des Monats. Der Herbstzug beginnt im September und endet im Oktober. Da die Blaukehlchen, wie die meisten Sänger, des Nachts reisen, bemerkt man sie an den geeigneten Orten fast plötzlich und dann oft in ziemlicher Menge. Sie folgen dem Laufe der Flüsse und Bäche, bevorzugen aber gewisse Straßen; Bäche, deren Ufer dicht mit Gebüsch bewachsen sind, ziehen sie besonders an. Hier entdeckt man sie, wenn man erst mit ihnen vertraut geworden ist, gar bald. Sie besitzen zwar eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit, sich zu verbergen, sind aber gar nicht scheu und kommen furchtlos aus dem Gebüsch hervorgehüpft, auch wenn sie sich beobachtet sehen. Wie die Nachtigall bewegen sie sich viel auf der Erde, nehmen auch ungefähr dieselbe Haltung an und wippen bei jeder Erregung mit dem Schwanze. Auf Bäume setzen sie sich nicht, und ebenso wenig entfernen sie sich gern weit vom Wasser. Ihr Lauf ist sehr geschickt, der Flug schwirrend, wellenförmig, jedoch nicht anhaltend. Der Lockton ist ein schnalzendes „Tacktack“ oder ein sanft pfeifendes „Fifi“, während Warnung und Furcht durch ein unbeschreibliches Schnarren ausgedrückt werden. Das Männchen singt fleißig, und sein Gesang, welcher aus sanften Tönen zusammengesetzt wird, ist recht angenehm, obwohl die Pausen zwischen den einzelnen Strophen etwas zu lang sind. Die Nahrung besteht aus Kerbthieren aller Art, hauptsächlich aus solchen, welche in oder am Wasser leben, im Herbst auch wohl aus rothen und schwarzen Hollunder- oder Faulbaumbeeren.

Nicht blos die schöne Färbung des Männchens, sondern auch das anmuthige, liebenswürdige Wesen befreunden das Blaukehlchen den Menschen. Es ist lebhaft und munter, arglos, jedoch keineswegs blind vertrauend, klug und selbstbewußt. Gegen Andere seiner Art benimmt es sich nicht gerade liebenswürdig, und zumal die Männchen liegen fortwährend mit einander im Streite: im Käfig beißen sie sich oft in gefährlicher Weise. Besonders angenehm wird das Blaukehlchen wegen seiner großen Liebe zur

Reinlichkeit; es badet sich fast tagtäglich und hält sein Gefieder stets in vollkommenster Ordnung.

Das Nest ist schwer zu finden. Es steht gewöhnlich in dem dichtesten Weidicht, an den Flüssen oder in einem Busche inmitten des Bruches, ist also meist nur vom Wasser aus zugänglich. Dazu kommt, daß es immer sehr versteckt an einem sorgfältig gewählten Platze angelegt und mit der Umgebung möglichst in Einklang gebracht wird. Es ist ziemlich gut gebaut, äußerlich aus Laub und gröberen Stengeln, auf welche feinere Hälmchen oder Moos folgen, innen aus Rispen und Pferdehaaren, mit denen die Mulde sorgsam ausgelegt wird. Die 5 bis 6 Eier sind blaugrün. Beide Geschlechter brüten gemeinschaftlich ungefähr 14 Tage lang. Die ausgeflogenen Jungen findet man schon Ende Mai's, jedoch mehr zufällig, als in Folge eines verständigen Suchens, weil sie, noch ehe sie fliegen können, das Nest verlassen, wie Mäuse über den Boden dahin laufen und sich prächtig zu verstecken wissen. Wahrscheinlich macht jedes Paar zwei Bruten im Jahre.

Auf dem Herbstzuge fallen die Blaukehlchen oft im Felde ein; wir haben sie sogar mitten in der Wüste gefunden. In den Feldern verbergen sie sich ebenso geschickt, als im Sumpfe, und deshalb sind sie gewöhnlich vor ihren Feinden geborgen. Als Winterherberge ist Nordafrika anzusehen. Wir haben sie im Dezember und Januar in Egypten und zwar in voller Mauser angetroffen, südlich des 26. Grades der nördlichen Breite aber nur äußerst selten beobachtet.

Die Blaukehlchen fangen sich leicht in Sprenkeln, Netzen, Schlingen und Fallen verschiedener Art, gewöhnen sich aber nicht gut im Käfig ein. Mit Nachtigallenfutter kann man sie bei sorgfältiger Pflege einige Jahre erhalten; doch gehen leider die meisten, welche gefangen werden, in den ersten Tagen ihres Zimmeraufenthaltes zu Grunde.

Außer den Menschen verfolgen Raubsäugethiere und Wanderratten die Blaukehlchen, vornehmlich die Brut, denn die Alten sind wegen ihrer Lebensweise und der Kunst, mit welcher sie sich zu verstecken wissen, gegen jene Räuber ziemlich gesichert.

7. Das Rothkehlchen, Rubecula pinetorum Brehm.
(Motacilla Rubecula Linné, Sylvia Rubecula Latham, Dandalus Rubeculus Boje.)

In Gestalt und Lebensweise hat das Rothkehlchen ebenso viel Aehnliches mit den Nachtigallen und Blaukehlchen, wie mit den Drosseln. Der Leib ist ziemlich schlank, der Schnabel drosselartig, der Fuß dünn und hoch, der Flügel stumpf, der Schwanz mittellang, das Auge sehr groß, das Gefieder weitstrahlig und locker. Die Länge beträgt 5½ bis 5¾ Zoll, die Breite 8¼ bis 8½ Zoll. Der Oberkörper ist dunkel olivengrau, die Stirn, die Stelle vor den Augen und die Oberseite sind schön gelbroth, der übrige Unterkörper ist weiß, seitlich grau. Das Weibchen ist etwas blässer, als das Männchen, sonst im Ganzen ähnlich gezeichnet. Bei den Jungen haben die olivengrauen Federn des Oberkörpers rostgelbe Schaftflecken, und auf dem matten rostgelben Unterkörper zeigen sich graue Fleckchen und Bänder.

Unser Rothkehlchen oder Rothkäthchen, Rothköpfchen, Rothbrüstchen, Rothbärtchen, Wald- oder Winterröthlein gehört zu den beliebtesten Vögeln des Waldes. Es hat so viel gute Eigenschaften, daß man einige weniger lobenswerthe gern vergißt. In Europa fehlt es in keinem Lande; es bewohnt den Norden im Sommer, den Süden im Winter. In Deutschland ist es überall häufig. Je nachdem die Witterung günstig oder ungünstig ist, erscheint es Anfangs oder Mitte März bei uns und verweilt bis zu Anfang des Septembers im Lande seiner Heimath. Einzelne bleiben in milden Wintern im Vaterlande, die Hauptmasse wandert bis Südeuropa und Nordafrika. In Südspanien ist das Rothkehlchen im Winter überaus gemein, aus jedem Busch fast schaut das muntere, kluge Thierchen heraus. Auf dem Zuge besucht es alles Buschwerk ohne Unterschied; im Sommer bevorzugt es die düsteren Waldungen, vorausgesetzt, daß sie Unterholz haben. Dichtes Gebüsch, in dessen Nähe eine Waldwiese grünt oder ein Waldbach rauscht, beherbergt es regelmäßig.

Auch wir müssen uns unbedingt den Freunden unseres Rothkehlchens zugesellen. Es ist ein kluges, keckes, munteres, gewandtes, lebendiges, sanglustiges Geschöpf, welches mit allen Thieren des Waldes in Frieden lebt, die Gleichgeschlechtigen seiner eigenen Art ausgenommen. Seine Bewegungen sind rasch und zierlich. Es trägt sich stolz, die Brust erhoben,

die Flügel etwas hängend, den Schwanz wagerecht oder schief nach oben, hüpft mit größeren Sprüngen leicht auf dem Boden dahin und nicht minder rasch durch dichtes Gezweig und Gebüsch, fliegt ruckweise und schwirrend, aber mit raschen, behenden Wendungen, am liebsten möglichst niedrig über

Fig. 48.

Gartenrothschwanz. Rothkehlchen.

Zaunschlüpfer. Flüevogel.

den Boden dahin und immer von einem Busch zum andern, denn im freien Felde ist es sehr ängstlich. Den größeren Waldthieren gegenüber zeigt es sich etwas muthwillig, gegen Seinesgleichen zank- und rauflustig. Zwei benachbarte Rothkehlchenpaare liegen sich beständig in den Haaren, weil jedes sein Gebiet sorgsam vertheidigt. Die Stimme ist ziemlich laut,

Digitized by Google

mit den Silben „Schnickschnick“ oder „Schnikerikikik“ ungefähr zu vergleichen, der Warnungsruf ist ein leises „Si“, der Angstruf ein durchdringendes „Tschritsch“. Der prächtige Gesang des Männchens besteht aus mehreren flötenden und trillernden Strophen, welche feierlich vorgetragen werden und etwas Schwermüthiges haben. Dabei sitzt der Sänger hoch oben im schattigen Gebüsch, ohne sich zu rühren, scheinbar durchdrungen von dem Bewußtsein, eine erhabene Kunst auszuüben, stolz, würdig und ernstfeierlich, ganz im Gegensatz zu dem „üppigen Leichtsinn“, welchen das Rothkehlchen sonst nach Ausspruch unseres Naumann an den Tag legt.

Die Nahrung hat das Rothkehlchen mit den Drosseln gemein; nur wählt es kleinere Schnecken und Kerbthiere aus. Im Herbst werden Beeren seine Hauptnahrung; im Zimmer gewöhnt es sich an allerlei Kost.

Der verrottetste Baumstrunk im Innersten eines Dickichts, eine geeignete Steinritze oder eine weite Erdhöhle, welche der Maulwurf oder das Kaninchen grub, oder ein ähnlicher, immer aber wohl versteckter Platz im Herzen des Gebietes, welches ein Rothkehlchenpaar bewohnt, wird von ihm zur Aufnahme des Nestes ausgewählt. Dasselbe erhält zur Grundlage dürre Baumblätter und Erdmoos und besteht aus trockenen Pflanzenstengeln, dürren Grasblättern, Hälmchen und innerlich aus Haaren und Wolle, welche sorgfältig verarbeitet und wohl auch mit einigen Federn vermischt werden. Sehr oft wird es fast ausschließlich aus grünem Erdmoos aufgebaut und nur innerlich mit zarten Würzelchen ausgelegt. Eine Decke muß es stets haben. Die 5 bis 7 auf gelbweißem Grunde mit rostfarbenen Punkten bedeckten und bespritzten Eier findet man um Walpurgis, die ausgeschlüpften Jungen einen Monat später. Dann schreiten die Eltern zur zweiten Brut.

Das Rothkehlchen hat mit den übrigen kleinen Sängern dieselben Feinde gemein und wird auch vom Menschen sehr eifrig verfolgt. Es läßt sich durch jede Falle bethören; daher sieht man es oft in Gefangenschaft, in Gebirgsgegenden fast in jedem Bauernhause. Es wird rasch vertraut mit seinem Pfleger, und wenn es sich von dessen wohlwollenden Absichten überzeugt hat, rücksichtslos zahm, fliegt nicht selten frei aus und ein, bleibt manchmal den ganzen Sommer draußen und kehrt im Herbst in's Zimmer zurück, um zu überwintern, verliert aber wegen seiner großen Zahmheit oft sein Leben. Es wird zwischen den Thüren eingeklemmt, von Katzen

gefangen oder von Mäusen überfallen oder endlich durch ungeeignete Behandlung langsam zu Tode gequält.

8. Der Waldrothschwanz, Ruticilla phoenicura Brisson.

(Motacilla phoenicurus Linné, Sylvia phoenicurus Latham.)

Die Rothschwänze sind kleine Sänger von schlankem Leibesbau, mit pfriemenförmigem Schnabel, welcher an der Spitze einen kleinen Haken hat, ziemlich langen Flügeln, mittellangem, gerad abgeschnittenem Schwanz und mittelhohen Füßen. Das Gefieder ist bei den Männchen schöner, als bei den Weibchen gefärbt und im Jugendkleide gefleckt. Der Schwanz ist, wie schon der Name sagt, ein bezeichnendes Merkmal der Gruppe.

Die im Wald lebende Art dieser Sippe, der Wald-, Baum-, Garten- und Sommerröthling oder Rothschwanz, Röthlein, Rothsterz, Rothzagel, Rothbäuchlein, Wüstling und Hüting ist $5^1/_2$ Zoll lang und $8^3/_4$ bis $9^1/_4$ Zoll breit. Das Gefieder des Männchens ist bunt, aber ansprechend gefärbt. Die Oberseite ist aschgrau, die Unterseite auf der Brust hochrostroth, am Bauche weiß, der Schnabel, die Stirn, die Kopfseiten und die Kehle sind schwarz, der Vorderkopf ist weiß, der Schwanz ist bis auf die dunkleren Mittelfedern hochrostroth. Im Herbste wird die schöne Zeichnung unscheinbarer, weil die neuen Federn grauweiße Ränder haben, welche sich bis gegen den Frühling hin abstoßen müssen. Das Weibchen ist oben tiefgrau, unten gilblichgrau, selten mit einer Andeutung der dunkeln Kehle und der rothen Brust des Männchens. Bei den Jungen ist die Oberseite grau, rostgelb und braun gefleckt; auf der Unterseite haben die Federn rostgelbe Ränder.

Fast ganz Europa beherbergt diesen munteren, anmuthigen Singvogel; Wälder und Baumpflanzungen bilden seinen bevorzugten Aufenthalt. Er erscheint bereits in den letzten Tagen des März oder Anfangs April und verläßt uns zu Ende August's, um dem inneren Afrika zuzuwandern, und dort den Winter zu verbringen. Wie weit er südlich geht, ist zur Zeit noch nicht festgestellt; wir haben ihn in den abyssinischen Gebirgen und den Waldungen südlich des 15. Grades nördlicher Breite noch auf dem Zuge getroffen.

Der Gartenröthling macht sich nach seiner Ankunft bald bemerklich. Er ist ein frohsinniger, unruhiger und gewandter Vogel, welcher vom frühesten

Morgen bis spät in die Nacht hinein in Thätigkeit ist. Im Garten oder im Walde erwählt er sich einen Baum zu seinem eigentlichen Wohnsitz, und von hier aus durchstreift er ein kleines Gebiet. Sein ganzes Wesen ist anmuthig; er trägt sich stolz und hält sein Gefieder immer in bester Ordnung. Zum Boden herab kommt er selten, verweilt vielmehr möglichst viel im Gezweig der Bäume. Hier hüpft er fleißig umher, flattert von einem Ast zum andern oder einem Kerbthier nach in die Luft, setzt sich dann wieder auf einen bestimmten Zweig und wippt wiederholt mit dem Schwanze, aber nach abwärts. Sein Flug ist flatternd, wenn er nicht weit fortgesetzt wird, sonst bogenförmig. Die Lockstimme läßt sich durch die Silben „Hüithüit", dem meistens ein schmatzendes „Ticktick" angehängt wird, ungefähr beschreiben. Bei Furcht wiederholt er das „Ticktick" öfter, läßt auch wohl einen kreischenden Ton vernehmen. Der Gesang besteht höchstens aus drei Strophen; die Töne sind aber sehr sanft, flötenartig und äußerst angenehm. Einzelne Männchen weben ihren eigenen Strophen Bruchstücke aus den Liedern anderer Sänger ein. Besonders erfreulich wird der Gesang auch deshalb, weil man ihn früh im Jahre und später schon beim ersten Schimmer des anbrechenden Tages vernimmt.

In seinem Kerbthierfang erinnert der Gartenröthling ebenso an die Fliegenfänger, wie an die Grasmücken. Im Verfolgen fliehender Kerbthiere ist er sehr gewandt, aber auch die Blätter, Blüthen und die Rinde der Bäume, selbst der Boden werden von ihm genau durchsucht. Gegen den Herbst hin frißt er mancherlei Beeren und kommt ihnen zu Liebe in das tiefere Gebüsch herab. In der Gefangenschaft erhält man ihn mit Nachtigallfutter, jedoch niemals lange.

Das Nest steht immer in einer Höhlung, welche einen möglichst engen Eingang hat, am häufigsten in hohlen Weidenbäumen, sonst auch in Ritzen und Löchern solcher Mauern und Wände, welche Gärten umringen. Es ist ein unkünstlerischer Bau aus dürren Wurzeln, Hälmchen u. dgl., welcher mit Wolle und Haaren und innen dick mit Federn vermischt wird. In der letzten Hälfte Aprils legt das Weibchen 6 bis 8 fleckenlose Eier von blaugrüner Farbe. Beide Gatten brüten eifrig und füttern auch gemeinschaftlich die innig geliebte Brut groß. Letztere verläßt bald das Nest, verweilt aber die ersten Tage noch in der Nähe desselben. Man unterscheidet sie von allen übrigen jungen Sängern mit Ausnahme des Hausrothschwanzes an ihrem

fortwährenden Bewegen des Stumpfschwanzes, welches sie den Alten gleich abgelauscht haben.

Der Sperber fängt die alten, Holzheher und Elstern stellen den jungen Rothschwänzchen nach, und Wiesel, Siebenschläfer und Mäuse bedrohen die Brut im Neste. Der Mensch verfolgt den Gartenrothschwanz nicht; daher kommt es denn auch, daß der im Ganzen vorsichtige Vogel sich gewöhnlich sehr vertrauensvoll in unmittelbarer Nähe des Erbfeindes der Thiere bewegt.

9. Der Zaunkönig, Troglodytes parvulus Koch.

(Motacilla Troglodytes, Gmelin Linné, Sylvia Troglodytes Latham.)

Zu den glücklichen Vögeln, welche Jedermanns Liebe genießen, gehört auch der allbekannte sagenumklungene Zaunkönig oder Schlüpfer, Winter-, Schnee-, Dorn-, Nessel-, Schlupf-, Schupp- und Tannenkönig, Zaunschnertz, Zaunschliefer und Thomas im Zaune, ein kleines, prächtiges Vögelchen von $3^5/_6$ bis 4 Zoll Länge und $5^1/_2$ bis 6 Zoll Breite, welches schwerlich verkannt werden dürfte. Der reich befiederte Leib hat sehr kurze Flügel und einen kurzen Stumpfschwanz, welcher regelmäßig aufrecht getragen wird, lange, starke Füße und einen dünnen, pfriemförmigen, etwas gebogenen Schnabel. Beide Geschlechter sind gleichmäßig gefärbt und die Jungen kaum anders, als die Alten gezeichnet. Die Oberseite ist rostbraun, vom Oberrücken an schwärzlich quer gebändert, die Unterseite rostgrau, an den Seiten schwärzlich und weißlich in die Quere getupft. Die Flügel und der Schwanz sind zierlich schwarz gebändert, die Achselgegend ist mit einigen weißen Flecken besetzt, und über das helle Auge zieht sich, der Braue vergleichbar, ein lichter Streifen, durch dasselbe ein dunklerer.

So viel man weiß, fehlt der Zaunkönig in keinem Lande Europa's; doch scheint es, als ob er im Norden häufiger wäre, als im Süden. In Deutschland wohnt er überall, wo es dichtes Gebüsch, namentlich dichte Hecken giebt. Seine kurzen Flügel gestatten ihm nicht, mit den anderen Kerbthierfressern zu wandern; er bleibt daher hübsch in der Heimath und bekundet durch sein Betragen, daß es ihm auch im Winter in derselben gefällt. Er verdient wirklich den Namen Schnee- oder Winterkönig, sobald man mit solchem Titel Glückseligkeit verbindet; denn an Munterkeit und

Frohsinn, trotz trüber Zeit, kommt unserem Zaunkönig kaum ein anderer Vogel gleich, und keiner übertrifft ihn. Wer ihn kennt, rühmt ihm gute Eigenschaften nach, außer dem Frohsinn die Lust am Gesang, außer dem muntern Wesen die Keckheit, außer der Gewandtheit die Anmuth in seinem ganzen Sein und Treiben. Ununterbrochen in Bewegung, durchhüpft und durchkriecht er sein niederes Reich, und bei der strengsten Kälte singt er mit derselben Behaglichkeit, wie im Frühjahr. Seine Bewegungen sind sonderbar. Er hüpft äußerst schnell auf dem Boden hin und kriecht mit wunderbarer Gewandtheit durch alle Löcher, Ritzen, Spalten und Oeffnungen im oder über dem Boden, im Mauerwerk, im Gezweig und Genist, so daß er einer Maus ähnlicher erscheint, als einem Vogel. Dank dieser Behendigkeit entgeht er den vielen Feinden, welche auch ihn bedrohen, kriechend und durch das Dickicht huschend; aber das Fliegen versteht er blos in geringem Grade. Gewöhnlich schwirrt er nur über kurze Räume niedrig und in gerader Linie fort, und bei aller Anstrengung bringt er es höchstens zu flachen, kurzen Bogen, deren Höhen er mühselig zu erklimmen scheint. Im Freien ist er verloren, trotz seiner Flügel: ein Mensch kann ihn in kürzester Zeit so ermüden, daß er sich willig gefangen giebt. Sein Reich ist das Buschdickicht, je undurchdringlicher, um so besser. Hier bekundet er auch sein eigentliches Wesen. Stolz und keck zeigt er sich ab und zu auf den höchsten Spitzen der Gebüsche, den kleinen Stumpfschwanz kühn in die Höhe gerichtet, muthvollen Auges um sich blickend und aufmerksam seine Umgebung betrachtend. Sobald er etwas Merkwürdiges bemerkt, macht er schnelle Bücklinge und stelzt den Schwanz noch höher als gewöhnlich; zeigt sich ein Raubthier, so wird es mit noch schnelleren Bücklingen, fast wie spottend begrüßt. Den Menschen rechnet er nicht zu seinen Feinden; denn er beweist ihm viel Vertrauen und treibt sich ohne Scheu in seiner Nähe umher; dagegen flößt ihm der Anblick einer Katze oder eines Raubvogels große Furcht ein, und er giebt dieser dann sofort durch ein schnell wiederholtes „Zeckzeck" Ausdruck. Seinen Gatten lockt er durch ein weitschallendes „Zerrrr", und diesen Ton wendet er auch zur Begrüßung befreundeter Wesen an. Der ebenso reichhaltige, als angenehme Gesang besteht aus vielen hellpfeifenden Tönen, welche ab und zu durch einen kunstvollen Triller unterbrochen werden. Ein gut schlagender Kanarienvogel kommt dem Zaunkönig im Gesang noch am nächsten; aber dieser hat weit mehr

Feuer und singt auch viel fleißiger, nicht blos im Frühling und Sommer allein, sondern auch im Winter bei strenger Kälte. Gegen den Frühling hin nimmt das Lied an Fülle und Feuer zu, und dann giebt der Sänger seiner Liebe auch noch durch verschiedene Bewegungen mit Flügeln und Schwanz besonderen Ausdruck. Sofort nach dem Singen stürzt er sich von dem gewählten höheren Zweige senkrecht in das Buschdickicht herab, huscht in diesem fort und erscheint dann gelegentlich an einer anderen Stelle, ungefähr in der gleichen Höhe zu neuem Singen.

Schon Ende März beginnt das Paar mit dem Bau seines Nestes, denn hierzu braucht es Zeit. Das Nest ist nach dem Standorte sehr verschieden, immer aber prachtvoll und ganz unverhältnißmäßig groß. Seine äußere Lage besteht gewöhnlich aus dürrem Laub, welches mit größter Sorgfalt ausgewählt wird, damit es der nächsten Umgebung des Nestes entspricht; darauf folgt eine dicht gefilzte Lage von grünem Moos und innen zur Ausfütterung ein wirkliches Bett von Federn, welche aber alle sehr glatt gelegt werden. Immer ist es bedeckt und mit einem seitlichen Eingangsloche versehen. Es steht in Reisighaufen und Holzstößen, in Zäunen, zwischen dem Gewurzel der Stämme, in Baumhöhlen, Klüften und anderen Versteckplätzen, unter allen Umständen so wohl geborgen, daß es erst nach langem Suchen, wenn nicht zufällig entdeckt wird. In der zweiten Hälfte des April findet man in ihm 6 bis 8 rundliche, auf rein oder gelblichweißem Grunde mit feinen rothbraunen oder blutrothen Pünktchen bedeckte Eier. Beide Eltern brüten, und beide erziehen ihre Brut gemeinschaftlich. Die Jungen wachsen langsam und verlassen das Nest erst, wenn sie fliegen können, obgleich sie im Anfange ihres Lebens viel mehr mäuseartig auf dem Boden umherlaufen, als nach anderer Vögel Art umherfliegen. Ihre Eltern führen sie noch mehrere Wochen, nachdem sie dem Neste entwachsen sind. Das Paar brütet, wenn ihm das erste Gelege nicht gestört wird, nur einmal im Jahre.

Die Nahrung des Zaunkönigs ist dieselbe, welche andere kleine Kerbthierfresser zu sich nehmen. Im Winter fallen ihm meistens Kerbthierlarven, Puppen und Eier oder kleine Spinnen zur Beute, welche er aus Schlupfwinkeln hervorzieht, die von keinem anderen Vogel ausgestöbert werden können. Im Herbst labt er sich an mancherlei Beeren; im Sommer ist ihm die Tafel reichlich bestellt. Im Käfig ernährt man ihn mit Nachtigall-

futter; er verlangt aber die größte Sorgfalt: denn so gleichgiltig er die Unbill des Wetters erträgt, so schwer gewöhnt er sich an den Verlust seiner Freiheit und eine gleichmäßige Nahrung. Er liebt Freiheit und Abwechslung.

Die meisten Feinde, welche dem kleinen Geflügel gefährlich werden, können dem Zaunkönig Nichts anhaben; dagegen ist er freilich den Wieseln, Ratten und Mäusen sehr ausgesetzt, und zumal die Brut hat, so lange sie noch nicht alle Fertigkeiten der Alten erlangte, viel zu leiden. Der Mensch, oder wenigstens der Deutsche verfolgt den Zaunkönig nicht, sondern gewährt ihm überall gern Gastfreundschaft und die Zuneigung, welche er verdient.

10. Der Flüevogel, Accentor modularis Bechstein.

(Motacilla modularis Linné, Curruca sepiaria Brisson, Sylvia modularis Latham.)

Die Flüevögel sind eigenthümliche Mittelglieder zwischen den wahren Sängern und den Lerchen. Ihr Leib ist schlank, Flügel, Schwanz und Füße sind mittellang, der Schnabel ist kegelpfriemenförmig, das Gefieder ist ziemlich locker und auf der Oberseite hauptsächlich braun gefärbt, woher der Name Braunelle, welcher unseren Vögeln ebenfalls zukommt, entstanden sein mag. Im Uebrigen sind beide Geschlechter fast gleich gezeichnet, die Jungen aber gefleckt. Der Waldflüevogel oder die Braunelle, die Strauch-, Gesangs-, Grau-, Fahl- und Wintergrasmücke, die Berg- oder Winternachtigall, das Grau- oder Bleichkehlchen, der Falken-, Zaun- und Heckensperling, der Eisenvogel, Eisenkrämer oder Krauthänfling, der Tilling, Iserling, die Zährte, der Strohkratzer, Wollentramper, oder wie er sonst noch heißen mag, ist $5^1/_2$ bis 6 Zoll lang und $7^1/_2$ bis $8^1/_4$ Zoll breit. Das Männchen im Frühlingskleide ist auf Kopf und Hinterhals gedämpft schiefergrau und deutlich grauschwarz gefleckt, auf dem Rücken rostfarben, schwarzbraun in der Länge gefleckt, auf den rostfarbenen Flügeln zweimal licht gebändert, an Gurgel und Brust schiefergrau, am Bauche schmutzig weiß, der Schnabel ist schwärzlich, der Augenstern gelbbraun, die Füße sind hellbräunlich. Das Weibchen unterscheidet sich durch deutlichere dunkle Flecken auf Scheitel und Nacken, mehr rostgraue als rostfarbene auf

dem Rücken, lichtere Binden auf den Flügeln oder blässeres Schiefergrau auf der Brust. Bei den Jungen ist die Kehle weißgrau, der Kopf rostgelb mit dreieckigen, länglichen, grauschwarzen Flecken, der übrige Unterkörper weißgrau, gelblich überflogen. Der Kopf ist tiefgrau, ein Streifen über den Augen rostgelb und die Federn des Rückens rostfarben gekantet.

In Deutschland gehört der Flüevogel zu den Zugvögeln; schon in Südfrankreich aber sieht man ihn das ganze Jahr hindurch und so auch in England. Seine Winterreisen erstrecken sich bis Südeuropa und Nordafrika. Besonders häufig haben wir ihn im Winter in Mittel- und Südspanien gefunden. Im Sommer bevorzugt er bei uns bergige Gegenden und hier die düstersten und einsamsten Dickichte der Wälder, gleichviel ob diese Laub- oder Schwarzwaldungen sind. Im eigentlichen Hochwalde findet man ihn nicht, dagegen nicht selten in den Gärten, welche dichte Hecken oder Gesträuche haben. Er treibt sich nach Art der Pieper oder Lerchen mehr auf dem Boden, als im Gezweig umher und erhebt sich fast niemals in den Wipfel eines hohen Baumes. In seinem Betragen hat er mit wenig anderen Vögeln Aehnlichkeit, am meisten noch mit dem Zaunkönig und mit der Lerche, mit ersterem, wenn er sich im Gebüsch bewegt, mit letzterer, wenn er auf dem Boden dahin läuft. Sein Flug ist geschwind, aber nicht anhaltend. Er fliegt unter schneller Flügelbewegung ziemlich geradeaus und gewöhnlich niedrig über dem Boden dahin; nur nach wiederholter Verfolgung erhebt er sich zu bedeutenderen Höhen. Eigenthümlich ist, daß derselbe Vogel, welcher sich so lange als möglich sorgfältig zu verstecken sucht, beim Singen gern frei sich zeigt. Der Gesang besteht aus wenigen Tönen, welche nicht viel Gehalt haben und sonderbar durcheinander verschlungen werden. Der Lockton ist ein wohlklingendes, weitschallendes „Tiütiü" oder „Tütü". Die Nahrung besteht aus Kerbthieren und feinen Sämereien, erstere werden hauptsächlich im Sommer aufgesucht, letztere vorzüglich im Herbst und Frühling verzehrt.

Mitte Aprils regt sich der Fortpflanzungstrieb. Die Männchen singen unaufhörlich und kämpfen mit einander um die Weibchen, bis die Paare sich geeinigt haben. Dann geht es an den Bau des Nestes, welches im dichten Gezweig niedrig über dem Boden angelegt und mit größter Sorgfalt gearbeitet wird. Seine Unterlage besteht aus wenigen dürren Zweigen, die eigentliche Wandung aber aus lauter feinem grünen Erdmoos, Stengeln

und Fichtenbartflechten, welche zuweilen mit schlanken, dürren Grasblättern, Schafwolle und einzelnen Federn ausgelegt werden, sonst aber allein die Ausfütterung bilden. Das Paar brütet zweimal im Jahre, im Mai und im Juli, und das Weibchen legt jedesmal 4 bis 5 schön blaugrüne ungefleckte Eier, welche in 13 bis 14 Tagen ausgebrütet werden. Die Jungen erhalten von beiden Eltern ausschließlich Kerbthiere zur Nahrung.

Im Zimmer ernährt man den Flüevogel leicht mit feinen Sämereien und Nachtigallfutter; man hält ihn aber nicht eben oft, weil sein Gesang zu unbedeutend ist. Sonst verfolgt man ihn nicht; denn die Waldfreunde halten auch ihn lieb und werth.

11. Die Haidelerche, **Corys arborea Reichenbach.**

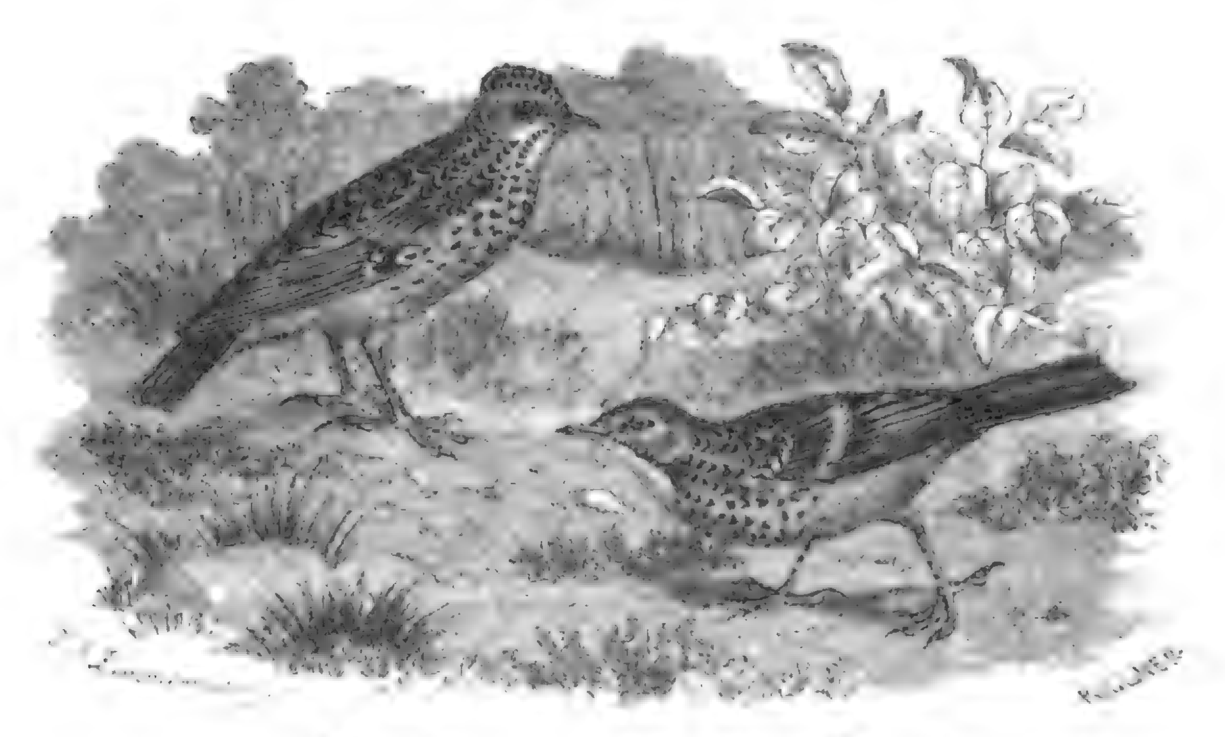
(Alauda arborea et Alauda nemorosa, Gmelin Linné, Alauda cristatella Latham.)

Außer den vorstehend verzeichneten Namen führt die Lerche des Waldes noch eine Menge andere; kein einziger aber bezeichnet sie so, wie der Name Haidelerche. Sie heißt sonst auch noch Baum-, Wald-, Busch-, Holz-, Stein-, Knobel-, Räut-, Mittel-, Lü-, Lüt-, Tul- und Lullerche, Schmerlvogel und Waldnachtigall; aber sie ist ein Kind der Haide: Dies vor Allem muß betont werden. Auf den traurigsten, ödesten Stellen des Waldes, auf Plätzen, welche die Pflanzenwelt kaum zu begrünen vermochte, da, wo der einzige Wald jener der niederen Haide ist, kurz, wo die Armuth herrscht im Walde, da wohnt sie, die liebenswürdige, hochbegabte Sängerin zur Freude aller Menschen, welche dieselbe Gegend ihre Heimath nennen, zur Freude des einsamen Wanderers, dessen Fuß solche Strecken eilig durchzieht. Allerdings findet sie sich auch in reicheren Gefilden, hier aber auf den dürftigsten Stellen und immer nahe am Walde.

Die Haidelerche ist nicht unbeträchtlich kleiner, als unsere Feldlerche. Ihre Länge beträgt 5½ bis 6 Zoll, die Breite 10½ bis 11⅓ Zoll. Das Männchen ist gewöhnlich größer, als das Weibchen. Der Leib ist gedrungen gebaut, und der Schwanz erscheint wegen seiner Kürze breiter, als bei den übrigen Lerchen. Auch sind seine vier ersten Seitenfedern weiß, rostgelb oder gelblich weiß gespitzt. Durch ihre kleine Holle ähnelt die Haidelerche entfernt der Haubenlerche; ihre weit geringere Körpergröße aber

unterscheidet sie leicht. Beide Geschlechter sind ziemlich gleich gezeichnet. Die Oberseite ist erdgrau, schwach in's Rostgrau ziehend, jede Feder mit einem schwarzbraunen Längsflecken. Die Unterseite ist schmutzig weiß, neben der Kehle, auf der Gurgel, an dem Kropfe und an den Brustseiten dunkel gestrichelt. Ueber die Augen verläuft ein weißlicher Streifen, welcher sich mit der entgegengesetzten Seite am Hinterkopfe vereinigt. Ein kleiner weißer, dreieckiger Flecken steht auf den graublauen Wangen, der Schnabel und die Füße sind hornfarben, der Augenstern ist hellgrau. Im Jugendkleide haben die Federn des Oberkörpers rostgelbliche Spitzenränder und die Flecken der Brust sind kürzer und rundlicher, als bei den Alten.

Fig. 49.



Haidelerche. Baumpieper.

Unter den ersten Zugvögeln, welche im Frühjahre bei uns eintreffen, befindet sich auch die Haidelerche. Ausnahmsweise überwintert sie bei uns, regelmäßig aber in den Ländern Südeuropa's: unweit Madrids haben wir sie im Januar häufig gefunden. Sie erscheint bei uns Anfangs oder Mitte März, hält sich zuerst mehr in der Ebene oder in den Thälern auf und steigt zu den Bergen empor, wenn der Schnee dort geschmolzen. Während des Sommers bewohnt sie paarweise die gedachten Plätze, nirgends

in großer Menge und immer nur ein bestimmtes Gebiet, in welchem sie kein zweites Paar duldet. Im August beginnt sie zu streichen und von Mitte Oktober an zu wandern. Ihre Reisen macht sie in Gesellschaften, nicht aber in Schaaren, wie die Feldlerche, und auch in der Winterherberge schlägt sie sich nicht zu besonders zahlreichen Flügen zusammen.

Die Haidelerche ist ein überaus anmuthiger Vogel, „sie ist", wie Naumann sagt, „munter, aber nicht ausgelassen, gesellig, aber nicht zänkisch, gewandt und flüchtig, doch nicht ungestüm." So lange die Sonne am Himmel steht, ist sie in steter Bewegung, und sie läuft nicht blos auf der Erde hin, sondern fliegt auch, und zwar hauptsächlich zu ihrem Vergnügen, viel und geschickt umher. Ihr Gang ist sehr hurtig, der Flug leicht, mehr flatternd als schwebend, aber wie es scheint, durchaus nicht ermüdend. Singend erhebt sie sich oft in bedeutende Höhen, aus denen sie dann, erst langsam, herniederschwebt, dann aber wie ein lebloser Körper mehrere Hunderte von Fußen senkrecht herabstürzt, bis sie der Erde oder einem Baume nahe gekommen und flattern muß, um den Sturz aufzuhalten. Ihren Namen Baumlerche trägt sie mit Recht; denn sie verkehrt viel auf den Bäumen, obwohl sie sich fast nur auf die Spitzen setzt und nicht im Innern der Kronen sich verbirgt. Nur während der Brutzeit lebt sie paarweise, sonst immer in Gesellschaft, wie es scheint, in recht herzlichem Familienvereine. Vor den Menschen scheut sie sich nicht eben sehr, obgleich sie im Ganzen furchtsam ist und sich bei Annäherung eines Feindes oft platt auf den Boden legt, um hierdurch sich zu verbergen. Erfährt sie jedoch Nachstellungen, so weicht sie bald scheu vor jedem Näherkommenden aus.

Kleine Sämereien und verschiedene Kerbthiere, manchmal auch Getreide sind die Stoffe, welche ihre Nahrung ausmachen. Im Sommer frißt sie fast ausschließlich Kerbthiere, im Herbst und Frühling vorzugsweise Sämereien.

Wenn das Wetter günstig ist, baut sich das Paar bereits im März, spätestens Anfangs April ein hübsches Nest aus Gras und Moosstengeln, Grasblättchen u. dgl. unter einem Fichten- oder Wachholderbeerbusch, unter Farren- oder Haidekraut, auch im tiefen Grase, aber immer mit möglichster Berücksichtigung der günstigsten Oertlichkeit. Das Weibchen rupft zuerst die Gras- und Moosstengel von der betreffenden Stelle weg, gräbt hierauf

eine Mulde aus und bekleidet diese mit den Neststoffen. Das Gelege wird gebildet von 4 bis 6 Eiern, welche auf rein- oder grauweißem Grunde mit grauen und hellbraunen Punkten mehr oder weniger gleichmäßig, oft jedoch kranzartig bedeckt sind. Es ist möglich, daß das Männchen sein Weibchen in den heißen Mittagsstunden ablöst, den größten Theil des Tages aber sitzt letzteres auf den Eiern. Nach ungefähr dreizehntägiger Bebrütung schlüpfen die Jungen aus, wachsen rasch heran und fliegen in die weite Welt hinaus, worauf die Eltern zur zweiten und in günstigen Jahren zur dritten Brut Anstalt treffen. Die Jungen werden ausschließlich mit Kerbthieren groß gefüttert.

Während der Brutzeit wird die Haidelerche Jedem, der sie kennt, noch theurer als sonst. Das Männchen singt um diese Zeit fast fortwährend, hauptsächlich aber in den Morgen- und Abendstunden oder in stiller, später Nacht. „Ihr Gesang“, sagt Chr. L. Brehm, „macht dann einen gewaltigen Eindruck. Die Sing- und Schwarzdrosseln schweigen schon seit lange, auch das Rothkehlchen hat zu singen aufgehört; nur die Heuschrecken schwirren, und hier und da ertönt das durchdringende Geschrei einer Eule. Jetzt hört man aus hoher Luft eine wohllautende, flötende Stimme; sie kommt näher und ergötzt den einsamen Wanderer umsomehr, da sie nur für ihn laut zu werden und, weil sie weit hinaus schallt, ihn zu begleiten scheint. Man meint, daß die unfruchtbaren Gegenden, in denen keine Nachtigall ihre schmelzenden und schmetternden Töne hören lassen kann, durch den herrlichen Gesang der Haidelerche entschädigt werden sollen, und diese Entschädigung ist, da das Lied unserer Lerche vom Anfange des März bis in den Juli von den alten und vom August bis in den Oktober von den jungen Vögeln ertönt, gewiß vollständig zu nennen. Es giebt keine deutschen Sänger, bei denen die Jungen vor ihrem Herbstwegzuge den Gesang der Alten so gut gelernt haben, wie die jungen Haidelerchen.“ Der Gesang selbst kann nicht beschrieben werden: er will gehört sein. Nur so viel kann man sagen, daß er eine wundervolle Zusammensetzung von flötenden, trillernden und lullenden Tönen und reich an Abwechslung ist. Schon der Lockton, welcher wie „Lulu“ oder „Lului“, „Dlidli“ oder „Didelbidel“ klingt, ist überaus angenehm. Die Haidelerche singt bei schönem Wetter am prächtigsten, am lieblichsten aber doch in stiller Nacht; dann wird ihr Gesang ergreifend und erhebend.

Alle Gebirgsbewohner halten die Haidelerche oft im Käfig und schätzen sie mit Recht sehr hoch. Leider verträgt der etwas zärtliche Vogel die Gefangenschaft nicht lange und dauert selbst bei vortrefflicher Pflege nur wenig Jahre aus.

Sehr zu bedauern ist, daß, in vielen Gegenden wenigstens, dem lieblichen Sänger um des wenigen Fleisches willen rücksichtslos nachgestellt wird. Unter den Tausenden von Feldlerchen, welche alljährlich gefangen und verspeist werden, sind gar viele Haidelerchen mit. Der Fang der ersteren läßt sich vielleicht entschuldigen, der Fang der Haidelerche zu solchem Zwecke aber gewiß nicht. Er ist nichts Anderes, als ein Beweis der Rohheit und Barbarei, welche auch uns, aller Bildung zum Trotz, noch mehr beherrscht, als wir eingestehen wollen.

12. Der Baumpieper, Pipastes trivialis Kaup.

(Aulada trivialis, Anthus arboreus Bechstein.)

An gleichen oder wenigstens ganz ähnlichen Orten, wie die es sind, welche die Haidelerche bewohnt, findet man auch einen ihr in vieler Hinsicht verwandten Vogel, den Baum-, Holz-, Busch-, Wald-, Weiden-, Haide-, Wiesen- oder Krautpieper, Haide-, Kraut-, Stoppel-, Schmalvogel, die Piep-, Spieß-, Garten- oder Spitzlerche. Die Pieper, zu denen er gehört, unterscheiden sich von den Lerchen hauptsächlich durch schlankeren Leibesbau, dünnere Füße und eine lange, spornartige Hinterzehe. In der Färbung ähneln sich die meisten Arten, welche bei uns vorkommen, und deshalb hat es seine Schwierigkeit, sie zu unterscheiden.

Unser Baumpieper ist 6 bis $6^1/_2$ Zoll lang und 10 bis $10^2/_3$ Zoll breit. Das Gefieder der Oberseite ist olivengrünlich, lerchenfarben, mit einem gelblichen Streif über dem Auge und zwei ähnlich gefärbten Flügelbinden. Die Unterseite ist gelb, auf Kropf, Oberbrust und an den Halsseiten gestrichelt, am Bauche weiß, der verhältnißmäßig dicke Schnabel ist hornschwarz, der Fuß röthlich, hornfarben, der Augenstern braun.

Das Vaterland dieses nirgends besonders seltenen Vogels erstreckt sich über ganz Europa. Er bevorzugt bergige Waldgegenden und fehlt in den

baumarmen Tiefebenen. In Mitteldeutschland erscheint er zu Ende März und verweilt bis August und September. Auf seinem Zuge durcheilt er Südeuropa und einen nicht unbedeutenden Theil Afrika's. Im Walde wählt er sich diejenigen Stellen zu seinem Wohnsitze, wo Dickichte mit Schlägen und Wiesen abwechseln oder wo niederer Wald und Blößen aneinander grenzen. Er erwirbt und vertheidigt sich ein verhältnißmäßig kleines Gebiet; ein Paar wohnt dicht neben dem andern.

Im Betragen ähnelt der Baumpieper in mancher Hinsicht der Haidelerche; er ist aber weniger lebendig. Er geht schrittweise, rasch, jedoch bedächtig, auf dem Boden mit gleicher Gewandtheit, wie auf Baumästen oder zwischen hohem Grase dahin, fliegt schwankend, unsicher, und nur bei größeren Wanderungen in einer Schlangenlinie, steigt aber singend wie die Lerchen empor und schwebt dann zu gewissen Baumspitzen wieder herab. Seine Lockstimme läßt sich durch die Silbe „Sirp" wiedergeben; Zärtlichkeit drückt er durch ein kurzes „Sitt" aus, der Warnungston klingt wie „Zip". Diese Töne lassen beide Geschlechter hören; das Männchen hat aber außerdem einen ganz vortrefflichen Gesang, reich an Abwechslung und Manchfaltigkeit, aus vielen schönen, trillerartigen, schnell auf einander folgenden Strophen bestehend, welche sich zu einem lieblichen Ganzen gestalten und gewöhnlich mit einem sanft sterbenden „Ziazia" enden. Am meisten erinnert dieses prächtige Lied an den Schlag des Canarienvogels; es ist jedoch angenehmer, schon weil es im Freien erklingt. An schönen Frühlingstagen singt das Männchen fast ununterbrochen und erst, nachdem die Jungen bereits ausgeflogen sind, schweigt es still.

Das Nest steht gewöhnlich auf dem Boden an ähnlichen Stellen, wie jenes der Haidelerche, immer wohl verborgen im Haidekraut, Genist oder Gras. Es ist nicht eben ein künstlicher Bau. Seine Wandungen bestehen aus dürren Halmen und Graswurzeln, Moos u. dgl., welche Stoffe locker unter einander verwebt und innen mit Wolle und Haaren ausgelegt werden. Die 3 bis 5 Eier haben ebenso viel Aehnlichkeit mit denen der Bachstelze, wie mit jenen der Haidelerche. Ihre Zeichnung ist großem Wechsel unterworfen. Beide Geschlechter brüten und erziehen auch die Jungen gemeinschaftlich. Diese werden mit allerhand Kerbthieren groß gezogen, verlassen das Nest sehr bald, flattern mühselig zu den Bäumen empor und lassen sich hier vollends groß füttern. Anfangs Juni haben

die meisten Paare ihre Jungen erzogen, und wenn Dies geschehen, brüten sie nicht zum zweiten Male.

In der Gefangenschaft sieht man den Baumpieper selten. Man kann ihn an Nachtigallfutter gewöhnen und auch einige Jahre lang halten, doch zieht man ihm andere Waldsänger, namentlich die Grasmücken, welche auch nicht mehr Mühe verursachen, mit Recht vor. Im Uebrigen verfolgt man den liebenswürdigen Vogel nicht, um so öfterer aber thut Dies das gesammte Raubgezücht des Waldes.

Dreizehnter Abschnitt.

Die Finken.

Gewisse Stubenvögelliebhaber werden sicherlich nicht mit uns einverstanden sein, daß wir die Finken von den Meistersängern trennen. Sie achten die ganze Familie, welcher unser Edelfink den Namen verlieh, mindestens ebenso hoch, als andere Kenner des Vogelgesanges die Nachtigall und ihre Verwandten. Der Fink und sein Schlag hat hohen Ruhm sich erworben, der Vogel eine eigene Geschichte erlangt. Dies kommt nun auch seinen Verwandten zu Gute, welche fast ohne Ausnahme geliebt und geschätzt werden. Doch ist unser Verfahren in mehr als in einer Hinsicht gerechtfertigt. Wir sind zwar schon wiederholt vom System abgewichen, haben dasselbe jedoch nur dann ganz verleugnet, wenn wir andere Rücksichten zu beachten hatten. Hier können wir gern die fast allgemein befolgte Reihenordnung fest halten. Den Gesangesmeistern gegenüber ist selbst der Edelfink nur ein Sänger zweiten Ranges, und alle übrigen ihm verwandten Kegelschnäbler sind in dieser edeln Kunst noch weniger bewandert als er. Zudem haben sämmtliche Finken in ihrem ganzen Leben und Treiben, in ihrem Sein und Wesen so viel Uebereinstimmendes, daß es geradezu naturwidrig gewesen sein würde, hätten wir die, durch so innige Bande Vereinigten trennen, d. h. Einzelne von ihnen den Meistersängern zuzählen wollen.

Die Finken wurden bis in die neueste Zeit von vielen Naturforschern mit einer Menge anderer von ihnen sehr verschiedenen Vögeln zusammengefaßt und mit dem Namen Kegelschnäbler bezeichnet. Es ist jedoch richtiger, sie als eigene Zunft zu betrachten, schon wegen des Artenreichthums dieser Gruppe. Alle Finken kennzeichnen sich durch geringe Körpergröße, gedrungenen Leibesbau mit mittellangen Flügeln und mittellangem Schwanze, kurzem, dicken Schnabel und kurzen, starken Beinen. Das Gefieder ist

dicht und weich, liegt aber gewöhnlich glatt an. Es ist regelmäßig, je nach Geschlecht und Alter verschieden und zwar bei dem Männchen fast ohne Ausnahme schöner gefärbt, als bei dem Weibchen. Unter den inneren Theilen verdient hauptsächlich der Magen Berücksichtigung, wegen seines drüsenreichen, langen Vormagens und des dickwandigen, innen mit harter Haut bekleideten Muskelmagens. Die Speiseröhre weitet sich zu einem bauchigen Kropfe aus.

Alle Welttheile und alle Breiten oder Höhengürtel beherbergen Finken. Europa wird von ihnen allörtlich belebt. Sie sind nirgend selten, mit Ausnahme der Brutzeit sehr gesellig und deshalb Monate lang im Jahre zu Schaaren vereinigt, welche bis zu Hunderten und Tausenden anwachsen können. Manche nehmen auch andere Arten unter ihre Flüge auf und schweifen mit diesen längere Zeit umher. Fast Alle sind echte Waldeskinder. Sie kommen zwar oft genug auch in Baumpflanzungen und Gärten hinein, jedoch siedeln sich verhältnißmäßig nur Wenige bleibend hier an. Die Mehrzahl wohnt im Walde und trägt wesentlich zur Belebung desselben bei. Es mangelt ihnen zwar die Rastlosigkeit, welche den Meisen und den Sängern eigen ist; sie sind aber keineswegs träge, sondern während des ganzen Tages in Bewegung und dabei fleißig im Gesang. Dieser steht, wie bereits erwähnt, nach unserer Ansicht weit hinter dem Schlag der Nachtigallen oder Drosseln, überhaupt hinter dem Gesange der Meistersänger zurück, hat aber demungeachtet viel Feuer und ziemlich reichhaltige Melodien, auch bei den meisten Arten einen großen Wohlklang. In ihren übrigen Begabungen stehen die Finken den Sängern ebenfalls nach: sie sind täppischer, im Laufen, wie im Fliegen oder im Klettern, welches überhaupt nur eine Sippe in sehr beschränktem Grade betreibt. Ihre Sinne scheinen ziemlich gleichmäßig entwickelt zu sein, ihr Verstand steht auf hoher Stufe. Sie sind vorsichtig und selbst scheu, unterscheiden jedoch zwischen wohlwollenden oder übelwollenden Leuten; sie gewöhnen sich leicht an andere Verhältnisse, werden rücksichtslos zahm und sind deshalb zu Stubenvögeln ganz besonders geeignet. Auch ihre Verträglichkeit und Geselligkeit verdient unter ihren vielen guten Eigenschaften noch hervorgehoben zu werden. Die Nahrung ist verschieden, jedoch wesentlich auf Körner und Sämereien, zumal ölige, beschränkt. Einige lieben das Getreide, andere nähren sich vorzugsweise von dem Samen des Unkrauts und einzelne finden selbst in den harten Kernen der Steinfrüchte eine ihnen zugängliche und erwünschte Speise.

Kerbthiere, deren Eier, Larven und Puppen werden von den meisten gern gefressen; namentlich dienen diese Thiere den Jungen zur ersten Nahrung.

Die Finken brüten ein- oder zweimal im Jahre, einzelne sehr frühzeitig oder sehr spät, nämlich im Winter, die meisten im Frühlinge und im Sommer. Ihr Nest ist ein wahrer Kunstbau. Seine sehr dicken Wände sind prächtig zusammengefilzt und verwebt, und die eigentliche Mulde ist immer höchst sorgfältig mit feinen Gräsern und Würzelchen, Haaren und Federn ausgelegt. Selten steht das Nest in Höhlen, häufig auf dicken Baumästen oder im Gezweige, immer möglichst verborgen, je nach des Orts Beschaffenheit. Das Gelege besteht aus 4 bis 7 mittelgroßen, bunten Eiern, welche von dem Weibchen allein ausgebrütet, aber auch von dem Männchen sehr geliebt werden, wie schon daraus hervorgeht, daß dieses seine Gattin äzt, so lange sie auf den Eiern sitzt. Bei Aufütterung der Brut sind beide Gatten in gleicher Weise thätig.

Man darf die Finken im Allgemeinen unschädliche Vögel nennen; viele werden durch Aufzehren der Unkrautsämereien und durch Vertilgung lästiger Kerbthiere sogar sehr nützlich; bei anderen dagegen kommt der Schaden, welchen sie uns durch Dieberei in Feld und Garten zufügen, dem von ihnen sonst uns gebrachten Nutzen ziemlich gleich. Demungeachtet verdienen alle ohne Ausnahme geschont zu werden: ihre Allgegenwart im Garten und Wald, ihr fröhlicher Gesang, ihre gleiche Zähmbarkeit und andere gute Eigenschaften müssen sie uns befreunden. Wir sehen es als ein Unrecht an, daß man ihnen in vielen Gegenden Deutschlands auf besonders für sie eingerichteten Vogelheerden und in anderer Weise feindlich nachstellt und sie zu Hunderten und Tausenden fängt und verspeist: die Armen haben ohnehin Feinde genug in dem kleineren Raubzeug, zumal in den verschiedenen Falken, den Katzen und Mardern — anderer Gefahren, welche sie bedrohen, nicht zu gedenken.

1. Der Kernbeißer, Coccothraustes vulgaris Pallas.

(Loxia Coccothraustes Linné, Fringilla Coccothraustes Meyer.)

Als Sänger gehört dem Edelfinken unzweifelhaft die erste Stelle, als Körnerfresser stellen wir den Kernbeißer, oder Stein-, Nuß-, Bollenbeißer, Kirschfink, Kernhacker, Dickschnabel, obenan. Er unterscheidet sich vor allen

anderen deutschen Finken durch seinen gewaltigen Schnabel, dessen Wurzeldicke der Länge beinahe gleich kommt. Dieser Schnabel ist unverhältnißmäßig stark, rund, spitzig, scharfschneidig und hat vor dem Gaumen eine Querleiste und am Unterkiefer zwei große Ballen. Im Uebrigen kennzeichnet sich der Vogel durch eine gedrungene, plumpe Gestalt, durch kurze, starke Füße, mittellange Flügel, mit fünf, eigenthümlich gestalteten Schwungfedern, welche vor der Spitze ausgeschnitten und am Ende der Außenfahne spitzwinkliger erweitert sind und kurzen und stumpf abgeschnittenen Schwanz. Die Länge beträgt $7\frac{3}{4}$ bis $8\frac{1}{2}$ Zoll, die Breite 13 bis $14\frac{1}{2}$ Zoll. Beim Männchen ist der Kopf gelbbraun, der Nacken aschgrau, der Rücken braun, der Flügel schwarz, der Schwanz schwarz, der Unterkörper hellgrauröthlich, am Unterbauch lichter, an der Gurgel braungelb, an der Kehle schwarz. Das Weibchen ist auf dem Flügel silbergrau, auf dem Unterkörper grau; die Jungen sind gefleckt. Sehr hübsch ist der Flügel gezeichnet. Die Schwungfedern, welche schwarz sind, enden in stahlblau oder violett glänzende Spitzen und ihre Innenfahnen haben an der Wurzelhälfte einen großen, weißen Fleck, welcher, wenn der Flügel ausgebreitet wird, mit dem der anderen Schwungfedern ein breites Band bildet. Die Schwanzfedern sind an der vorderen Hälfte der Innenfahne weißlich oder weiß. Verschiedene Spielarten kommen vor.

Man sieht den Kernbeißer in Deutschland im Sommer wie im Winter; er ist jedoch weder Stand- noch Zugvogel. Die Mehrzahl wandert mit Beginn des Herbstes in südlichere Gegenden, bis Nordafrika, Algerien z. B., und kehrt im Frühling zu uns zurück. Einzelne bleiben aber während des ganzen Winters bei uns und streichen dann im Lande hin und her, wobei sie auch in Gegenden vorkommen, welche sie sonst vermeiden. Zur Brutzeit halten sie sich vorzugsweise in Ebenen auf und zwar am liebsten in solchen, welche reich an Obstpflanzungen sind. Hier bewohnen sie Laubgehölze, zumal Buchenwaldungen, nisten dort und unternehmen sofort, nachdem ihre Brut flugfähig geworden ist, mit dieser ziel- und regellose Streifzüge durch das Land. Reine Nadelwälder meiden sie fast ängstlich, aus dem ganz einfachen Grunde, weil diese ihnen keine Nahrung bieten können. Ihr Gewerbe bindet sie an die Bäume; zum Boden herab kommen sie nur, wenn sie trinken wollen. Die Nahrung, welche ihnen mundet, ist zwar eine sehr verschiedene; jedoch ziehen sie die Kerne der Steinfrüchte und andere Baumsämereien

allen übrigen Körnern vor. Schlehen, Hecken- und Gartenkirschen werden arg von ihnen gebrandschatzt; außerdem verzehren sie Bücheln, die Samen des Ahornbaumes, Gemüsesämereien, Baumknospen und im Frühling Kerbthiere und deren Larven, besonders Käfer, denen sie selbst fliegend nachjagen. Am eigenthümlichsten ist jedenfalls ihre Vorliebe für Steinfrüchte, d. h. für

Fig. 50.

Berghänfling.

Kernbeißer. Bergfink.

die Kerne derselben, denn das Fleisch rühren sie nicht an. In Kirschpflanzungen sind sie höchst verhaßte Gäste. Sie erscheinen an den fruchtbehangenen Bäumen, verkriechen sich im Gezweige und verhalten sich so still, daß man ihr Vorhandensein nur an dem weit hörbaren Knacken der von ihnen geöffneten Kerne und an dem Herabfallen der von ihnen abgepflückten und ausgenutzten Früchte wahrnimmt.

Wie alle Finken ist der Kernbeißer gesellig, jedoch nur im Herbste. Um diese Zeit findet man ihn in Familien von 8 bis 12 Stücken oder in großen Gesellschaften. Diese halten sich während des ganzen Tages zusammen, gewöhnlich auf ein und demselben Baume oder Strauche. So lange ihnen keine Gefahr droht, versuchen sie, sich so viel als möglich zu verbergen, sobald sie sich aber verfolgt sehen, fliegen sie nach den höchsten Spitzen der Bäume hinauf, um von dort aus bessere Umschau zu halten. Dem Menschen vertrauen sie nie: sie zeigen sich immer scheu, vorsichtig und selbst listig.

Der Gesang wird von dem Männchen, namentlich in den Morgenstunden mit vielem Eifer und unter mancherlei Körperbewegungen vorgetragen. Er ist aber nicht viel werth, denn er besteht nur aus schwirrenden und knarrenden Lauten, unter denen der gewöhnliche Lockton, ein hohes, scharfes „Zix" die Hauptrolle spielt.

Das Nest steht auf dicken Baumästen oder im dichten Gezweig, gewöhnlich in ziemlicher Höhe über dem Boden. Unter den Finkennestern ist es eins der schlechtesten. Es ist aus dürren Reisern und Flechten locker zusammengebaut und innen mit feinen Würzelchen, Pflanzenstengeln und Grasblättern, Laub, Moos und dergleichen Stoffen ausgekleidet. Anfangs Mai findet man in ihm 3 bis 5 glattschalige, matt glänzende Eier, welche auf hellgrünem oder grüngrauem Grunde mit dunkel aschgrauen und braunen Flecken, Strichen und Schnörkeln dünner oder dichter, immer aber ziemlich gleichmäßig gezeichnet sind. In recht günstigen, körnerreichen Jahren schreitet das Paar im Hochsommer wohl auch zu einer zweiten Brut. Beide Eltern lieben ihre Jungen sehr, verrathen sie aber leicht durch ihre zu große Aengstlichkeit, welche sie schreiend bekunden. Nach dem Ausfliegen füttern und führen sie die Jungen noch lange Zeit.

In der Gefangenschaft ist der Kernbeißer nicht besonders angenehm. Er gewöhnt sich zwar leicht an den Käfig und an einfaches Körnerfutter, verträgt sich aber schlecht mit anderen Familienverwandten, läßt sich auch nicht eben leicht behandeln, weil er furchtbar beißt, und ist nicht fähig, durch seinen Gesang die unliebsamen Eigenschaften vergessen zu machen.

2. Der Grünling, Chloris flavicoptera Landbeck.

(Loxia Chloris Linné, Fringilla Chloris Meyer, Ligurinus Chloris Koch.)

Unter den deutschen Finken steht der Grünling dem Kernbeißer am nächsten. Er ist zwar nicht ganz so plump, wie dieser, immerhin aber weit plumper, als die übrigen Finken, gewissermaßen ein Mittelglied zwischen diesen und jenem. Man hat auch ihn in der Neuzeit zum Vertreter einer besonderen Sippe erhoben und dieser noch einige asiatische verwandte Arten zugezählt. Die Kennzeichen der Gruppe bestehen in einer gedrungenen Gestalt, einem kurzen, kegelförmigen Schnabel mit kleinen Ballen im Unterkiefer, mittellangen Flügeln, Schwanz und Füßen und der grünlichen Hauptfarbe des Gefieders.

Unser allbekannter Grünling, Grünfink, Grünvogel, Grünschwanz, Raps- und Hirsenfink, Schwunz oder Schwunsch, wird gegen 7 Zoll lang und 11 bis 11½ Zoll breit. Die Färbung ist ziemlich gleichmäßig, oben zeisiggrün, unten grüngelb. Auf den Flügeln ist ein Fleck, welcher sich über die Außenfahne der Handschwingen erstreckt, hochgelb gefärbt, und dieselbe Farbe zeigt sich auch auf der Wurzelhälfte der Schwanzfedern. Das Weibchen erkennt man an seinem graulicheren Kleide, dem kleineren Fleck auf den Flügeln und der matteren Schwanzzeichnung, wie überhaupt die ganze Färbung düsterer ist. Die Jungen sind oben olivengrau, unten graulich gelb, ziemlich gleichmäßig mit dunklen Längsflecken gezeichnet. Am schönsten ist der Grünling im Frühjahr, nachdem die grauen Ränder der unvermauserten Federn sich abgeschliffen haben.

In Europa giebt es wahrscheinlich kein Land und keine Gegend, wo der Grünling nicht zu treffen wäre. Er wohnt im Sommer in Wäldern und Baumpflanzungen, selten jedoch inmitten ausgedehnter Hochwälder, sondern mehr in der Nähe von Feldern und Wiesen. Im Winter schweift er, mit Finken, Bergfinken, Hänflingen und Ammern vereinigt, im Lande umher, bildet mit den Genannten oft zahllose Schwärme und fällt mit ihnen auf den Stoppelfeldern ein, um allerhand Sämereien dort aufzunehmen. Kalte Witterung treibt ihn weiter nach Süden; jedoch wandert er nicht über Europa hinaus, wenigstens gehört er in Egypten zu den größten Seltenheiten. Bereits im Februar stellt er sich bei uns wieder ein, streift

noch eine Zeit lang in kleinen Gesellschaften umher und bezieht dann das für den Sommeraufenthalt erwählte Gebiet.

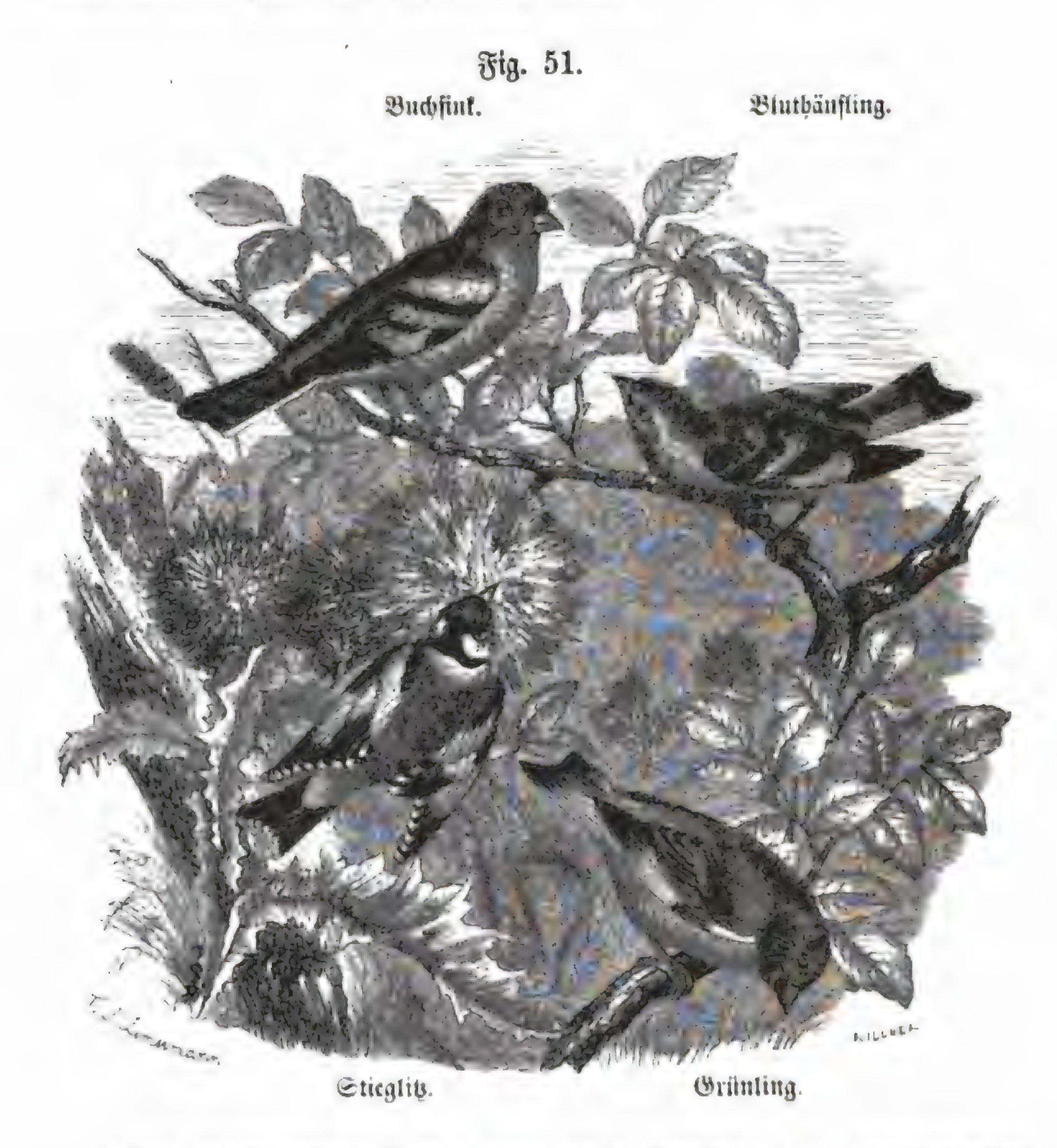
Der Grünling ist ungeachtet seiner plumpen Gestalt ziemlich gewandt und lebhaft. Er hüpft geschickt auf dem Boden umher und fliegt schnurrend, d. h. mit fortwährenden Flügelschlägen rasch und behend dahin. Auf den Bäumen zeigt er sich ebenso heimisch, als auf dem Boden, zu dem er herab kommt, um sich zu ernähren. Im Sommer, oder überhaupt, wenn er nicht in großen Gesellschaften lebt, zeigt er sich sehr zutraulich, im Herbst dagegen, zur Zeit, wo er sich mit anderen Verwandten vereinigt hat, auffallend scheu. Diese Veränderung im Betragen überrascht übrigens nur den Unkundigen, denn Jeder, welcher mit dem Leben der Vögel vertraut ist, weiß, daß diese Thiere um so vorsichtiger und wachsamer werden, in je größerer Gesellschaft sie leben. Einer scheint für die Sicherheit des Andern sorgen zu wollen und bedacht zu sein, sich von Andern wo möglich nicht überbieten zu lassen. Beim Neste vergißt der im Herbste so scheue Grünling alle Vorsicht, und in der Gefangenschaft gewöhnt er sich rasch an denselben Menschen, welchen er im Freileben ängstlich floh. Der Gesang des männlichen Grünlings ist recht nett und besonders auch deshalb angenehm, weil er schon so früh im Jahre gehört wird. Er hat mit dem des Hänflings einige Aehnlichkeit, namentlich des Locktons wegen, welcher oft im Gesang wiederholt wird und etwa wie „Zick" oder wie „Zwui" und „Woid" klingt. Je stärker die Liebe im Herzen des Sängers sich regt, um so anmuthiger geberdet er sich. Er erwählt sich die oberste Spitze eines Baumes, trippelt wie verzückt auf dem Aste umher, breitet und faltet abwechselnd den Schwanz oder schwingt sich wie eine singende Lerche hoch in die Luft und fliegt dann mit auffallend nach oben gehaltenen Flügeln in schiefer Richtung nach einem anderen Sitzplatz herab, um dort sein Lied zu Ende zu singen. Dieses Betragen bemerkt man hauptsächlich um die Zeit, wo das Paar zum Nestbau Anstalt trifft.

Der Grünling brütet regelmäßig zweimal im Verlaufe des Sommers, das erste Mal im April, das zweite Mal im Juni. Sein Nest steht auf Büschen oder niederen Bäumen, selten über 15 Fuß hoch, gewöhnlich nicht besonders versteckt. Es ist aus dünnen Reisern und Würzelchen, aus Haidegras und Grasstengelchen, Flechten und Laubmoosen zusammengebaut und innen mit denselben, aber sorgfältiger gewählten Stoffen, unter welche

Haare, Federn und Wollklümpchen gemischt werden, ausgekleidet. Die 4 bis 6 Eier, welche das Gelege bilden, sind dünn und glattschalig und auf bläulichweißem oder blaugrünem Grunde mit blaßbläulichen oder grau-rothen, braunen und schwarzbraunen Flecken und Pünktchen bestreut, am stumpfen Ende gewöhnlich dichter, als übrigens.

Fig. 51.

Buchfink. Bluthänfling.



Stieglitz. Grünling.

Oelige Sämereien aller Art, grüne Pflanzentheile, z. B. Baumknospen und die Kerne verschiedener Beerenarten bilden die Nahrung des Grünlings. Den Menschen wird er nur dann lästig, wenn er auf Hanfäckern und Rapsfeldern Nahrung sucht; dafür nützt er aber durch das Aufzehren von mancherlei Unkrautsamen: er reinigt die Felder.

Digitized by Google

In manchen Gegenden wird auch er schaarenweise auf dem Finkenheerde gefangen oder anderweitig gejagt; denn sein Fleisch ist im hohen Grade schmackhaft.

3. Der Edelfink, Fringilla coelebs Linné.

Bei den eigentlichen Finken ist die Gestalt gestreckt, der Schnabel ziemlich schwach, kurz, gerade und spitzig, an den Schneiden etwas eingezogen und vorn zusammengedrückt, immer aber noch kegelförmig, der Schwanz etwa halb so lang, als der Leib, und in der Mitte ausgeschnitten, der Flügel mittellang und schmal.

Unser Edelfink, oder Garten-, Wald-, Bog-, Buch-, Boot-, Spreu-, Rott-, Schild-, Roth-, und gemeiner Fink, Wintsche rc., der überall bekannte Vogel, ist auf Oberrücken und Schultern braun, auf dem Unterrücken grün, auf der Stirn schwarz und dem Oberkopf graublau, auf Wangen und Unterseite röthlich braun, in der Steißgegend aber weiß und auf den Flügeln zweimal weiß gebändert. Das Weibchen ist oben graubräunlich, auf dem Unterrücken grün, unten schmutzig weiß und auf den Flügeln ebenso gebändert, wie das Männchen. Die Jungen im Nestkleide ähneln der Mutter; sie mausern aber schon wenige Wochen nach dem Ausfliegen und erhalten dann das Kleid ihrer Eltern. Die Länge beträgt höchstens 6 Zoll, die Breite 9½ Zoll.

Mitteleuropa, Sibirien und Mittelasien sind als die eigentliche Heimath des Edelfinken anzusehen; er ist aber im Norden nur Sommervogel und wandert, wenigstens in strengen Wintern, bis nach Südeuropa. In Süddeutschland bleiben regelmäßig einzelne Finken auch während des Winters wohnen, jedoch nur Männchen: die Weibchen, welche überhaupt reiselustiger zu sein scheinen, wandern stets. Sie verlassen uns auch früher, als die Männchen, und kommen im Frühling 8 bis 14 Tage später bei uns an. Während des Sommers leben die Paare nahe neben einander, aber getrennt, auf einem bestimmten Gebiet, welches vom Männchen eifersüchtig gegen Eindringlinge der gleichen Art vertheidigt wird; im Herbst schaaren sie sich mit Grünlingen und anderen Körnerfressern zu großen Flügen zusammen, und auch im Frühling kurz nach der Reise leben sie gemeinschaftlich.

Der Edelfink ist ein allverbreiteter Vogel im vollsten Sinne des Wortes. Er lebt überall. Unter seinen Verwandten ist er wirklich der edelste. Er zeigt ein großes Selbstbewußtsein, viel Anstand in seinem Wesen, bekundet eine große und vielseitige Beweglichkeit und besitzt endlich einen frischen, hellschmetternden Schlag, über dessen Werthschätzung wir bereits gesprochen haben. Zumal im Gebirge hat der Edelfink warme Freunde und unter ihnen Kenner seines Schlages, welche jeden Naturforscher beschämen. Mit einer gewöhnlichen Beschreibung des Finkenschlages ist diesen Leuten nicht gedient; sie haben besondere Worte ersonnen, um die verschiedenen Arten des Schlages, zu deren Erkenntniß ein eigenes Ohr gehört, zu bezeichnen. In Thüringen kennt man 19 verschiedene Schläge. Nach Lenz verdient namentlich der „schmalkaldener Doppelschlag", wegen der Begeisterung, mit welcher die thüringer Finkenliebhaber von ihm sprechen, einer besonderen Beachtung. Er hat in der Mitte einen deutlichen Absatz und verdankt seinen Ruhm nicht blos seinem schönen Takt, seinen reinen, von einander sich unterscheidenden Silben und seinem glänzenden Schlusse, sondern auch dem Umstande, daß jede seiner Hälften an Silbenmenge manchem anderen guten Schlage vollständig gleich kommt. Dagegen erfüllt das „Werre" den Kenner mit Unmuth und die vier „Puttscheeren" ihn mit Schaudern. Auf dem Harz, welcher als eine zweite Hochschule der Finkenpriester angesehen werden kann, werden wieder andere Schläge unterschieden, und auch in Oestreich giebt es eigenthümliche Benennungen für sie. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß viele der verschiedenen Benennungen ein und denselben Schlag des nicht blos beliebten, sondern geradezu vergötterten Vogels ausdrücken sollen; demungeachtet bleibt noch immer ein gut Theil von Bezeichnungen übrig zum Beweise der tiefen Wissenschaft unserer Gebirgsleute. Wir brauchen kaum zu versichern, daß selbst die Anfangsgründe solcher Wissenschaft Demjenigen für immer unverständlich bleiben, welcher nicht von Jugend auf in die Geheimnisse eingeweiht und unter den Finkenliebhabern groß geworden ist; das Eine aber können wir versichern: die Thüringer, die Harzer und die Finkenliebhaber Oestreichs unterscheiden zwischen allen den verschiedenen Finkenschlägen mit einer uns geradezu unbegreiflichen Sicherheit. Ihr Gehör ist so trefflich geschult, daß sie augenblicklich jeden falschen Ton im Finkenschlage heraushören.

In Belgien und in den westlichen Grenzlandschaften Frankreichs werden von den Finkenliebhabern Wettsingen veranstaltet. Eigens dazu beauftragte Leute merken bei jedem einzelnen Vogel an, wie oft er in der Stunde schlägt und nach der Menge der Schläge werden die Preise vertheilt. Gelegentlich der Erwähnung dieser Kampfspiele der Finken erfahren wir, daß ein und derselbe Finke in einer Stunde 6 bis 700 Mal schlagen kann. Der Lockton ist ein helles „Pinkpink", welches jedoch sehr verschieden betont wird und dann auch verschiedene Bedeutungen hat, oder im Fluge ein leises „Jackjack" und sanftes „Djübbjüb". Einen ganz eigenthümlichen Ton läßt das Männchen während der Paarungszeit und — vor oder bei Regen hören. Er klingt etwa wie „Jerk", und unsere thüringer Knaben wollen aus ihm ganz deutlich das Wort Regen heraushören.

Der Finke schlägt am eifrigsten während der Zeit seiner Liebe, wenn die Eifersucht bei ihm ins Spiel kommt, fast ununterbrochen. Er geräth in die höchste Wuth, wenn er einen zweiten Finken neben sich schlagen hört und begnügt sich nicht blos mit der Waffe des Liedes, sondern greift einen Nebenbuhler auch mit dem Schnabel an. An Eifersucht dürfte ihn überhaupt kaum ein anderer Vogel übertreffen. Je stürmischer er aber gegen den Nebenbuhler ist, um so zärtlicher benimmt er sich gegen sein Weibchen. Er umschwärmt es auf ganz eigenthümliche Art, bald schwebend, bald zitternd, bald taumelnd oder schwankend und nimmt auch im Sitzen die wunderlichsten Stellungen an, in der Absicht, sich besonders liebenswürdig zu machen. Schon in der Mitte Aprils beginnen Beide eifrig mit dem Bau des Nestes. Wie gewöhnlich ist das Weibchen der eigentliche Arbeiter, das Männchen nur Zuträger der Baustoffe. Das Nest steht auf einer geeigneten Astgabel, am häufigsten auf Obstbäumen, Linden, Eichen und anderen Bäumen, welche reich an Moos und Flechten sind, selten niedriger als 20 Fuß über dem Boden. Es ist halbkugelförmig und äußerst künstlich aus Moos, Flechten, Halmen und feinen Würzelchen erbaut, auswendig stets mit den Flechten des Baumes, auf welchem es steht, überzogen und mit Gespinnst durchwebt, innen aber mit Federn, Haaren, Thier- und Pflanzenwolle sehr glatt und zierlich ausgelegt. Garn, Faden, Bänder werden oft mit eingewebt, immer aber erhält es äußerlich genau dieselbe Färbung wie seine Umgebung und gleicht deshalb einem alten Knorren oder abgebrochenen Aste auf das Täuschendste. Der Edelfink brütet regelmäßig zweimal im Jahre und legt das erste Mal

5 bis 6, das zweite Mal 3 bis 4 dünn- und glattschalige, auf hellgrünlichblauem oder bleichröthlichbraunem Grunde mit schwärzlichen oder röthlichbraunen Punkten und Flecken, Tüpfeln und Schnörkeln gezeichnete Eier, welche das Weibchen eifrig bebrütet und innerhalb 13 bis 15 Tagen zeitigt. Die Jungen werden fast ausschließlich mit Kerbthieren groß gefüttert. Während der Brutzeit nährt sich der Edelfink ausschließlich von Kerbthieren, im Herbst, Winter und Frühling dagegen von Sämereien und grünen Pflanzentheilen, welche er vom Boden auflieſt oder bezüglich abpflückt. Im Zimmer läßt er sich mit gemischten Sämereien sehr leicht ernähren und bei geeigneter Pflege jahrelang erhalten. Die Jungen zieht man mit Milchbrod oder in Milch eingeweichter Gerstengrütze auf und füttert sie anfänglich mit eingequelltem Rübsamen, später mit dem Futter der Alten.

In einigen Gegenden unseres Vaterlandes fängt man den Edelfinken auf besonders eingerichteten Vogelheerden in großer Menge, seines Fleisches wegen, welches als wohlschmeckend gerühmt wird. Wir brauchen kaum hervorzuheben, daß solches Beginnen uns ebenso gut als Frevel erscheint, wie der Fang der Meisen und anderer nützlicher Vögel; denn zu Letzteren gehört der Edelfink. Wirklichen Schaden bringt er nie, sondern, auch wenn er sich von Körnern nährt, nur Nutzen, und außerdem erfreut er Jedermann durch seinen hellen, angenehmen Schlag, durch seine Zuthunlichkeit, sein munteres und kluges Wesen. Er verdient also wahrhaftig nicht verfolgt, sondern im Gegentheil nach Kräften geschützt zu werden*).

---

*) Im Norden vertritt unseren Edelfink der **Bergfink** oder **Quäcker**, Gägler, Gogler, Zetscher, Gold-, Laub-, Tannen-, Mist-, Winter- und Schneefink, **Fringilla Montifringilla Linné** (Fringilla lulensis Linné, Fringilla flammea Beseke, Struthus Montifringilla Boje). Er ist ebenso lang, aber etwas breiter, als der Edelfink, und von ihm leicht zu unterscheiden. Das Frühjahrkleid des alten Männchens ist auf dem Oberkörper glänzend schwarz, auf dem Unterrücken weiß, auf den Schultern, dem Vorderhals und der Brust rostfarbig, auf dem Unterkörper weiß, in den Weichen mit eirunden, mattschwarzen Flecken gezeichnet. Ueber die Flügel verlaufen zwei weiße Binden, die Unterflügeldeckfedern sind schwefelgelb, der Schnabel ist lichtblauschwarz, dunkler gespitzt, der Fuß blaßröthlichbraun, und der Augenstern dunkelbraun. Im Herbst und Winter haben die schwarzen Federn des Kopfes, Halses und Oberrückens noch breite graue oder hellgelbbraune Kanten, welche die mittle Färbung der Federn fast ganz verdecken, und der Schnabel ist dann bis auf die schwärzliche Spitze wachsgelb gefärbt. Bei dem Weibchen sind Kopf, Hinterhals und Rücken braunschwarz, die Federn breit bräunlichgrau gekantet. Die Mitte des Nackens ist gelblich weißgrau, die Halsseiten sind hellaschgrau, Wangen, Ohr und Augengegend hellgraubraun. Ueberhaupt sind alle

4. Der Hänfling, Cannabina pinetorum Brehm.

(Fringilla cannabina Linné, Passer cannabinus Pallas, Ligurinus cannabinus Koch.)

Mehrere kleine Finken mit kurzem, starken, kegelförmig an den Schneiden eingezogenem Schnabel, mittellangen Füßen und langnageligen Zehen werden jetzt einer besonderen Sippe zugezählt, welche nach dem Namen des uns bekanntesten Mitgliedes benannt wurde.

Unser Hänfling, Hanfing, Henferling oder Blut=, Roth=, Gelb=, Braun=, Weiß=, Mehl=, Stein= und Berghänfling, erreicht eine Länge von 5 Zoll und eine Breite von $8^3/_4$ Zoll. Das alte Männchen hat im Sommerkleide einen hellblutrothen Vorderkopf, rostbraunen Rücken und Oberflügel, einen weißlichen Steiß, schwarze, größtentheils weiß geränderte Schwingen und Schwanzfedern, eine blutrothe Brust und einen weißen, seitlich lichtbraun angeflogenen Bauch. Im Herbst und Winter tritt das Roth auf der Brust wenig hervor, weil alle Federn weißlich gerandet sind und ihre Schönheit erst zeigen, wenn diese Ränder durch Abschleifung verschwanden. Alte Weibchen ähneln dem Männchen in der Zeichnung; jedoch fehlt ihnen die rothe Kopfplatte, und die Brust ist nicht roth, sondern wie die Seite des Bauches lichtbraun, mit tiefbraunen Längsflecken. Die Jungen ähneln dem Weibchen, sind aber oben rostfarbiger.

In der Neuzeit hat gerade der Hänfling Anlaß zu vielem Streit gegeben, weil einige Naturforscher behaupteten, daß er die vollste Pracht seines Gefieders, welche sich im Juni und Juli zeigt, durch ein Verfärben der Federn, bedingt durch einen erneuten Säftezufluß, erhalte, während Andere einen

---

Farben trüber und blässer, als bei den Männchen, und das Frühlingskleid mehr dem Herbstkleide des Letzteren ähnlich.

In Deutschland erscheint der Bergfink fast jeden Winter, vereinigt sich mit anderen Verwandten, schweift in deren Gesellschaft bis zum Frühjahr umher und tritt im März und April seine Rückreise an. Südlich des 65. Grades der Breite brütet er äußerst selten. In seinem Betragen hat er Manches mit dem Edelfinken gemein; er ist aber weniger begabt, minder gewandt, klug und liebenswürdig, auch ein schlechter Sänger, welcher nichts als ein leises Gezirp und Geschwätz hervorbringt, in welchem der schäckernde Lockton „Jäckjäck“ oder „Quäckquäck“ die Hauptsache ist. Seine Nahrung ist die der übrigen Finken; ein Kostverächter ist er nicht. Man hält ihn seiner Schönheit wegen oft in der Gefangenschaft, wird sich jedoch selten mit ihm befreunden können. Auf den erwähnten Finkenheerden wird er manchmal in großer Menge gefangen.

solchen Hergang bestritten und einfach annahmen, daß die Federn von der Mauser an ebenso prächtig gefärbt gewesen seien, als im Sommer, die Pracht aber durch die graulichen Ränder verhüllt werde, bis letztere durch Abnutzung des Gefieders sich verlören. Noch ist der Streit, welcher im Augenblick ruht, keineswegs entgiltig entschieden; wenigstens darf man die Möglichkeit einer Verfärbung durchaus nicht so unbedingt in Abrede stellen, als es bisher geschah. Alle genauen Beobachtungen beweisen, daß die blutrothe Brust- und Kopffärbung des Hänflings, ohne daß die Federn erneuert werden, sich nach und nach außerordentlich erhöht, d. h. bei Weitem brennender wird.

Der größte Theil Europa's, Kleinasien, Syrien und Nordwestafrika sind die Heimath des Hänflings*). In Deutschland kommt er überall und ziemlich häufig vor, jedoch in verschiedenen Jahren nicht gleichmäßig in ein und derselben Gegend. Wie es scheint, zieht er hügelige Landschaften den flachen vor, liebt aber die hohen Gebirge nicht und steigt deshalb in den Alpen z. B. kaum über die Vorberge empor. Vorhölzer, welche mit Wiesen abwechseln, an Felder grenzen und reich an Dickichten sind, scheinen ihm besonders zu behagen. Die Brutzeit fesselt ihn an ein und denselben Ort; mit Beginn der Mauser schweift er im Lande umher. In strengen Wintern dehnt er diese Streifzüge weiter aus und wandert nach südlichen Gegenden; bei milder Witterung überwintert er, wenigstens einzeln, bei uns.

---

*) Im Norden ersetzt unseren Bluthänfling der Berghänfling, Gelbschnabel, Feldfink, Quitter oder Steinhänfling, auch Grillchen und Greinlein genannt, Cannabina flavirostris Brehm (Fringilla flavirostris et F. montium Linné, Linaria montana Brisson, Linota montium Bonaparte). Er kommt in der Länge dem Vorigen fast gleich, ist aber um etwa 1½ Zoll schmäler, als er, und weit bescheidener gefärbt. Bei dem Männchen ist der Oberleib bis zum Bürzel schwarzbraun, jede Feder gelbbraun gekantet, der Bürzel aber purpurroth, der Schwanz mit Ausnahme der lichtbraunen Mittelfedern schwärzlich, an den Außenfahnen weiß gesäumt, die Unterseite dunkelrostgelb, mit mattschwarzbraunen Längsflecken, die Mitte der Brust gelblich weiß, der Bauch und die unteren Schwanzdeckfedern weiß. Auf den Flügeln entstehen durch die rostfarbig gekanteten Deckfedern zwei gelbliche Binden. Der Schnabel ist citronengelb, an der Spitze schwärzlich, der Fuß horngrau, der Augenstern braun. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch die Färbung des Bürzels, welcher rostgelb und schwärzlich gestreift ist.

Der Berghänfling findet sich auf den Gebirgen des hohen Nordens, lebt dort ganz nach Art seines Verwandten und streift im Winter in südlichere Länder herab. Gelegentlich solcher Wanderungen kommt er auch bei uns vor, ohne sich jedoch jemals bleibend anzusiedeln.

Wie alle Finken, ist auch der Bluthänfling ein sehr geselliger Vogel, welcher selbst während der Brutzeit noch ungern einzeln lebt. Schon im August vereinigt er sich mit anderen seiner Art zu großen Flügen, und im Winter gesellt er sich zu Grünlingen, Edel- und Bergfinken, Goldammern, Feldsperlingen und anderen Verwandten und treibt sich mit diesen umher. Er ist ein munterer und flüchtiger Vogel, welcher nur ungern an ein und demselben Orte verweilt, sondern lieber nach echter Landstreicherart umherschweift, so lange als möglich. Mit Ausnahme der Brutzeit ist er ununterbrochen auf der Wanderschaft, obgleich diese im Sommer sich blos über ein sehr kleines Gebiet erstreckte. Beide Gatten eines Paares lieben sich ungemein und hängen auch mit größter Zärtlichkeit an ihren Jungen. Hierin mag ihre auffallende Geselligkeit zum Theil begründet sein.

Der Hänfling ist ein begabter Vogel. Auf der Erde hüpft er geschickt umher; sein Flug ist schnell, leicht, viel schwebend und durch meisterhafte Schwenkungen ausgezeichnet. An Verstand übertrifft er die meisten anderen deutschen Finken, an Anmuth im Betragen und durch Liebenswürdigkeit wohl Alle ohne Ausnahme. Seine guten Eigenschaften haben ihm die Zuneigung und Liebe der Menschen im hohen Grade erworben. Die Zuneigung wird besonders unterstützt durch den ansprechenden Gesang des Männchens. Dieser ist sehr abwechselnd, stark, flötenartig, und wird mit einer unermüdlichen Ausdauer von den ersten Monaten des Jahres an bis in den Spätherbst hinein, hauptsächlich aber in den Vormittagsstunden vorgetragen. Das singende Männchen wählt sich die oberste Spitze eines Baumes oder Strauches und schmettert von da oben herab seine Lieder mit wirklichem Behagen in die Welt hinaus. Am eifrigsten singt es natürlich während der Brutzeit, dann oft auch im Fliegen. Der Lockton ist ein sanftes „Käkkäk", der Warnungston ein höchst wohllautendes „Lüi" oder „Dü".

In günstigen Sommern nistet der Hänfling zweimal, manchmal auch dreimal. Das erste Nest wird Anfang Aprils, das zweite im Juni, das dritte Ende Juli's erbaut. Es steht regelmäßig in dichten Gebüschen, am häufigsten wohl in Fichten- oder Wachholderbüschen, gewöhnlich niedrig über dem Boden, manchmal in Grasbüschen. Dürre Reiserchen, Würzelchen und Halme bilden die Außenwand, feineres Gewurzel, welchem Wollklümpchen oder Fäden beigefügt werden, Thier- und Pflanzenwolle, Haare oder Würzelchen die innere Ausfütterung. Das erste Gelege besteht

regelmäßig aus 5, das zweite meist nur aus 4 Eiern. Diese sind dünnschalig und auf bläulichweißem oder blaugrünlichweißem Grunde blaß und dunkelroth, rost- und zimmtbraun gepunktet, gestrichelt und gefleckt. Die Zeichnung verbreitet sich gewöhnlich ziemlich gleichmäßig über das Ei, ist jedoch großen Schwankungen unterworfen. Das Weibchen brütet allein und zeitigt die Eier in 13 bis 14 Tagen; die Jungen werden von beiden Eltern gemeinschaftlich aufgefüttert und noch lange nach dem Ausfliegen geführt und geäzt, namentlich die der letzten Brut.

Sämereien der verschiedensten Pflanzen bilden die Nahrung des Bluthänflings. Schädlich wird er nicht, sondern eher nützlich, weil er viel Unkraut verzehrt. Im Zimmer erhält man ihn ohne Mühe mit ölhaltigen Sämereien, denen man ab und zu etwas Grünes beifügt. Jung aus dem Nest genommene Hänflinge sind ebenfalls leicht aufzuziehen, am leichtesten wenn man sie in einem Bauer unweit ihres Nestes aufhängt und von den Alten auffüttern läßt, denn diese unterziehen sich dieser Arbeit mit größter Hingebung. Bei geeigneter Pflege halten die gefangenen Vögel viele Jahre im Zimmer aus. Sie werden sehr zahm, lernen ihren Gebieter nicht blos kennen, sondern auch lieben und können zum Aus- und Einfliegen gewöhnt werden.

5. Der Stieglitz, Carduelis elegans Stephens.

(Fringilla Carduelis Linné, Passer Carduelis Pallas, Spinus Carduelis Koch, Acanthis Carduelis Keyserling & Blasius.)

Der Stieglitz, Distelfink, Distelzeisig oder Distelvogel, Stieglitz-, Gold- oder Jupiterfink, unterscheidet sich durch seinen gestreckten, kreiselförmigen, scharfspitzigen Schnabel, die kurzen, starken Füße, deren Zehen mit langen, scharfen Nägeln bewehrt sind, durch die langen spitzen Flügel, den mittellangen, schwach ausgeschnittenen Schwanz und das sehr bunte Gefieder von anderen Finken nicht unwesentlich. In der Größe kommt er mit dem Hänfling ungefähr überein. Seine Länge beträgt 5, die Breite 8¾ Zoll. Das locker anliegende, bei beiden Geschlechtern gleich gefärbte und gezeichnete Gefieder ist auf der Oberseite gelbbraun, auf dem Bürzel weiß, im Gesicht hochkarminroth, um den Schnabel aber schwarz, auf den Wangen und auf

einem Flecken am Hinterhalse weiß, auf dem übrigen Kopfe schwarz, auf dem Unterkörper weiß, mit Ausnahme eines großen braunen Fleckes auf jeder Seite der Brust. Den schwarzen Flügel schmückt ein hochgelbes Feld, und die schwarzen Steuerfedern haben weiße Spitzen. Der Schnabel ist an seiner Wurzel fleischfarben, dann bräunlich, an der Spitze schwarz. Die Füße sind röthlichhornfarbig, der Augenstern ist dunkelbraun.

Das einzige Unterscheidungsmerkmal zwischen Männchen und Weibchen, welches wir bis jetzt aufgefunden haben, ist, daß bei ersterem das Roth im Gesicht bis zum hinteren Augenwinkel sich erstreckt, während es bei letzteren nur bis zur Mitte des Auges reicht. Außerdem ist das Weibchen ein wenig kleiner.

Die Jungen haben kein Roth am Kopfe, und ihr Oberkörper ist hellbräunlich, jede Feder lichter gerandet, der Unterkörper weiß, bis zum Bauche herab mit rundlichen graubraunen Tüpfeln gefleckt. Bereits vier, höchstens sechs Wochen nach dem Ausfliegen erhalten sie das Kleid ihrer Eltern.

Außer den meisten Ländern Europa's bewohnt der Stieglitz noch Sibirien und Kleinasien, findet sich jedoch nicht überall gleich häufig. Gegenden, in denen es viele Baumpflanzungen giebt, sagen ihm besonders zu. Hier brütet er, und von hier aus streicht er im Winter in kleinen Gesellschaften durch das Land. Ziemlich regelmäßig findet er sich da ein, wo es viele Disteln oder Erlen und Birken giebt; denn die Sämereien dieser Pflanzen zieht er jeder anderen Nahrung vor. In sehr strengen Wintern wandert er bis Südeuropa, obwohl er die Kälte sehr gut verträgt und auch einzeln in jedem Winter bei uns gefunden wird.

Der Stieglitz ist ein sehr behender, gewandter, leiblich wie geistig begabter Fink. Seine Haltung ist immer anmuthig. Er trägt sich aufrecht, hält sich glatt und nett und scheint sich seiner Schönheit wohl bewußt zu sein. Selten sitzt er lange auf ein und derselben Stelle, und wenn er Dies wirklich thut, bewegt er wenigstens seinen Körper beständig hin und her. Auf dem Boden ist er nicht besonders gewandt, um so geschickter aber im Gezweige. Wie eine Meise hängt er sich von unten an die Aeste oder Samenkolben an und verweilt minutenlang in dieser, den meisten übrigen Finken höchst unbequemen Lage; auch klettert er ganz leidlich, obschon nicht so fertig, als die Zeisige oder Kreuzschnäbel. Der Flug ist rasch und leicht; doch erhebt sich der Stieglitz ungern in größere Höhen, sondern streift lieber

dicht über dem Boden dahin. — Der Name Stieglitz ist ein Klangbild, welches in dem wie „Stieglitt“ oder „Pickelnitt“ klingenden Lockruf seinen Ursprung hat. Der Warnungsruf ist ein sanftes „Mai“, der Gesang des Männchens ein sehr anmuthiges, fröhliches und ziemlich lautes Lied mit viel Abwechselung, in welchem zwar einige zwitschernde und wenig klangvolle Töne vorkommen, aber auch vollklingende Strophen eingewebt werden, so daß das Ganze zu einer angenehmen Weise wird.

Abweichend von den meisten übrigen Finken brütet der Stieglitz regelmäßig nur einmal im Jahre und zwar im Mai. Das Nest wird aus Moos, Würzelchen, dünnen Hälmchen aufgebaut, mit Raupengespinnst, Spinnweben, Fasern und Fäden durchflochten und innen mit Pflanzenwolle, Distelflocken, Haaren und Thierwolle weich ausgefüttert. Am häufigsten findet man es auf Pappeln und Weiden, selten auf Nadelbäumen, gewöhnlich 12 bis 20 Fuß über dem Boden, in dicht belaubten Zweigen wohl verborgen. Vier bis sechs Eier bilden das Gelege. Sie sind auf grünlich blauweißem oder weißbläulichem Grunde mit blaß purpurrothen, blut-, braun-, schwarzröthlichen und violetten Punkten, Strichen und Flecken gezeichnet, am stumpfen Ende am dichtesten, oft kranzartig. Die Jungen werden von beiden Eltern groß gefüttert und bis zum nächsten Frühjahr geführt.

Außer dem Distel-, Birken- und Erlensamen frißt der Stieglitz die Sämereien von mancherlei Unkraut, Salat-, Mohn- und Rübsamen. Im Zimmer kann man ihn mit demselben Futter, gequetschten Hanfsamen und grünen Blättern von Brunnenkresse, grünen Salat und Vogelkraut jahrelang erhalten. Er wird bald zahm, läßt sich zu mancherlei Künsten abrichten, verträgt sich gut mit anderen Finken und paart sich erfolgreich mit Kanarienvogelweibchen. Wenn man ihn viel in's Freie hängt oder wenigstens an's Fenster stellt, erhält er sich auch bis zu seinem Ende die volle Pracht seines Gefieders.

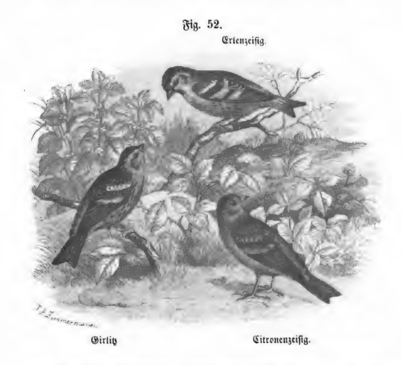
6. Die Zeisige.

In der Gestalt sind die Zeisige den Stieglitzen sehr ähnlich, hinsichtlich der Färbung unterscheiden sie sich jedoch wesentlich und besonders deshalb, weil die Geschlechter verschieden gezeichnet sind. Die wenigen Arten der Sippe verbreiten sich über Europa, Asien und Afrika.

Unser Zeisig oder Erlenfink, Grüngelber, Meer- und Erlenzeisig, Zeising oder Zising, auch Zischen, grüner Hänfling und Gelbvogel genannt, **Spinus vrirdis Koch** (Fringilla Spinus Linné, Passer Spinus Pallas, Chrysomitris Spinus Boje, Carduelis Spinus Degland, Acanthis Spinus Keyserling & Blasius), ist unter unseren Finken der kleinste. Seine Länge beträgt nur $4^{1}/_{2}$ Zoll, die Breite 8 bis $8^{1}/_{2}$ Zoll. Beim

Fig. 52.

Erlenzeisig.



Girlitz

Citronenzeisig.

alten Männchen ist der Rücken gelbgrün, schwarzgrau gestrichelt, der Bürzel gelb, der Oberkopf, wie auch die Kehle schwarz, der übrige Unterkörper gelb, die Aftergegend weiß. Ein gelber Strich verläuft über dem Auge; die fünf äußersten Schwanzfedern und die Schwungfedern von der vierten bis zur vorletzten sind an der Wurzel gelb, im Uebrigen schwärzlich; über die Flügel verlaufen zwei gelbliche Binden, welche durch die Endsäume der Flügeldeckfedern gebildet werden. Dem alten Weibchen fehlt der schwarze

Digitized by Google

Kehlfleck und die schwarze Kopfplatte. Der Oberkörper ist graugrün, auf dem Scheitel am dunkelsten, überall schwarz gestrichelt. Der Unterkörper ist schmutzig weiß mit schwärzlichen Schaftstricheln, der Augenstreif und die Halsseiten sind blaßgelb. Das Gelb am Schwanz und Flügeln ist bleicher und beschränkter als beim Männchen. Die Jungen ähneln den Weibchen*).

Auch der Zeisig ist eigentlich ein nördlicher Vogel, welchen man bei uns hauptsächlich im Winter zu sehen bekommt, wenn starker Schneefall die ungeheuren Birkenwaldungen des Nordens unzugänglich macht. Jedoch brütet er bei uns, in manchen Jahren sehr häufig, in anderen gar nicht. Dieses zigeunerartige Leben des Vogels hängt mit seiner Nahrung zusammen. Birken- und Erlensämereien werden von ihm jeder anderen Speise bevorzugt; nächst ihnen frißt er Fichten- und Kiefernsamen sehr gern. Dem entsprechend zeigt er sich da besonders häufig, wo diese Samen gerathen sind, bei uns, wenn es viel Fichtensamen giebt, im Norden, wenn die Birkenwaldungen ihm bessere Azung versprechen. Nur die Brutzeit fesselt ihn an einen bestimmten Ort; sobald sie vorüber ist, schweift er, wenn auch nicht ziel-, so doch regellos im Lande umher.

Der Zeisig ist aber harmloser und zutraulicher, als der Stieglitz, und deshalb inmitten der Dörfer dicht neben den Häusern und so recht unmittelbar unter den Augen der Menschen ein oft gesehener Gast. Seine Bewegungen sind leicht und geschickt; namentlich beweist er im Gezweig der Bäume große Gewandtheit. Er hängt sich an die dünnsten Zweige, um die feinen Samenkörner der Birken und Erlen auszuklauben, verweilt überhaupt fast immer in den obersten Kronen der Bäume und kommt nur, wenn er trinken oder baden will, zu dem Boden herab, falls er hier nicht nach den ausgefallenen Körnern suchen muß. Im Fluge ähnelt er anderen Finken. Er ist gesellig, schaart sich jedoch ungern mit Verwandten zusammen, sondern bewegt sich am liebsten unter Seinesgleichen. Einzeln

---

*) Auf den Alpen und einzeln in Süddeutschland lebt ein verwandter ungefähr gleichgroßer Vogel, der Citronenzeisig, Spinus citrinella Koch (Fringilla citrinella Linné, Chlorospiza citrinella Bonaparte), welcher im Ganzen lichtgrün, auf Nacken und Halsseiten aschgrau, auf der Stirn und an der Kehle gelbgrün und am Unterkörper ungefleckt ist und nach dem Geschlecht sich nicht wesentlich unterscheidet. Er bewohnt die Alpenthäler und zwar hauptsächlich die Obstgärten und lebt ganz nach Art unserer Zeisige. Nach Mitteldeutschland verirrt er sich selten.

trifft man ihn fast nie, vielmehr regelmäßig in starken Flügen, welche stets treu und eng zusammenhalten und andere vorüberziehende mit Eifer herbeilocken. Auch der einsam im Bauer lebende Zeisig ruft seinen freien Brüdern so lange bittend zu, bis diese zu ihm herabkommen und sich in seiner Nähe zeigen oder auf seinen Bauer setzen. Dann giebt es große Freude. Die Gatten eines Paares sind ungemein zärtlich gegen einander und schnäbeln sich fortwährend.

Als Sänger ist der Zeisig nicht gerade berühmt; sein Lied hört sich aber doch recht gut an. Es besteht aus einer Menge zwitschernder und schnarrender Töne, welche mit dem Lockruf „Dideidei“ oder „Deideldidelei“ begonnen und mit einem lang gezogenen „Dideldeidei“ beendet, aber so fröhlich vorgetragen werden, daß man doch seine Freude an dem Ganzen hat. Außer dem Lockrufe vernimmt man von den sich unterhaltenden Zeisigen auch noch ein schwaches „Tretet“ oder ein dumpfes „Deckdeck“, sowie ein helles „Sislick“, welches mit dem Lockton des Stieglitz manche Aehnlichkeit hat.

Im April beginnt die Paarung. Das Männchen singt dann besonders stark und fliegt singend und flatternd in hübschen Schwenkungen in der Luft herum, breitet den Schwanz, rüttelt wie ein Würger, beschreibt Kreise und Bogen, kommt dann zu dem Weibchen, welches mit stillem Vergnügen die artigen Spiele betrachtet, hernieder und erntet den Dank für seine Liebesbewerbungen in einem sehr zärtlichen Geschnäbel, welchem zur rechten Zeit unter erneuerten Liebesspielen die Begattung folgt. Währenddem hat das Paar mit großer Schlauheit sich einen günstigen Nestplatz ausgesucht — einen so günstigen, daß die Meinung entstehen könnte, ein Zeisignest sei unsichtbar. Fichtenäste, an welchen lange Flechtenzöpfe herabhängen und welche von oben durch gleichlaufende und gleichbehangene Aeste gedeckt werden, sind solche geeignete Plätze. Hier, im dichtesten Flechtengewirr und zwischen den Nadeln, steht der kleine Kunstbau, immer in einer bedeutenden Höhe und regelmäßig weit vom Stamme entfernt, wodurch die Entdeckung sehr erschwert wird. Es kann vorkommen, daß man das Zeisigpaar beim Bauen beobachtet und die Stelle, wo das Nest steht, genau kennen gelernt hat, es aber beim Besteigen des Baumes doch nicht auffindet. Das Nest selbst besteht aus dürren Zweigen, Moos und Flechten, welche durch Raupengespinnst fest unter einander verbunden werden, und ist inwendig

mit Würzelchen, kleinen Flocken von Pflanzenwolle und Flechtenfasern ausgelegt, am Rande auch oft mit einigen Federn verziert. Beide Gatten arbeiten eifrig am Bau desselben, lassen aber das schon fast fertig gebaute oft im Stiche und fangen ein neues an, vielleicht weil ihnen das erste doch noch nicht in jeder Hinsicht als genügend erscheint. Das Gelege besteht aus 5 bis 6 Eiern, welche auf blaßgrünem oder blaßbläulichem Grunde mit sehr vielen, feinen, blaßblutrothen und rostbraunen Punkten, Strichelchen und Schnörkeln gezeichnet sind. Die Eier werden von dem Weibchen allein ausgebrütet, die Jungen von beiden Eltern und zwar fast ausschließlich mit Kerbthieren groß gefüttert. Im Juni brütet das Paar gewöhnlich zum zweiten Male.

Es giebt wenig Vögel, welche so leicht zu fangen sind, als Zeisige. Ihre hingebende Freundschaft zu anderen ihrer Art und ihre Arglosigkeit bringt sie ohne sonderliche Vorkehrungen leicht in die Gewalt des Menschen. An kalten Wintertagen kann man sie „titschen", d. h. fangen, indem man an einer langen schwankenden Stange eine biegsame Gerte und an diese eine Leimruthe befestigt und mit der Stange in den Händen unter den Baum geht, auf welchem die Zeisige gerade fressen, die Stange langsam aufrichtet und so bewegt, daß die Leimruthe einem der fressenden Vögel möglichst nahe kommt, worauf man mit einem schnellen Ruck die Gerte in Bewegung setzt und dadurch die Leimruthe auf das Gefieder des einen Zeisigs schleudert. Hat man erst einen, so sind auch die anderen ziemlich sicher gefangen. Man steckt den ersten in einen kleinen Käfig, welchen man an einer hohen Stange befestigt, bindet an diese einen grünen Busch fest und besteckt denselben mit Leimruthen. Der Gefangene lockt bald andere vorüberfliegende herbei, diese wollen sich in seiner nächsten Nähe niedersetzen und bleiben auf den Leimruthen hängen.

Bei geeigneter Pflege halten die Zeisige im Käfige lange aus. Sie gewöhnen sich rasch an den Verlust ihrer Freiheit, werden bald rücksichtslos zahm, vertragen sich gut mit anderen Finken, paaren sich leicht mit Kanarienvögeln und lernen, wenn man sich sonst mit ihnen bemüht, auch eine Menge Kunststückchen. Bei den Gebirgsbewohnern stehen sie deshalb in großer Achtung.

Die gewöhnlichsten Begleiter und treuesten Genossen der Zeisige im Winter sind die Leinzeisige, Linaria, kleine niedliche Vögelchen, welche von einigen Forschern in verschiedene Arten getrennt worden sind, während andere sie sämmtlich einer Art zurechnen. Der gemeine Lein- oder Flachsfink, Birken-, Lein-, Flachs-, Nessel-, Berg- und Meerzeisig, Rothkopf, Schwarzbärtchen, Zitscherling, Zetschchen, Linaria rubra Gessner (Fringilla Linaria Linné, Passer Linaria Pallas, Spinus Linaria Koch, Linaria borealis Viellot, Acanthis Linaria Keyserling & Blasius), ist ein äußerst zarter und anmuthig gefärbter Vogel von höchstens 5 Zoll Länge und 8½ Zoll Breite. Sein Gefieder ist auf der Stirn braunschwarz, auf dem Scheitel glänzend karminroth, am Hinterkopf, Hals, Rücken und auf den Schultern schwarzbraun, jede Feder hier mit breitem, hellbraunen oder graulichweißen Rande, auf dem Bürzel weiß mit schwarzbraunen Längsflecken, an der Kehle braunschwarz, auf den Wangen weißlich und gelbbraun gemischt, auf Gurgel und Oberbrust dunkelrosenroth, die Federn ebenfalls breit weiß gesäumt, auf den Seiten bräunlich weiß mit großen, schwarzbraunen Längsflecken, in der Aftergegend endlich trübweiß. Die Schwung- und Schwanzfedern sind schwärzlich mit schmalen grauen oder breiteren gelblichweißen Kanten. Ueber die Flügel verlaufen zwei gelblichweiße Binden. Der Schnabel ist wachsgelb, an der Spitze braunschwarz. Die Füße sind graubraun, der Augenstern ist tiefbraun. Gegen den Sommer hin stoßen sich die hellen Federränder ab und der Oberkörper wird dann dunkler, die Brust dagegen prächtig karminroth. Das Weibchen ist viel heller und bleicher, als das Männchen; seine Kopfplatte ist kleiner, das Roth auf der Brust nur angedeutet. Die jungen, vermauserten Männchen ähneln ihm; die unvermauserten Jungen sind gefleckt.

Die Leinzeisige bewohnen den hohen Norden; wir fanden sie erst nördlich des 66. Grades der Breite auf. Hier bewohnen sie während des Sommers paarweise und in kleinen Familien die großen Birkenwaldungen, in denen sie im Sommer Körner und Kerbthiere finden, und welche ihnen auch in den meisten Wintern hinlängliche Nahrung gewähren. Erst wenn Letzteres nicht der Fall ist, machen sie sich auf die Wanderschaft und treffen dann in Deutschland ein, fliegen auch gelegentlich weiter und kommen so bis nach Italien oder Spanien. Mit Beginn des Frühjahrs kehren sie wieder nach ihrer Heimath zurück.

Sie beweisen ziemlich kurz nach ihrer Ankunft, daß sie den Menschen nicht fürchten gelernt haben. Ungeachtet ihrer Lebhaftigkeit sind sie vertrauensseliger, als jeder andere in Deutschland vorkommende Vogel, treiben ungescheut in der Nähe des Menschen ihr Wesen und scheinen sich um ihn gar nicht zu kümmern. An strengen Wintertagen, wo sie den größten Theil ihrer Zeit fressend auf Birken und Erlen zubringen, lassen sie sich fast mit Händen greifen und leichter noch, als die Zeisige, mit allerlei Fangwerkzeugen berücken. In ihrem Wesen haben sie die größte Aehnlichkeit mit den Zeisigen; sie unterscheiden sich von ihnen höchstens darin, daß sie auch im freien Felde Nahrung vom Boden auflesen. Unter sich und mit den Zeisigen leben sie höchst verträglich; sie mischen sich aber auch unter Sperlinge und Bluthänflinge. Ihr Lockton lautet wie „Tschittschit" oder „Tschettschet", der Warnungston klingt wie „Zizizär"; ihre Zärtlichkeit drücken sie durch ein artiges „Maiing" aus. Man erkennt, daß einige ihrer Namen Klangbilder sind, welche dem Lockruf ihr Entstehen zu danken haben.

Es ist mehrfach behauptet, nicht aber erwiesen worden, daß einzelne Leinfinken im Sommer bei uns zurückgeblieben wären und in unseren Wäldern gebrütet hätten. In den Birkenwaldungen ihrer Heimath bauen sie ein niedliches Nest aus Flechten, feinen Stengeln, Grasblättern u. dgl., füttern es mit Pflanzenwolle und Federn aus und legen, wahrscheinlich nur einmal im Jahre, 4 bis 5 kleine hellgrünlichbläuliche Eier, welche mit verwaschenen blaßröthlichen oder bräunlichröthlichen Punkten, Strichelchen und Schnörkeln gezeichnet sind.

7. Der Girlitz, Serinus hortulanus Koch.

(Fringilla serinus Linné, Loxia serinus Scopoli. Pyrrhula Serinus, Keyserling & Blasius.)

In der Neuzeit ist in Deutschland ein eigentlich mehr dem Süden Europa's angehöriger kleiner Fink recht häufig geworden. Er hat sich zuerst in den Rheinländern gezeigt, von dort aus aber immer und immer verbreitet und ist gegenwärtig bereits bis Mitteldeutschland vorgedrungen. Wo er sich einmal angesiedelt hat, ist er wohnhaft geblieben, und so steht zu erwarten, daß er mit der Zeit überall in Deutschland heimisch sein wird. Noch häufiger als bei uns ist er im Süden, namentlich in Spanien, wo

er zu den gemeinsten aller Finken gezählt werden muß und wie unser Edelfink jede Oertlichkeit bewohnt und belebt.

Der Girlitz, Grilitsch, Hirngriederl, Hirngirl, Schwäderle und Gyrl, Kanarienzeischen, Grünfinkchen ꝛc. steht, was seine Gestalt anlangt, zwischen den kleinen Finken und den Gimpeln in der Mitte. Sein Schnabel ist sehr kurz, jedoch noch nicht so stumpf, als bei andern Gimpeln. Der mittellange Flügel ist spitzig, der Schwanz ziemlich tief ausgeschnitten, das Gefieder locker. Seine Länge beträgt 4¾ Zoll, seine Breite 8 Zoll. Das Männchen ist auf dem Hinterkopf, Rücken und Schultern grüngelb mit schwärzlichen Längsflecken, die Stirn, ein Streif über dem Auge, ein Ring auf dem Nacken und der Unterleib sind blaßgoldgelb, letzerer ist seitlich mit schwärzlichen Tüpfeln gefleckt; die Kehle ist weißlich oder hellgelb. Ueber den Flügel verlaufen zwei schmale, helle Binden. Schnabel und Füße sind hornfarben, der Augenstern ist dunkelbraun. Beim Weibchen sind die Farben matter; die Jungen zeigen noch gar kein Gelb.

In Südeuropa ist der Girlitz Standvogel, in Deutschland nur Zugvogel. Er erscheint in den letzten Tagen des März und verläßt uns Ende Septembers wieder. Er bewohnt bei uns nur bestimmte Orte, am liebsten die Thäler und hier vor Allem die kleinen Feldhölzchen, Baumpflanzungen und Gärten. An gewissen Orten ist er häufig, eine halbe Meile davon äußerst selten oder gar nicht zu finden; doch verbreitet er sich, wie bemerkt, mehr und mehr. Er hält sich viel auf den Bäumen auf, ist aber auch auf dem Boden, von dem er sich sein Futter aufsucht, recht geschickt. Sein Flug unterscheidet ihn sehr von andern Finken, vorzüglich während der Brutzeit, wenn das begehrende Männchen um die Liebe des Weibchens wirbt. Dann erhebt es sich von der Baumspitze, auf welcher es sitzt, um zu singen, in die Luft und flattert und schwebt hier wirklich sonderbar umher, wobei es am meisten noch an eine fliegende Fledermaus erinnert. Der Gesang, welchen das Männchen bei guter Witterung sofort nach Ankunft hören läßt, hat mit dem unserer Braunelle Aehnlichkeit, unterscheidet sich aber durch schwirrende Töne und den häufig eingeflochtenen Lockton, welcher wie „Zizizi" klingt. Der Name Hirngriederl scheint auch ein Klangbild dieses Gesanges zu sein. Die Brutzeit fällt in die Mitte des Aprils. Das Nest steht sehr verborgen auf jeder Art von Bäumen, welche in der Nähe seines Wohnplatzes sich finden, gewöhnlich in einer Höhe von 6 bis

20 Fuß über dem Boden. In Spanien findet es sich fast ausschließlich auf den niederen Orangenbäumen. Es ist ein kleiner schmucker Bau, ein echtes Finkennest, äußerlich aus Stoffen gebaut, welche die Umgebung gerade bietet, dem Aste, auf dem es steht, hierdurch möglichst ähnlich gemacht, innen mit feinen Würzelchen, Hälmchen und Federn ausgekleidet. Wir fanden 3 bis 5 weiße, am stumpfen Ende röthlich punktirte Eier in ihnen und zwar während des ganzen Sommers, wodurch also hervorzugehen scheint, daß der Vogel mehr als einmal brütet.

In der Gefangenschaft erhält sich der Girlitz leicht, und sein Gesang gewährt Dem, welcher nicht durch die Meistersänger verwöhnt ist, viel Vergnügen. In größeren Gebauern pflanzt sich das niedliche Thierchen auch fort.

Bei uns verfolgt man den Girlitz nicht, in Spanien dagegen sehr eifrig. Man fängt ihn auf Leimruthen entweder für das Gebauer oder um ihn zu essen.

8. Die Gimpel, **Pyrrhula Brisson.**

Ein sehr dicker, kurzer, gerundeter, d. h. allseitig stark gewölbter Schnabel, mit kurzem Haken an der Spitze des Oberschnabels, mittellange, stumpfspitzige Flügel und ein ziemlich lang zugerundeter oder flach ausgekerbter Schwanz, sowie kurze, ziemlich starke Füße kennzeichnen die Gimpel, welche in mehreren Arten über Europa, Asien, Afrika und Südamerika verbreitet sind.

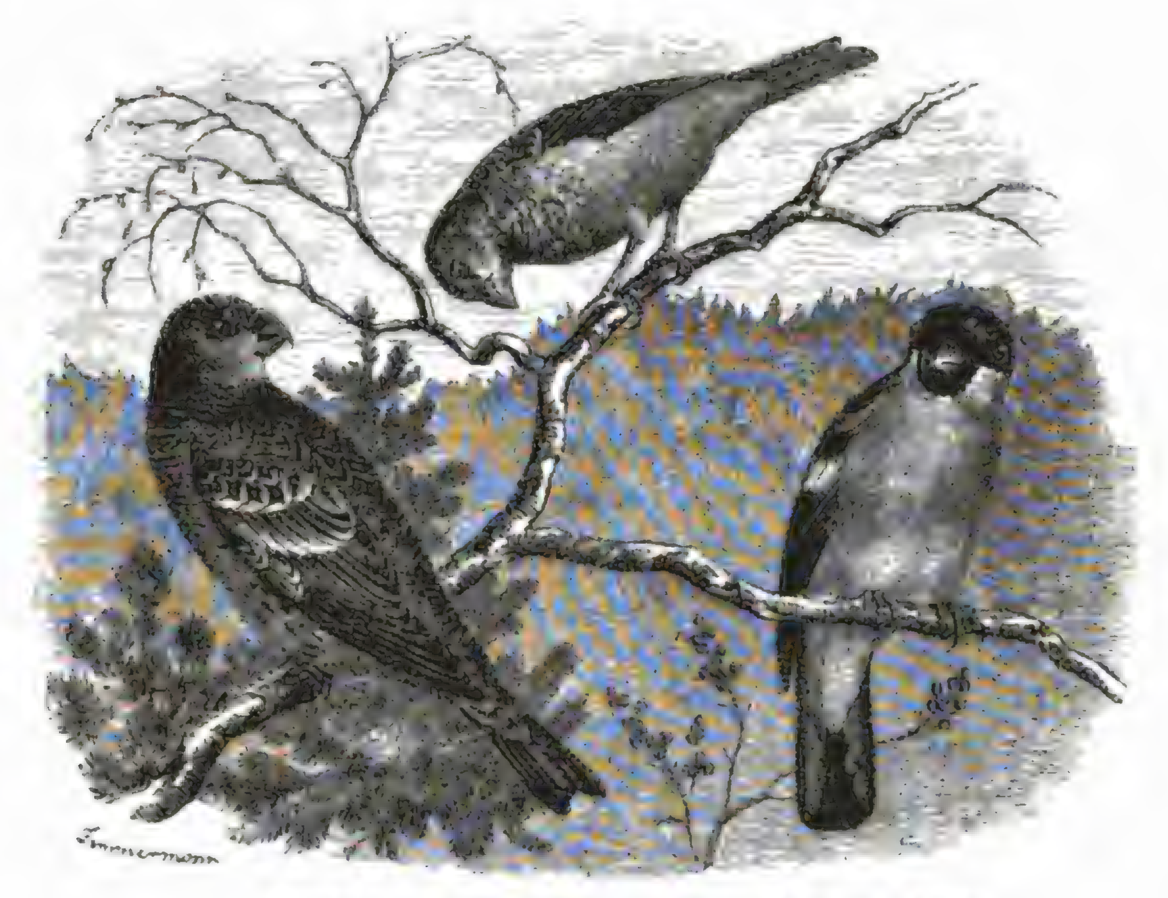
Unser Gimpel oder Dompfaff, Loh-, Blut- oder Laubfink, Libsch, Lüg, Giger, Bollenbeißer und Domherr, Pyrrhula vulgaris Brisson (Loxia Pyrrhula Linné, Loxia Flamengo & L. septentrionalis Gmelin Linné, Pyrrhula rubicilla Pallas, Pyrrhula rufa Koch, Fringilla Pyrrhula Meyer), ist 6 Zoll lang und 10 Zoll breit. Das Männchen ist auf der Oberseite aschgrau, auf dem Kopfe rings um die Augen, auf den Flügeln und Schwanz dunkelschwarz, auf der Unterseite zinnoberroth, in der Steißgegend glänzend weiß. Ueber die Flügel verläuft eine breite graue Binde. Der Schnabel ist schwarz, die Füße sind braun. Bei dem Weibchen ist der Unterkörper röthlich grau, der Rücken bräunlichgrau gezeichnet und das ganze Gefieder glanzloser. Den Jungen fehlt die schwarze

Kopfplatte; die Oberseite ist röthlichbraungrau, die Unterseite mit Ausnahme des weißen Bauches röthlich gelbgrau.

Gebirgswaldungen Nord- und Mitteleuropa's sind die Sommerheimath und die Brutorte des Gimpels. Von hier aus beginnt er im Oktober zu streichen oder zu ziehen, je nachdem die Witterung gelind oder streng ist. Kleine Gesellschaften von 2 bis 30 Stück besuchen dann die Vor- und Feld-

Fig. 53.

Karmingimpel.



Fichtengimpel. Gemeiner Gimpel.

hölzer und Baumpflanzungen und schweifen im Lande umher. Der größte Theil bleibt bei uns; einige wandern bis nach Südeuropa: sie kehren aber von dort sehr bald wieder zur Heimath zurück. Schon im März sind Alle wieder an ihren Brutplätzen eingetroffen.

Mit Unrecht gilt der Gimpel als ein dummer, einfältiger Vogel. Er ist arglos und vertrauensselig, wie wenig andere Finken, und erkennt in dem Menschen erst dann einen Feind, wenn er bereits Nachstellungen erfahren

hat. Ist Dies geschehen, so beweist auch er, daß er zwischen Gut und Böse wohl zu unterscheiden vermag. Ein Grundzug seines Wesens ist die Geselligkeit. Anderen seiner Art hängt er mit unendlicher Treue an, und den geliebten Gefährten verläßt er selbst im Tode nicht. Ueberhaupt beweist er, daß er ein tiefes Gemüth besitzt. In der Gefangenschaft gewöhnt er sich leicht an den Menschen und liebt diesen, wenn er sich einer guten Behandlung zu erfreuen hat, bald mit der ihm eigenen treuen Innigkeit. Er jubelt beim Erscheinen des Gebieters und trauert bei dessen Weggang: er kann durch freundliche oder unfreundliche Behandlung so erregt werden, daß er plötzlich todt von seiner Stange herabfällt. So beweist er also deutlich genug, daß sein Verstand keineswegs untergeordneter Art ist, wie man behauptet hat. Er ist ein Baumvogel, welcher auf dem Boden ziemlich ungeschickt umherhüpft, im Gezweig dagegen sich desto gewandter zeigt. Kletterkünste versucht auch er auszuüben, obwohl nicht mit dem Geschick wie Zeisige oder Kreuzschnäbel. Seine Haltung im Sitzen zeichnet ihn aus. Er legt sein reiches, lockeres Gefieder selten knapp an und sieht deßwegen größer aus, als er ist. Wenn jedoch Etwas seine Aufmerksamkeit erregt, trägt er sich schlank und nett. Der Flug ist zwar leicht, aber langsam und tiefbogenförmig. Die Schwingen werden sehr stark gebreitet und dann wieder knapp an den Leib gelegt. Vor dem Niedersetzen schwebt der Gimpel oft in Kreisen um den erkorenen Baum, stürzt sich aber auch zuweilen mit ganz eingezogenen Flügeln plötzlich aus hoher Luft herab und breitet erst dicht vor dem Zweige seine Schwingen wieder, um den Fall zu mildern. Der Lockton, welcher dem thüringischen Namen Lübisch zu Grunde liegt, ist ein klagendes „Lüb" oder „Lüi", wird aber sehr verschieden betont und erhält dadurch auch eine verschiedenartige Bedeutung. Der Gesang läßt sich schwer beschreiben; doch muß man sagen, daß er schlecht und namentlich durch ein eigenthümliches Geknarre widerwärtig ist. Aber der Gimpel besitzt eine wunderbare Fähigkeit, Lieder, welche ihm gelehrt werden, nachpfeifen zu lernen. An Reinheit, Weichheit und Fülle der Töne kommt ihm kein deutscher Vogel gleich. Man möchte sagen, daß sich sein sanftes Gemüth auch in diesen wirklich zaubervollen Tönen wiedergiebt.

Der Gimpel ist zu jeder Jahreszeit eine angenehme Erscheinung. Die hochrothe Brust sticht prächtig ab von dem grünen Gelaube, noch weit schöner aber von den schneebedeckten Zweigen der Nadelhölzer oder den mit

Reiffrost belegten Wipfeln der Laubwälder. Ein Trupp Gimpel verleiht einer Baumpflanzung im Winter einen unendlichen Reiz!

Baum- und Grassämereien, die Körner verschiedener Beeren, Birken- und Buchenknospen bilden die Nahrung des frei lebenden, Rübsamen, Hanf, Fichtensamen und mancherlei Beeren die Atzung des gefangenen Gimpels. Er ist kein Kostverächter und mäßig in seinen Ansprüchen, also leicht in der Gefangenschaft zu erhalten.

Je nach der Witterung nistet er ein- oder zweimal im Jahre, das erste Mal im Mai, das zweite Mal im Juli. Das Nest steht auf Bäumen in einer Höhe zwischen 8 bis 20 Fuß, oft sehr nahe am Stamm und dann ziemlich verborgen auf einem starken Aste. Es wird äußerlich aus dünnen Reißchen und zarten Wurzeln erbaut, innen mit äußerst feinen Wurzelfasern, Bartflechten und Haaren ausgefüttert. Man kann es nicht gerade einen Kunstbau nennen; es ist leicht und locker gebaut, seinem Zwecke jedoch vollständig genügend. Das Gelege zählt 4 bis 5 verhältnißmäßig kleine Eier, welche auf weißbläulichem oder blaugrünem Grunde mit veilchenfarbenen und einzelner mit rothen und dunkelbraunen Pünktchen bedeckt sind, zumal am stumpfen Ende. Das Weibchen brütet allein und hängt mit so treuer Liebe auch an den Eiern, daß es sich ohne Besinnen der augenscheinlichsten Lebensgefahr aussetzt, in der Absicht, sie zu vertheidigen. Die Jungen werden von beiden Eltern groß gefüttert.

Seines Fleisches wegen wird der Gimpel in Deutschland wohl nirgends verfolgt; um so häufiger aber stellt man ihm nach, um ihn für die Gefangenschaft zu gewinnen. Im Thüringerwalde werden jährlich Hunderte junger Gimpel aufgezogen, gelehrt und dann in alle Welt versandt, selbst bis nach Amerika. Es giebt Vogelfänger, welche eine merkwürdige Uebung besitzen, ihren jungen Gimpeln die betreffenden Lieder immer genau in derselben Tonart und in gleicher Reinheit vorzupfeifen, wodurch allein es möglich wird, aus den Zöglingen, anstatt erbärmlicher Stümper, wirklich gelehrte Gimpel zu machen.

Der Hakengimpel oder Hakenfink, Dick- oder Hartschnabel, Parisvogel, Corythus enucleator Cuvier (Loxia enucleator Linné, Loxia psittacea Pallas, Fringilla enucleator Meyer, Pyrrhula enucleator Temminck), ist einer der nächsten Verwandten unseres Gimpels. Er

ist bedeutend größer, als dieser, nämlich reichlich 8 Zoll lang und gegen 12 Zoll breit, durch den stärkeren Hakenschnabel, die kurzen, stämmigen Füße, die langen, spitzen Flügel und den tief ausgeschnittenen Schwanz gekennzeichnet. Das Männchen ist oben wie unten schön karminroth, am Kinn weißlich, auf Flügeln und Schwanz schwarz gefärbt; die Schwingen- und Steuerfedern sind schwärzlich gesäumt, und über die Flügel verlaufen zwei weiße Querbinden. Die Weibchen und die einjährigen Männchen unterscheiden sich von den alten Männchen durch ihre gelbliche Färbung.

Der Hakengimpel gehört dem Norden an und kommt bei uns nur zeitweilig im Winter vor, manchmal in ziemlicher Menge. Bis jetzt ist ein einziges Beispiel bekannt, daß er bei uns gebrütet hat. Während seines Winteraufenthaltes treibt er sich vorzugsweise in Nadelwaldungen umher, ohne jedoch die Laubwälder zu verschmähen. Er ist gesellig, wie seine Verwandten, und deshalb regelmäßig mit Anderen seiner Art vereinigt. In seinem Betragen erinnert er ebensowohl an die Gimpel, als an die Kreuzschnäbel. Er verweilt fast beständig auf den Bäumen und klaubt sich hier Sämereien aus den Zapfen der Fichten, Birken oder Erlen. Auf den Boden herab kommt er nur, wenn diese Sämereien bereits ausgefallen sind. Im Klettern thut er es den Kreuzschnäbeln fast gleich, und ihnen ähnelt er auch im Fluge. Der Lockton erinnert an das flötende „Lüb“ des Gimpels; der Gesang ist abwechselnd und angenehm; das Männchen singt sehr fleißig, zuweilen selbst in der Nacht. Seine Arglosigkeit ist noch weit größer, als die des Gimpels: er benimmt sich geradezu einfältig, obgleich blos den Menschen gegenüber; denn vor Raubthieren nimmt er sich wohl in Acht. Durch sein Benehmen bekundet er, daß er in seiner Heimath von dem Erzfeind der Thiere wenig zu leiden hat. Anhaltende Verfolgung macht ihn bald klug und vorsichtig.

Das Nest wird im Juni errichtet. Es steht im Gebüsch und in Hecken oder auf Bäumen in nordischen Waldungen, ähnelt dem Gimpelneste, ist aber noch lockerer, innen mit Federn auch weicher ausgepolstert und enthält 3 bis 4 blaß- oder blaugrünliche, am stumpfen Ende mit größeren und kleineren bräunlichen und röthlichen Punkten kranzartig bezeichnete Eier.

In der Gefangenschaft läßt sich der Hakengimpel mit Fichtensamen, Rübsen und Beeren ohne Mühe erhalten, wenn man die Vorsicht gebraucht, ihn in kalten Zimmern zu überwintern. Jedoch verliert er in der Gefangenschaft bald einen großen Theil seiner Anmuth, sein rothes Gefieder

nämlich, welches, wie bei ähnlich gefärbten Vögeln, schmutzig grüngelb wird*).

9. Die Kreuzschnäbel, Crucirostra Cuvier.

Der Hakengimpel ist gewissermaßen ein Bindeglied zwischen den eigentlichen Finken und den Papageien unseres Waldes, den Kreuzschnäbeln, welche ebenfalls zur Zunft der Finken gerechnet werden müssen. Ihr unterscheidendes Merkmal wird durch ihren Namen bezeichnet. Der Schnabel ist dick und gleich von der Stirn aus stark gebogen; beide Hälften sind hoch und zugerundet, fallen plötzlich ab und endigen sich in scharfen, vorn übereinander gebogenen Spitzen, wodurch eben das Kreuz gebildet wird. Ein eigentliches Gesetz über die Kreuzung der Schnäbel ist nicht zu erkennen; denn der Oberkiefer schlägt sich bald rechts, bald links neben dem unteren Schnabel über. Die übrigen Kennzeichen dieser bekannten Vögel, welche als nebensächliche betrachtet werden können, bestehen in einem gedrungenen Leibesbau, mittellangen, schmalen und spitzen Flügeln, einem kurzen, ziemlich tief ausgeschnittenem Schwanze und kurzen, grob geschilderten Füßen mit langen, starken Zehen, welche gekrümmte und spitze Nägel tragen. Das Gefieder ist bei allen Arten sehr übereinstimmend gefärbt. Die alten Männchen sind roth oder gelbroth, die einjährigen lehmroth, gelb oder grüngelb, die

*) Aus Sibirien und Rußland kommt zuweilen noch ein Gimpel nach Deutschland, der Karmingimpel, oder Brandfink, Capodacus erythrinus Kaup (Pyrrhula erythrina Temminck, Loxia erythrina Pallas, Loxia cardinalis Beseke), ein kleiner, prächtiger Vogel von fast 6 Zoll Länge und etwas über 9 Zoll Breite, dessen Männchen im Alter auf der Oberseite braungrau mit rothen Federkanten, auf Kopf, Bürzel und Vorderhals prächtig karminroth, am übrigen Unterkörper weiß mit karminrothem Anflug, auf der Brust, auf den Schwingen und Schwanzfedern tief braungrau gefärbt ist. Das Weibchen und das einjährige Männchen hat so ziemlich die Zeichnung unseres Hänflingweibchens, spielt aber mehr in's Grünliche. — Hinsichtlich der Lebensweise steht dieser Vogel zwischen dem Gimpel und Grünling mitten inne. Er lebt in Wäldern und Gärten, nährt sich von öligen Sämereien, welche er auch vom Boden aufliest, ist ziemlich lebhaft, wird in der Gefangenschaft aber bald zahm und legt 5 bis 6 grünliche, roth gepunktete Eier. Der Lockton ist ein angenehmes „Trio", der Gesang sehr einfach. Als Brutvogel ist der Karmingimpel bis jetzt noch nirgends in Deutschland beobachtet worden.

Noch seltner verirrt sich zu uns der Rosengimpel oder Rosenfink, Pyrrhula rosea, ein dem Karmingimpel sehr verwandter Vogel, welcher hauptsächlich Sibirien bewohnt.

Weibchen grüngrau, die Jungen den Weibchen ähnlich, aber durch dunklere Längstupfen gestreift. In Deutschland kommen drei Kreuzschnäbel vor, welche von allen Kundigen als Arten anerkannt worden sind, während einige Forscher, und wie wir glauben, nicht mit Unrecht, noch mehr Arten annehmen.

Fig. 54.

Weißbündiger Kreuzschnabel.

Kiefernkreuzschnabel. Fichtenkreuzschnabel.

Der Kiefernkreuzschnabel, Krummschnabel, Krienitz, Kiefer- oder Tannenpapagei, Crucirostra pityopsittacus Cuvier (Loxia pityopsittacus Bechstein, Crucirostra pinetorum Meyer), ist unter ihnen der größte und stärkste. Seine Länge beträgt 7 Zoll, die Breite 12 Zoll. Der

Digitized by Google

Schnabel ist sehr stark und verhältnißmäßig kurz, nämlich kaum länger, als hoch. Das Gefieder des alten Männchens ist der Hauptfarbe nach hochgelblich=, mennig=, ziegel= oder zinnoberroth, auf den Wangen und Rücken durch Graubraun gedämpft, auf dem Bürzel am hellsten und schönsten, am Bauche grau oder weißgrau. Die Flügel und der Schwanz sind dunkelbraun, mit schmalen röthlichgrauen oder weißgrauen Kanten an den Schwingen. Weibchen und Junge ändern in der beschriebenen Weise ab.

Der Fichtenkreuzschnabel, Kreuz= oder Tannenvogel, Zapfenbeißer oder Sängerkreuzschnabel, Winter= oder Christvogel, Crucirostra curvirostra Cuvier (Loxia curvirostra Gmelin Linné, Crucirostra abietina Meyer), hat einen viel schwächeren Schnabel, ist kleiner, um einen halben Zoll kürzer und fast einen Zoll schmäler, als der vorige, ihm aber in allen Kleidern entsprechend gefärbt.

Der weißbindige Kreuzschnabel (Crucirostra leucoptera Gmelin, Loxia leucoptera auctorum) ist noch etwas kleiner und durch zwei weiße, über den Flügel verlaufende Binden ausgezeichnet.

Alle Kreuzschnäbel sind an die Nadelwaldungen gebunden. Ihre Nahrung besteht fast ausschließlich aus dem Samen der Nadelbäume, und diesem zu Gefallen streifen sie zigeunerartig im Lande umher. Sie finden sich überall und nirgends, je nachdem der Samen an einem Orte gerathen ist oder nicht. In ihrer Lebensweise und in ihren Sitten und Gewohnheiten ähneln sie sich ebenso, wie in ihrem Gefieder, obwohl sich nicht läugnen läßt, daß jede Art ihr Eigenthümliches hat. Dahin gehört z. B., daß der Kiefernkreuzschnabel neben Fichtensamen auch Kiefernsamen frißt, dessen sich der Fichtenkreuzschnabel nicht bemächtigen kann, daß der zweibindige Kreuzschnabel Fichtenzapfen aufbrechen kann, Lärchenzapfen aber bevorzugt, u. s. w. Im Allgemeinen läßt sich das Leben dieser ansprechenden Geschöpfe in der Kürze beschreiben, wie folgt:

Mehr als alle übrigen Vögel sind die Kreuzschnäbel mit dem heimathlosen Volke der Zigeuner zu vergleichen. Wie diese, sind sie eigentlich fortwährend auf Wanderung; wie diese, haben sie kein eigentliches Vaterland. Sie erscheinen plötzlich in Menge und verschwinden mit einem Male wieder. Am regelmäßigsten trifft man sie selbstverständlich da, wo große Nadelwaldungen sich ausdehnen, also vorzugsweise auf unseren Mittelgebirgen. Dasselbe soll für die Waldungen Rußlands gelten, welches von mehreren

Forschern als die eigentliche Heimath der merkwürdigen Vögel betrachtet wird, obwohl es wahrscheinlich ist, daß sie auch dort genau dasselbe Wanderleben führen, wie bei uns. Sie zeigen sich eben da, wo ihr Tisch gut gedeckt ist und verlassen eine Gegend, wenn der Mangel beginnt.

Nicht mit Unrecht hat man die Kreuzschnäbel die Papageien unserer Wälder genannt. Sie ähneln wirklich in vieler Hinsicht diesen Prachtvögeln der Wendekreisländer. Auch sie sind Klettervögel, welche, wie die Papageien, nur ungern auf den Boden herabkommen und dort immer blos so lange verweilen, als sie müssen. Die Kronen der Bäume sind ihr Gebiet. Hier klettern sie mehr, als sie hüpfen, von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig, und hier entfalten sie auch ihre größte Beweglichkeit. Der Flug ist zwar ziemlich rasch, aber schwirrend und wie es scheint, schwerfällig und ermüdend. Die Kreuzschnäbel fliegen niemals ohne nothwendige Ursache umher. Geselligkeit ist ihnen Bedürfniß. Einzeln trifft man sie nie; gewöhnlich läßt sich der ganze Flug auf ein- und demselben Baume oder wenigstens in einem sehr kleinen Umkreise nieder, und fortwährend ertönt der angenehme Lockruf „Göp, göp“ oder „Zick, zick“, um den Flug zusammenzuhalten. Etwa vorüberfliegende Kreuzschnäbel werden lebhaft zum Näherkommen eingeladen und folgen auch regelmäßig diesem Rufe; denn alle Arten leben unter einander und locken sich gegenseitig herbei. Ein Baum, welcher von solcher Gesellschaft in Beschlag genommen worden ist, gewährt einen sehr hübschen Anblick. Er erinnert lebhaft an einen geschmückten Christbaum. Wie bei den Gimpeln sticht die rothe Färbung der Männchen angenehm ab vom Grün der Zweige oder im Winter von dem Schnee, der auf ihnen liegt. Aber die Kreuzschnabelgesellschaft wird anziehender, weil sie in viel größerer Regsamkeit ist, als eine Gimpeltruppe. Es geht sehr lebhaft zu in solcher Gesellschaft. Die Einen klettern, die Anderen schleppen Zapfen herbei; Diese sind in voller Arbeit, sie aufzubrechen; die Gesättigten singen mitten im Winter ebenso lustig und hell, wie im Frühjahr; ein zärtliches Pärchen erklärt sich gegenseitig seine Liebe, ein anderes füttert die noch ungeschickten Jungen, und Alles bekundet gegenseitige Theilnahme in Freud' und Leid. Der Zusammenhalt der Kreuzschnäbel ist vielleicht noch größer, als bei den Gimpeln. Ein Kreuzschnabel verläßt oft den Baum nicht, von welchem sein Gatte oder ein anderer herabgeschossen wurde. Gegen den Menschen zeigen sich diese Vögel überhaupt sehr dreist oder ver-

trauensselig; sie lernen erst, wenn sie länger verfolgt worden sind, was Gefahr heißt.

Sehr hübsch ist die Art und Weise, wie sich die Kreuzschnäbel der in den Zapfen eingeschlossenen Samen bemächtigen. Wir wollen zur Beschreibung dieser Arbeit die Worte Chr. L. Brehm's gebrauchen. „Der Kreuzschnabel beißt einen Zapfen ab, trägt ihn an einem Stück Stiel, welches er daran gelassen hat, mit dem Schnabel auf einen nicht sehr dicken Ast, hält ihn mit den hierzu besonders eingerichteten starken Zehen und scharfen Nägeln fest, beißt mit den scharfen und schmalen Schnabelspitzen das vordere schief zulaufende Ende eines Deckelchens ab, öffnet dann den Schnabel etwas, schiebt seine Spitze unter das Deckelchen und bricht es dadurch, daß er den Kopf auf die Seite bewegt, mit leichter Mühe auf. Jetzt drückt er mit der Zunge das Samenkorn los, bringt es mit ihr in den Schnabel, beißt das Flugblättchen und die Schale ab und verschluckt es. Er kann mit einem Male alle die Deckelchen aufheben, die über dem liegen, unter welchem er seinen Schnabel eingesetzt hat. Stets bricht er mit dem Oberkiefer aus, indem er den unteren gegen den Zapfen stemmt. Daher kommt es, daß bei dem Rechtsschnäbler immer die rechte, bei dem Linksschnäbler die linke Seite des Schnabels oben liegt. Der Kreuzschnabel ist ihm hierbei unentbehrlich; denn er braucht ihn nur wenig zu öffnen, um ihm eine große Breite zu geben, so daß bei einer Seitenbewegung des Kopfes das Deckelchen mit der größten Leichtigkeit aufgehoben wird. Das Aufbrechen der Zapfen macht ein knisterndes Geräusch, welches zwar gering, aber doch stark genug ist, um von unten gehört zu werden. In Zeit von 2 bis 3 Minuten ist er mit dem Zapfen fertig, läßt ihn dann fallen, holt sich einen anderen, öffnet ihn, und so geht es fort, wenn er nicht gestört wird, so lange, bis sein Kropf gefüllt ist. An den unten liegenden Zapfen erkennt man, daß Kreuzschnäbel in der Gegend sind. Zuweilen ist der Boden unter den Bäumen, auf welchen einige Kreuzschnäbel eine Zeit lang gefressen haben, mit Zapfen ganz bedeckt oder bestreut. Allerliebst sieht es aus, wenn ein Kreuzschnabel, ein so kleiner Vogel, einen mittelmäßig großen Zapfen von einem Baum auf den anderen trägt. Er faßt ihn mit dem Schnabel und fliegt mit geringer Anstrengung zehn, auch zwanzig Schritte weit auf einen benachbarten Baum, um ihn auf diesem zu öffnen; denn nicht auf allen findet er Aeste, auf denen er die Zapfen bequem aufbrechen

kann. Wenn der Schwarm fortfliegt, lassen Alle ihre Zapfen herunterfallen. Die Fichtenzapfen sind natürlich weit leichter zu öffnen, als die ungleich härteren Kiefernzäpfchen, und deshalb ist Dies auch nur der stärkere Kiefernkreuzschnabel im Stande."

Wenn der Kreuzschnabel einige Zeit lang nur Fichten- oder Kiefernsamen gefressen hat, wird sein Fleisch so vom Harz durchdrungen, daß es unverweslich ist; Dies gilt auch für den Sommer. Eine fromme Sage läßt diese Eigenschaft als eine besondere Gnade des Heilands erscheinen.

Die Kreuzschnäbel brüten in allen Monaten des Jahres, nicht selten mitten im Winter, nur während der Mauser nicht. Das Männchen setzt sich auf die höchste Spitze eines Baumes und trägt seinen sehr angenehmen Gesang mit viel Feuer vor, umschwirrt und umschwebt das Weibchen spielend, kost sehr zärtlich mit ihm und hilft dann treulich am Bau des Nestes. Im Winter wird dieses äußerst sorgsam aus Reisern, Fichten, Flechten und Moosen zusammengebaut und mit weichen Federn dicht ausgelegt; im Sommer sind die Wandungen dünner. Der Standort wird stets mit großem Geschick gewählt: das Nest steht auf einem Zweige, welcher von einem anderen überdeckt und geschützt wird. Die 3 bis 4 verhältnißmäßig kleinen, auf weißblauem Grunde mit heller oder dunkler blaßrothen, blut- und schwarzbraunen Flecken und Strichen besäeten Eier werden von dem Weibchen allein bebrütet und zwar im Winter vom ersten Tage des Legens an wenigstens erwärmt. Die Mutter verläßt nur auf Augenblicke das Nest und wird vom Männchen ernährt. Die Jungen werden gefüttert, bis ihr Schnabel vollständig ausgewachsen, hart geworden ist und sich gekreuzt hat.

Die Kreuzschnäbel sind leicht zu fangen, am leichtesten mit Leimruthen, welche man auf den Wipfeln der Bäume oder auf hohen, einzeln stehenden Stangen und endlich an den Tränkplätzen fest macht. Im Käfig gewöhnen sie sich rasch ein, begnügen sich mit Körnerfutter mancher Art, obwohl sie am besten bei Fichtensamen gedeihen, werden zahm und zuthunlich, singen sehr fleißig und erfreuen noch außerdem durch ihre beständige Regsamkeit und die netten Kletterübungen, welche sie ausführen. Sie sind deshalb in allen Gebirgsgegenden ungemein beliebte Stubengenossen des Menschen.

Vierzehnter Abschnitt.

Die Choristen des Waldes.

Neben den Meistersängern, zu denen auch einige Finken zu rechnen sind, so weit es sich um die edle Tonkunst handelt, beherbergt der deutsche Wald eine Anzahl von Vögeln, welche nicht oder doch nur in untergeordneter Weise zu den Sängern gezählt werden dürfen, demungeachtet aber das Ihrige zum großen Waldkonzert beitragen. Einzelne von ihnen darf man in beschränktem Sinne Sänger nennen, da sie im Stande sind, wenigstens einige Töne gesangesartig zu verbinden oder die Gabe besitzen, wirklichen Gesangeskünstlern ihre Lieder abzulauschen und dieses gestohlene Gut dann zu Markte zu tragen. Gleichwohl wird man auch sie nicht gut unter den Meistersängern aufführen dürfen: man könnte sie höchstens Stümper nennen. Andere bilden durch ihre Stimme gewissermaßen die Begleitung zu den Liedern der hochbegabten Tonkünstler und werden deshalb für das Waldkonzert von besonderer Wichtigkeit. Wir glauben ihre künstlerische Wirksamkeit am besten bezeichnen zu können, wenn wir sie die „Choristen" des Waldes nennen. Diesem Hofstaat der menschlichen Gesangskünstler entsprechen sie auch noch in mancher anderen Hinsicht, zunächst durch das Eine, daß sie die buntest zusammengewürfelte Gesellschaft bilden. Sie haben wenig mit einander gemein, und so läßt sich denn auch etwas Gemeinsames über sie nicht sagen. Ein Jeder von ihnen lebt und wirkt in seiner Weise, und ein Jeder will deshalb für sich im Besonderen betrachtet sein.

1. Die Würger, Lanius Linné.

Wenn wir unter den so verschiedenartig gestalteten und verschiedenartig lebenden Gesangesstümpern im Walde die Würger obenanstellen, haben wir zwei Gründe für uns: die Würger ähneln unter unserem kleineren Waldgeflügel den Falken, welche wir als die höchststehenden unserer Vögel betrachten müssen, am meisten, und sie sind unter den Stümpern noch die besten Sänger. Als Mittelglieder zwischen den Raubvögeln und Sängern, vereinigen sie die Eigenschaften beider Ordnungen. Ihr Raubvogelschnabel zeichnet sie vor dem gesammten Kleingeflügel so sehr aus, daß sie nicht zu verkennen sind. Deshalb kann auch ihre Beschreibung mit wenig Worten gegeben werden. Der Leib ist gedrungen, der Schnabel mittelmäßig lang, stark und gerade, am Oberkiefer aber hakenförmig übergebogen und vor der Spitze durch einen scharfen Zahn gekräftigt. Die Füße sind stark und mittelhoch, die Zehen mit verhältnißmäßig großen, gekrümmten Nägeln versehen. Die Flügel sind kurz und wegen der verkümmerten ersten und zweiten Schwungfeder gerundet; der zwölffederige Schwanz erreicht fast Leibeslänge und ist in der Regel stufenförmig abgerundet. Das Gefieder ist weich und locker, seine Färbung bei einigen Arten nach Alter und Geschlecht sehr verschieden, bei anderen in allen Kleidern fast vollkommen gleichmäßig gefärbt.

Die wahre Heimath der Würger sind die Gleicherländer der alten wie der neuen Welt. Europa ist arm an ihnen und Deutschland wieder ärmer, als der Süden unseres Erdtheils; jedoch sind gerade unsere Arten wohl geeignet, uns das Leben und Treiben der Gesammtheit im Allgemeinen kennen zu lernen.

Der Raubwürger, Lanius Excubitor Linné, auch Neuntödter, Würgvogel, Buschfalke, Kriech-, Berg-, Kraus-, Buschelster und Wächter genannt, ist ein Vogel von $9^3/_4$ Zoll Länge und 15 Zoll Breite, oben hell aschgrau, unten und an der Stirn schmutzig weiß gefärbt, mit schwarzen, weiß gefleckten Flügeln, schwarzem, weiß eingefaßten Schwanze, einem breiten, schwarzen Zügel durch das Auge, schwarzem Schnabel und Füßen. Das Weibchen ähnelt dem Männchen täuschend; die Jungen unterscheiden sich von den Eltern durch ihre grau gewellte Unterseite. Der Vogel fehlt in keiner Gegend Deutschlands und geht ziemlich weit in's Gebirge hinauf.

Ihm ähnelt der **schwarzstirnige Würger, Lanius minor Linné** (Lanius italicus Latham, Lanius Vigil Pallas), einer der schönsten unserer Waldvögel. Die Länge beträgt 7¼ Zoll, die Breite höchstens 12 Zoll. Die Oberseite ist ebenfalls hell aschgrau und der Unterleib weiß, die Brust aber rosenroth angeflogen, mit dieser zarten Farbe wie überhaucht. Die Stirn und die Augengegend sind schwarz, die Flügel und der Schwanz dem des Raubwürgers ähnlich gefärbt und gezeichnet. Der junge Vogel unterscheidet sich durch schmutzig weiße Stirn, dunkel gewellte Oberseite und graue Wellenlinien auf dem gelblichweißen Unterleib, sowie durch die Spitzenränder der Flügelfedern. Als eigentliche Heimath dieses Würgers sind die Laubwälder der Ebenen zu betrachten; im Gebirge fehlt er gänzlich, und auch in den Nadelwaldungen kommt er nicht vor.

Der **rothköpfige Würger, Phoneus rufus Kaup** (Lanius rufus Brisson, L. ruficeps Bechstein, L. rutilus Latham, L. pommeranus Gmelin Linné), welcher auch rost- oder rothnackiger, schwarzöhriger, pommerscher Würger oder Neuntödter, Roth-, Kopf-, Finkenbeißer und Steinelster heißt, ist wiederum fast um einen Zoll kürzer und schmäler; 6¾ bis 7 Zoll lang und 11¼ bis 12 Zoll breit, im Alter auf der Oberseite mit Ausnahme des rostbraunen Hinterkopfes und Nackens, der weißen Schulter und des weißen Fleckes auf der Mitte des Flügels, schwarz, auf der Unterseite weiß. Das Gefieder des jungen Vogels ist weder roth noch schwarz, sondern oben auf braungrauem Grunde schwärzlich und schmutzigweiß, auf der gelblichweißen Brust dagegen schwärzlich geschuppt. Der Rothkopf gehört mehr dem südlichen und gemäßigten Europa an und bevorzugt auch ebene Gegenden, ohne jedoch das Gebirge ganz zu meiden.

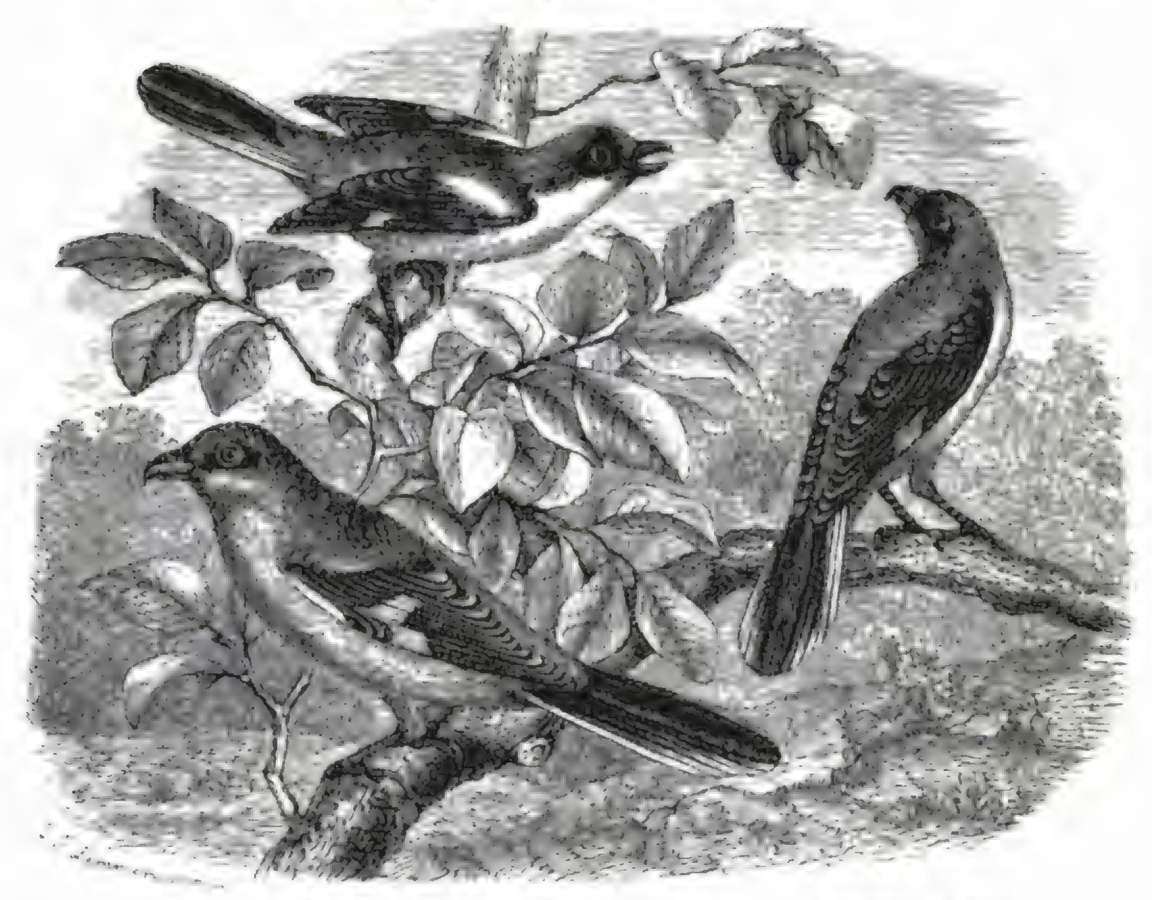
Die kleinste der bei uns vorkommenden Arten ist der **rothrückige Würger oder Dorndreher, Enneoctonus Collurio Boje** (Lanius Collurio Linné, Lanius spinitorquus Bechstein). Seine Länge beträgt nur 6 Zoll, seine Breite 10¾ Zoll. Das alte Männchen ist oben auf Kopf und Hals, sowie am Bürzel aschgrau, auf dem Rücken braunroth, an der Brust zart rosenroth, am Unterleib roströthlichweiß gefärbt. Das Weibchen ist oben rostgrau, unten weißlich braun gewellt. Die Jungen, welche ihm ähneln, sind auch oben gefleckt. Der Zügel oder Augenstreif ist bei den Männchen schwarz, bei den Weibchen und Jungen aber braun. Der Dorndreher ist unter allen deutschen Würgern der häufigste und überall

zu finden, wo es Zäune oder dichte Gebüsche in der Nähe von Feldern und freien Plätzen giebt.

Unsere Würger sind mit Ausnahme des Raubwürgers Sommervögel, welche erst spät im Frühjahr, selten vor Anfang Mai's, bei uns erscheinen und bereits Ende August's uns wieder verlassen, um ihrer Kerbthierjagd in südlicheren Gegenden obzuliegen. Der Raubwürger kehrt sich aus dem Grunde

Fig. 55.

Rothköpfiger Würger.



Großer Würger. Kleiner Würger.

weniger an die winterliche Verarmung seiner Heimath, weil seine Jagd sich keineswegs ausschließlich auf Kerbthiere beschränkt, sondern ebensowohl (im Winter fast ausschließlich) kleinen Vögeln und Mäusen gilt. Unter den wandernden Arten geht der Dorndreher am weitesten, bis in die Waldungen des innersten Afrika's, welche ihm gerade im Winter einen reich bedeckten Tisch bieten. Der rothköpfige Würger zieht einzeln ebenfalls bis dahin, findet jedoch günstige Waldungen Nordafrika's auch schon geeignet zur Winter-

herberge. In Europa verweilt er aber niemals während des Winters: auch in Südspanien kommt und geht er zur selben Zeit wie in Deutschland. Ueber den Winteraufenthalt des schwarzstirnigen Würgers fehlen uns Beobachtungen.

Alle Würger sind kecke, muthige, unruhige und vorsichtige Vögel. Sie verdienen ihren Namen. Aber auch die Benennung „Wächter" ist bezeichnend für sie. Vom höchsten Zweige eines Baumes oder Busches aus überschauen sie einen gewissen Umkreis und achten sorgsam auf Alles, was vorgeht. Ein vorüberfliegendes oder laufendes Kerbthier erregt ihre Raubluft. Sie erheben sich, stürzen sich falkengleich auf die Beute, fangen sie und kehren wieder zu ihren Sitzen zurück, um sie dort zu verspeisen oder einstweilen für spätere Zeiten aufzubewahren. Der Raubwürger begnügt sich, wie schon bemerkt, keineswegs mit Kerbthieren allein, sondern greift kühn Fledermäuse, kleine Vögel, Frösche und Eidechsen an, ja, versucht sich an Vögeln, welche ebenso groß oder größer sind, als er, stürzt sich frech auf eine ermattete Drossel z. B. oder geht gefangene Rebhühner an und macht ihnen, wenn auch mit vieler Mühe, den Garaus. Seinen Muth beweist er auch Raubvögeln gegenüber. Er neckt den vorüber fliegenden Adler oder Bussard, ärgert Raben und Krähen und stößt wüthend auf den Uhu, kurz, benimmt sich ganz wie ein kleiner Falke. Die übrigen Arten bekunden im Verhältniß ihrer Körpergröße die gleiche Kühnheit und dieselbe Mordlust. Wie der blutgierigste unserer Raubvögel, der Sperber, können auch sie keine Beute an sich vorüberstreichen sehen, ohne sich ihrer zu bemächtigen. Sie bedürfen viel Nahrung, und wenn sie gesättigt sind, sorgen sie für spätere Tage. Sie gehören nämlich zu den wenigen Vögeln, welche sich, wie die Nager, Vorräthe anlegen, von denen sie zehren, wenn ihre Jagd aus irgend einem Grunde unergiebig ausfällt. Diese Vorräthe werden aber nicht in Baumhöhlungen oder anderen Kammern aufbewahrt, sondern auf den Dornen der Lieblingssitze aufgespießt und zwar mit bewunderungswürdigem Geschick. In der Nähe der Warte eines Würgers findet man Dutzende von Käfern, Heuschrecken, kleinen Vögeln und Mäusen in dieser Weise untergebracht, die zähen Kerbthiere oft noch lebend. So echt nach Raubvögelart fressen die Würger auch Haare, Federn, Schuppen und Horndecken ihrer Beute mit und speien diese, ihnen unverdaulichen Stoffe dann in Gewöllen wieder aus.

Auf dem Boden sind die Würger nicht besonders geschickt; um so gewandter aber durchkriechen sie das Gebüsch, es mag so verschlungen oder so dornig sein, als es will. Der Flug bildet sehr bemerkbare Bogenlinien und zeichnet sich durch schwirrende Flügelschläge und weites Ausbreiten der Schwungfedern aus. Er fördert ziemlich schnell, wird jedoch selten in Einem weit fortgesetzt, sondern bei jedem bequemen Ruhepunkte unterbrochen. Wenn der Würger von einem Baume zum andern fliegen will, stürzt er sich schief herab, flattert dann dicht über der Erde dahin und schwingt sich, hart am beabsichtigten Ruhepunkte angekommen, wieder rasch nach oben. Vor dem Angriff auf eine Beute rüttelt er in der Luft, wie ein Falke, und stürzt sich dann pfeilschnell schief von oben nach unten. Die Stellung im Sitzen ist verschieden. Oft tragen sich die Würger sehr aufgerichtet und lassen dann den Schwanz gerade herabhängen, ebenso häufig aber halten sie sich wagrecht. Ihre Gefühlserregung pflegen sie durch Wippen mit dem Schwanze kund zu geben.

Die Würger sind beachtenswerthe, nicht aber liebenswürdige Vögel. So anerkennenswerth ihr Muth ist, so unangenehm und abstoßend für uns ist ihre abscheuliche Zanksucht. Sie vertragen sich mit keinem anderen Vogel und vertreiben aus ihrer Nähe wenigstens das kleine Geflügel. Wer Singvögel in seinem Garten hegen will, darf sie in der Nähe nicht dulden: sie würden in kürzester Frist auch das bevölkertste Gehege veröden. Es scheint fast, als ob sie in ihrer Nähe nichts Lebendes ersehen könnten; denn sie gerathen förmlich in Wuth, wenn sie bemerken, daß sie nicht die alleinigen Bewohner eines bestimmten Gebietes sind. Demungeachtet giebt es viele Menschen, und wir selbst gehören zu ihnen, welche die Würger gut leiden mögen und zwar auch hauptsächlich ihres äußerst lustigen Gesanges wegen. Die Lockstimme unserer Neuntödter ist nicht besonders angenehm. Der Raubwürger ruft „Schäckschäck“ oder kreischend „Kirrkirr“ und nur wenn er zärtlich ist, „Trü“ oder „Trui“; der schwarzstirnige fügt dem „Schäck“ ein lautes „Kwia“ oder „Kwiel“ bei; der rothrückige krächzt in schwer zu beschreibender Weise dazu, und der Dorndreher hat ebensowenig etwas Anmuthiges in seiner Unterhaltungssprache: aber alle vier Arten zeichnen sich durch einen ebenso künstlichen, als ergötzlichen Gesang aus. Sie setzen sich aus den Locktönen und Gesängen der Vögel ihrer Nachbarschaft ein ziemlich reichhaltiges Lied zusammen und tragen dieses mit viel Ver-

ständniß, aber in entschieden komischer Weise vor. Der Ruf des Rebhuhns und der Gesang der Feldlerche oder Dorngrasmücke, der Schlag der Nachtigall und des Finken, das Lied des Kohlvögelchens, des Stieglitz und der Schwalbe werden von den sonderbaren Käutzen sorgfältig einstudirt und gewissenhaft richtig, wenn auch etwas zu leise vorgetragen. Und nicht das Männchen allein singt, sondern auch das Weibchen, obgleich nicht so anhaltend, als jenes. Für manche Liebhaber haben diese Spottlieder so viel Anziehendes, daß sie den Würgern unter den Singvögeln, wenn auch nicht die erste, so doch die zweite Stelle einräumen.

Die wandernden Würger brüten bald nach ihrer Ankunft im Mai; der Raubwürger nistet bereits im April. Die Nester des Raub- und schwarzstirnigen Würgers stehen auf dicht belaubten Wipfeln mittelhoher Bäume, die Nester der anderen Arten im dichten Gebüsch, selten hoch über der Erde. Bei allen Arten besteht der Bau äußerlich aus feinen Grasstengelchen, Halmen, Haidekraut, Moos und Wolle, welche Stoffe ziemlich unordentlich, aber fest zusammengebaut werden. Innerlich ist er mit Würzelchen, zarten Halmen, Haaren und Federn sorgsam ausgelegt. Das Gelege zählt 4 bis 7 Eier, welche auf trüb oder grünlichweißem und bezüglich blaßgelbem Grunde mit blaß olivengrauen, tief aschgrauen, rostfarbenen und ähnlich gefärbten Punkten und regelmäßig gezeichnet sind, am dicken Ende gewöhnlich kranzartig. Das Weibchen brütet allein und wird, so lange es auf dem Neste sitzt, von dem Männchen mit Nahrung versehen, nicht aber eigentlich geäzt; denn dieses spießt alle für seine Gattin gefangene Beute einfach in der Nähe des Nestes auf geeigneten Dornen an. Die Jungen werden von beiden Eltern groß gefüttert, sehr geliebt und bei Gefahr mit erhabenem Muthe vertheidigt. Ungestört brüten die Würger nur einmal im Laufe des Sommers.

So eifrig die Würger auch der Kerbthierjagd obliegen, — als nützliche Vögel darf man sie nicht bezeichnen. Ihre Raublust und noch mehr ihre Unverträglichkeit hebt den Nutzen, welchen sie bringen, reichlich wieder auf. Namentlich der Raubwürger verdient nachdrücklich verfolgt zu werden. Dagegen müssen wir hervorheben, daß unsere Vögel in anderer Weise den Menschen wenn auch nicht nützen, so doch ergötzen, als Gefangene nämlich. Im Zimmer oder in einem großen Gebauer sind sie allerliebst. Sie werden sehr zahm, lassen sich sogar zur Baize des Kleingeflügels

abrichten, verursachen wenig Mühe, nehmen mit einfachem Futter fürlieb und erfreuen ebensowohl durch ihren ergötzlichen Gesang, wie durch ihr Gebahren. Mit anderen Vögeln darf man sie freilich nicht zusammensperren, weil sie an ihnen ihren Namen sofort bethätigen würden. Dagegen kann man sich das Vergnügen machen, sie bei ihrer eigenthümlichen Thätigkeit zu belauschen, indem man ihnen einen Zweig mit Dornen oder besser noch ein rundes mit zugespitzten Drahtstiften bespicktes Holz in den Bauer hängt, an welchem sie dann die ihnen zugereichte Beute ebenso hübsch aufspießen, wie in der Freiheit.

2. Der Staar, Sturnus vulgaris Linné.

(Sturnus varius Wolf & Meyer.)

Unser Staar gilt als Urbild einer über beide Erdhälften zahlreich verbreiteten Gruppe von Vögeln, welche zwischen den Raben und Drosseln ungefähr mitten inne stehen. Die Kennzeichen dieser Gruppe liegen in dem geraden, gestreckt kegelförmigen Schnabel mit stumpfer, platt gedrückter oder etwas gebogener Spitze, in mittelhohen, längs des Laufes mit breiten Horntafeln bedeckten Füßen, verhältnißmäßig langen Flügeln, dem kurzem Schwanze und dem ziemlich reichen, buntfarbigen Gefieder.

Der Staar, Stär, Stral, Sprehe, Sprem, Sprue und Spreu ist 8½ Zoll lang und 14 Zoll breit. Sein Gefieder ist nach Geschlecht und Alter sehr verschieden. Im Herbstkleide ist es auf dem Oberkörper schwarz, auf Kopf und Hinterhals purpur-, auf dem Rücken metallischgrün schimmernd, längs des ganzen Unterkörpers schwarz, von der Kehle bis zur Brust mit purpurfarbigem, von da mit grünem Schimmer. Alle Federn zeichnen sich in diesem Kleide durch kleine weiße oder grauweißliche Spitzenflecke aus, welche im Verlauf der Zeit sich abschleifen und dann den Vogel einfarbig dunkel, aber in der angegebenen Weise schillernd erscheinen lassen. Die Schwung- und Schwanzfedern sind schwarzgrau mit lichtgrauen Kanten. Im Frühjahr färbt sich der Schnabel der alten Vögel gelb, und die Spitzenflecke sind bis auf wenige verschwunden. Das Weibchen ist im Herbste dem Männchen ähnlich gefärbt, im Frühling jedoch von ihm durch die häufigeren Spitzenflecke unterschieden. Die Nestjungen sind braungrau, an der Kehle weiß, an der Brust weiß und schwarzgrau gefleckt.

Laubwaldungen, in denen alte Bäume den Bestand bilden, sind als das ursprüngliche Wohngebiet des Staares zu betrachten und zwar einfach der vielen Höhlungen wegen, welche derartige Bäume enthalten. Da aber der Vogel zu den besonderen Lieblingen des Menschen gehört, hat dieser ihn durch Errichtung von Brutkästen in seine Nähe gelockt, und der Staar ist gegenwärtig in den Gärten und Obstpflanzungen der Dörfer weit häufiger, als im freien Walde. Durch Errichtung der Brutkästen läßt er sich fast überall ansiedeln, selbst hoch oben im Gebirge, wo er sonst nur während des Zuges erscheint, ohne sich bleibend niederzulassen. Zutraulich, wie er ist, scheut er den Menschen nicht und nimmt dankbarlich die ihm bereitete Wohnung in Besitz, falls diese seinen Wünschen entsprechend eingerichtet ist. Recht ergötzlich erzählt der hochverdiente Lenz, daß er in früheren Jahren nie im Stande war, Staaren in seinem Garten einzugewöhnen und zwar einzig und allein deshalb, weil er die Eingangslöcher zu den für sie bestimmten Brutkästen zu klein hatte anfertigen lassen, die Staaren also beim besten Willen nicht im Stande gewesen waren, von den Wohnungen Besitz zu nehmen. Als diesem Uebelstande abgeholfen worden war, siedelten sich die Vögel sofort an und wenige Jahre später hatten sie sich bereits auf Tausende vermehrt; denn das von Lenz gegebene Beispiel fand Nachahmung.

Nach den Berichten russischer Forscher bewohnt der Staar außer unserem Europa auch Sibirien bis zum Baikalsee. Nordwärts hat man ihn bis auf den Faröerinseln beobachtet. Nach Lappland verfliegt er sich, wie uns berichtet wurde, äußerst selten. Im Herbst verläßt er die nördlichen Länder Europa's und tritt eine kurze Winterreise an, welche sich jedoch nur bis in die Küstenländer Nordafrika's erstreckt. Die Hauptmasse der Ausgewanderten herbergt schon in Spanien und Griechenland.

Eher noch, als die Lerche und die Singdrossel, trifft der Staar im Frühling bei uns ein: bei halbwegs günstigem Wetter bereits in den ersten Tagen Februars, niemals später als Anfangs März. Oft ist noch recht rauhe Zeit, wenn er ankommt, das Gelände mit Schnee bedeckt, der Himmel trüb und die Luft kalt. Er aber macht sich aus aller Unbill des Wetters wenig und singt so fröhlich, als gäbe es für ihn keinen Winter. Wenige Vögel bewahren sich, so wie er, unter allen Umständen dieselbe

muthige Gelassenheit, den unverwüstlichen Gleichmuth, welcher auch dem Schlimmsten noch eine heitere Seite abzugewinnen vermag. Er gehört zu den liebenswürdigsten unserer deutschen Vögel überhaupt und ergötzt Jedermann durch sein heiteres und drolliges Wesen, durch seine Menschenfreundlichkeit und seinen, wenn auch nicht schönen, so doch äußerst lustig hergeschwatzten Gesang. Seine Begabungen sind nicht gewöhnlicher Art. Er ist gesellig, gewandt, scharfsinnig, klug, munter und ununterbrochen in Bewegung. Auf der Erde läuft er rasch umher, im Gezweig hüpft er geschickt, wie eine Grasmücke, von einem Ast zum anderen, und durch die Luft fliegt er leicht und schnell mit nicht besonders starker Flügelbewegung, oft auf weite Strecken hin schwebend. Beim Singen setzt er sich auf die Thurmfahne oder auf den Dachfirst, kurz, auf einen möglichst erhabenen Ort, flattert mit den Flügeln, bläst die Kehle auf und schwatzt nun eine Menge pfeifender, zwitschernder, schnalzender Töne hervor, zwischen denen er geschickt die Stimmen anderer Vögel und Geräusche der verschiedensten Art einzuweben pflegt. Dem Pirol lauscht er seinen klangvollen, dem Schäfer seinen gezogenen Pfiff ab; das Klappern der Mühle, das Kreischen eines Thorflügels oder der Windfahne erscheint ihm als höchst nachahmungswerth; selbst am Gebell des Hundes versucht er sich. Deshalb ist sein Gesang auch verschieden, je nach der Oertlichkeit und je nachdem gewisse Thiere in einer Gegend häufig sind oder nicht. Bedingung zu fröhlichem Singen scheint zu sein, daß mehrere Männchen sich vereinigen. Die erhabensten Punkte im Dorfe werden auch dann noch allabendlich und jeden Morgen von den Staarenmännchen besucht, wenn deren Weibchen schon fest über den Eiern sitzen und dem Hausvater kaum noch Zeit zu Ausflügen bleibt. Während der Brutzeit singen die Männchen zwar viel und lange in der Nähe ihres Nestes, früh und Abend wissen sie der brütenden Gattin aber doch noch einige Minuten abzustehlen, um auch der Geselligkeit ihr Recht werden zu lassen.

Schon im März beginnt der Bau oder die Aufbesserung des Nestes. Beide Alten tragen eifrig Stroh, Heu, Federn herbei und füllen mit ihnen ziemlich roh die Nesthöhlung aus, bereiten nichts desto weniger aber eine weiche und warme Wiege für ihre Jungen. Ende Aprils hat das Weibchen seine 5 bis 6 hellblauen Eier gelegt; binnen 13 und 16 Tagen sind sie ausgebrütet, nach weiteren 3 Wochen bereits dem Neste entflogen. An

ihrer Auffütterung betheiligen sich beide Eltern, und die zahlreiche Familie verlangt ununterbrochene Arbeit. Die ausgeflogenen Jungen werden nun etwa 14 Tage lang geführt und unterrichtet, dann aber ihrem Schicksal überlassen, weil die Alten zur zweiten Brut schreiten. Zu dieser werden die Eier im Juni gelegt, und Ende Juli's sind auch die nachgeborenen Jungen flügge geworden. Nunmehr wenden die Eltern, welche mit der zweiten Brut die ersten Jungen aufsuchen, den geliebten Nestplätzen den Rücken, vereinigen sich mit Anderen ihrer Art zu zahlreichen Flügen, gesellen sich zu den Krähen und Raben, denen sie das Wächteramt überlassen und blindlings gehorchen, mausern während dieser Zeit und schlafen Nachts im Walde oder noch lieber im Röhricht gewisser Teiche. Sie wählen lange, ehe sie einen passenden Schlafplatz gefunden haben, halten dann aber treu an ihm fest und kommen aus meilenweiter Entfernung zu ihm herbei, nicht eben zur Freude der anwohnenden Menschen, weil sie vor dem Schlafengehen schnurrend, pfeifend, kreischend, zankend und singend einen Höllenlärm verursachen, welcher spät bis in die Nacht hinein währt und durch allerhand Zufälligkeiten fortwährend neue Veranlassung erhält. Es dauert lange, ehe sich jeder Einzelne sein Plätzchen auf einem Halme erwählt und erkämpft hat. „Bricht der Halm unter der Last," sagt Lenz „so wird mit großem Lärm emporgeflogen und dann wieder mit Lärm ein neuer erwählt. Tritt eine allgemeine Störung durch einen Schuß oder eine ähnliche Veranlassung ein, so erhebt sich die ganze Armee, tost mit Saus und Braus gen Himmel und schwirrt dort wieder eine Zeit lang umher, kehrt aber immer wieder zu demselben Orte zurück."

Ende Septembers erscheinen die Staaren plötzlich wieder auf ihren Nestplätzen, und die Männchen singen in der Nähe ihrer Brutkästen Morgens und Abends wieder ebenso lustig wie früher. Erst Mitte Oktobers, bei milder Herbstwitterung sogar erst Anfangs November, treten sie ihre Reise an und treiben es, wie wir zu unserer Freude in Spanien und Egypten erfuhren, in der Winterherberge nicht minder fröhlich, als in der Heimath. Nur selten überwintern Einzelne bei uns; in England und Irland soll Dies häufiger geschehen.

Kerbthiere, Würmer und Schnecken bilden die Nahrung des Staares; ab und zu beißt er wohl auch ein Salatblättchen ab, und manchmal wird er in den Kirschpflanzungen unangenehm. Der Schaden, welchen er hier

verursacht, kommt aber dem Nutzen, welchen er im Uebrigen bringt, nicht im Entferntesten gleich. „Ich kenne“ sagt Lenz „in hiesiger Gegend Felder und Wiesen, welche früherhin, wo man hier nur wenige Staaren sah, in nassen Jahren wie mit Erdschnecken dicht übersäet waren. Als es nun gelungen war, die Staaren so zu vermehren, daß sie ungeheure Schwärme bildeten, ging ich bei eintretender Abendkühle an die schneckenreichen Stellen, sah da die schleimigen Verwüster tausendweise herumkriechen, zog mich dann zurück, wartete ab, bis eine Staarenwolke einfiel und fand nach deren Abzug den ganzen Boden schneckenfrei. — Bei keinem Vogel läßt sich so bequem beobachten, wie viel Nutzen er thut, wie bei dem Staar. Ich habe ganz nahe vor meinem Fenster eine Anzahl Nistkästen, in welchen sich die netten Vögel recht heimisch fühlen. Ist die erste Brut ausgekrochen, so bringen die Alten in der Regel Vormittags aller drei Minuten Futter zum Neste, Nachmittags aller fünf Minuten, macht jeden Vormittag in sieben Stunden 140 fette Schnecken oder das Gleichwerthige an Heuschrecken, Raupen u. dgl., Nachmittags 84. Auf die zwei Alten rechne ich in der Stunde wenigstens zusammen 10 Schnecken, macht in vierzehn Stunden 140. In Summa werden also von der Familie täglich 364 fette Schnecken verzehrt. Ich habe zusammen 42 Nistkästen für Staaren und stelle allein von meiner Wohnung aus jährlich eine Streiterschaar von 504 Staaren in's Feld, welche täglich ein Heer von 35,280 großen, dicken, fetten Schnecken niedermetzelt und verschluckt.“

Wir haben diese Worte des von uns hochverehrten Forschers absichtlich hier angeführt, um den Nutzen dieses einen Vogels zu beweisen, wobei wir jedoch bemerken müssen, daß wir die Verdienste desselben noch keineswegs erschöpfend aufgezählt haben; denn der Staar verzehrt auch Heuschrecken, Engerlinge, Raupen u. dgl. Für die Heerden ist er ein wahrer Wohlthäter, welcher die geplagten Thiere auf's Eifrigste vom Ungeziefer reinigt. Für die von den Eichenwicklern, Tortrix viridana, verwüsteten Eichenwälder, für die von der Kieferneule, Noctua piniperda, befallenen Kiefernwälder ist die heilbringende Wirksamkeit der Staaren gar nicht hoch genug anzuschlagen, und ebenso ist es erwiesen, daß die Bewohnerschaft von 121 Staarkästen den Verheerungen zweier Rüsselkäferarten, Curculio pini et ater, für deren Einsammeln durch Menschenhand ein einziger Förster in fünf Jahren gegen 1100 Thlr. verausgabt hatte, ein Ziel zu setzen wußte. Man

ersieht hieraus, daß wir den Staar mit vollstem Rechte auch unter den Waldhütern hätten aufzählen können.

In der Gefangenschaft giebt sich der Staar bald ganz so, wie draußen im Freien. Er zeigt großen Verstand, lernt Denjenigen, welcher ihn pflegt, nicht blos kennen, sondern bekundet auch offenbares Verständniß für gewisse Worte, für Drohungen z. B., kommt auf den Ruf herbei, lernt Lieder nachpfeifen, läßt sich zum Sprechen abrichten und begnügt sich mit dem einfachsten Futter, vergilt also alle Mühe, welche er verursacht, mehr als hundertfach.

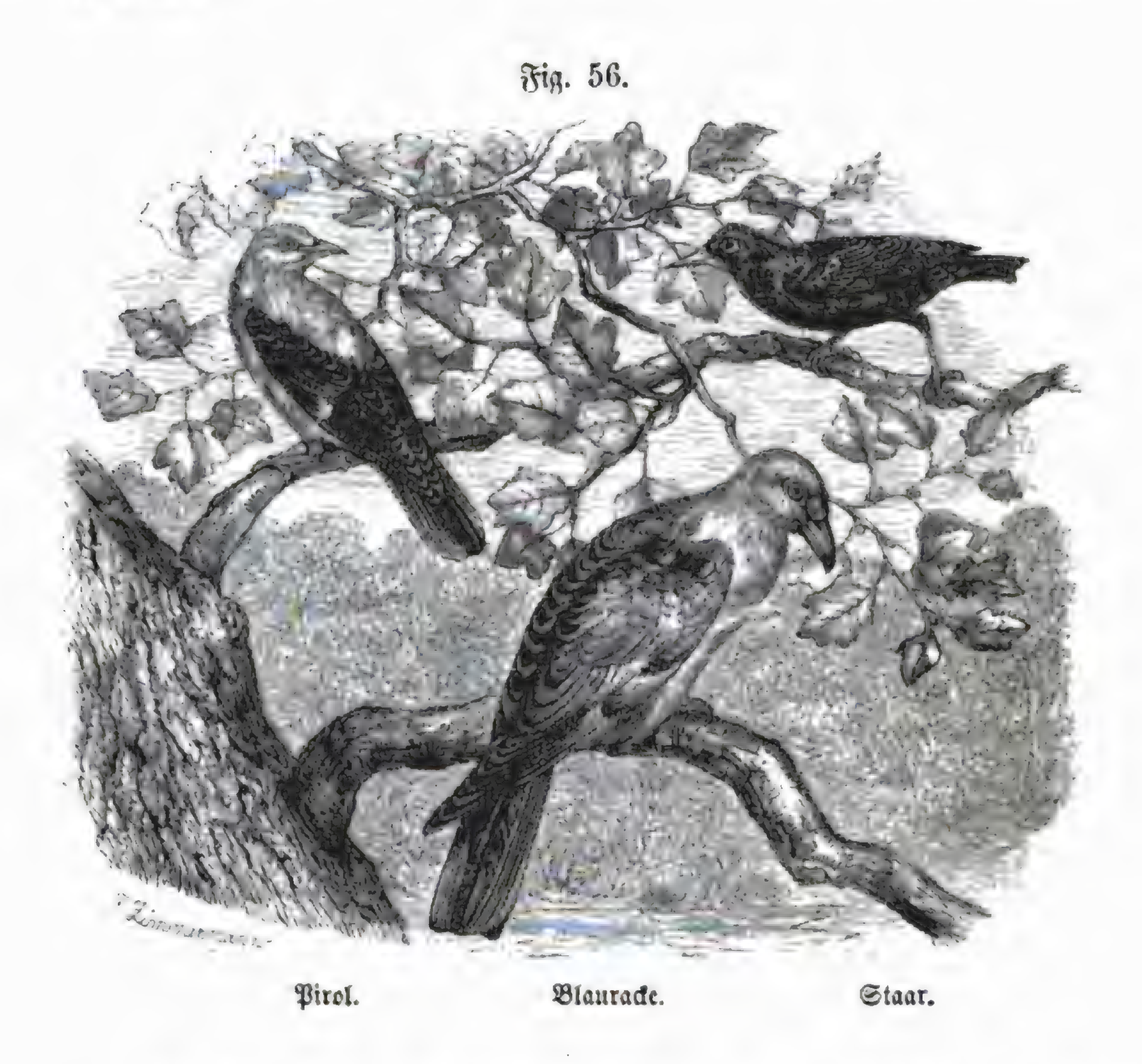
3. Der Pirol, **Oriolus galbula Linné.**
(Coracias Oriolus Scopoli.)

Die meisten Naturforscher zählen den Pirol, Bülow, Widerwall, Weihrauch, Gelb=, Gold=, Kirsch= und Pfingstvogel, Berolst, Bieresel, Tyrolk, die Golddrossel, Gutmerle, Regenkatze, Kersenrise, Pfeifholder ꝛc. zu den Drosseln, andere dagegen zu den Paradiesvögeln. Wir thun wohl, wenn wir uns den Ersteren anschließen, schon weil wir die Drosseln zur Vergleichung vor uns haben, die Paradiesvögel aber nicht. Von den eigentlichen Drosseln unterscheidet sich der Pirol hauptsächlich durch seine langen Flügel und die kurzen Füße mit etwas verwachsenen Zehen. Im Uebrigen ist er leicht beschrieben, kann auch mit keinem europäischen Vogel verwechselt werden. Bei dem alten Männchen sind Zügel, Flügel und Schwanzfedern schwarz, der ganze übrige Körper ist goldgelb. Der Schnabel ist braunroth, der Fuß graulich, das Auge karminroth. Bei dem alten Weibchen sind die Schwingen und Steuerfedern graulicher; die Oberseite ist hellgrüngelb, die Unterseite weiß mit gelbem Anfluge und schwarzgrauen Schaftstrichen auf den Federn. Die jährigen Vögel ähneln dem Weibchen. Bei den Jungen ist das weißliche Gefieder der Unterseite mit schwarzen Schaft= und Längsflecken gezeichnet. In der Größe übertrifft der Pirol den Staar nur wenig; er ist 8 Zoll lang und ungefähr 13 Zoll breit.

Europa, von Südschweden an, und das gemäßigte Asien sind die Heimath des Pirols; den Winter bringt er jedoch in den Urwaldungen des tiefsten Innern von Afrika zu. In Deutschland bevorzugt er die Laubwaldungen der Ebenen, am liebsten solche, welche von Flüssen oder Bächen

durchströmt werden. Im Nadelwalde kommt er nur zeitweilig vor, falls der Bestand nicht ein sehr gemischter sein sollte. Er erscheint erst Anfangs Mai und verläßt uns bereits im August wieder, verweilt demnach nur ebenso lange in der Heimath, als erforderlich ist, seinem Brutgeschäft zu genügen.

Fig. 56.



Pirol. Blauracke. Staar.

Der Pirol ist ein sehr flüchtiger, rascher, unruhiger, einsamer, d. h. ungeselliger, vorsichtiger und scheuer Vogel. Seinen weit tönenden, klangvollen Ruf, von welchem sowohl der lateinische, wie die meisten deutschen Namen Klangbilder sind, vernimmt man sehr häufig, ohne den Vogel selbst zu Gesicht zu bekommen; denn dieser flieht unter allen Umständen scheu vor dem Menschen und hält sich außerdem fast nur in den höchsten Wipfeln der Bäume auf. Auf dem flachen Boden ist der Pirol ungeschickt und

Digitized by Google

kommt deshalb auch nur bei trockenem Wetter zur Erde herab, um zu trinken; im Gezweig bewegt er sich rasch; sein Flug ist ungewöhnlich leicht, schnell und schön, dem der Wachholderdrossel entfernt ähnlich, aber schwebender und behender. Er befähigt den Vogel wesentlich zu dem unsteten Leben, welches er führt. Wie es scheint, fliegt er mehr zu seinem Vergnügen, als Nahrung suchend umher; denn er ist überall und nirgends. Aber auch auf den Bäumen ist er sehr unruhig, fliegt oder hüpft beständig von einem Ast zum anderen und ruft und frißt dazwischen. Seine Nahrung besteht fast ausschließlich aus Raupen, namentlich glatthäutigen, welche er vom Laube der Bäume absucht, und nur, wenn die Kirschen reif sind, hält er sich mehr an Früchte, als an Kerbthiere. Er wird also dem Walde sehr nützlich, den Kirschpflanzungen aber mitunter schädlich.

Sofort nach seiner Ankunft vernimmt man den laut und voll tönenden Ruf, welchen man einen kurzen Gesang nennen und durch die Silben „Piripiriol“ wiedergeben kann. Diesem prächtig verschlungenen Pfiff wird regelmäßig ein unangenehmes Knarren angehängt, welches man ungefähr durch „Präh“ oder „Chrr“ ausdrücken könnte. Letzteres ist der Lockton beider Geschlechter, ersteres der Liebesgesang des Männchens, obwohl es einem Nebenbuhler gegenüber allerdings auch die Aufforderung zu Kampf und Streit werden kann. Der Pirol duldet in seinem großen Gebiet kein zweites Paar und jagt sich mit jedem Eindringling halbe Tage lang umher, am hitzigsten natürlich vor der Paarung. Diese findet zu Ende des Mai statt. Anfangs Juni ist das Nest bereits vollendet. Es ist ein prächtiger Bau, welcher mit vieler Kunst in einer Astgabel befestigt wird. Das Paar sucht sich einen geeigneten, möglichst biegsamen und federnden Zweig aus und schleppt nun Baustoffe herbei, welche das Weibchen verarbeitet. Es umwickelt zuerst die Zweige nahe der Gabel mit dünnen, langen, schmalen Grasblättern, indem es um den Zweig herum fliegt, während es die Baustoffe im Schnabel fest hält. Dann webt es Grasblätter zwischen die Schenkel der Gabel und bildet so die Unterlage oder den Nestboden, welchen es durch Raupen- und Spinnengewebe dichtet und befestigt. Hierauf wird die Mulde mit äußerst feinen, dürren Grashalmen auf das Sorgfältigste ausgebaut. Das fertige Nest ist dicht und schön gebaut, etwas tiefer als eine Halbkugel, mit stark eingebogenem Rande, — einem Napfe, welcher zwischen und an den Zweigen hängt, zu vergleichen. Zuweilen werden von der

Baukünstlerin auch Linnen- oder Baumwollfäden verwendet und zwischen den Baumflechten eingewebt. Das Gelege besteht aus 3 bis 5 verhältnißmäßig großen Eiern, welche auf kalkweißem Grunde mit schwarzbraunen und verwaschenen schieferblauen Flecken und Punkten besetzt sind. Sie werden vom Weibchen allein bebrütet; an der Erziehung der Jungen betheiligen sich jedoch beide Eltern. Die Jungen beginnen schon im Neste zu mausern und haben wenige Tage nach dem Ausfliegen ihr Nestkleid in das Jugendkleid verwandelt. Wenige Wochen später treten sie ihre Winterreise an, gemeinschaftlich mit ihren Eltern, zu denen sie sich während der ganzen Reise halten.

4. Die Racke, Coracias garrulus Linné.

Die älteren Naturforscher zählten den größten Prachtvogel unserer Wälder zu den Raben oder Pirolen, die neueren stellen ihn zu den Bienenfressern. In der That verbindet die Blauracke beide Vogelgruppen. Den Ersteren ähnelt sie in der Gestalt, an die Letzteren erinnert sie durch ihr prächtiges Gefieder. Ihr Leib ist gestreckt, langflügelig und langschwänzig, der Schnabel stark, am Ende zusammengedrückt, mit etwas hakiger Spitze, der Fuß kurz und stark. Unsere Blauracke, auch Mandel-, Garben-, Gold-, Grün- oder Blaukrähe, Haiden- oder Küchenelster, Birk-, Meer-, Mandelheher, Galgen-, Golk-, Helk- und Halsvogel genannt, hat in den Gleicherländern der alten Welt viele Verwandte, zum Theil solche, welche ihr sehr ähnlich sind, ist aber die einzige Art, welche in Europa gefunden wird. Kopf, Nacken, Hinterhals, Oberflügel und fast die ganze Unterseite sind blaugrün, Oberrücken und Mantel hellzimmtbraun, die Schwingen blauschwarz, der Steiß ist indigoblau, der Schwanz hinten an der Wurzel grün, an der Spitze lichtblau, der Schnabel ist schwarz, das Auge nußbraun, der Fuß gelblich. Der junge Vogel ist auf Oberkopf, Hinterhals und der Unterseite graugrün, auf dem Rücken matt zimmtbraun, auf dem Schwanze blaugrün, sonst wie der Alte gefärbt. Die Länge beträgt 12 bis 13 Zoll, die Breite 27 bis 29 Zoll.

Auch die Racke gehört zu unseren Sommervögeln. Sie erscheint zu Ende Aprils oder im Anfang des Mai, verweilt bis zum August und wandert dann nach Süden und zwar bis tief in das Innere Afrika's, wo

wir sie noch südlich des 12. Grades nördlicher Breite getroffen haben. Sie kommt in ganz Deutschland, jedoch hauptsächlich in Ebenen vor, welche Waldungen mit hohen Bäumen haben. Häufig ist sie nirgends, wahrscheinlich in Folge des Mangels an geeigneten Nistplätzen. In Südeuropa begegnet man ihr weit öfter, als bei uns. Zwar sind auch dort hohle Bäume selten, der Vogel bequemt sich aber, in Felsspalten, Löcher und in steile Erdwände zu nisten, was er in Deutschland, unseres Wissens wenigstens, nicht thut.

In ihrem Betragen unterscheidet sich die Racke wesentlich von den Raben. Sie ist ein Baumvogel, welcher nur selten auf den Boden herabkommt und dort so wenig als möglich umherläuft. Paarweise bewohnt sie ein bestimmtes, ziemlich großes Gebiet, setzt sich in ihm auf die einzeln stehenden Bäume, im Sommer gern auch auf die Getreidemandeln und späht von hier aus nach Beute. Eine Heuschrecke, welche aufschwirrt, ein Käfer oder anderes Kerbthier, ein umherhüpfender Frosch oder eine dahinhuschende Eidechse bewegt sie, von ihrer Warte aufzufliegen, um dem betreffenden Thiere den Garaus zu machen. Sie fliegt sehr leicht, schnell und schön, zuweilen in eigenthümlicher Weise sich überschlagend, fast wie eine Dohle, aber rascher und mit mehr Flügelbewegungen, fängt geschickt Kerbthiere im Fluge weg und folgt ihnen, wie der Bienenfresser, auf kleine Strecken nach. Neben der genannten Beute jagt sie hauptsächlich Raupen, und da sie ziemlich gefräßig ist, kann sie durch Verminderung der waldvernichtenden Schmetterlingsraupen (Bombyx Monacha et quadra) sehr nützlich werden. Im Uebrigen versteht sie es nicht, sich angenehm zu machen. Sie ist zwar sehr scheu und flüchtig, jedoch nicht klug. Sie ist ungesellig und zänkisch im hohen Grade, stößt auf Krähen, Elstern und kleine Raubvögel oder auf Andere ihrer Art mit Heftigkeit herab und verträgt sich eigentlich nur mit den Dohlen und mit mehreren kleinen Vögeln, um welche sie sich nicht bekümmert. Der Name Racke ist ein Klangbild ihres Geschreies, welches durch die rasch ausgestoßenen und oft wiederholten Silben „Rackerracker“ bezeichnet werden kann. Im Streit ruft sie schnell und heftig „Räh“ oder „Kräh“.

Das Nest findet man im Juni in Baumhöhlen, mannshoch oder höher über dem Boden. Es besteht aus Wurzeln, Halmen, Federn und Haaren, welche die Höhlung zwar dicht, aber unordentlich ausfüttert und enthält

4 bis 5 glänzend weiße Eier, welche von beiden Eltern abwechselnd und ungemein eifrig bebrütet werden. Die Alten tragen den ausgeschlüpften Jungen Raupen und andere Kerbthiere in Menge zu, lassen sie aber im Unrath fast verkommen; denn die Jungen sitzen, wie sich Naumann ausdrückt, „im Kothe bis über die Ohren", und ihre Federn sind oft naß vom Unrath. Nach dem Ausfliegen der Jungen hält sich die Familie noch eine Zeit lang zusammen, dann tritt sie vereint die Winterreise an.

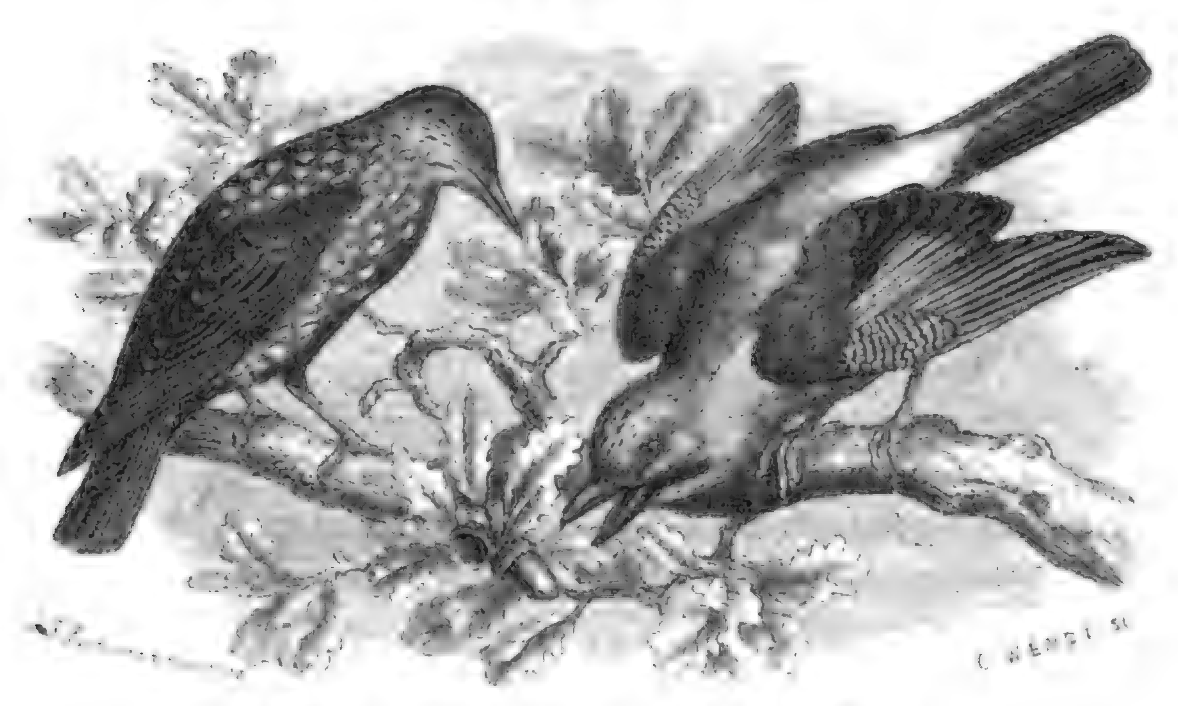
Wahrscheinlich hat die Mandelkrähe nur in den Edelfalken und großen Eulen oder vielleicht in den Mardern Feinde, welche ihr schädlich werden. Der Mensch verfolgt sie oft unnöthig des schönen Gefieders wegen; im Uebrigen ist der Vogel nicht zu brauchen, der getödtete so wenig, als der gefangene. So zählebig die Racke auch zu sein scheint, so schlecht hält sie sich in der Gefangenschaft. Es ist schwierig, ihr die geeignete Nahrung zu verschaffen und fast unmöglich, sie rein von Gefieder zu erhalten. Dies mag der Hauptgrund sein, daß man das schöne Thier so auffallend selten im Käfig sieht.

5. Heher und Nußknacker.

Die artenreiche Familie der Raben ist auch in unserem Vaterlande und im Walde besonders würdig vertreten. Außer den eigentlichen Urbildern der Familie finden sich bei uns noch zwei andere Rabensippen, welche gewöhnlich als eng verbunden betrachtet werden, obgleich ihre Aehnlichkeit nicht eben größer ist, als die, welche zwischen anderen Gliedern der Familie besteht. Die eine Sippe vertritt der allbekannte Heher, Holz- oder Eichelheher und Holzschreier, Nußhacker, Herold, Hägert, Herre, Markwart, Jäck rc., Garrulus glandarius Brisson, (Corvus glandarius Linné, Pica glandaria Gessner, Lanius glandarius Nilsson, Glandarius pictus Koch), ein in vieler Hinsicht theilnahmswerther Vogel, von 12 bis 13 Zoll Länge und 20 bis 21 Zoll Breite. Seine Kennzeichen liegen in dem gedrungenen Leibe mit verhältnißmäßig kurzen Flügeln und mittellangen Schwanze, dem geraden, an der Spitze gewölbten Schnabel ohne Zahn und dem starken, ziemlich langen Fuße, dessen äußere und mittlere Zehe fast bis zum ersten Gelenk verwachsen sind. Das Gefieder ist locker und weitstrahlig, die Zeichnung eine manchfaltige und schöne. Ein angenehmes

Röthlichgrau ist die vorwiegende Färbung; das Ende des Rückens und die Aftergegend sind weiß, Flügel und Schwanz schwärzlich, die Flügel aber durch einen weißen und einen aus schwarzen, blauen und weißen Querstreifen bestehenden Spiegel, welcher von den Deckfedern gebildet wird, besonders ausgezeichnet. Der Vorderkopf ist weiß und schwarz gestreift, die mit breiten, schwarzen Backenstrichen eingefaßte Kehle ist weißlich, der Schnabel hornschwarz, der Fuß hellhornfarben, der Augenstern braun. Männchen und Weibchen und alte und junge Vögel sind ziemlich gleich gefärbt.

Fig. 57.



Eichelheher. Nußknacker.

Ganz Europa ist die Heimath des Hehers. Erst in Kleinasien wird er durch eine andere Art ersetzt, welche zuweilen nach Südosteuropa herüberfliegt, und im hohen Norden lebt ein ihm verwandter Vogel, der Unglückshe her (Perisoreus infaustus), neben ihm. Er bewohnt nicht nur alle Länder, sondern auch alle Gegenden unseres Erdtheils, soweit es Waldungen oder wenigstens Bäume giebt. Von den Wäldern aus besucht er die Felder, die buschreichen, mit Bäumen besetzten Wiesen und die Gärten. Sein Leben verfließt ziemlich gleichmäßig; denn er ist ein Standvogel, welcher höchstens im Winter sein Nistgebiet auf kurze Zeit verläßt, ohne

Digitized by Google

jedoch eigentlich zu wandern. In Familien oder kleinen Gesellschaften streift er im Walde auf und nieder, und nur zur Brutzeit trennt er sich in einzelne Paare, welche aber immer noch gern möglichst nahe nebeneinander wohnen und brüten.

Das Betragen des Hehers ist unterhaltend. Er ist ein gewandter und unruhiger, ein kühner, aber vorsichtiger, ja listiger Vogel, welcher sich ohne Unterlaß zu beschäftigen und dabei sehr bemerklich zu machen weiß, obgleich er es durchaus nicht liebt, sich frei zu zeigen. Am liebsten treibt er sich in Dickichten umher. Hier fliegt er von einem Baume zum anderen und wechselseitig von den Kronen der Bäume zum Boden herab und wieder nach ihnen hinauf. Er fliegt nicht gern weit, aber doch geschickt, mit starken Flügelschlägen und führt im Fluge oft plötzliche Schwenkungen aus; er hüpft auf dem Boden sehr behend und im Gezweig nicht minder gewandt umher; er versteht es, sich im ärgsten Dickicht zu bewegen und jede Oertlichkeit nach Möglichkeit auszubeuten. Seine Sinne sind scharf, und sein Verstand ist nicht gering. In seiner Art ist er ein abgefeimter Strolch, welcher sich vortrefflich durchs Leben zu schlagen weiß. Zur Nahrung ist ihm alles Genießbare recht. Im Sommer frißt er vorzugsweise Kerbthiere und Würmer, aber auch Mäuse, junge Vögel und deren Eier, Frösche, Eidechsen, kleine Schlangen, selbst giftige, zur Leckerei Kirschen und andere Früchte; im Herbst und Winter ernährt er sich hauptsächlich von Beeren, Nüssen, Bücheln und Eicheln, welche er mit seinem starken Schnabel spaltet. Man bleibt im Zweifel, ob man ihn zu den nützlichen oder zu den schädlichen Vögeln zu rechnen hat. Lenz erhebt ihn wegen seiner Kämpfe mit jungen Kreuzottern sehr hoch; andere Forscher, denen wir uns anschließen müssen, sind ihm wegen seiner Nesträubereien nicht besonders freundlich gesinnt. Doch macht sein munteres, regsames Wesen in unseren Augen Vieles gut. Er gehört wesentlich zum Walde und ist einer der eifrigsten, wenn auch nicht gerade begabtesten Choristen desselben. Sein eigentlicher Lockruf, welcher zu jeder Tageszeit im Walde vernommen wird, ist freilich nicht viel werth, vielmehr unangenehm kreischend; aber der Heher läßt es dabei nicht bewenden, sondern stiehlt aus anderer Vögel Lieder verschiedene Töne und setzt sich daraus ein Machwerk zusammen, welches man, wenn man es mit Wohlwollen beurtheilt, ein Lied nennen darf. Besonders anmuthig scheint ihm der miauende Ruf des Bussard zu sein; denn diesen läßt er

fast ebenso oft hören, wie seinen eigenen Ruf, jedoch blos in Gegenden, wo es Bussarde giebt.

In seinem Neste findet man schon früh im Jahre 5 bis 7 auf weißlichem Grunde mit bräunlichen Flecken gezeichnete Eier, welche in 16 bis 18 Tagen ausgebrütet werden. Das Nest wird aus Reisern und Würzelchen in geringer Höhe über dem Boden auf Bäumen errichtet. Es ist ziemlich fest und innen recht sorgsam ausgebaut. Die Jungen, welche von den Eltern äußerst zärtlich geliebt und mit bewunderungswürdigem Muthe gegen jeden Feind vertheidigt werden, halten sich bis zur nächsten Brutzeit zu den Eltern.

In der Gefangenschaft macht der Heher viel Freude, vorausgesetzt, daß man ihm einen großen Raum gewähren kann. Er wird sehr zahm, gewöhnt sich, aus- und einzufliegen, lernt sprechen oder Lieder nachpfeifen und begnügt sich mit dem einfachsten Futter. Im engen Käfig beschmutzt er sein Gefieder in häßlicher Weise.

Hier und da stellt der Mensch dem Vogel ziemlich eifrig nach, weil sein Fleisch keineswegs unschmackhaft ist. Außerdem verfolgen ihn Marder, Edelfalke, Uhu, Habicht und Sperber. Diesen Feinden ergiebt er sich übrigens durchaus nicht auf Gnade und Ungnade, und namentlich mit dem schwachen Sperber kämpft er oft sehr heftig und nicht immer ohne Glück. Stärkeren Räubern muß er freilich erliegen.

Mit vollstem Rechte zählt man gegenwärtig den Nußknacker, Nußraben, Tannen-, Stein-, Berg-, Birk- und Nußheher, die Nußkrähe, Nußelster, Bergjäck rc., **Nucifraga caryocatactes Brisson** (Corvus caryocatactes Linné, Caryocatactes maculata Koch, C. nucifraga Nilsson), einer besonderen Sippe zu. Linné rechnete den sehr vereinzelt dastehenden Vogel zu den eigentlichen Krähen, und in der That hat er mit diesen Manches gemein; doch erinnert er andererseits auch wieder an die Spechte, — namentlich des Schnabels wegen, welcher schlank, rundlich, gerade, an der Spitze niedrig und breit ist, und in der Mitte des Unterkiefers und zwar im Innern einen oben scharfen, hornartigen Höker hat. Der Leib ist wie bei den Raben gedrungen, die Flügel sind mittellang und stumpf, die ersten Schwingen bis zur vierten, welche die längste ist, sehr verkürzt. Der Schwanz ist kurz, der Fuß ziemlich stark und lang, die

äußere Zehe mit der mittleren bis zum ersten Gelenk verwachsen, die langen Nägel sind bogenförmig und spitzig. Das Gefieder ist ziemlich reichhaltig, verhältnißmäßig weich und sehr bunt. Seine Grundfärbung ist ein düsteres Braun, welches mit Ausnahme des Scheitels und Nackens überall durch weiße Spitzenflecke der Federn gezeichnet wird. Die Schwung- und Schwanzfedern sind glänzend schwarz, die letzteren mit breiteren weißen Spitzen. Schnabel, Füße und Nägel sind ebenfalls schwarz, der Augenstern ist braun. Die unvermauserten Jungen zeigen eine schmale, weiße Flügelbinde, sind aber sonst den Alten ganz gleichartig gefärbt und gezeichnet. Die Länge des Vogels beträgt 12½ bis 14 Zoll, die Breite 20 bis 22 Zoll.

Ungeachtet seiner weiten Verbreitung ist der Nußknacker hinsichtlich seines Aufenthaltes beschränkt. Er findet sich in Europa und Sibirien, kommt aber nur im Hochgebirge ständig vor und verläßt dieses blos dann, wenn er vom Mangel zum Herabstreichen in die nahrungsreichere Ebene gezwungen wird. In Wintern, welche sein eigentliches Wohngebiet in außerordentlicher Weise mit Schnee bedecken, kann es vorkommen, daß er in Massen Gegenden besucht, welche er sonst viele Jahre hindurch meidet. Er erscheint dann plötzlich, wie die Seidenschwänze und übrigen nordischen Vögel, und verschwindet ebenso plötzlich mit Beginn des Frühlings wieder. Im Sommer trifft man ihn in unseren Alpen, in den Karpathen und vielleicht noch im Böhmerwalde oder auf dem Riesengebirge, sonst nirgends weiter. In seinem Wesen ähnelt er dem Eichelheher am meisten, hat aber auch Manches mit den Spechten und Kernbeißern gemein. Er trägt den Leib gewöhnlich wagrecht, das Gefieder locker, den Kopf dicht auf den Nacken und erscheint dann sehr plump und ungeschickt, was er keineswegs ist. Nur kurz vor dem Fortfliegen pflegt er sich aufzurichten und sein Gefieder anzulegen; dann erhält er ein ganz anderes Aussehen. Auf dem Boden hüpft er ebenso geschickt umher, wie der Eichelheher, welchem er auch im Fluge ähnelt. Seine größte Geschicklichkeit beweist er jedoch im Gezweig der Bäume. Er hüpft behend durch das dichteste Geäst, hängt sich wie die Meisen unten an den Zweigen oder wie Spechte an der Mitte des Stammes an und weiß sich in dieser schwierigen Stellung sehr gut fest zu halten. Er arbeitet auch wie ein Specht mit seinem Schnabel, spaltet Rindenstückchen ab oder hämmert kleine Löcher in die Rinde, um die Schlupfwinkel mancherlei Kerbthiere aufzudecken. Wie der Eichelheher fliegt auch er ungern weit, vielmehr

am liebsten absatzweise von Baum zu Baum; nur auf der Wanderung legt er große Strecken in einem Zuge zurück, und zwar, wie es scheint, ohne alle Beschwerde. Die Liebe zur Geselligkeit theilt er mit seinen Verwandten. Er lebt während der Brutzeit paarweise, im Herbst, Sommer und Winter dagegen in kleinen oder größeren Trupps, in Familien oder Gesellschaften. Eigentliche Schaaren bildet er nicht, wahrscheinlich deshalb, weil ihm seine Nahrung nur sparsam zugemessen ist. Seine geistige Befähigung ist größer, als man gewöhnlich annimmt. Er erscheint uns, wie alle Vögel, welche wenig mit Menschen verkehren, als ein argloser, dummer Gesell, welcher sich blindlings in Gefahr stürzt, beweist aber Demjenigen, welcher sich länger mit ihm abgiebt, daß er die Feinde, mit welchen er zu verkehren gewohnt ist, sehr wohl kennt und zu vermeiden sucht. Sobald er erfahren hat, daß auch der Mensch zu seinen Feinden gezählt werden müsse, wird er scheu und vorsichtig, wie die übrigen Raben.

Der Nußknacker ist ein Allesfresser. Er jagt Kerbthiere mancherlei Art, hackt sich Käfer und Larven aus der Baumrinde, verschluckt Hummeln und Hornissen sammt dem Stachel, liest Raupen u. dgl. vom Boden auf, nimmt Vogelnester aus und verfolgt kleine, schwache Wirbelthiere mit ziemlicher Raublust; im Herbst pflückt er sich Beeren ab, und im Winter sucht er sich Sämereien und Nüsse zusammen. Die letzteren nimmt er zwischen seine Füße und hackt sie mit dem Schnabel auf oder zerknackt sie mit demselben, indem er sie mit Hilfe der Zunge in eine solche Lage bringt, daß der scharfe Schnabelhöker der unteren Kinnlade gerade auf ihren Spalt zu liegen kommt und bei dem Zusammenpressen des Schnabels sie in zwei Hälften zertheilt. Dann wirft er die Schalen mit der Zunge heraus und läßt den Kern in den weiten Rachen hinabgleiten.

Erst in der Neuzeit hat man Sicheres über das Brutgeschäft in Erfahrung gebracht. Der Nußknacker brütet blos in solchen Waldungen, deren Bäume reich an Haarflechten sind, also in einem gewissen Höhengürtel liegen. Hier erbaut er sich in einer Höhe von ungefähr zwanzig Fuß über dem Boden ein ziemlich großes Nest aus schwachen, dürren Tannenreisern, zwischen denen erst grüne Tannenzweige eingeflochten werden und füttert mit denselben Bestandtheilen und dürren Grashalmen auch die innere Mulde aus. Die Eier sind auf blaßgrünbläulichem Grunde mit zahlreichen, gleichmäßig vertheilten, hellederfarbenen Flecken besetzt. An Größe übertreffen

sie die des Eichelhehers. Sie werden bereits in den letzten Tagen des März gelegt, und Dies ist der Grund, weshalb sie noch immer zu den größten Seltenheiten in den Sammlungen gehören; denn um diese Zeit verursacht es selbstverständlich außergewöhnliche Schwierigkeiten, die Dickichte des Hochgebirges zu durchstöbern.

Eigentlichen Schaden thut der Nußknacker nicht; wohl aber bringt er ziemlich beträchtlichen Nutzen durch seine eifrige Jagd auf schädliche Kerbthiere. In der Gefangenschaft ist er unterhaltend, läßt sich jedoch zu Nichts abrichten und wird deshalb selten zahm gehalten. Seine Jagd ist leicht, und sein Fang verursacht dem geübten Vogelfänger keine Schwierigkeiten.

6. Die Elster, **Pica caudata Brisson.**
(Corvus Pica Linné.)

Die Elster oder Azel, Alster, Aegerst, Schalaster, Algart, Agerluster, Heste, Hetze, Heister, Hutsche, Keckersch und Gartenkrähe, erinnert an die prächtigen Rabenvögel, welche in anderen Erdtheilen herbergen. Unter unseren europäischen Raben ist sie unbedingt die am abweichendsten gestaltete und am schönsten gezeichnete Art. Zu verkennen ist sie nicht: ihr langer, stufenförmiger Schwanz unterscheidet sie von allen deutschen Familienverwandten. Die Länge beträgt 17 bis 18 Zoll, wovon die größere Hälfte auf den Schwanz kommt, die Breite kaum mehr, 22 bis 23 Zoll nämlich. Ihr Leib ist gedrungen, der Schwanz so abgestuft, daß die äußeren Federn etwa halb so lang, als die mittleren sind, der Flügel kurz und stark gerundet, der Fuß verhältnißmäßig höher, als bei den anderen Raben, der Schnabel dem der Krähen ähnlich, das Gefieder sehr weich und strahlig, im Allgemeinen schwarz, verschiedenfarbig glänzend, hier und da mit prachtvollem Schiller, auf Unterbrust und Schultern aber reinweiß. Beide Geschlechter sind gleich gefärbt und die Jungen kaum verschieden, nur an dem geringeren Glanze des Gefieders kenntlich. Die Weibchen sind etwas kleiner, als die Männchen.

Gemischte Waldungen, Baumpflanzungen und Gärten ganz Europa's, vom Nordkap an bis zu den südlichsten Spitzen, ein großer Theil von

Sibirien und Japan sind die Heimath und das Wohngebiet der Elster. In Skandinavien ist sie gewissermaßen der heilige Vogel des Landes, zu dessen Gunsten man Vorkehrungen trifft, wie bei uns dem Storch zu Liebe; in Deutschland wird sie mit weniger Freundlichkeit behandelt, aber eigentlich überall noch geduldet, obgleich ihre Wirksamkeit Dies keineswegs verdient. Sie ist ein munterer und beweglicher, ein kluger, listiger, muthiger und raubsüchtiger Vogel, welcher viel Nutzen und viel Schaden bringt. In der Rabenfamilie ist sie eins der begabtesten Glieder. Sie geht und hüpft zierlich auf dem Boden einher, wobei sie den langen Schwanz sorgfältig hoch trägt, gleichsam in der Absicht, ihn zu schonen, fliegt mit starken und raschen Flügelschlägen in Bogenschwingungen dahin, ohne jemals zu schweben, stürzt sich aber oft aus bedeutenden Höhen, wie ein Falk, in senkrechter Richtung herab und führt überhaupt manche eigenthümliche Schwenkungen im Fluge aus. Ihre Sinne sind vortrefflich, ihr Verstand ist bewunderungswerth. Sie würdigt den Mensch vollkommen, unterscheidet den, welcher ihr wohl will, genau von dem ihr feindselig Gesinnten, ist stets vorsichtig, demungeachtet aber zudringlich, dreist, ja frech und stiehlt und raubt so recht eigentlich vor seinen Augen, scheinbar im vollsten Bewußtsein von Dem, was sie thut. Ihre Nahrung besteht aus allen möglichen genießbaren Stoffen. Sie greift ziemlich große Vögel an, stellt den Mäusen eifrig nach, plündert rücksichtslos die Nester, raubt Küchlein und junge Enten vom Gehöft oder junge Tauben aus den Schlägen in Gebäuden, frißt freilich nebenbei eine Masse von Kerbthieren, Schnecken und Würmern, nährt sich im Winter mit den Hühnern auf dem Hofe von Kartoffeln und Getreide, stiehlt aber außerdem alle glitzernden und glänzenden Dinger weg, deren sie habhaft werden kann, Gold- und Silbermünzen oder Schmucksachen natürlich auch.

Im Frühjahre lebt die Elster paarweise, während des übrigen Jahres in Familien. Sie hält sich gern zu Ihresgleichen, duldet jedoch Nußheher und Saatkrähen, welche sich in ihre Gesellschaft drängen, ohne Widerstreben und befreundet sich in gewissem Sinne manchmal auch mit Staaren und Drosseln, deren Brut sie doch oft in abscheulicher Weise stört. Gegen Ausgang des Winters wählt sich jedes Paar ein bestimmtes Gebiet und sucht sich hier den geeignetsten Baum für das Nest aus. Dieses wird meistens hoch in der Krone, gern im dichten Wipfel angelegt und mit eigenthümlicher Sorgfalt ausgebaut. Den Unterbau bildet eine Lage Reis-

holz, auf welcher eine dicke Schicht lehmiger Erde aufgetragen wird. Diese wird mit Würzelchen bedeckt und die Nestmulde endlich mit Borsten und Federn weich ausgekleidet. Sehr gern überwölbt die Elster ihr Nest mit einer sogenannten Haube, d. h. mit einem Oberbau von möglichst dornigen Reisern, welcher einem herabstoßenden Raubvogel das eigentliche Nest unnahbar macht, aber eine rundliche Oeffnung besitzt, durch welche der brütende Vogel schlüpft. Das Gelege besteht aus 4 bis 8, auf grünlichem Grunde braun gesprenkelten Eiern. Es ist gewöhnlich schon in der ersten Hälfte des März vollzählig. Die Eier werden in ungefähr drei Wochen ausgebrütet, die Jungen etwa in derselben Zeit groß gezogen. In günstigen Jahren schreitet das Paar dann zu einer zweiten Brut.

Wirklich erhaben ist die Liebe, welche die Elster gegen ihre Brut an den Tag legt. Sie beweist schlagend genug, wie ungerechtfertigt die allgemeine Bedeutung des Wortes „Rabenvater" ist. Es kann keine treueren Eltern geben, als die Raben und insbesondere die Elstern es sind. Wiederholte Nachstellungen, die augenscheinlichsten Gefahren verscheuchen eine brütende Elster nicht; selbst todteswund genügt sie noch den Pflichten der Mutterliebe. Noch wenn die Jungen bereits ausgeflogen und ziemlich selbstständig geworden sind, bleiben die Eltern ihnen treue Führer und Erzieher.

In der Gefangenschaft ist die Elster ein ebenso liebenswürdiger als unterhaltender Vogel. Sie gewöhnt sich rasch an ihren Gebieter, läßt sich ohne Mühe zum Aus- und Einfliegen bringen und folgt ihrem Pfleger wie ein wohlgezogener Hund bei seinen Ausgängen. In drolliger Weise streitet sie mit anderen Hausthieren, mit Katzen und Hunden z. B., denn sie ist fast eifersüchtig auf Zärtlichkeiten, welche von ihrem Herrn anderen Wesen gespendet werden. Dazu kommt, daß sie die Gabe besitzt, sich ihr ursprünglich fremde Töne und Laute rasch anzueignen. Die gewöhnliche Stimme der Elster ist ein einfaches „Schackschackerack", und nur während der Paarungszeit verbindet sie andere Töne und Klänge damit zu einem nicht unangenehmen Geschwätz, welches sie mit großer Ausdauer vorzutragen pflegt. Sie nimmt aber gern andere Klänge auf und lernt ohne Mühe einzelne Worte nachsprechen, ja dieselben auch richtig anwenden und kleine Liedchen pfeifen. So kommt es, daß sie oft in der Gefangenschaft gehalten und hoch geschätzt wird.

Man thut wohl, der Elster zu Gunsten des Kleingeflügels, und zumal der liebenswürdigen Gartensänger feindlich entgegen zu treten und namentlich, so grausam Dies auch ist, ihr die Brut zu zerstören; denn nur so kann man ihrer Vermehrung steuern. Die alte Elster ist außer der Brutzeit immer scheu und zeigt sich, sobald sie Verfolgung erfährt, so vorsichtig, daß ihre Erlegung zu einem sehr schwierigen Jagdstück wird. Fallen aller Art vermeidet sie ebenso sorgfältig, wie den heranschleichenden Schützen.

7. Die Raben, Corvus Linné.

Auch die Raben im engsten Sinne sind in der Neuzeit in mehrere Gruppen getheilt worden, denen man den Werth von Sippen zusprechen darf. Im Allgemeinen kennzeichnet die allbekannten Vögel ein gedrungener Leib mit mittellangem Schwanze und ziemlich spitzen Flügeln, welche zusammengelegt das Schwanzende fast oder ganz erreichen, ein sehr großer, schwarzer Schnabel, der an der Wurzel von steifen Borstenhaaren umgeben ist, ein starker mittelhoher Fuß mit großen Zehen, welche spitze, gekrümmte Nägel tragen und ein mehr oder weniger knapp anliegendes Gefieder, dessen Hauptfarbe schwarz ist. Im mitteldeutschen Walde kommen fünf Arten dieser weltverbreiteten Vögel vor.

Der Kolk- oder Waldrabe, auch Gockler, Stein-, Kiel-, Volk- und Goldrabe genannt, Corax nobilis Brehm (Corvus Corax Linné), ist als das Urbild der Familie anzusehen. Von seinen Verwandten unterscheidet er sich durch seine Größe, durch den verhältnißmäßig sehr starken Schnabel, die langen, spitzen Flügel, den zugerundeten Schwanz und das knapp anliegende Gefieder. Seine Länge beträgt 22½ bis 24 Zoll, die Breite 48 bis 50 Zoll. Der Augenstern ist braun, alles Uebrige dunkelschwarz, das Gefieder mit eigenthümlichem Schillerglanze, welcher bald in's Grünliche, bald in's Purpurne fällt. Die Jungen unterscheiden sich durch matteres Schwarz und weniger Glanz des Gefieders.

Gegenwärtig ist der Kolkrabe im inneren Deutschland selten, weil die zusammenhängenden Waldungen, seine Lieblingswohnsitze, sehr gelichtet worden sind. Dagegen findet er sich noch häufig im südlichen und nördlichen Europa, dort vorzugsweise im Gebirge, hier hauptsächlich an den Küsten und Gewässern. Sein Verbreitungskreis erstreckt sich über ganz

Europa, Sibirien und Nordamerika. Außerdem hat man ihn in Nordafrika und in Japan gefunden.

Die Raben- oder gemeine Krähe, der Kräh- und Mittelrabe, Quach, die Krade und Kräge, Corvus corone Linné, ist ein Kolkrabe im Kleinen, unterscheidet sich von ihm aber wesentlich durch das

Fig. 58.

Rabenkrähe. Nebelkrähe. Kolkrabe.

lockere Gefieder, die kürzeren und stumpferen Flügel und den nur wenig abgerundeten Schwanz. Ihre Länge beträgt 17 bis 19 Zoll, die Breite 30 bis 40 Zoll. Das Gefieder hat dieselbe Färbung, wie das des Kolkraben, jedoch weniger Glanz.

Digitized by Google

Der Verbreitungskreis der Rabenkrähe ist ungleich beschränkter, als jener des Kolkraben. Sie kommt in Deutschland häufig und ständig vor, jedoch nur in einzelnen Ländern und Gauen. Feldhölzer Thüringens und Frankens, Baierns und Würtembergs beherbergen sie in zahlloser Menge; dagegen ist sie selten in allen nördlichen, östlichen und südlichen Ländern Deutschlands und noch seltener in den entsprechenden Ländern Europa's.

Fig. 59.

Elster. Saatkrähe Dohle.

In Spanien, Griechenland, Ungarn, Rußland und Skandinavien kommt sie nur sehr einzeln vor, wohl aber soll sie in Sibirien und Japan ebenso häufig sein, wie in Mitteldeutschland. Sie bevorzugt Waldungen, welche an Felder und Wiesen grenzen und noch mehr Feldgehölze, welche rings von fruchtbaren Fluren umgeben sind.

Die Nebelkrähe, der Mehl- und Winterrabe, die Schild-, Mantel-, Sattel-, Schnee-, Winter-, Ast-, Holz- und bunte Krähe, Graumantel

Digitized by Google

und Graurücken, **Corvus cornix Linné**, ist genau so groß, wie die Rabenkrähe und ihr höchst ähnlich gestaltet, durch die Zeichnung des Gefieders jedoch unterschieden. Kopf, Vorderhals, Flügel und Schwanz, Schnabel und Füße sind schwarz, das Uebrige ist hellaschgrau, der Augenstern braun. Die Nebelkrähe ersetzt ihre Verwandte im Norden, Osten und Südosten Deutschlands und bezüglich Europa's. Sie ist gemein in Norddeutschland, in Pommern, Schlesien, Ungarn, Skandinavien, Rußland und Griechenland und auch in Egypten die einzige ständig vorkommende Krähe.

Die **Saatkrähe**, sächsische und pommersche, Feld-, Hafer-, Acker- und Gesellschaftskrähe, Krau, Kranveitl, Karechel, Kurock, Norke, Ruche und Rücke, Nacht- oder Grindschnabel, **Corvus frugilegus Linné**, unterscheidet sich durch schlankeren Leibesbau, längere und spitzere Flügel, stärker gerundeten Schwanz, knapperes, prächtig glänzendes Gefieder und im Alter durch ein kahles Gesicht, welches dadurch entsteht, daß sie mehr, als andere Krähen, mit dem Schnabel in die Erde bohrt, um sich der versteckt lebenden Kerbthiere zu bemächtigen. Ihre Länge beträgt 17½ bis 18 Zoll, die Breite 37 bis 39 Zoll. Sie bevorzugt die Ebenen Mitteleuropa's und Sibiriens und bewohnt hier während des Sommers kleine Feldgehölze und einzelne Bäume in den Feldern. Im Winter wandert sie nach südlicheren Gegenden und zwar bis Mittel- und Oberegypten, Algier, Marokko, gewöhnlich in Gesellschaft der Dohle.

Diese endlich, die **Thurmkrähe**, Duhle, Thale, Talke, Dachlicke, Gaile, Kaike, Elke, Klaas, Schneekrähe, Schneegäcke und Tschokkerl, **Monedula turrium Brehm** (Corvus Monedula Linné), unterscheidet sich hauptsächlich durch ihren sehr kurzen und starken, an der Oberkinnlade wenig gebogenen Schnabel von den eigentlichen Krähen, denen sie sonst in ihrer Gestalt und im Bau der Füße, der Flügel und des Schwanzes ähnelt. Ihre Länge beträgt 12 bis 13½ Zoll, ihre Breite 27 bis 28 Zoll. Das ziemlich lockere Gefieder ist auf dem Scheitel dunkelschwarz, auf Hinterkopf und Nacken aschgrau, auf dem übrigen Oberkörper blauschwarz, auf der Unterseite schiefer- oder grauschwarz. Der Augenstern ist weißlich, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Bei den Jungen ist der Augenstern braun und das Gefieder trüber oder düsterer, als bei den Alten.

Eigentlich sind Laubwaldungen mit vielen hohlen Bäumen oder Felswände mit Ritzen und Höhlungen als Wohngebiet der Dohle zu betrachten;

jedoch kommt sie gegenwärtig weit häufiger, als im Walde oder im Gebirge, in Städten und Dörfern vor, wo sie alte und hohe Gebäude bewohnt und zwar regelmäßig in größeren Gesellschaften. Auch sie ist Sommervogel und wandert, mindestens theilweise, nach südlicheren Gegenden.

In ihren Begabungen, in Betragen und Wesen ähneln sich die Raben wenigstens in so weit, daß wir sie gemeinschaftlich betrachten können. Größe und Aufenthalt bedingen die wesentlichsten Unterschiede, welche bemerklich werden. Die kleinen und schwachen Arten sind unschuldige, ja äußerst nützliche Thiere, die größeren, starken werden, wo nicht ausschließlich, so doch überwiegend schädlich. Sämmtliche Arten sind hoch- und vielseitig begabte, rege und lebendige Vögel. Sie sind in allen Bewegungen geschickt. Ihr Flug ist leicht, der des Raben, der Saatkrähe und der Dohle sogar sehr schön, dem eines unedlen Falken mindestens gleichkommend. Der Rabe fliegt geradeaus, wenn er sehr rasch fortkommen will, mit starken Flügelschwingungen, sonst viel schwebend, ist aber auch fähig, jähe Wendungen zu machen und, wie ein Raubvogel, aus bedeutender Höhe plötzlich herabzustoßen. Namentlich der Kolkrabe und die kleineren Arten zeichnen sich durch diese Art der Bewegung aus. Sie stürzen sich oft jählings mehrere Hunderte von Fußen herab und erheben sich dann langsamer wieder in die frühere Höhe. Der Gang auf dem Boden ist gut, kein Hüpfen, sondern ein Schreiten, welches durch ein Nicken mit dem Kopfe begleitet wird. Der Kolkrabe trägt sich dabei sehr aufrecht, die übrigen Arten halten sich wagrecht, wie sonst im Sitzen auf Aesten. Das Gefieder wird bei behaglicher Stimmung glatt angelegt, bei Gemüthserregungen gesträubt, in tiefster Ruhe lässig getragen. Rein gehalten wird es stets und von allen Arten. Bewunderungswürdig ist die Sinnesschärfe der Raben. Das Gesicht ist ganz ausgezeichnet, das Gehör vortrefflich und der Geruch, wie schon aus den Barthaaren am Grunde des Schnabels hervorzugehen scheint, ebenfalls gut, sicherlich besser, als bei vielen anderen Vögeln. Auch der Geschmack scheint ziemlich entwickelt zu sein, und das Gefühl endlich ist es nicht minder. Weit größer noch, als die leiblichen Begabungen, sind die geistigen. Alle Raben zeichnen sich aus durch einen hohen Grad von Verstand, — durch einen wahren Menschenverstand, wie man zu sagen pflegt. Sie lernen es rasch, sich in die verschiedensten Verhältnisse zu fügen und richten nach den Umständen ihr Betragen, ja ihre Lebensweise ein. Eine große List, verbunden mit vor-

sichtiger Berechnung, ist ihnen Allen gemein. Sie sind kühn und dreist, niemals aber unvorsichtig oder vertrauensselig. Eine einmal gemachte Erfahrung bleibt ihnen für das ganze Leben, wird von ihnen Anderen ihrer Art oder Verwandten mitgetheilt und von diesen sorgfältig beherzigt. Ihre Jagd betreiben sie mit ebensoviel Schlauheit, als Muth oder Dreistigkeit. Sie sind vollendete Strolche, welche immer noch ein Mittel ersinnen, sich Nahrung zu verschaffen, auch wenn die Noth hart über sie kommt. Unter sich leben sie, höchstens mit Ausnahme des Kolkraben äußerst verträglich, ohne jedoch ihren Hang zum Stehlen zu gegenseitigem Nachtheil ganz unterdrücken zu können. Mit den meisten anderen Vögeln liegen sie in fortwährender Fehde, in eifrigster und heftigster mit allen Raubvögeln groß und klein. Gegen ihre Brut beweisen sie eine wirklich erhabene Liebe; ihren Gatten sind sie mit großer Zärtlichkeit zugethan; den übrigen Thieren werden sie lästig und selbst gefährlich.

Ihr tägliches Leben bietet viel Abwechslung, obgleich es mit einer gewissen Regelmäßigkeit verläuft. Sie sind mit Ausnahme der heißen Mittagszeit rührig, vom frühesten Morgen an bis zum späten Abend. Ihre Stimme ist es, welche man im Walde am ersten mit vernimmt, ihr Ruf, welcher noch nach Sonnenuntergang laut wird. Bei Sonnenaufgang sind sie bereits in Thätigkeit, mit der Arbeit beschäftigt, ihr tägliches Brot sich zu erwerben; gegen Mittag kommen sie zur Tränke; sodann halten sie, zumal im heißen Hochsommer, einige Stunden lang Mittagsruhe; dann fliegen sie von neuem nach Nahrung aus; hierauf widmen sie sich der Geselligkeit, und nun endlich schicken sie sich zur Ruhe an. Sie schlafen auf den höchsten Bäumen des Waldes oder auf hohen Gebäuden, regelmäßig in Gesellschaften und gern an gewissen Lieblingsorten, zu denen sie von weit und breit herbeikommen. Am Morgen vertheilen sie sich von hier aus nach allen Seiten hin, paarweise oder in kleinen Gesellschaften zusammenhaltend, und durchsuchen eifrig alle Nahrung versprechenden Orte, halten auch dort ihre Mittagsruhe und kehren erst gegen Abend in die Nähe ihres Schlafplatzes zurück, zuerst nach passenden Plätzen: einzeln stehenden großen Bäumen, günstig gelegenen Feldstücken, bestimmten Felsen u. dgl., woselbst sie ein lebhaftes Geplauder mit anderen dort sich sammelnden beginnen und unterhalten, bis die Zeit zum Schlafen gekommen ist.

Die größten Arten leben in dieser Weise im Sommer, wie im Winter, die kleineren dagegen wandern, wie wir oben bemerkt, in südlichere Gegenden. Eigentliche Standvögel sind Jene übrigens auch nicht; denn Einzelne von ihnen streichen allwinterlich im Lande umher oder kommen wenigstens von den Wäldern in die Städte und Dörfer herein. In Mitteldeutschland gesellt sich während des Winters zur Rabenkrähe die Nebelkrähe, und in Süddeutschland kommt zu derselben Zeit die Saatkrähe in Gegenden vor, welche sie während des Sommers nicht bewohnt. Eine wirkliche Wanderung unternehmen die Saatkrähe und die Dohle. Beide Arten verlassen uns, und zwar meist gemeinschaftlich, Ende Oktobers und kehren im Frühjahre wieder zu uns zurück. Sie wandern in ungeheuren Schaaren, welche um so größer zu werden scheinen, je länger die Reise währt, in der Herberge sich aber in kleine Flüge auflösen. Im Frühjahre kehren Saatkrähen und Dohlen wiederum gemeinschaftlich zurück, gewöhnlich in der Mitte des März, seltener schon zu Anfang dieses Monates.

Alle Raben besitzen eine viel biegsamere Stimme, als man gewöhnlich annimmt, und eignen sich rasch ihnen ursprünglich fremde Töne, Laute und Worte an. Der Kolkrabe erhielt seinen Namen von dem hochklingenden „Kolk“, mit welchem er seinen Gatten herbeilockt; die Krähen lassen gewöhnlich blos das nicht minder bedeutsame „Krah“ vernehmen, und die Dohlen rufen entweder „Kjak“, oder kreischen wie die Krähen, nur etwas höher. Aber sämmtliche Arten bringen zur Paarungszeit ganz verschiedenartige und ungleich wohlklingendere Töne hervor, welche sie zu einer Art von Geschwätz zu verbinden wissen. Dieses Schwatzen überrascht Jeden, der es zum ersten Male hört, durch seine Reichhaltigkeit und — wir sagen nicht zu viel — durch seinen Wohlklang: man kann es fast eine Art von Gesang nennen. Die Stimmfertigkeit der Raben zeigt sich nicht minder in der Gefangenschaft. Viele lernen ohne alle Anleitung die verschiedenartigsten Laute und Klänge nachahmen oder Worte nachsprechen und zwar so täuschend, daß man sie von den aus Menschenmund kommenden kaum unterscheiden kann. Der bestsprechende Papagei bleibt, was die Genauigkeit der Betonung seiner hergeplapperten Worte anlangt, weit hinter einem sprechenden Raben zurück. Zu bemerken ist, daß das sogenannte Lösen der Zunge, welches gewöhnlich nichts Anderes ist, als ein ungeschicktes und unverstandenes Schneiden an derselben, gänzlich unnöthig und somit eher schädlich, als nützlich ist.

Man hat Recht, wenn man die Raben als Allesfresser bezeichnet; denn es giebt wenig genießbare Dinge, welche nicht von ihnen gefressen werden. Die größeren Arten und vor Allem die Kolkraben sind wirklich gefährliche Räuber, welche Thiere anfallen und umbringen, die ebenso groß, ja größer sind, als sie selbst. Die kleineren begnügen sich mehr mit schwächeren Geschöpfen und zwar hauptsächlich mit Kerbthieren, Würmern und Schnecken, neben denen sie Früchte und Pflanzenstoffe verschiedener Art verzehren. Der Kolkrabe, die Nebel- und Rabenkrähe fressen Hasen, Hamster, Maulwürfe, Mäuse, Auer-, Birk- und Haselwild, Fasanen, Gänse, Enten, Hühner, Wachteln und andere Vögel derselben Größe, plündern unbarmherzig sämmtliche Nester aus, von denen sie durch die Alten nicht abgetrieben werden können, fangen Frösche, Eidechsen, Fische, lesen Schalthiere, Würmer, Schnecken und Kerbthiere auf, brandschatzen die Obstbäume, die Beerengesträuche und die Felder, fressen endlich sehr gern auch Aas. Die Schalthiere erheben sie hoch in die Luft und lassen sie dann fallen, um sie auf dem Boden zu zerschellen; manche Arten zertrümmern sie aber auch ohne Weiteres mit dem Schnabel. Vermöge ihrer Stärke, List, Dreistigkeit und Allgegenwart können sie sehr schädlich werden, ganz abgesehen von der merkwürdigen Sucht, mit welcher sie allen glänzenden Dingen nachstreben. Demungeachtet darf man den Nutzen, welchen sie durch die Vertilgung schädlicher Thiere bringen, nicht unterschätzen. Bei den kleineren Arten fällt der Schaden, welchen sie verursachen, kaum in's Gewicht. Sie sind zu schwach, größere Thiere mit Erfolg zu befehden und wenden ihre Thätigkeit dafür in ersprießlichster Weise den Schnecken, Kerbthieren und Würmern zu. Saatkrähe und Dohle sind als wahre Erhalter der Felder und Baumpflanzungen zu betrachten, obgleich sie in den Tagen der Aussaat Getreide auflesen oder zur Zeit der Fruchtreife die Obstbäume besuchen und zwar nicht zu Gunsten der Früchte.

Das Brutgeschäft der Raben fällt in die ersten Monate des Jahres. Die Arten brüten umso eher, je größer sie sind. Bei einigermaßen günstiger Witterung findet man schon Anfangs März Eier des Kolkraben; Raben- und Nebelkrähe legen zu Ende März oder Anfangs April, Saatkrähe und Dohle endlich in der Mitte oder spätestens zu Ende Aprils. Ersterer bewohnt während der Brutzeit paarweise ein bestimmtes Gebiet; alle Uebrigen nisten gesellig, die kleineren Arten wiederum mehr, als die größeren.

Namentlich Saatkrähen und Dohlen siedeln sich stets gemeinsam an ein und demselben Brutorte an, die ersteren in bestimmten Feldgehölzen, die letzteren am liebsten auf hohen Thürmen und anderen mehr oder weniger erhabenen Gebäuden. Der Unterbau des verhältnißmäßig großen Nestes besteht aus dürren Reisern und Wurzeln, das eigentliche Nest aus denselben, aber feineren Stoffen, Haidekrautstengeln, Baumflechten, Grasbüscheln ꝛc., die Ausfütterung der flachen Nestmulde endlich aus Moos, Wolle, Borsten, Haaren, Baststreifen, Halmen und dürrem Laube. Die Saatkrähen mischen oft auch Erde unter das Reisig. Das ganze Nest erscheint schlecht und locker gebaut, genügt aber seinem Zwecke und ist gewöhnlich auch dem Hagel eines Gewehres undurchdringlich. Bei den einzeln brütenden Arten geschieht der Bau sehr rasch und ohne Unterbrechung; die gesellig brütenden dagegen werden durch die anderen oft empfindlich gestört, weil sich kein Rabenpaar ein Gewissen daraus macht, dem anderen die Neststoffe wegzutragen oder das Nest selbst in Beschlag zu nehmen und für sich zu benutzen. Ein Gatte des Paares muß während des Nestbaues beständig Wache halten, um Andere abzutreiben. Thäte er es nicht, so würde binnen wenigen Minuten vom Neste Nichts mehr zu finden sein oder ein zweites Paar dasselbe in Besitz genommen haben. Erst wenn alle Nester erbaut sind, tritt Ruhe ein. Das Gelege besteht bei den Kolkraben aus 3 bis 4, bei den übrigen Arten aus 4 bis 6 Eiern von ziemlich gleicher Färbung und Zeichnung, aber verhältnißmäßiger Größe. Sie sind rauh- und dickschalig, auf blauem, dunkelgrauem, blaß- oder bleichgrünem Grunde ziemlich gleichmäßig mit olivenfarbenen, grünlichen, bräunlichen und schwärzlichen Strichen, Flecken und Punkten gezeichnet. Das Weibchen brütet allein, wird aber vom Männchen ernährt. Die Jungen werden von beiden Alten aufgefüttert, mit größter Zärtlichkeit geliebt und muthvoll, immer aber vorsichtig vertheidigt. Drei bis fünf Wochen nach dem Ausschlüpfen sind sie flügge, einige Wochen später selbstständig, aber erst nach Jahren geistig so ausgebildet, wie die Eltern.

In Gegenden, wo Raben- und Nebelkrähe zusammenstoßen, kommt es vor, daß Beide sich erfolgreich paaren und Blendlinge erzeugen, welche in der Färbung zwischen Beiden ungefähr in der Mitte stehen. Dies ist der Grund, weshalb einzelne Naturforscher geneigt sind, Raben- und Nebelkrähe nur als Abänderungen ein und derselben Art anzusehen, und zwar gilt

ihnen die Rabenkrähe als die südliche, die Nebelkrähe als die nördliche und nordöstliche Form. Es bedarf kaum einer längeren Auseinandersetzung, um die Unhaltbarkeit dieser Annahme zu beweisen. Als sogenannte klimatische Spielart ist die Nebelkrähe, wie aus der Angabe ihres Verbreitungskreises hervorgeht, keineswegs zu betrachten, und Vermischungen zweier verschiedener Thierarten sind, wie die neuere Beobachtung lehrt, durchaus nichts so Seltenes, als man früher zu glauben geneigt war. Ein wirklicher Naturbeobachter wird schwerlich zu der Ansicht jener Naturforscher, welche mehr im Zimmer, als im Freien gearbeitet haben, gelangen können.

Die Zahl der Feinde, welche den Raben wirklich gefährlich werden, ist gering. Den schädlichen Arten und vor Allem den Kolkraben ist der Mensch mit Recht entgegengetreten; die übrigen leben von ihm ziemlich unbehelligt. Nur in einzelnen Ländern hat sich der alte Glaube, daß die Raben unheilverkündende Thiere wären, noch erhalten, in anderen betrachtet man sie sogar als heilige Vögel. Die kleineren Arten werden gegenwärtig mit demselben Rechte geschont, wie die größeren befehdet. Nächst dem Menschen werden ihnen Fuchs und Edelmarder, Adler, Edelfalk, Habicht und Uhu gefährlich. Reinecke erschnappt gelegentlich eine oder die andere Krähe; der Edelmarder plündert die Nester; die Raubvögel bemächtigen sich der Alten und der Jungen. Es ist beachtenswerth, daß die Raben ihre Feinde genau kennen, d. h. auf alle diejenigen mit Heftigkeit stoßen, welche ihnen im Fluge Nichts anhaben können, denjenigen aber, welche ihnen in dieser Kunst überlegen sind, wie dem Edelfalken und dem Habichtsadler z. B., sorgfältig aus dem Wege gehen. Höchst wahrscheinlich ist es, daß der Uhu viele Krähen im Schlafe überrascht und abwürgt; wenigstens würde sich hieraus am ersten noch der ingrimmige Haß erklären, welcher alle Raben gegen diesen Schleicher beseelt. Ob die genannten Raubthiere auch als Feinde des Kolkraben aufgezählt werden dürfen, bleibt fraglich, da dieser selbst einem großen Edelfalken oder dem Uhu immerhin ein gefährlicher Gegner sein dürfte.

In der Gefangenschaft werden alle Raben sehr zahm. Sie gewöhnen sich an Haus und Hof, folgen ihrem Gebieter bei seinen Spaziergängen durch Flur und Feld, lernen sprechen und unterhalten durch ihre oft witzigen Einfälle und ihr ganzes Wesen Jedermann. Sie können aber auch sehr unangenehm werden, wenn es ihnen einfällt, ihre Vielseitigkeit in weniger

ansprechender Weise zu bethätigen. Gefangene Kolkraben maßen sich oft die Oberherrschaft auf dem Hofe an, rauben und plündern hier, wie im Freien, mißhandeln und quälen die Thiere oder ärgern die Leute, — manchmal mehr, als dem Besitzer recht ist; sie können selbst Kindern gefährlich werden.

8. Der Ammer, Emberiza Linné.

Von den eigentlichen Finken unterscheiden sich die Ammer hauptsächlich durch den Schnabel, dessen Oberkinnlade hinter der Schneide einen Winkel bildet, in welchen eine vorstehende Ecke des Unterkiefers paßt und auf dessen Gaumen sich ein Höcker erhebt. Im Uebrigen sind die Ammer plumper gebaut, als die Finken.

Fig. 60.

Goldammer. Ortelan.

Zu den deutschen Waldvögeln haben wir streng genommen nur eine Art, den bekannten Goldammer, Emmer, Hämmerling, Embriz, Gelmer, Gelbfink, Gilbling, Goldgänschen, Gehling, Gorse, Gröning, Sternardt und Grünschling, Emberiza citrinella Linné, zu zählen. Seine Länge beträgt 6½, die Breite 10 bis 10½ Zoll. Das alte Männchen ist im Frühjahr am Kopfe und auf der Unterseite schön citronengelb, an

den Brustseiten rostroth gefleckt, auf dem Rücken rostfarben mit schwarzen Schaftflecken, am Rückenende rostroth. Das Weibchen und die Jungen unterscheiden sich von ihm durch düstere Farben und dunkle Längsflecken auf Kopf und Unterseite. Im Herbst und Winter verdecken graue Federränder die schöne Färbung*).

In Mitteleuropa ist der Goldammer überall gemein, in Süd- und Nordeuropa seltener. Er bewohnt im Sommer paarweise die Waldränder und die Gebüsche im Felde, schlägt sich nach der Brutzeit in schwache Flüge und streift dann im Lande umher, gewöhnlich nur in einem kleinen Umkreise. Im Winter kommt er massenweise in die Dörfer und Städte herein. In seinem Betragen hat er wenig mit den regen und klugen Finken gemein. Er ist, obgleich er auf dem Boden ziemlich geschickt umherhüpft und auch rasch und anhaltend fliegen kann, tölpelhaft in seinem Wesen, jedoch keineswegs träge, vielmehr ruhelos und unstet. Seine Arglosigkeit ist größer, als seine Klugheit. Er wird allerdings in den wenigsten Ländern unseres Vaterlandes verfolgt und lernt somit den Menschen nur von seiner liebenswürdigen Seite kennen; aber auch wiederholte Verfolgung verändert sein Betragen wenig. Gesellig ist er in hohem Grade, mit Seinesgleichen ebensowohl, wie mit anderen Vögeln, auch mit solchen, mit welchen er wenig Aehnlichkeit hat. Das Männchen singt im Frühjahr sehr fleißig, gewöhnlich von einer hohen Astspitze herab, wo es stundenlang sitzen bleibt; aber sein

---

*) Von den übrigen Ammerarten wollen wir noch den Ortolan, Fett- oder Gartenammer, Emberiza hortulana Linné, erwähnen. Seine Länge beträgt 6 bis 6¼, die Breite 9½ bis 10¼ Zoll. Bei dem Männchen sind im Frühling Kopf, Hinterhals, der Kropf und ein Streifen zu jeder Seite der Kehle olivengrün; der übrige Oberkörper ist schwarzbraun mit rostfarbigen Federrändern; Brust und Bauch sind hell rostfarben; die Kehle ist strohgelb. Im Herbst sind Kopf und Hals dunkel gestreift, und ein diesem ähnliches Kleide trägt das Weibchen, während die jüngeren Vögel noch unscheinbarer gefärbt sind. In Deutschland ist der Gartenammer selten, in Skandinavien, Südeuropa, Westsibirien und Syrien häufig. Er bewohnt nur bestimmte Stellen des Landes, vornehmlich solche, welche reich an Wasser sind. In Italien und Südfrankreich wird er in Menge gefangen, in besondere Kammern gesperrt, hier mit Hirse gemästet und schon nach kurzer Zeit in merkwürdiger Weise fett. Gutschmecker bezahlen dann verhältnißmäßig ungeheure Summen für den zarten und sehr leckeren Braten.

Andere Ammerarten, welche zuweilen im Walde vorkommen, sind der Grauammer, Emberiza miliaria Linné, der größte von Allen, der Zaunammer, Emberiza Cirlus Linné, welcher sich ab und zu in Süddeutschland zeigt, sowie endlich der Rohrammer, Emberiza Schoeniclus Linné, welcher im Bruchwalde gefunden wird.

Gesang ist sehr unbedeutend. Mosen hat ihn hübsch übersetzt mit den Worten „Wie, wie hab' ich Dich lieb!"

Das Nest wird in niederen Gesträuchen erbaut und aus groben Stoffen liederlich zusammengeschichtet. In günstigen Jahren findet man schon zu Ende März 4 bis 5 auf trüb- oder röthlichweißem Grunde mit vielen dunkleren bunten Flecken, Aederchen und Kritzeln gezeichnete Eier, welche das erste Gelege ausmachen. Beide Eltern bebrüten sie 13 Tage lang und ziehen die Jungen gemeinschaftlich mit Kerbthieren auf. Ende Mai's brütet der Goldammer zum zweiten Male und in manchen Jahren im Juli zum dritten Male.

Der Goldammer bringt keinen Schaden. Im Sommer verzehrt er fast ausschließlich Kerbthiere; im Herbst und Winter sucht und bettelt er sich Körner zusammen, im Felde, wie im Gehöft des Landmannes. Sehr gern frißt er Getreide, niemals aber wird er deshalb so lästig, wie der Sperling. Außer seiner Kerbthierjagd nützt er durch sein Fleisch, welches kaum weniger wohlschmeckend ist, als das seines berühmten Verwandten, des Fettammers. Viele Feinde stellen ihm nach, nicht blos die Raubvögel, sondern auch die Raubsäugethiere und mehrere Nager, welche namentlich die Eier gefährden. In der Gefangenschaft ist er langweilig.

9. Der Kukuk, **Cuculus canorus Linné.**

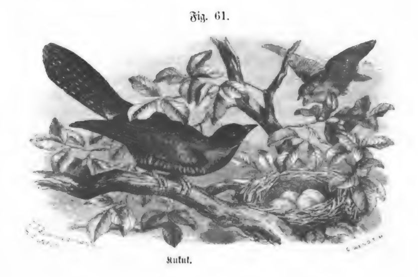
Ein Wald ohne den Kukuksruf im Frühjahre ist gar kein rechter Wald. Jeden anderen Vogel kann man überhören: der Kukuk spricht von sich selbst und ist deshalb auch Jedermann bekannt, freilich mehr dem Namen nach, als hinsichtlich seiner Gestalt und seines Wesens.

Der Kukuk oder Gauch ist der einzige in Deutschland ständig vorkommende Vertreter einer sehr zahlreichen Zunft. Seine Länge beträgt 12 bis 13¾, die Breite 22½ bis 24½ Zoll. Das Gefieder ist auf Oberkörper, Vorderhals und Kropf aschgrau, auf Brust und Bauch weiß, schwarzbraun gesperbert; die Schwungfedern und der Schwanz sind schwarz, an der Spitze weiß gefleckt; der Augenstern ist feuergelb, der Fuß gelb, der Schnabel hornfarben. Im Alter ähneln sich beide Geschlechter; bei den Jungen ist die Oberseite grauschwarz, rostroth gefleckt und an den Federn

weiß gerandet, die Unterseite durchaus gesperbert. Eine Spielart ist oben braunroth, dunkler gebändert, unten weißlich schwarzbraun gewellt. So gefärbte Vögel sind regelmäßig Weibchen.

In Europa findet sich der Kukuk aller Orten, wenn auch nicht überall gleich häufig. Nordeuropa bewohnt er in zahlreicher Menge; in Südeuropa ist er seltener. Waldungen aller Art bilden seinen Wohnsitz; von ihnen aus durchstreift er Feld und Flur. Er erscheint spät im Jahre, nicht vor der Mitte Aprils, und verläßt uns bereits im August wieder, um seiner Winterherberge, den Waldungen Mittelafrika's, zuzueilen.

Fig. 61.



Kukuk.

Er ist ein einsam lebender, scheuer, wilder, stürmischer, unbändiger Vogel. Sein Flug ist leicht, dem eines Sperbers täuschend ähnlich, weshalb auch die heute noch geglaubte Sage entstehen konnte, daß er sich im Winter in einen Sperber verwandele. Doch fliegt der Kukuk selten weit in einem Zuge. Er verweilt nirgends lange, sondern durchstreift sein großes Gebiet fortwährend. Auf dem Boden läuft er, ungezwungen, niemals umher; sein Gang ist auch im höchsten Grade ungeschickt. Bekannt ist der gewöhnliche Ruf des Männchens, weniger bekannt, daß es diesen Ruf oft mit einem

Digitized by Google

leisen „Quawa“ begleitet. Das Weibchen läßt ein unangenehmes, wie „Kikikikirr“ klingendes Gekicher vernehmen.

Ueber die geistigen Begabungen des Kukuks ist wenig Gutes zu sagen. Er ist sehr unliebenswürdig. Vielleicht darf man ihn den selbstsüchtigsten aller Vögel nennen. Er weicht dem Menschen scheu aus, hält aber auch mit keinem Thiere Freundschaft, nicht einmal mit Seinesgleichen; höchstens auf dem Zuge und in der Winterherberge vereinigt er sich mit Anderen seiner Art. Zur Brutzeit geberdet er sich wie rasend, angesichts eines anderen Männchens eifersüchtig toll, dem Weibchen gegenüber stürmisch, wie ein Hahn. Es ist höchst wahrscheinlich, daß er nicht einmal in strenger Ehe lebt, sondern jedes Weibchen annimmt, dessen er habhaft werden kann, wie umgekehrt das Weibchen sich mit jedem Männchen einläßt. Liebe zur Brut kennt er nicht, weil er sich bekanntermaßen um diese gar nicht bekümmert. Fressen, Schreien und mit Anderen seiner Art zanken heißt bei ihm Leben; für alles Uebrige scheint er keinen Sinn zu haben.

Sofort nach seiner Ankunft im Frühjahre hört man den lauten Ruf im Walde erschallen. Hier sucht er sich mehrere hohe Bäume aus, welche er bei seinen Streifereien regelmäßig besucht. Er schreit während des ganzen Tages, am häufigsten in den Früh- und Abendstunden oder vor und nach dem Regen. Anfangs Mai bekundet er durch tolleres Schreien und eifriges Umherfliegen, daß die Zeit seiner Liebe gekommen. Wie unsinnig jagt er hinter dem Weibchen her, schreit sich buchstäblich heiser, lockt dadurch andere Männchen heran, kämpft mit diesen und kehrt wieder zu dem Weibchen zurück, welches auf alle Tollheiten mit lautem Gekicher antwortet. Nach der Fortpflanzungszeit schweigen beide Geschlechter. Aber die Fortpflanzungs-, oder richtiger die Legezeit währt bei dem Kukuk länger, als bei allen übrigen Vögeln. Man weiß nicht, wie viel Tage vergehen, ehe eins der Eier zur vollen Reife gelangt; soviel ist aber sicher, daß unverhältnißmäßig lange Pausen zwischen dem Eierlegen eintreten. Das Weibchen sucht während der Paarung nach passenden Nestern kleinerer Vögel, welche es zu Pflegeeltern seines Jungen erwählt. Namentlich Grasmücken, Bachstelzen, Zaunkönige, Rothkehlchen, Braunellen, Baumpieper, Brachpieper und Wiesenschwätzer sind es, welche mit dieser sehr zweifelhaften Ehre bedacht werden; selbst das Goldhähnchen wird nicht verschont. Das Kukukweibchen legt sein Ei auf den Boden, nimmt es dann in den Schnabel und trägt

es in diesem zum Neste, wobei es gewöhnlich eins oder mehrere von den rechtmäßigen Eiern des Nestinhabers herauswirft, wie Einige behaupten, auch wohl auffrißt. Die Kukukseier selbst sind sehr auffallend gestaltet und gezeichnet. Sie sind unverhältnißmäßig klein, auf weißem Grunde überaus verschieden gefleckt und gekritzelt, den Eiern der Pflegeeltern oft täuschend ähnlich gefärbt, sodaß die Meinung entstehen konnte, jeder Kukuk lege Eier, welche denen derjenigen Vögel ähnlich seien, in deren Nest er groß wurde. Ob diese Ansicht begründet ist oder nicht, konnte zur Zeit noch nicht ermittelt werden.

Man würde irren, wenn man annehmen wollte, daß sich die Pflegeeltern den Eingriff in ihre häuslichen Rechte so ohne Weiteres gefallen ließen. Sie sind ausnahmslos erbitterte Feinde des Kukuks und sicherlich nicht deshalb, weil sie ihn mit dem Sperber verwechseln, sondern weil sie seine Unthaten richtig erkannt haben. Wenn sie ihn während des Unterschiebens eines Eies bei dem Neste treffen, erheben sie ein klägliches und ingrimmiges Geschrei und verfolgen ihn mit noch größerer Heftigkeit als sonst. Demungeachtet nehmen sie sich des Findelkindes mit rührender Zärtlichkeit an. Selbst die Goldhähnchen bebrüten das verhältnißmäßig große Ei des Kukuks ebenso eifrig, wie die ihrigen, und alle Pflegeeltern füttern den gefräßigen jungen Kukuk mit Aufopferung groß, obgleich sie kaum im Stande sind, für seinen unersättlichen Schlund Nahrung in hinreichender Menge herbeizuschaffen; obgleich sie sehen müssen, wie der Findling, welcher sehr schnell heranwächst, eins der rechtmäßigen Kinder nach dem andern erdrückt oder aus dem Neste schleudert. Die erhabene Kindesliebe der Vögel zeigt sich bei keiner Gelegenheit glänzender, als bei Erziehung des Kukuks, welcher seinen Pflegeeltern gegenüber nur Begierden an den Tag legt, ihre Zärtlichkeit aber niemals mit Gleichem vergilt.

Man bleibt in Zweifel, ob man den Kukuk zu den nützlichen oder zu den schädlichen Vögeln zu rechnen hat. Zu leugnen ist nicht, daß er durch Zerstören der Bruten viel Unheil stiftet; andererseits aber vermag seine Gefräßigkeit Großes zu leisten und wird um so ersprießlicher, als der Kukuk schädliche Kerbthiere vertilgt, welche andere Vögel oder auch Säugethiere verschmähen. Er frißt Nachtschmetterlinge, Wasserjungfern, Mai und Brachkäfer, am liebsten aber behaarte Raupen, obgleich sein Magen inwendig von dieser Nahrung mit einem dicken Haarfilz belegt wird, welcher,

weil sich die einzelnen Haare in die Magenhaut einbohren, als Bestandtheil des Magens selbst erscheint. Man hat beobachtet, daß Kukuke auf dem Zuge wochenlang in Wäldern verweilten, welche von der Raupenpest behaftet waren, und hier in höchst ausgiebiger Weise aufräumten, sich also sehr nützlich machten. Dies ist aber auch das einzige Gute, welches man von ihnen sagen kann.

Die Zahl der Feinde, welche den Kukuk ernstlich bedrohen, ist gering. Der Mensch jagt ihn regelmäßig nicht, den meisten Falken entgeht er durch seine Gewandtheit im Fluge und den Raubsäugethieren durch seinen Aufenthalt auf den Bäumen. Demungeachtet tritt er niemals eigentlich häufig auf: es scheint, als ob das ungestüme, rastlose Wesen Dem ein Hinderniß wäre.

10. Die Tauben, Columba Linné.

Wie arm unser deutscher Wald an Tauben ist, erkennt man am deutlichsten, wenn man einen anderen Erdtheil bereis't. Nicht blos in Amerika treten diese Vögel in unschätzbarer Menge auf, sondern auch in Afrika und noch häufiger auf den vielen Eilanden des stillen Meeres, welche als ihre eigentliche Heimath betrachtet werden müssen.

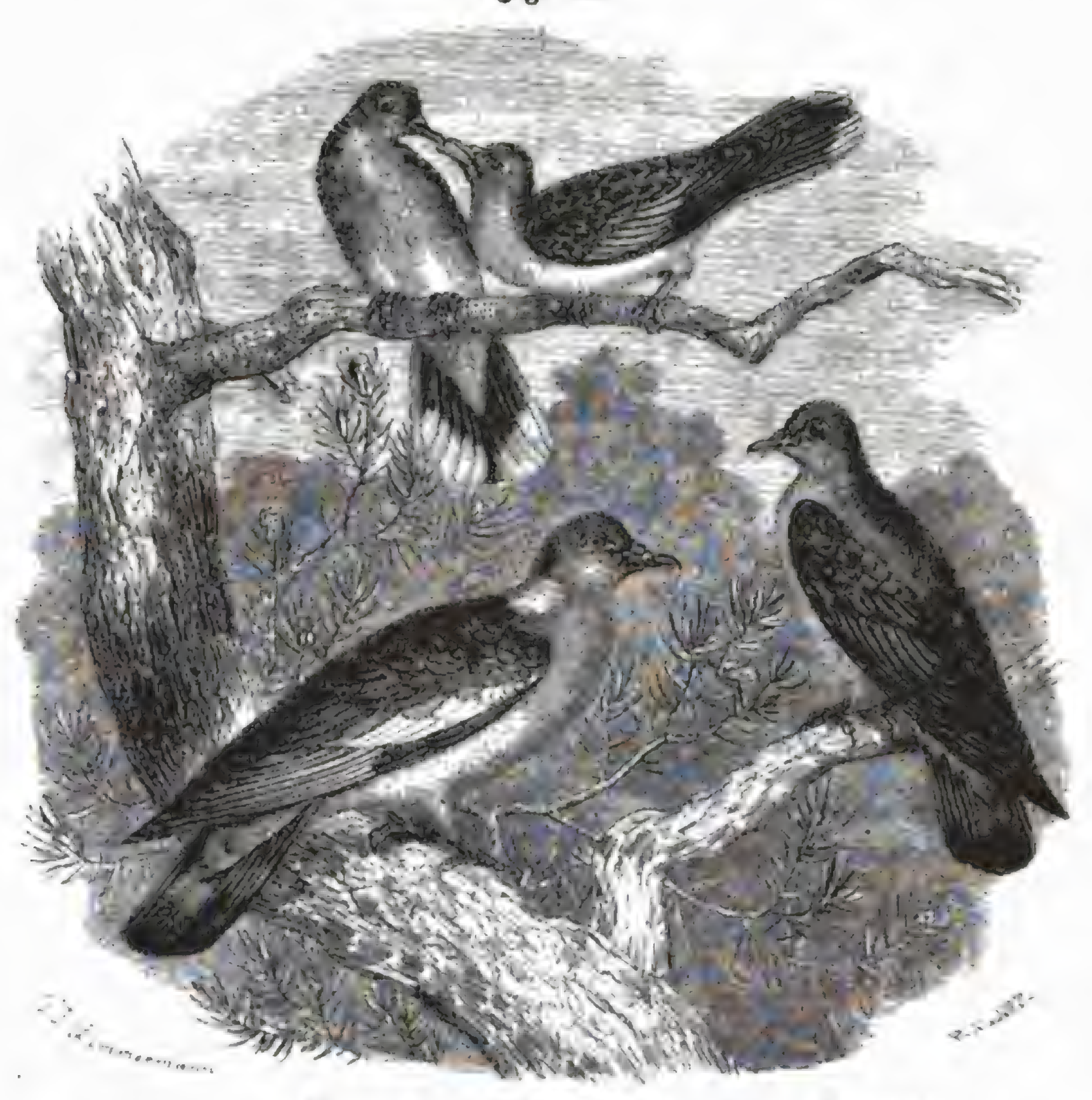
Bei uns leben ständig nur drei Arten von Wildtauben und eigentlich nirgends in besonderer Menge.

Die **Ringeltaube**, große Holz-, Ring-, Wald-, Wild-, Kohl- oder Schlagtaube, **Palumbus torquatus Aldrovandi**, (Columba Palumbus Linné, Columba torquata Klein), 15 bis 16 Zoll lang und 26 bis 27½ Zoll breit, ist auf der Oberseite dunkelblaugrau, am Vorderhals und an der Oberseite weinroth, am Bauche blauweißlich. Die Schwingenspitzen und der Schwanz sind schieferfarben, die ersteren mit weißen Federrändern, der letztere mit einer weißen breiten Querbinde; außerdem steht auf den Flügeln ein weißer Fleck. Die Alten unterscheiden sich durch lebhaften Schiller auf dem Hals und durch zwei weiße Bandflecken zu beiden Seiten desselben von den Jungen.

Waldungen aller Art und Baumpflanzungen Mitteleuropa's, namentlich aber Nadelwaldungen sind die Heimath dieses stattlichen Vogels. Im Norden Europa's kommt er nicht vor, und im Süden ist er selten.

Die **Hohltaube**, kleine Holz-, Wald-, Bloch-, Loch-, Kohl- und Blautaube, Columba oenas Linné, ist bedeutend kleiner, nur $12^1/_2$ bis 15 Zoll lang und 26 bis $27^1/_2$ Zoll breit, sehr gleichartig gefärbt, auf der Oberseite aschblau, am Hals grün und purpurglänzend, auf der Brust rothgrau, am Bauch hellaschgrau, überall röthlich überhaucht.

Fig. 62.



Ringeltaube. Turteltauben. Hohltaube.

Die Weibchen und Jungen unterscheiden sich von den Männchen durch geringeren Glanz an Hals und Brust.

Alte hohle Bäume Mitteleuropa's, mögen dieselben in Waldungen oder einzeln im Felde stehen, werden zu Wohnsitzen der Hohltaube, welche im Uebrigen die Verbreitung der Ringeltaube hat.

Digitized by Google

Die Turteltaube, Turtur auritus Ray (Columba Turtur Linné), die kleinste unserer Tauben, ist $10^1/_2$ bis 11 Zoll lang und 18 bis 19 Zoll breit, auf der Oberseite braungrau, auf dem Scheitel und dem Oberhals hellblau, auf der Stirn weißlich, auf der Brust blaßrosenroth, am Bauche weiß. Außerdem zeichnet die Seiten des Halses ein schwarzer Fleck mit 3 bis 4 Querstreifen und die Flügel eine breite, schön rostrothe Einfassung. Die Jungen unterscheiden sich durch düstere Färbung, eine schwarzgraue und rostfarbene Fleckenzeichnung auf den Flügeln, rostfarbene Federkanten auf Hals und Brust und durch das undeutliche Halsband.

Außer den Waldungen und Baumpflanzungen Mittel- und Südeuropa's findet sich die Turteltaube und zwar häufiger noch, als hier, in Asien und Afrika. Sehr gemein ist sie in den Donauländern und auf der Balkanhalbinsel.

Mit Ausnahme der Hohltaube, welche durch die Baumhöhlungen an bestimmte Plätze gebunden wird, führen unsere Tauben ein zigeunerartiges Leben. In manchen Jahren sind sie in gewissen Waldtheilen häufig, in anderen sehr selten. Es läßt sich dies auf dieselben Ursachen zurückführen, welche wir bei Beschreibung der Kreuzschnäbel hervorgehoben haben. In den Nadelwaldungen nähren sie, namentlich die Ringel- und die Turteltaube, sich vorzugsweise von Fichten- und Kiefernsamen, und sie erscheinen umso häufiger, je besser dieser gerathen ist, während sie in ungünstigen Samenjahren die Laubwaldungen bevorzugen. Neben dem Holzsamen fressen die Tauben Erbsen, Wicken, Gras- und Unkrautsämereien, Getreidekörner und wennauch nur nebenbei, Kerbthiere und Würmer.

Unsere drei Arten unterscheiden sich in Lebensweise und Betragen nicht unwesentlich. Die Ringeltaube ist die plumpeste und unliebenswürdigste; die Hohltaube hat viel mit unserer Haustaube gemein. Alle drei Arten sind äußerst geschickt im Fliegen und auch auf dem Boden gut bewandert. Der Flug ist schnell, bei dem Auffliegen klatschend, sodann pfeifend, vor dem Niedersetzen lautlos, schwebend. Alle Arten durchfliegen ohne Beschwerde weite Strecken, treiben sich spielend aber nur während der Paarungszeit in der Luft umher. Der Gang ist ziemlich langsam, und jeder Schritt wird mit einem Kopfnicken begleitet; auf den Baumästen laufen Alle geschickt hin und her. Die Sinne scheinen wohl ausgebildet zu sein; die geistigen Fähigkeiten können kaum besonders entwickelte genannt werden. Hervorragende Eigenschaft aller Tauben ist eine große Scheu vor dem Menschen

und vor anderen Thieren, obwohl es vorkommt, daß Ringel- und Hohltaube in unmittelbarer Nähe der Dörfer und Städte nisten, selbst auf den Bäumen der belebtesten Spaziergänge.

Unsere Waldtauben sind Wandervögel. Sie erscheinen bei uns im März und April und verweilen bis zum September und Oktober. Am frühesten kommt die Ringeltaube, zuletzt die Turteltaube. Ihre Wanderung dehnen sie bis nach Südeuropa aus. Ringel- und Hohltaube sahen wir während des Winters in ungeheuren Flügen in den südspanischen Gebirgen und der Umgegend Madrids; Turteltauben trafen wir in Spanien und Egypten als Wintergäste an. Die Wegziehenden sammeln sich schon bei uns zu kleinen Flügen und Schwärmen, welche mehr und mehr sich vergrößern, je länger die Reise währt; die Heimkehrenden kommen einzeln an und vertheilen sich auf ihre Nistplätze. Sobald es die Witterung erlaubt, schreitet dann jedes Paar zur Fortpflanzung. Ein sehr liederlich gebautes Nest wird begründet und mit zwei weißen Eiern belegt, welche dann von beiden Eltern bebrütet werden. Die Nester der Ringel- und Turteltaube stehen gewöhnlich niedrig, nahe am Stamm auf einer Astgabel oder auf zwei nebeneinander stehenden Aesten. Dürre Reiser bilden sie; das Gefüge derselben ist aber so locker, daß man nicht selten die Eier von unten durchschimmern sieht. Von der Ringeltaube wird auch manchmal ein altes Krähen-, Elster- oder Eichhornnest benutzt. Die Hohltaube baut nur in Höhlungen und verarbeitet neben den dürren Reisern und Würzelchen noch Erdmoos und dürre Blätter. Sie hat oft ihre Noth, eine geeignete Baumhöhlung zu finden, und muß es sich dann außerdem noch gefallen lassen, daß Spechte und Dohlen Streit mit ihr wegen des Nistplatzes beginnen, wobei sie gewöhnlich den Kürzeren zieht. Die Jungen, welche von beiden Eltern groß gefüttert werden, genießen nur kurze Zeit nach dem Ausfliegen noch die Pflege und Obhut ihrer Eltern, weil diese bald wieder zur zweiten und bezüglich zur dritten Brut schreiten.

So lange die Tauben brüten, ist ihre Lebensweise eine sehr regelmäßige. Beide Gatten bringen die Nacht in der Nähe ihres Nestes zu, sind aber bei Anbruch des Morgens bereits wach und munter. Noch vor Tagesanbruch begiebt sich der Tauber auf einen Lieblingsbaum, gewöhnlich den höchsten in seinem Gebiete und beginnt hier zu rucksen, um so öfterer und schneller nach einander, je verliebter er ist. Andere Tauberte antworten

diesem Rufe in gleicher Weise, kommen wohl auch herbei und setzen sich auf denselben oder die nächsten Bäume und feuern sich gegenseitig zu immer lebhafterem Rucksen an, ohne jedoch in eifersüchtige Händel zu gerathen. Das Rucksen ist allen Tauben eigenthümlich, aber sehr verschieden je nach der Art. Bei unseren Ringeltauben klingt es dumpf und hohl wie „Ruckkuku" und „Kukuku", bei der Hohltaube einfach „Huhuhu" und bei der Turteltaube endlich wie der Name sagt: „Turtur", ziemlich leise, aber wohllautend. Wenn der Tauber recht im Feuer ist, erhebt er sich nach dem Rucksen mit klatschenden Flügelschlägen in die Luft, steigt senkrecht empor und schwebt dann schief mit vollkommen still gehaltenen Flügeln wieder zu seinem Sitz herab oder führt einige prächtige Schwenkungen aus, angesichts der Taube, welche darüber sicherlich große Freude hat. Nach Beendigung dieses Liebesspieles fliegen Beide nach Nahrung aus, gewöhnlich nicht vor 7 Uhr und niemals nach 9 Uhr des Morgens. Schon um 10 Uhr kehren sie gesättigt zurück, unterhalten sich eine Stunde lang in derselben Weise, wie am Morgen, gehen um 11 Uhr zur Tränke und ruhen den Mittag über in einem dichten Baum versteckt. Nachmittags fliegen sie nochmals zum Futtersuchen aus, und Abends zwischen 5 und 6 Uhr kehren sie wiederum zum Nistplatze zurück, und der Tauber ruckst dort bis zum Dunkelwerden. Während der Bebrütung der Eier ruckst der Tauber weniger und fliegt hierauf allein nach Nahrung aus, weil er von Morgens 9 oder 10 Uhr bis Nachmittag 3 Uhr die Taube im Brüten ablösen muß. Beide Geschlechter sind sehr zärtliche Gatten; sie halten sich treu zusammen und schnäbeln sich wiederholt. Am liebenswürdigsten zeigen sich die Gatten eines Turteltaubenpaares, und sie sind es auch, denen das Wort „Taubenzärtlichkeit" sein Entstehen zu verdanken hat. Dasselbe hat seine Berechtigung, soweit es sich um die gegenseitige Anhänglichkeit der Geschlechter handelt; es darf aber nicht auf das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ausgedehnt werden: denn unsere Waldtauben sind die treulosesten und schlechtesten Eltern, welche es giebt. Eine Ringeltaube, welche einmal während des Brütens gestört wurde, verläßt das Nest augenblicklich, ohne wieder zu ihm zurückzukehren, läßt selbst die ausgeschlüpften Jungen gefühllos verhungern, sobald sie sich beobachtet sieht, und die übrigen Arten betragen sich nicht viel besser. Kurz nach dem Ausfliegen der Jungen nimmt gewöhnlich je eins von den Eltern ein Junges mit sich und unterrichtet es nothdürftig im Auf-

suchen der Nahrung, überläßt es aber rücksichtslos seinem Schicksale, sobald es glaubt, daß Jenes sich forthelfen könne. Sehr viele junge Wildtauben gehen in Folge dieser schnöden Behandlung zu Grunde.

Die große Scheu und die Fluggewandtheit der Wildtauben sichert sie vor vielen Feinden. Wanderfalk und Habicht sind bei uns wohl die gefährlichsten derselben. Außerdem mag der Baummarder manche Brut zerstören und Nachts der Uhu eine oder die andere schlafende Taube wegnehmen. Der Mensch verfolgt sie wenigstens nicht regelmäßig, und er hat Recht, sie zu schonen, denn der Schaden, welchen die Tauben durch Auflesen von Getreide und Hülsefrüchten ihm zufügen können, wird reichlich aufgewogen durch den Nutzen, welchen diese Vögel als Vertilger von Unkrautsämereien bringen, ganz abgesehen von der Annehmlichkeit, welche wir ihnen als Beleber der Wälder zu danken haben.

Ansiedler im Walde.

Funfzehnter Abschnitt.

Die Nistgäste des Waldes.

Ein uns befreundeter Grünrock, welcher nicht blos Forstmann und Jäger, sondern zugleich auch ein tüchtiger Naturforscher ist, hat Verwahrung eingelegt gegen das von uns gegebene Verzeichniß der Einwohnerschaft des deutschen Waldes. Er wollte auch in unserm Buche einige gefiederte Waldeskinder nicht missen, welche er bezeichnend „Ansiedler des Waldes“ nannte. Unter ihnen verstand er diejenigen Vögel, welche mehr oder minder regelmäßig im Walde sich einfinden, sei es, um eine Zeit lang ihrer Jagd auch hier obzuliegen, sei es, um innerhalb des Waldes den Ort auszuwählen, welcher ihr Nest aufnehmen soll.

Wir haben dem Wunsche unsers Freundes gern entsprechen wollen, aber geglaubt, uns auf diejenigen Vögel beschränken zu müssen, welche, obwohl dem Anschein nach fremd im Walde, ihn doch zeitweilig und zwar hauptsächlich während der Blüthezeit des Lebens zum Wohnsitze erküren.

Nach Dem, was wir über die Waldvögel bereits mitgetheilt, haben wir es nur mit noch wenigen zu thun, zunächst mit denen, welche einzeln regelmäßig, jedoch nicht ausschließlich, im Walde herbergen, und oft oder immer in ihm brüten. Sie sind sämmtlich unserer Theilnahme werth, obgleich ihre Wirksamkeit zu Gunsten oder zum Verderben des Waldes nur eine sehr geringe ist. Neue Gestalten treten in ihnen vor unser Auge, Vögel, welche uns fremd im Walde erscheinen wollen, weil ihre Verwandten durchaus verschiedene Oertlichkeiten bewohnen.

Nur die Familie eines einzigen von ihnen ist uns bereits bekannt geworden; alle übrigen gehören Geschlechtern an, deren Mitglieder den Wald eher meiden, als aufsuchen.

1. Der Eisvogel, Alcedo ispida Linné.

Der Beobachter, welcher an dichtumbuschten Bächen oder Flüssen aufmerksam dahin wandert, wird selten einen unserer Prachtvögel vermissen, welcher hier, immer möglichst versteckt, sein Wesen treibt und dem Fischfange obliegt, still und ruhig, wie Dies aller Fischer Weise. Gewöhnlich erblickt man den kleinen, auffallend gestalteten Gesellen erst dann, wenn er, durch den sich nahenden Menschen aufgescheucht, wie ein Pfeil über dem Gewässer dahinschwirrt, allen Biegungen desselben folgend, gewöhnlich in gleicher Höhe über der Oberfläche sich haltend. Er fehlt keinem ruhigen Bache oder Flusse; er folgt einem solchen bis tief in das Herz des Waldes. Nur im eigentlichen Gebirge wird er seltner, und auch der düstere Hochwald, mit welchem die Stelze und der Wasserschwätzer so innig verkettet sind, scheint ihm nicht zu behagen.

Dieser stille Fischer ist unser Eisvogel, Ufer-, Wasser-, Seespecht, das Wasserhähnlein, der Eisengart oder Martinsvogel, und wie er sonst noch genannt werden mag. Seine Länge beträgt $6^1/_2$ Zoll, die Breite $10^1/_3$ Zoll, das Weibchen ist nur um 1 bis 2 Linien kürzer und 2 bis 3 Linien schmäler. In der Gestalt erinnert der Eisvogel einigermaßen an die Spechte. Sein Leib ist gedrungen, der Kopf groß, der lange Schnabel keilförmig, der Schwanz sehr kurz, der Flügel kurz und gerundet und der Fuß endlich äußerst zart, schwach und klein. Das dichte Gefieder prangt in herrlichen Farben. Der Kopf ist grün oder blaugrün, graublau gebändert, der Rücken grünblau, der Oberflügel dunkelgrün, grünblau gestrichelt, der Schwanz dunkelblau mit grünem Schiller, die Kehle gelblich weiß, der ganze übrige Körper gelblich oder röthlich braun. Durch das Auge verläuft ein lichter Zügel, welcher vor und unter dem Auge gelbbraun, hinter ihm röthlich und gegen den Nacken zu gelblich weiß gefärbt ist. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß mennigroth.

Der größte Theil Europa's und ein guter Theil Sibiriens sind die Heimath des Eisvogels; in Nordostafrika kommt er nur während des Winters

und dann immer einzeln vor. Er ist an das Wasser gebunden und findet sich hier überall, wo dessen Ränder mit Gebüsch bedeckt sind, vorausgesetzt natürlich, daß das Gewässer kleine Fische enthält. Diese bilden fast die ausschließliche Nahrung des Vogels, welcher deshalb und wegen seiner Schön-

Fig. 63.

Waldwasserläufer. Eisvogel.

heit auch wohl der Königsfischer genannt wird. Er ist ein Strichvogel, welcher so lange, als er seine Rechnung findet, an einem und demselben Orte seßhaft bleibt und hier ein bestimmtes Gebiet bewohnt, aus dem er jeden Eindringling, seine eigenen Kinder auch, zanksüchtig vertreibt. Diese

Vertriebenen sind es, welche umherstreichen und gelegentlich sich bis nach Afrika verirren. Strenge Kälte zwingt den Eisvogel ebenfalls zum Streichen; denn wenn sein Gewässer zugefriert, muß er ein anderes aufsuchen, welches warmer Quellen wegen offen bleibt. Ohne Noth streicht er aber nicht im Lande umher; das Reisen wird ihm schwer.

Es läßt sich nicht verkennen, daß das Leben unseres Vogels in gar mancher Hinsicht eigenthümlich ist; im Ganzen aber fließt es sehr einförmig dahin. Das Paar durchstreift sein großes Gebiet tagtäglich zu wiederholten Malen, ohne sich viel um einander zu kümmern, es sei denn, daß die Liebe Dies wünschenswerth oder die Ernährung der Jungen es nothwendig mache. Jeder Gatte sitzt auf einem erhabenen Gegenstand über dem Wasser, möglichst verborgen, halbe Stunden lang bewegungslos, und späht in die Tiefe. Sobald dort ein Fisch vorüberhuscht, stürzt er sich wie ein Pfeil in's Wasser, taucht tief ein und versucht den Fisch zu fangen. Gelingt Dies, so arbeitet er sich mit Hilfe der Flügel wieder zur Oberfläche empor, fliegt auf denselben Zweig zurück, schüttelt das Wasser vom Gefieder ab und verschlingt nun die erworbene Beute. Sind die Fische an einer Stelle scheu geworden, so fliegt er schwirrend dicht über dem Wasser hin, allen Krümmungen desselben folgend, zu einer zweiten Warte und verfährt hier wie vorher. Kurz nach dem Auffliegen vernimmt man wohl auch die Stimme, ein lautes „Sisisi"; im Sitzen giebt er keinen Laut von sich. So treibt er es außer der Brutzeit jahraus, jahrein. Er ist, wie alle Fischer, ein verdrießlicher, ungeselliger Bursch, aber still und ausdauernd. Und Dies hat er nöthig; denn oft muß er tagelang vergeblich lauern, oft wiederholt in's Wasser stoßen, ehe ihm eine Beute wird. Ueber breiteren Gewässern rüttelt er manchmal wie ein Falk und stößt dann plötzlich in die Tiefe: Dies geschieht aber nur ausnahmsweise.

Im Mai beweist der Eisvogel durch sein zärtliches Betragen, daß die Zeit der Liebe auch für ihn gekommen. Das Männchen setzt sich auf einen Strauch und ruft mit einem pfeifenden Tone nach dem Weibchen. Letzteres kommt heran und fliegt weiter. Das Männchen folgt, setzt sich auf einen zweiten Baum, schreit wieder, das Weibchen kommt nochmals, und so necken sich Beide lange Zeit. Mit anderen Männchen beginnt der verliebte Gatte heftige Kämpfe; er ist jetzt ungeselliger, denn je. Während der Liebesspiele hat sich das Paar in einer steilen Erdwand am Ufer ein rundes Loch ge-

graben, 2 bis 3 Fuß tief in die Erde, und es hinten zu einer backofenförmigen Höhle erweitert. Hier werden nun eine Zeit lang die Gräten der verdauten Fische ausgespieen und diese Gewölle einigermaßen geordnet. Das ist das Nest. Der Bau desselben erfordert mehrere Wochen; dafür wird es aber auch, wenn Alles gut geht, jahrelang benutzt. Das Gelege, welches gewöhnlich in der Mitte des Mai vollzählig ist, besteht aus 6 bis 7 verhältnißmäßig großen, rundlichen, glattschaligen, weißen Eiern. Soviel man weiß, brütet das Weibchen allein und zeitigt die Jungen innerhalb vierzehn Tagen. Diese sind unförmlich gestaltete, abscheulich aussehende und überaus unbehilfliche Geschöpfe, deren nackte Haut mit einzelnen, sehr dünn stehenden Dunen bedeckt ist. Beide Alten tragen ihnen anfänglich Wasserjungfern, Hafte und andere Kerbthiere, später Fische zu. Ihr Wachsthum scheint ziemlich lange zu währen, und nach dem Ausfliegen müssen sie noch mehrere Wochen hindurch gefüttert werden, bevor sie ihr Gewerbe auszuüben verstehen. Sobald Dies der Fall ist, treiben sie die Alten im eigentlichen Sinne des Wortes in die Welt hinaus.

Die Lebensweise des Eisvogels giebt wenig Feinden Gelegenheit, sich seiner zu bemächtigen; vielleicht sind nur Sperber, Edelfalk und Weihe als solche zu betrachten. Der Mensch verfolgt den Königsfischer seiner Schönheit wegen; denn eigentlichen Schaden verursacht er nicht, weil er nur wenig und ausschließlich kleine Fische fängt.

In der Gefangenschaft haben wir den Eisvogel nur ein einziges Mal gesehen und zwar im Thiergarten zu London. Hier bewohnte er ein sehr großes Gebauer, dessen Boden zur Hälfte ein tiefes, mit lebenden Fischen reichlich besetztes Wasserbecken war. Er betrug sich hier wie in der Freiheit und schien sich sehr wohl zu befinden, hatte auch bereits drei Jahre daselbst ausgehalten.

12. Der Waldwasserläufer, Totanus Glareola Temminck.
(Tringa Glareola Gmelin.)

In früheren Zeiten mag der Waldwasserläufer häufiger im Walde gewesen sein, als gegenwärtig, wo nur wenige Stellen unseres Vaterlandes ihn beherbergen. Der fortgeschrittene Forstbau hat seinen Aufenthalt im Walde sehr erschwert; denn er findet sich nur an solchen Orten, wo der

Waldgrund mehr, als der Forstmann es wünschen mag, von Gewässern durchzogen ist, um es mit einem Worte zu sagen: im Bruchwalde. Skandinavien, Finnland und Rußland dagegen beherbergen ihn in zahlreicher Menge, und von hier aus kommt er denn auch alljährlich gelegentlich seines Herbstzuges zu uns. Eine hervorragende Rolle spielt er aber auch dann noch nicht.

Der Waldwasserläufer gehört zu den schnepfenartigen Vögeln. Von den Waldschnepfen unterscheidet er sich durch schlankeren Leibesbau, höhere Füße, einen harten, geraden Schnabel und durch seine verhältnißmäßig geringe Größe. Seine Länge beträgt 8½ Zoll, seine Breite 15 Zoll. Der Schnabel mißt 13 Linien, die Fußwurzeln 16 Linien. Das Gefieder ist oben schwarzbraun mit weißlichen Federrändern, welche auf dem Mantel Flecken bilden und mit grauen Flecken untermischt sind, auf der Unterseite weiß, am Kropf und den Halsseiten durch braune Längsflecken, an den Körperseiten durch gleich gefärbte Querflecken gezeichnet. Die mittleren Schwanzfedern sind bis zur Wurzel herauf schwarz und weiß gebändert, der Schnabel ist an der Wurzel grünlich, an der Spitze schwarz, der Fuß grünlichgelb. Im Herbstkleide ist der Oberkörper braun, mit rostgelblichweißen Flecken, der Unterkörper am Hals, Kropf und den Seiten auf schmuzig weißem Grunde bräunlich gestreift und gewellt. Beide Geschlechter sind in allen Kleidern einander gleich gezeichnet; die Jungen haben ein dem Herbstkleid der Alten ähnliches Kleid.

Wie seine Gattungsverwandten ist der Waldwasserläufer ein reger, lebendiger Vogel, welcher sich sehr schmuck trägt, äußerst geschwind auf den schlammigen Rändern der Gewässer dahinläuft und unaufhörlich nach Kerbthieren, Würmern und anderen kleinen wirbellosen Wasserthieren umherspäht, wohl auch Fischlaich und sogar wohl kleine Fischchen fängt und frißt. Er geht bei seiner Jagd ziemlich tief in das Wasser und schwimmt im Nothfall geschickt, zeigt sich aber ungern frei, jedenfalls aus Furcht vor seinen Feinden. Sein Flug ist leicht und sehr schnell, dem der Sumpfschnepfe ungefähr ähnlich. Gewöhnlich fliegt er in flachen Bogen niedrig über dem Wasser dahin, bei Gefahr aber erhebt er sich pfeilschnell hoch in die Luft. Seine Stimme ist ein lautes und wohltönendes „Gikgik titirle", welch letzteres trillerartig gehalten wird. Mit anderen seiner Art und mit Verwandten lebt er friedlich an den gleichen Orten, und auf dem Zuge bildet

er mit dem übrigen Strandgeflügel oft große Gesellschaften. Er ist nicht gerade scheu, wird aber durch Verfolgung sehr bald vorsichtig, beweist auch eine ziemlich große Klugheit.

Bei uns zu Lande nistet er selten; in Skandinavien trifft man ihn paarweise oft an kleinen Teichen oder Lachen im Walde an. Das Nest steht auf Inselchen mitten im Wasser, zwischen Binsen und Riedgras. Es ist ein zierlicher, aus Halmen und Grasblättern errichteter, innen schön ausgeglätteter Bau und enthält Ende Mai's vier gelblichgrüne, braun gefleckte Eier. Die Jungen verweilen nach dem Ausschlüpfen höchstens einen Tag lang im Neste und laufen dann, rasch und behend, wie Küchlein, hinter den Alten her. Bei Gefahr drücken sie sich platt auf den Boden nieder und sind dann geborgen; denn die Hauptfarben ihres Dunenkleides gleichen der Umgebung auf das Täuschendste. Nachdem sie erwachsen sind, vereinigen sie sich nebst ihren Eltern mit Anderen ihrer Art und Verwandten, streifen einige Zeit lang im Lande auf und nieder und treten im September oder spätestens Oktober ihre Wanderschaft an, welche sie regelmäßig bis Egypten, einzeln aber bis in das innere Afrika führt. Hier wie dort herbergen sie an den großen Gewässern unter allerlei Geflügel, vielfach, obgleich nicht immer erfolgreich befehdet von den kleineren Edelfalken, welche ihnen nach derselben Herberge gefolgt sind und hier wie in der Heimath eifrig Jagd auf sie machen. Der Mensch verfolgt sie ihres vortrefflichen Fleisches halber, welches hinter dem der Schnepfen durchaus nicht zurücksteht, sehr eifrig. Man schießt sie gelegentlich der Heerschnepfenjagd und fängt sie auf besonders eingerichteten Heerden. In der Gefangenschaft erhält man sie mit Nachtigallenfutter ohne Mühe und hat dann seine wahre Freude an ihnen, denn jede ihrer Bewegungen ist zierlich und ihr ganzes Betragen anmuthend und erfreulich.

3. Der schwarze Storch, Ciconia nigra Belon.
(Ardea nigra Linné, Ciconia fusca Brisson.)

Der einzige in Deutschland vorkommende Verwandte unseres allbekannten langbeinigen Haus- und Kinderfreundes Storch ist ein menschenscheuer, einsam lebender Waldbewohner. Es giebt keinen überzeugenden Grund für die auffallende Verschiedenheit im Betragen zweier Vögel, welche sich

leiblich und geistig so nahe stehen, wie diese beiden; wir begreifen wohl, daß der Hausstorch gegenwärtig den ihm gewährten Schutz dankbar anerkennt, sehen aber nicht ein, warum der dunkle Verwandte nicht ebenfalls in ein freundschaftliches Verhältniß mit dem Menschen getreten ist.

In Gestalt und Größe ähnelt der schwarze, braune, wilde, kleine Storch oder Aist seinem Vetter; man kann höchstens herausfinden, daß er etwas kleiner und schlanker ist, als dieser. Seine Länge beträgt gegen 3 Fuß, die Breite ungefähr das Doppelte. Junge Vögel sind selbstverständlich kleiner, als alte, und die Weibchen stehen dem Männchen etwas an Größe nach. Das Gefieder besteht aus großen Federn und umhüllt ziemlich dicht den Leib. Im Alter ist die vorherrschende Färbung ein gleichmäßiges Mattschwarz, welches ins Grüne oder Purpurfarbene schillert; in der Jugend sind die Federn des Kopfes und Halses grauschwarz, an den Rändern lichtgrau gesäumt. Brust, Bauch und Schenkel sind in allen Kleidern weiß befiedert. Füße und Schnabel sind bei alten Vögeln hochroth, bei jungen zuerst bleigrau und sodann olivengrün gefärbt. Die eben dem Ei entschlüpften Jungen hüllt ein dichtes Dunenkleid ein. — Ausführlicher braucht man den Vogel nicht zu beschreiben; in Europa wenigstens lebt kein Verwandter, welcher mit ihm verwechselt werden könnte.

Das Vaterland des schwarzen Storches dehnt sich über einen großen Theil von Europa und Asien aus. Einige Lehrbücher führen auch Nubien und Senegambien als seine Heimath auf; diese Angabe bezieht sich aber nicht auf ihn, sondern auf einen ihm ähnlichen, aber beträchtlich kleineren Verwandten (Sphenorhynchus Abdimii), welcher in ganz Mittelafrika lebt und hier Hausstorch ist. Das eigentliche Vaterland unseres schwarzen Storches sind die wald- und wasserreichen Gegenden Ost-Europa's und Asiens. In Deutschland kommt er einzeln überall, häufig nirgends vor. Zu ebenso zahlreichen Gesellschaften, wie sie der weiße Storch bildet, vereinigt er sich nie.

Bei uns zu Lande erscheint der schwarze Storch zu Ende des März oder Anfangs April. Sein Aufenthalt währt bis zu Ende Septembers. Dann tritt er eine Winterreise an, welche ihn bis in die Länder des südlichen Europa's und Asiens führt. In Indien ist er während der Zeit unseres Winters keine ungewöhnliche Erscheinung; in Afrika haben wir ihn nie beobachtet.

Digitized by Google

Wie bei vielen anderen Zugvögeln trifft im Frühjahre der männliche Gatte des Paares etwas früher ein, als der weibliche. Die Paare, welche mit einander verbunden sind oder sich finden, beziehen sodann einen ruhigen Ort im Walde, fern von dem menschlichen Treiben, und leben hier still und in gewissem Sinne verborgen. Der schwarze Storch bevorzugt, wie erklärlich, Auen- und Bruchwälder, deren Gewässer ihm genügende Nahrung geben, meidet aber den Gebirgswald durchaus nicht, vorausgesetzt natürlich, daß derselbe feuchter Wiesen, stehender Gewässer oder endlich der Flüsse und Bäche nicht gänzlich entbehre. Auch in kleinen Feldgehölzen siedelt er einzeln sich an. Zum Mittelpunkte seines ausgedehnten Gebietes erwählt er sich einen Bestand hoher, alter Bäume. Auf einem von ihnen legt er seinen Horst an, auf ihnen übernachtet er, zu ihnen kommt er im Laufe des Tages, um von seiner Arbeit auszuruhen. Lieblingsbäume von ihm sind alte, wipfeldürre Eichen und Föhren, welche ihm eine weite Umschau gestatten; auf solchen sieht man ihn regelmäßig stehen, immer ganz frei, niemals zwischen dem Geäst verborgen; solche Bäume werden auch während der Zugzeit stets von den wandernden Störchen aufgesucht.

Sein Nest, vom Jäger, wie der Nistbau des Raubvogels, „Horst“ genannt, steht auf ähnlichen Bäumen, am häufigsten auf solchen, welche die Grenze des Waldes bilden und in deren Nähe Wiesen, Sümpfe, Gewässer belegen sind. Der Nistbaum wird stets mit Vorsicht gewählt, um den Horst selbst zu sichern. Ein tausendjähriger Eichbaum mit hohem Stamm und breiter Krone, eine ähnlich gestaltete Ulme, Buche oder Föhre entsprechen den Wünschen des vorsichtigen Geschöpfes am meisten. Der Horst selbst steht regelmäßig auf den obersten Aesten des Wipfels. Starke Knüppel bilden den Unterbau, schwächere Reiser, durch Erdklumpen verbunden und gedichtet, den Nestboden, Reiser, Schilf und Rohr, Wurzelwerk, Stroh und dürres Gras das eigentliche Nest, dessen Mulde mit Bast, Federn, Haaren, Borsten, Lumpen u. dgl. ausgelegt wird. Nicht selten benutzt das Storchpaar einen alten Raubvogelhorst zur Wiege seiner Jungen, manchmal, jedoch in verschiedenen Sommern, abwechselnd mit dem ursprünglichen Erbauer, und regelmäßig brütet es, so lange der Mensch Dies gestattet, in dem einmal erwählten Horste wieder; nur bessert es denselben dann jedesmal vorher so viel als nöthig aus. Aber auch der Aufbau eines neuen Horstes fördert rasch. Beide Gatten tragen die Niststoffe herbei und arbeiten so eifrig, daß

auch ein zu begründender Bau in wenig Wochen beendet wird. In der Größe gleicht der Horst so ziemlich dem bekannteren Neste des weißen Verwandten auf dem Dachfirst der menschlichen Wohnung.

Dieser Horst ist es, welcher zum eigentlichen Wohnsitze des schwarzen Storches, zum Mittelpunkt seines Gebietes wird. Sobald der Vogel im Frühjahre erscheint, siedelt er sich an dem betreffenden Orte an, erbaut den Horst oder bessert den alten aus und widmet sich dann seinen Geschäften, zunächst denen, welche die Vermehrung mit sich bringt. Wenige Tage nach Herrichtung des Horstes legt das Weibchen sein erstes Ei und in entsprechenden Zwischenräumen die übrigen zwei, drei oder vier. Die Eier sind denen des weißen Storches ähnlich, gewöhnlich aber etwas kleiner; ihre Schale ist stark, fein gekörnt, die gewöhnliche Färbung ein gleichmäßiges Bläulichweiß. Das Weibchen bebrütet das Gelege sehr eifrig, läßt sich vom Männchen inzwischen ernähren und erzielt durch vierwöchentliche Bebrütung das Ausschlüpfen der Jungen. Diese werden von beiden Eltern ernährt, sehr geliebt, gegen überlegene Feinde aber wenig oder nicht vertheidigt, im günstigen Falle nach weiteren vier Wochen dem Neste entführt, hierauf aber noch immer behütet, geleitet, unterrichtet. Im Verlaufe des Sommers schließt sich eine Familie der anderen an; es bilden sich schwächere oder stärkere Gesellschaften, und diese schweifen nun gemeinsam im Lande umher, auch jetzt noch am liebsten in Gegenden, welche vom Menschen wenig beunruhigt werden.

Abgesehen von seiner Scheu vor dem Herrn der Erde, welche den Aufenthalt zu bedingen scheint, ähnelt der schwarze Storch in seinem Wesen und Betragen seinem bekannteren Verwandten sehr. Auch er bekundet in Haltung und Bewegung jene Gemessenheit, jene ruhige Würde, welche der weiße Vetter an den Tag legt. Sein Gang ist langsam, bedächtig, seine Haltung dabei stolz, sein Flug ein geruhiges Schweben, welches nur gelegentlich durch langsame Flügelschläge unterbrochen wird, demungeachtet aber den Vogel, in Folge geschickter Benutzung des herrschenden Luftstromes, zu sehr bedeutenden Höhen emporheben kann. Das Auffliegen pflegen die Störche durch einige Sprünge einzuleiten; hierauf fördern sie sich durch mehrere Flügelschläge in eine gewisse Höhe, und nunmehr beginnen sie Schraubenlinien zu beschreiben, auf denen sie sich heben, wenn sie dem herrschenden Winde sich entgegenwenden und umgekehrt sich senken, wenn

sie mit dem Winde fliegen. Das Beschreiben dieser Kreise gewährt ihnen nebenbei Unterhaltung und wird deshalb oft nur des Spielens wegen ausgeführt; der Beobachter aber erfreut sich im Anschauen eines so gleichmäßigen, schönen Flugreigens, welcher zumal an hellen Sommertagen das metallisch schimmernde Gefieder des Vogels in seiner vollen Pracht erscheinen läßt. In der Nähe seines Nestes pflegt sich der schwarze Storch stundenlang in dieser Weise zu vergnügen und dabei in Höhen emporzusteigen, welche ihn dem menschlichen Auge fast entrücken.

Der Vogel liebt es unter allen Umständen, sich diesem Auge so fern als möglich zu halten. Er ist ein Einsiedler, welcher mit anderen Geschöpfen, ausgenommen die, welche ihm zur Beute werden sollen, wenig zu thun haben mag. Begabt mit scharfen Sinnen und ausgerüstet mit viel Verstand, weiß er stets die ihm geeignet scheinenden Maßregeln zu treffen, um vor allen Dingen sich zu sichern, zu versorgen und eine Behaglichkeit des Lebens zu verschaffen, wie sie ihm gefällt. Von dem sicheren Baume, auf welchem er die Nacht verbrachte, fliegt er am Morgen vorsichtig weg und dann mißtrauisch durch sein Gebiet. Nur an einer solchen Stelle, welche ihn entweder verbirgt oder ihm eine weite Umschau gestattet, läßt er sich in die ihm gefährlich dünkende Tiefe, welche er des lieben Magens halber doch nicht meiden kann, hernieder, streckt den Hals zu seiner vollen Länge auf, sichert und schreitet nun lauernd und spähend dahin. Eine umfangsreiche Moorwiese im Walde, eine umbuschte Wasserlache, ein heimlicher Waldbach: das sind seine liebsten Jagdplätze. Er, der auf Raub ausgehende Schelm, welcher fast alles niedere Wirbelgethier und das wirbellose Heer ewig bedroht, fürchtet ohn' Unterlaß für sein Leben, verbindet sich deshalb gewöhnlich auch blos mit Seinesgleichen und mischt sich nur in besonderen Nöthen unter die Gesellschaften verwandter Vögel. Seine Jagd ist beinahe unbeschränkt; denn sie gilt den verschiedensten Thieren. Vor dem scharfen und gewandt geführten Zangenschnabel dieses schleichenden Jägers ist der Maulwurf in seiner unterirdischen Wohnung ebenso wenig geschützt, als die Spitzmaus oder Maus durch ihre gewandten Beine, der Nestvogel auf der Wiese durch sein bodenfarbiges Gefieder, die Viper durch ihren Giftzahn, der Frosch durch sein muskelkräftiges Schenkelpaar, die Forelle im Bach durch ihre eilfertige Flosse, die Schnecke durch ihr hartschaliges Gehäuse; von diesem Räuber wird Alles mitgenommen; ihm gilt fast alles Geschaffene als rein

und genießbar, mindestens als jagdbar. Nur eine gewisse Größe, Stärke, besondere Schnelligkeit und — eine ganz unerträgliche Ausdünstung oder Ausschwitzung, wie sie z. B. der Kröte eigen, sichert vor den Angriffen des vielbegehrenden Räubers. Gemessenen Schrittes, bedachtsam und ohne jegliche Uebereilung schreitet er über die Wiese, durch Sumpf und Moor, oder watet er auf dem Grunde seichter Gewässer dahin, den Schnabel stets zum Angriffe gerüstet; blitzschnell wirft er den federnden Hals vor, wenn es gilt, Beute zu machen; mit fast untrüglicher Sicherheit packt er das ersehene Opfer, tödtet oder betäubt es durch einige Hiebe mit dem Schnabel, faßt es mit der Spitze dieses Werkzeuges, wirft es in die Luft, fängt es im Fluge wieder, bringt es in eine passende Lage und würgt es in den Schlund hinab. Nach reichlichem Fange fliegt er gern zu seinem gewöhnlichen Ruheorte zurück oder wohl auch einem Flußufer zu, zumal wenn er hier Andere seiner Art ersieht, und stellt sich stocksteif auf, um zu verdauen. So regungslos er aber auch verharrt, falls er sich ungestört weiß, so wenig verliert er sein Mißtrauen. Das geringste Geräusch schreckt den Träumer auf und — davon.

Wie alle Einsiedler überhaupt, ist auch der schwarze Storch ein schweigsamer Gesell. In frühester Jugend läßt er sonderbare, schwer zu beschreibende Laute vernehmen, im reiferen Alter schweigt er, d. h. läßt er wenigstens keine Stimme verlauten. Gefühlserregungen werden dann einzig und allein bekundet durch das allen Störchen eigenthümliche Klappern mit dem Schnabel, ein schnell wiederholtes Zusammenschlagen der Schnabelhälften. Der schwarze Storch klappert aber nie so eifrig, wie der weiße; sein Klappern klingt auch schwächer, unbedeutender. Fast scheint es, als ob nur die Liebe fähig sei, den würdigen Vogel zu solchen Thorheiten hinzureißen!

Alt eingefangene Waldstörche werden selten wirklich zahm; aus dem Neste genommene Junge gewöhnen sich bald an den Pfleger, folgen ihm, wie ein Hund, auf dem Fuße nach, begrüßen ihn durch Klappern mit dem Schnabel oder durch Verneigen des Hauptes, wenn er sich naht und beweisen ihm überhaupt auf jede Weise ihre Anhänglichkeit. Sie gewöhnen sich bald an geeignete Nahrung, halten sich immer rein, vertragen sich mit anderem Geflügel, lassen sich zum Aus- und Einfliegen gewöhnen und sind deshalb für die Gefangenschaft sehr zu empfehlen.

Der Mensch verfolgt den schwarzen Storch eigentlich nirgends regelmäßig, wahrscheinlich, weil er überall selten ist. Zudem hat auch nur der Fischereibesitzer wirklich Grund, dem stillen Gesellen das Handwerk zu legen. In der Nähe fischreicher Gewässer, welche unter besonderer Aufsicht und Leitung des Menschen stehen, ist dieser Storch ebenso wenig zu dulden, wie der Fischreiher; denn er bringt hier wirklich empfindlichen Schaden. Im Uebrigen dürfte er dem Land- oder Forstwirth nützlich werden, so sehr er auch den Jäger durch Wegfangen des jungen Niederwildes ärgern und erzürnen mag.

Die Jagd hat wegen der großen Vorsicht und Scheu des Vogels ihre Schwierigkeiten; sie führt nicht einmal beim Horste immer zu dem gewünschten Ziele. Der Fang alter Störche dieser Art ist Sache des Zufalls.

Sechszehnter Abschnitt.

Brutansiedelungen und ihre Bewohner.

Unter den eigentlichen Waldvögeln giebt es wenige, welche zur Brutzeit größere Schaaren bilden, als sonst; vielmehr findet gewöhnlich das gerade Gegentheil statt. Mit der sich regenden Liebe pflegt, wie wir wiederholt zu bemerken Gelegenheit hatten, eine sehr lebendige Eifersucht verbunden zu sein, und Streit und Zank sind die natürliche Folge davon. Deshalb suchen sich die meisten Vögel, nachdem sie sich gepaart, fern von den übrigen einen stillen Ort, welcher ihr Nest aufnehmen und sie den Angriffen anderer möglichst wenig aussetzen soll, brüten hier und vereinigen sich erst dann wieder mit ihres Gleichen, wenn die Kinder erzogen und selbstständig geworden sind. Mindestens auffallend ist, daß auch diejenigen Vögel hiervon keine Ausnahme machen, welche sonst als friedlich, d. h. als sehr gesellig gelten. Die Finken z. B., welche sich im Herbst zu äußerst zahlreichen Flügen vereinigen und in diese auch Verwandte aufnehmen, halten sich zur Brutzeit streng gesondert und bekämpfen, wie wir mitgetheilt haben, mit großem Ingrimm alle Eindringlinge in das von ihnen erwählte Gehege. Das Gleiche gilt für die sonst so geselligen Sänger, es gilt für die meisten Vögel überhaupt. Aber es giebt Ausnahmen. Zu denselben Familien, unter deren Gliedern eifersüchtiges Abgrenzen des Nistplatzes Regel zu sein scheint, gehören Einzelne, welche auch zur Zeit ihrer Liebe massenhaft sich zusammenschaaren und, obschon nicht ganz ohne Hader, doch ziemlich friedlich mit einander leben und brüten.

Wir haben weiter oben schon erwähnt, daß unsere gesellig lebenden Raben, namentlich Saatkrähe und Dohle auch während der Brutzeit zu-

sammenhalten und Ansiedelungen in unserem Sinne bilden. Es ist hier der Ort, diese ausführlich zu beschreiben.

Wenige Tage nach der Rückkehr aus der Winterherberge, welche Ausgangs Februar statt zu finden pflegt, erscheinen die rechtmäßigen Bewohner einer Ansiedelung auf dem alt gewohnten Platze, und in kurzer Zeit sind die Bäume im eigentlichen Sinne des Wortes schwarz von Raben. Die Saatkrähen leben, wie wir wissen, nur in ebenen Gegenden. Hier erwählt sich nun eine gewisse Anzahl den geeignetsten Platz zur Aufnahme der Nester. Kleine Feldgehölze, Parkanlagen, und nur im Nothfalle hervorspringende Waldecken erscheinen den Vögeln zu Brutplätzen besonders geeignet; denn sie lieben es nicht, wenn sie vom Nistplatze aus größere Flüge unternehmen sollen, bevor sie zu ihren Jagdgründen gelangen. In den gedachten Ansiedelungen wird jeder einzelne Baum mit Nestern bedeckt, im Verlauf der Zeit jeder geeignete Ast. Ein Paar wohnt und lebt also dicht neben dem anderen; doch scheint bei der Anlage wenigstens die Rücksicht beobachtet zu werden, daß das eine Nest aus leicht begreiflichen Gründen nicht gerade über das andere zu stehen kommt. Auf einzelnen Bäumen werden bis fünfundzwanzig Nester angelegt.

Ein endloses Geschrei, Geplärr und Gekrächze kündet die Ankunft der Vögel an. Es beginnt schon vor dem ersten Morgengrauen und währt bis tief in die Nacht, zur Qual aller umwohnenden Menschen, deren Gehör in unbeschreiblicher Weise belästigt wird. Man würde irren, wollte man glauben, daß es unter den Ansiedlern friedlich herginge: Dies ist wenigstens, bevor alle einzelnen Nester in den unbestrittenen Besitz eines Paares gelangt und mit der gehörigen Eierzahl belegt worden sind, nicht der Fall. Wie wir bereits bemerkten, haben die Raben vom Eigenthumsrecht nur sehr mangelhafte Begriffe, und ein Paar sucht dem anderen nicht blos die einzelnen Neststoffe zu stehlen, sondern wo möglich gleich das fertige Nest zu rauben. Der ununterbrochene Streit giebt nun erklärlicher Weise fortdauernd zu Gezänk Anlaß, und deshalb eben ist der Lärm, welchen die Ansiedler verursachen, wahrhaft ohrenbetäubend.

In den meisten Fällen steht der Mensch den Krähen machtlos gegenüber. Auch Derjenige, welcher den Nutzen dieser Thiere anerkennt, kann sich mit der Nachbarschaft einer Saatkrähenansiedelung unmöglich befreunden und versucht deshalb, so viel in seinen Kräften steht, sie aus seiner Nähe zu

Digitized by Google

entfernen. Das aber hat seine großen Schwierigkeiten; denn die Krähen halten mit unglaublicher Zähigkeit fest an dem einmal gewählten Standorte und setzen allen Befehdungen den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Alt gewohnte, d. h. seit Jahren bevölkerte Ansiedelungen sind nur durch Niederschlagen des betreffenden Wäldchens zu vernichten: ein anderes Mittel giebt es nicht.

In ganz ähnlicher Weise vereinigen sich noch andere Vögel und zwar vor allen übrigen diejenigen, welche am oder im Wasser leben. Es ist eine bekannte Thatsache, daß gerade die Wasservögel besonders gesellig sind: ihr Aufenthalt, die allen gemeinsame Thätigkeit, und die wenigen Ruheplätze, welche sie haben, lassen Dies erklärlich erscheinen. Auffallend ist nur, daß einzelne Sumpf- oder Wasservögel gerade den Wald, in welchem sie sonst fremd sind, aufsuchen, wenn es sich um ihre Fortpflanzung handelt. In südlichen Ländern und namentlich unter den Wendekreisen wird der Wald während der Brutzeit zum Wohngebiete der verschiedensten Sumpf- und Wasservögel. Alle Flüsse und Ströme in der Nähe, das Meer, die Seen und Wasserlachen verarmen, wenn der Frühling einzieht. Das bunte Heer, welches bisher am Wasser wohnte und fischte, verläßt diese seine Heimath massenhaft und lebt jetzt nach anderer Waldvögel Art mehr auf den Bäumen, als auf den Wellen oder am Strande. Schon in Ungarn werden gewisse Waldinseln in den Strömen und in den sie umgebenden Sümpfen zu Sammelpunkten der verschiedensten Arten; in Mittelafrika, in Südamerika, in Indien u. s. w. nehmen diese Ansiedelungen an Ausdehnung und an Reichhaltigkeit noch bedeutend zu. Aber auch unser deutscher Wald entbehrt solcher Siedelgäste nicht: sie kommen aus Sumpf und Meer zu ihm herein.

In allen wasserreichen Gegenden unseres Vaterlandes giebt es gewisse Waldestheile, welche jahraus, jahrein von unserem Fischreiher zur Brutzeit aufgesucht werden und unter dem Namen „Reiherstände“ wenigstens den jagdkundigen Bewohnern in der Umgegend bekannt sind. Ein solcher Reiherstand wird von funfzehn bis zwanzig, aber auch von hundert und mehr Reiherpaaren gebildet.

Die Ansiedler erwählen sich eine geeignete Stelle im Walde, am liebsten einen alten, hohen Bestand auf Strom- oder Seeinseln, Landzungen und vorspringenden Winkeln in der Nähe von Gewässern, errichten sich hier ihre Nester, ebenfalls eins dicht an dem andern, und widmen sich nunmehr

eifrig allen Geschäften der Fortpflanzung. Unter Umständen vertreiben sie Ansiedler, welche vor ihnen kamen, von den altgewohnten Plätzen, oft erst nach langem Kampfe. Haben sie aber einmal Boden gewonnen, so lassen sie sich überaus schwer vertreiben, von anderen nistbedürftigen Vögeln eben so wenig als von dem Menschen, welcher auch an ihren Brutansiedlungen in der Regel keine Freude hat. Versuchen von Seiten des Menschen, ihre Ansiedlungen zu vernichten, setzen sie nicht geringeren Widerstand entgegen, als die Krähen. Der scheue Reiher, welcher sonst den Menschen sorgfältig ausweicht, versucht auf dem Nistplatze mit allen nur erdenklichen Mitteln sich ihm zu widersetzen.

Streng genommen läßt sich eine Regel hinsichtlich der Wahl solcher Nistplätze nicht aufstellen. Die Ansiedlungen sind oft in der Nähe großer Gewässer belegen, gar nicht selten aber auch fern von denselben in Waldgegenden, welche von den fischfangenden Brutvögeln erst nach langem Flug erreicht werden können. Naumann erwähnt eines Reiherstandes mitten in einem großen, ganz trocknen Kieferwalde, welcher von der Mulde eine Stunde Wegs, von der Elbe aber fast drei Wegstunden entfernt war, also möglichst ungünstig gelegen schien und dennoch alljährlich besucht wurde. Werden die Thiere an solchen Plätzen nicht gestört, so vermehrt sich ihre Anzahl von Jahr zu Jahr, und sie können dann wirklich zur Landplage werden.

In diesen Ansiedlungen trägt jeder passende Baum wenigstens ein Nest, oft aber deren zehn bis zwölf, ja selbst zwanzig. Eine Auswahl hinsichtlich der Baumarten scheint nicht getroffen zu werden; denn man findet die Nester auf Laubbäumen ebensowohl, als auf Nadelbäumen: Regel ist nur, daß die Wipfel und die ihm zunächst stehenden dicken Aeste bevorzugt werden.

Das eigenthümliche Leben der Reiher auf diesen Nistplätzen beginnt sehr regelmäßig zur bestimmten Zeit im Frühjahre und endet sofort nach dem Ausfliegen der Jungen. Im April zeigen sich die Paare in der Ansiedlung, bessern die alten Nester aus oder bauen sich neue, bestehen Kämpfe mit zudringlichen Mitbewerbern und nehmen endlich von dem Neste bestimmten Besitz. Dann legt das Weibchen seine Eier und das Brutgeschäft geht seinen Gang. Sind die Jungen ausgeflogen, so wird von dem Besitzer des Standes gewöhnlich eine große Jagd veranstaltet, zu welcher von nah und fern Dianen's Jünger herbeizukommen pflegen. Dieses Blutbad, eine

wahre Schlacht, beschließt das Waldleben der Vögel, und der so belebte Stand verödet für die nächstfolgenden neun Monate.

Es ist nichts Seltenes, daß sich die Reiher gerade der Krähenansiedlungen bemächtigen. Auf seine Stärke pochend, erscheint vielleicht ein Paar unter den Krähen, gründet in deren Mitte seinen Horst, zieht andere herbei, gewinnt mehr und mehr Boden und verdrängt schließlich die Krähen vollständig. Nicht das Gleiche gelingt den Reihern, wenn sich Scharben an demselben Orte einfinden. Diese Ruderfüßler, deren eigentliche Heimath das weite Meer ist, lassen sich gar nicht selten durch den Fischreichthum größerer Ströme oder Seen bewegen, auch im Innern des Landes zu wohnen, und dann erscheinen sie zur Brutzeit regelmäßig auf den Reiherständen. Hier setzen sie sich fest, in Güte oder mit Gewalt. Sie fürchten den scharfen Schnabel des Reihers nicht im Geringsten und setzen etwaigen Angriffen genügende Abwehr entgegen. Gewöhnlich beherrscht eine Scharbengesellschaft einen gewissen Theil des Reiherstandes, oft aber nisten Reiher und Scharben in buntem Gewirr unter einander. Man darf behaupten, daß erst dann, wenn beide Vogelarten zusammenbrüten, die Ansiedlung in gewissem Sinne als vollendet bezeichnet werden kann. Doch gilt Dies nur für Deutschland; denn in südlicheren Gegenden, in Ungarn z. B. drängen sich zwischen Fischreiher und Scharbe noch andere Reiher ein, und nun beginnt ein Leben, für welches der Beschreiber kaum die rechten Worte finden kann.

Eine solche Brutansiedlung oder richtiger, das Leben in ihr, hat Landbeck schon vor vielen Jahren in unübertrefflicher Weise beschrieben, und diese Schilderung wollen wir der unsrigen zu Grunde legen.

Die beschriebene Reiheransiedlung befindet sich auf einer dicht bewachsenen Halbinsel oder Landzunge zwischen zwei Sümpfen; ihre Bäume stehen theilweise im Wasser. „Als wir die Insel betraten, fanden wir den Unterwuchs des Waldes mit dem Kothe der Reiher so besudelt, daß der Boden nur mit einer weißen Schneedecke zu vergleichen war. Unter den Bäumen selbst war die Erde mit zerbrochenen Eierschalen, faulenden Fischen, todten Vögeln, zerbrochenen Nestern und anderem Unrath übersäet. Im Gebüsch der Sümpfe liefen die jungen Nachtreiher umher, welche aus ihren Nestern gestoßen oder gefallen waren und nun von ihren Alten kümmerlich mit Speise versorgt wurden. Diese erhoben sich bei unserer Annäherung; die umherlaufenden Jungen stellten sich gegen unsere Hunde mit mächtig

geöffneten Schnäbeln und unter fürchterlichem Geschrei zur Wehre. Ein entsetzlicher Gestank verpestete die Luft."

„Schon in bedeutender Entfernung hatten wir ein sonderbares Prasseln und Plumpen vernommen, welches wir nicht recht zu deuten wußten; als wir aber näher kamen, wurde uns die Ursache dieses Geräusches bald klar. Es rührte von einem dichten Kothregen und von dem Herabfallen der Fische her, welche den gefräßigen Jungen aus allzu großer Hast öfters entschlüpften, oder es wurden gar halbflügge Junge von ihren freßgierigen Geschwistern über den flachen Nestrand hinabgestoßen und fielen nun krachend zum Boden hernieder. Der Kothregen unter den Nestern war so dicht, daß man unbekleckst unmöglich davon kommen konnte, der Lärm so merkwürdig und sonderbar, daß er eigentlich gar nicht beschrieben werden kann. In einer gewissen Entfernung, wo die vielen schauerlichen Stimmen zu einem verworrenen Getöse verschmolzen sind, glaubt man den Lärm von einer Rauferei betrunkener ungarischer Bauern zu hören, und erst wenn man näher kommt, ist man im Stande, die einzelnen Laute der Vögel zu unterscheiden. Ganz in der Nähe ist der Lärm fürchterlich, der Gestank fast unerträglich und der Anblick von Dutzenden verwesender junger Reiher, welche mit Tausenden von Fleischfliegenmaden bedeckt und dadurch tausendfältig wieder belebt sind, äußerst ekelhaft."

„Die Gipfel der höchsten Bäume tragen gewöhnlich die Nester des grauen Reihers; etwas tiefer befindet sich die Wohnung des schönen und scheuen Silberreihers, die unteren Aeste und Astgabeln dienen den Nachtreihern zu bequemen Rastplätzen. Alle drei Arten brüten gemeinschaftlich auf einem Baume, und es ist nichts Seltenes, gegen funfzehn verschiedene Nester darauf vereinigt zu sehen."

„Hoch über den Wipfeln der Bäume erscheint der graue Reiher, beutebeladen, mit einem heiseren „Kraaich", senkt sich zum Neste hernieder und stößt mit einem gänseartigen „Dadadada" seinen stets hungrigen Jungen die Fische in den Hals oder speit sie ihnen vor, und die Jungen verschlingen sodann mit einem verzweiflungsvollen „Goh-äääää, goh-äääää" die Nahrung. Lautlos dagegen kommt der klügere Silberreiher, hoch in der Luft das Nest umkreisend und nach etwa verborgenen Feinden spähend, bevor er sich herniedersenkt, und auch die Jungen im Neste scheinen gesitteter und weniger hastig zu sein. Der Nachtreiher endlich zieht von allen

Seiten und ohne Bedenken zum Neste. Ein im tiefsten Baß ausgestoßenes Quak kündet seine Ankunft schon in bedeutender Entfernung an, und ein katzenartiges „Quäht, quäht“ oder „Queaohaach, queoeah“ der Jungen ist deren Antwort beim Füttern. Haben sich die Alten entfernt, dann beginnt die Musik der Jungen auf's Neue. Aus allen Nestern tönt ein ununterbrochenes „Zikzikzik, zäkzäkzäk, zgäzgägzä und gättgättgättgätt.“ Zur Abwechslung klettern die jungen Reiher auch wohl auf den Aesten hinaus auf die Gipfel der Nestbäume, um ihren nahrungsspendenden Eltern entgegenzusehen.“

„Auch den von Scharben bewohnten Theil der Ansiedlung verkünden weißer Koth, Eierschalen und eine Menge halbverwester, mit Schmeißfliegenlarven bedeckter Fischleichname, welche einen unerträglichen Gestank verbreiten. Die Scharben selbst sitzen, Alte und Junge durcheinander, gemüthlich in ihren Nestern und glotzen die unberufenen Ruhestörer mit ihren schönen meergrünen Augen verwundert an. Die Alten lassen wunderliche, im tiefsten Basse ausgestoßene Töne, welche wie „Gokgokgoggoggog“ klingen, die Jungen ein eigenthümlich pfeifendes Geschrei vernehmen, welches sich durch die Silben „heidioh, heidioh“ wiedergeben läßt, und Beide bilden eine gar sonderbare, jedoch nicht gerade unangenehme Musik.“

„Fürchterlich ist die Wirkung, wenn ein Schuß aus der Tiefe das Leben in der Höhe stört. Schreiend stürzen die Reiher aus den Nestern, um ihr Heil in der Flucht zu suchen; doch die Liebe zu den Jungen überwindet Angst und Schrecken, und bald umkreisen die Eltern wieder den Nistplatz und spähen angsterfüllt durch die Lücken der Bäume nach den Ruhestörern. Die Scharben schießen pfeilschnell, gleich Schlangen, aus ihren Nestern hervor, fliehen in weite Ferne und kehren erst nach geraumer Zeit und immer in bedeutender Höhe, vorsichtig zurück, spähen und untersuchen, schießen dann, sobald sie sich sicher glauben, mit beschleunigtem Flügelschlage wieder in die Nester hinein und drücken sich hier sofort auf den Boden nieder, um nicht mehr gesehen zu werden. Die etwa Verwundeten legen noch einen Muth und eine Hartnäckigkeit an den Tag, welche in Erstaunen setzt; sie kehren sich wüthend gegen den Hund oder gegen den Menschen und versetzen dem einen wie dem andern Schnabelhiebe, welche äußerste Vorsicht sehr rathsam machen. Am längsten lassen die aufgestörten Silberreiher auf sich warten; sie aber haben in Ungarn auch alle Ursache

dazu, weil ihnen grade zur Brutzeit der schönen Schmuckfedern wegen auf's Eifrigste nachgestellt wird. Doch wie sehr sich auch der Mensch bemühen möge, die nistenden Vögel zu vertreiben, es gelingt ihm nie. Den ersten Schreck nach einem verderblichen Schusse besiegt die Liebe zum Neste und zu den Kindern gar bald, und schon nach Verlauf einer kurzen Zeit ist das alte Getreibe wieder im Gange."

Die Geschichte dieser Ansiedlung ist so ziemlich die Geschichte jeder ähnlichen. Bis zum Jahre 1817 war die von Landbeck beschriebene Insel der Brutplatz einer ungeheuren Menge von Saatkrähen. Die Theuerung, welche in diesem Jahre Europa drückte, brachte das einfältige Volk auf den Wahn, daß die Krähen an der Plage Schuld sein könnten; es wurden deshalb allgemeine Jagden angestellt und die Krähen sehr vermindert. Im Jahre 1818 erschienen vier Paar Fischreiher, bemächtigten sich mehrerer Krähennester und brüteten. Im nächsten Jahre fanden sich über hundert Reiherpaare ein, und sie verdrängten bereits den größten Theil der früheren Ansiedler. Zwei Jahre später zeigten sich plötzlich viele Nachtreiher, nahmen bescheiden die verlassenen Nester der Krähen in Besitz, setzten sich fest, gewannen an Muth, stritten sich bald mit den Fischreihern und wurden nach kurzer Zeit die häufigsten Vögel der Insel. Im Jahre 1826 fanden sich die ersten Silberreiherpaare in der bereits volkreichen Ansiedlung ein, setzten sich mit den Fisch- und Nachtreihern in gutes Einverständniß und blieben wohnen. Bis dahin ging die Sache ungestört ihren Gang; erst das folgende Jahr wurde der Ansiedlung verhängnißvoll. Es brachte den furchtbarsten Feind der Reiher, die Scharben, welche rücksichtslos auftraten, die schönsten und höchsten Bäume für sich auserfahen, die Fisch- und Nachtreiher ohne Schonung aus ihren Nestern vertrieben und nach den blutigsten Kämpfen, welche sie mit hartnäckiger Ausdauer durchfochten, schließlich Sieger blieben. Da sie jedoch nur die zuerst eingenommenen Brutplätze innebehielten und sich keine weiteren Uebergriffe erlaubten, stellte sich allgemach ein einträchtiges Verhältniß unter allen Ansiedlern ein, und gegenwärtig kann man sehen, daß auf demselben Baume, dessen höchsten Wipfel die Scharben innehaben, auch Fisch-, Silber- und Nachtreiher verträglich brüten. Das Verhältniß der Anzahl der verschiedenen Vögel giebt Landbeck an, wie folgt: auf 2000 Nachtreiher kommen 500 graue, 100 Silberreiher und 200 Scharben. Eine weitere Zunahme der Bevölkerung wird durch den

Menschen verhindert, und die Raubvögel unterstützen diesen nach besten Kräften. Auf den großen Jagden, welche alljährlich angestellt werden, verlieren Hunderte und Tausende von jungen Reihern und Scharben ihr Leben; viele Nester werden ihrer Eier beraubt, kurz, man sucht der Vermehrung in jeder Weise Abbruch zu thun. —

Wir dürfen uns auf die erwähnten Ansiedler beschränken; denn alle übrigen Vögel, welche noch gesellschaftlich in unserem Walde brüten, vereinigen sich niemals auch nur annähernd zu ähnlichen Schaaren, wie Saatkrähe, Reiher und Scharbe. Anders ist es in den außerdeutschen Waldungen und zwar ebensowohl in denen nördlicher, wie in jenen südlicher Länder. Wir aber wollen die Grenzen des bisher von uns festgehaltenen Gebietes nicht überschreiten.

Obgleich in Vorstehendem das Waldleben der Reiher und Scharben in genügender Ausführlichkeit abgehandelt worden ist, halten wir es doch für angemessen, nunmehr einen Blick auf die genannten Vögel selbst und ihr Thun und Treiben außerhalb des Waldes zu werfen, schon um uns gegen den Vorwurf einer einseitigen Behandlung zweier so beachtenswerther Thiere, welcher uns sonst mit Fug und Recht gemacht werden könnte, im Voraus zu verwahren.

Wir lernen, streng genommen, alle Reiher und deren Wesen und Betragen kennen, wenn wir versuchen, uns ein Bild unseres Fischreihers zu entwerfen. Gerade die Familie, als deren Vertreter er für uns Deutsche betrachtet werden muß, zeigt außerordentlich viel Uebereinstimmendes in ihrem Leibesbau und demgemäß auch in der Lebensweise. Das Abweichende, welches selbstverständlich auch bei ihrer genaueren Erforschung sich herausstellt, darf als unbedeutend betrachtet werden; es beschränkt sich im Wesentlichen auf Aeußerlichkeiten und auf geringe Verschiedenheiten in der Lebensweise. Ob der Reiher bei Tage oder bei Nacht auf Raub auszieht, ob er lieber in Sümpfen, als in freieren Gewässern fischt, ob er das Meer oder die im Waldesdunkel fast verborgenen Flüsse bevorzugt, bleibt sich ziemlich gleichgültig, weil im Ganzen alle Arten durchaus sich ähneln.

Der Fischreiher oder Reyer, Reiger, Reigel, Rager, der Kamm-, Schild-, Berg- oder Rheinreiher, der graue, große, gehäubte, türkische

Reiher, die Heergans u. s. w., Ardea cinerea, Latham (Ardea major, Gmelin Linné), ist ein sehr bekannter, jedoch keineswegs beliebter Vogel von 3 bis $3\frac{1}{2}$ Fuß Länge und $5\frac{1}{2}$ bis 6 Fuß Breite, aber nur $2\frac{2}{3}$ bis $3\frac{1}{4}$ Pfund Gewicht. Schon aus diesen Angaben geht hervor, daß wir es

Fig. 64.

Fischreiher.

mit einem eigenthümlichen Thiere zu thun haben. Ein Vogel von einer so bedeutenden Länge und Breite, welcher wenig mehr wiegt, als ein Haselhuhn, muß ein absonderliches Geschöpf sein. Und das ist denn unser Fisch-

Digitized by Google

räuber in der That. Der Leib für sich betrachtet, ist überraschend klein und mager; aber an ihm sitzt ein sehr langer, klapperdürrer Hals, welcher einen gestreckten, mit langem Schnabel bewehrten Kopf trägt; an ihm gelenken große, breite Flügel, lange, dürre Ständer und ein sehr großer Schwanz. Der gerupfte Reiher dünkt uns die abscheulichste Mißgestalt zu sein, weil kein Theil seines Leibes mit dem andern im Verhältniß zu stehen scheint. Mehr als die Hälfte der gesammten Länge kommt auf Hals, Kopf und Schnabel allein, fast ein Fünftel auf den Schwanz, für den Leib selbst bleibt also nur wenig übrig. Die Befiederung ist nicht besonders reich, die einzelnen Federn sind aber lang und breit und lassen das Gefieder deshalb dichter erscheinen, als es wirklich ist. Ganz eigenthümlich sind sechs, mit seidenartigem, kurzem, dichtem Flaum, sogenannten Puderdunen, besetzte Stellen, von denen zwei in der Gegend des Gabelknochens, zwei an den Hüften und die letzten beiden, welche sehr schmal sind, in der Leistengegend liegen. Die zahlreichen Schwungfedern sind groß und breit, die Steuerfedern, zwölf an der Zahl, nicht minder. Im Uebrigen mag folgende Beschreibung des Leibes genügen: Der Schnabel ist länger als der Kopf, gerade, spitz, seitlich zusammengedrückt, der Hals höher als breit, muskelkräftig und höchst beweglich; das Bein ist weit über die Ferse nackt, der Fuß langzehig, jede Zehe mit einem großen, flach gekrümmten Nagel, die Mittelzehe mit einem kammartig ausgesägten bewehrt. Der Schlund ist unverhältnißmäßig weit, der Magen groß und häutig. Das Geripp gehört zu den auffallendsten, welche in der Klasse vorkommen; eine ausführliche Beschreibung desselben würde unsern Raum jedoch überschreiten, und deshalb müssen wir uns auf die Angabe beschränken, daß der Hals aus sechszehn, der Rückentheil aus acht und der Schwanztheil aus ebenfalls acht Wirbeln besteht.

In der Färbung des Gefieders ändert der Fischreiher je nach dem verschiedenen Alter; das ausgefärbte Kleid wird erst im dritten Lebensjahre angelegt. Beim alten Männchen sind Schnabel, Zügel, die nackte Stelle um das Auge und der Augenstern goldgelb, die Füße horngraugelb, die Stirn und die Mitte des Scheitels weiß, die Seiten, der Hinterkopf und die Brustseiten aber sammtschwarz, Rücken und Oberflügel aschgrau, besonders geziert durch lange, bänderartige Federn von silberweißer Farbe; die Unterseite ist weiß, am Halse grauweiß, hier vorn durch drei Reihen schwarzer

Längsflecken gezeichnet. Am Kropf flattern lange, weiße Federn, und vom Hinterhaupte hängt ein aus drei schmalen, sammtschwarzen Federn gebildeter Zopf hernieder. Die Schwungfedern sind schwarz, die Schwanzfedern aschgrau. Das alte Weibchen ist weniger schön und trägt einen minder langen Zopf. Bei den jungen Vögeln ist der Oberkörper aschgrau, der Unterkörper in der Mitte weiß, seitlich grau, der Vorderhals durch zwei bis drei Reihen schwarzer Längsflecken gezeichnet. Fuß und Schnabel sind dunkelhornfarben, die nackten Kopfstellen grünlichstrohgelb, die Augensterne schwefelgelb. Der Zopf fehlt.

Schwer läßt sich bestimmen, welche Gegenden der Erde eigentlich als Heimath des Fischreihers bezeichnet werden dürfen. Ob er in Neuholland gefunden worden ist, wissen wir nicht, wohl aber, daß man ihn von Sibirien, Grönland, Island, dem nördlichen Skandinavien an durch ganz Europa, Asien und einen großen Theil Afrika's, sowie in Amerika beobachtet hat. In Deutschland fehlt er nirgends; denn er steigt auch im Gebirge so hoch empor, als es hier nahrungsversprechende Gewässer giebt. Im nördlichen Europa zwingt ihn der Winter zum Wandern; in den südlichen Gegenden streicht er nur. Er verläßt uns im September oder October und erscheint im März oder spätestens im April wieder. Alle Seen und Ströme Südeuropa's, Mittelasiens und Afrika's beherbergen ihn während des Winters in Menge; aber er fehlt dort auch in den Sommermonaten nicht. Seichte Gewässer jeder Art bilden seinen Aufenthalt: er fischt im Meere oder in Salzseen ebenso gern, als in Teichen, Strömen, Flüssen und Bächen, falls nur das Wasser klar ist; denn trübe Fluthen meidet er aus dem ganz einfachen Grunde, weil er die in ihnen lebenden Fische nicht sieht.

Auf seinen Reisen und in der Winterherberge vereinigt er sich gern mit anderen Reihern zu größeren Gesellschaften; bei uns lebt er mit Ausschluß der Fortpflanzungszeit einzeln oder paarweise, und namentlich, wenn er zum Fischfang ausgeht, liebt er die ihn beeinträchtigende Gesellschaft anderer Reiher durchaus nicht.

In seinem Betragen hat er manches Eigenthümliche. Er versteht es, den genauen Beobachter zu fesseln; der großen Menge jedoch erscheint er als ein höchst langweiliger Gesell, wie wir glauben, hauptsächlich deshalb, weil er sich schwer beobachten läßt. Der Fischreiher ist wie alle seine Verwandten ein scheuer, höchst vorsichtiger und listiger Vogel. Er traut dem

Menschen nie, greift aber dennoch frech in dessen Gerechtsame ein und stiehlt und raubt dreist in der Nähe der Wohnungen, ohne jedoch seine Sicherung jemals aus den Augen zu setzen. Seine Jagd betreibt er, wie ein vorsichtiger Dieb sein Gewerbe. Er erscheint geräuschlos am Ufer des erwählten Gewässers, nachdem er vorher sorgfältig die Gegend untersucht hat, stellt sich hier wie eine Bildsäule auf, sichert nochmals und beginnt erst, wenn er sich unbeobachtet sieht, seine Fischerei. Bei dieser schleicht er mehr, als er geht, im Wasser dahin, ein Bein bedachtsam vor das andere setzend, ohne irgend welches Geräusch zu verursachen und fortwährend nach allen Seiten hin spähend und beobachtend. Naumann nennt ihn sehr richtig einen Scheinheiligen, dessen kleines lebhaftes Auge mißtrauische und hämische Blicke auf die Umgebung wirft und dessen Hals blitzschnell aus seiner gepreßten Lage hervorschnellt, wenn sich ein schwächeres Geschöpf unvorsichtig nähert.

Jede Stellung des Fischreihers ist eigenthümlich. Wenn er ganz ruhig steht und die Verdauung abwartet, richtet er seinen Rumpf gerade auf und zieht den langen Hals so zusammen, daß der Kopf unmittelbar auf dem Nacken ruht oder zwischen den Schulterfedern versteckt wird; will er sich sonnen, so läßt er sich auf die Fußwurzeln nieder und streckt den Hals stocksteif vor sich hin; will er schlafen, so nimmt er die frühere Stellung an, wiegt sich aber nur auf einem Beine und legt das andere so an den Leib, daß die Zehen den Hals berühren. Der Gang ist langsam, schleichend, ohne Würde, der Flug unschön, weil er eigentlich nur aus träge auf einander folgenden Flügelschlägen besteht, bei denen die großen, breiten Flügel vorn bedeutend nach unten herabgebogen werden. Der Hals wird im Fluge ebenfalls zusammengezogen und tritt vorn wie ein Kropf vor, die Ständer werden lang nach hinten gestreckt, und so nimmt der Vogel eine höchst bezeichnende Gestalt an, welche ihn in jeder Entfernung von Störchen, Kranichen und ähnlichen Sumpfvögeln unterscheiden läßt. Bevor er sich erhebt, springt er ein paarmal empor, sodann bewegt er die großen Schwingen hastig; bald aber nimmt er eine ruhige Bewegung an. Eigentlich zu schweben versteht er nicht; höchstens beim Niederlassen gleitet er auf kurze Strecken durch die Luft. Auf dem Zuge erhebt er sich zu bedeutenden Höhen, sonst aber streicht er gern niedrig über dem Boden, und noch niedriger über dem Wasser dahin. Höchst sonderbar benimmt er sich, wenn er bei seinem Spazierfliegen plötzlich erschreckt wird. Der eingezogene Hals fährt blitzschnell her-

vor, die Flügel arbeiten ohne Zusammenhang, die ganze Mißgestalt taumelt durch die Luft herab und fällt erst, wenn die Besinnung zurückkehrt, wieder in die regelmäßige Bewegung. — Das Schwimmen wird dem Fischreiher nicht schwer; freiwillig aber begiebt er sich wohl kaum in das Wasser. Doch rudert er im Nothfall trotz der langen Beine gar nicht ungeschickt dahin, so ängstlich er sich dabei auch geberdet.

Die Sinne sind vortrefflich; namentlich das Gesicht scheint sehr scharf zu sein. Die geistigen Begabungen dürfen nicht als untergeordnete betrachtet, das Wesen des Vogels aber muß als ein abscheuliches bezeichnet werden. Er hält mit keinem anderen Thiere Freundschaft und bedroht in hämischer Weise jedes schwächere Geschöpf, welches sich ihm naht, sei es auch nur, um ihm einen scharfen Hieb zu versetzen. Alle untergeordneten Fähigkeiten des Geistes sind ausgebildet. Die List, welche man an ihm oft beobachtet, verleitet, an einen ausgebildeten Verstand zu glauben; diesen aber besitzt er nicht. Böswilligkeit ist ein hervortretender Zug seines Wesens, Mißtrauen und eine geradezu sinnlose Furcht oder Scheu vor allem Ungewöhnlichen ein bezeichnendes Merkmal seiner geistigen Begabung. Ein heftiges Gewitter bringt ihn nach Naumann's Beobachtungen fast von Sinnen; er geberdet sich, wenn er das Rollen des Donners vernimmt, wie toll. Liebe oder Zuneigung beweist er vielleicht nur gegen seine Brut.

Fische aller Art bilden die Hauptnahrung des Reihers. Ihrer bemächtigt er sich durch blitzschnelles Vorwerfen seines Schnabels, und zwar mit großer, ja fast unfehlbarer Sicherheit. Aber er läßt es beim Fischfange nicht bewenden, sondern verzehrt auch andere kleine Wirbelthiere: Mäuse, Spitzmäuse, Ratten, junge Vögel, Frösche, im Wasser lebende Kerbthiere, unter Umständen selbst dünnschalige Muscheln. Er ist ein starker Fresser und kann deshalb sehr schädlich werden; an fischreichen Gewässern ist er überhaupt nicht zu dulden.

Seine Stimme ist ein unangenehm kreischender Laut, welcher durch die Silben „Kraaich“ wiedergegeben werden kann. Dieser Laut wird in langen Pausen ausgestoßen, gewöhnlich nur, wenn der Reiher in hoher Luft fliegt, oder aber, wenn er plötzlich erschreckt wird.

Hinsichtlich der Fortpflanzung ist hier nachzutragen, daß der Fischreiher in einen der beschriebenen Horste seine drei bis vier starkschaligen, glanzlosen, schön blaugrünen Eier legt, gewöhnlich in der letzten Hälfte des April.

Das Weibchen brütet allein und wird, so lange es auf dem Horste liegt, vom Männchen erhalten. Nach etwa dreiwöchentlicher Bebrütung schlüpfen die unbehilflichen, in ein dichtes Dunenkleid gehüllten Jungen aus. Sie zeigen bald den Heißhunger ihrer Sippschaft, und die Alten haben viel zu thun, um ihnen genügende Nahrung herbeizuschaffen. Anfänglich speien ihnen die Eltern halbverdauten Fische in den Hals, später auf den Rand des Nestes. Nach etwa vier Wochen sind die Jungen erwachsen und fliegen nun, anfangs sehr ungeschickt, dem ersten, besten Gewässer zu, wo sie sofort ihre Fischjagd beginnen; denn die Alten bekümmern sich bald nicht mehr um sie.

Die aus dem Neste genommenen und vom Menschen aufgefütterten Jungen legen einen guten Theil der ihnen eigenthümlichen Scheu ab und gewöhnen sich in gewissem Grade an ihren Pfleger; eigentlich anhänglich aber werden sie nie. Im engen Käfig halten sie nicht lange aus, im Garten oder Gehöft stiften sie durch ihre Bosheit viel Unheil: sie sind also keineswegs als Hofvögel zu empfehlen.

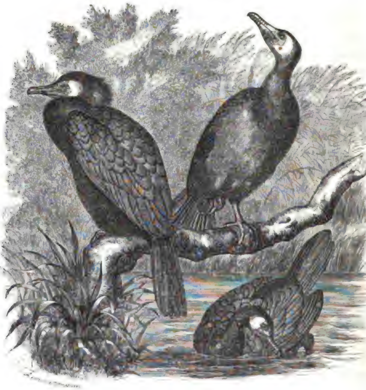
Die schönen Zeiten der Reiherbaize sind vorüber. Man hat zwar neuerdings versucht, wiederum mit dem Falken auf der Faust zur Reiherjagd hinauszuziehen, diese Versuche aber bald wieder aufgegeben. Gegenwärtig stellt man dem schädlichen Fischräuber nur mit dem Feuergewehr nach. Alte, klug gewordene Reiher sind äußerst schwer zu erlegen, weil sie eben Niemand trauen und immer Gefahr fürchten. Es beschränkt sich deshalb die Jagd auf das sogenannte Reiherschießen, d. h. auf das Blutbad, welches unter den eben ausgeflogenen und ausfliegenden Jungen im Reiherstande angerichtet wird. In geschickt gelegten Schlingen oder Tellereisen, welche in seichtes Wasser gestellt werden, kann man den Reiher wohl auch fangen; leichter noch geschieht Dies mittelst einer Angel, welche mit einem kräftigen, lebenden Fisch geködert wird. Die natürlichen Feinde des Vogels sind diejenigen, welche der Mensch schon in uralten Zeiten als Gehilfen bei der Reiherjagd gebrauchte, vor Allem die Edelfalken und die Habichte. Daß auch die Eulen Reiher angreifen, wissen wir durch Naumann's Beobachtungen. Andere Raubthiere lassen die wehrhaften Vögel ziemlich unbehelligt, und die Schmarotzer, welche in ihrem Gebiete hausen, fügen ihnen wenigstens nur unbedeutenden Schaden zu.

Die Scharbe oder der **Kormoran**, **Phalacrocorax Cormoranus Brisson** (Pelecanus Carbo Linné, Halieus Carbo Illiger, Carbo Cormoranus Wolf & Meyer), der Wasser- oder Seerabe, der schwarze Gänsetaucher oder der schwarze Pelekan, die Haldenente, der Scholver, Schalucher, Schlucker, Vielfraß, Bisamvogel u. s. w., einer der bei uns wohnenden Vertreter der Pelekanfamilie, ist ein so ausgezeichnetes Thier, daß zur Beschreibung wenige Worte genügen. Der Leib ist gestreckt, der Hals lang, aber dabei kräftig, der Kopf stark, der Schnabel mittellang, auf seiner Firste rundlich, vorn mit einem stark gebogenen, weit überhängenden Haken; die Flügel sind schmal und spitzig, aber ziemlich kurz; der Schwanz ist lang und abgestuft, der Fuß kräftig, mit vier langen und dicken Zehen, welche sämmtlich durch Schwimmhäute verbunden sind, und deren äußerste, wie bei anderen Pelekanvögeln, die längste ist. Das Gefieder der Unterseite ist sammetweich, die Federn der Oberseite hingegen sind derb, die Schwung- und Steuerfedern endlich hart und schnellkräftig. Als die bezeichnendsten Merkmale des Vogels sind die Füße und der Schnabel anzusehen: erstere wegen der in angegebener Weise entwickelten Schwimmhäute, letzterer wegen einer dehnbaren Kehlhaut am Kinn.

Die Scharbe wird etwas über 3 Fuß lang, wovon auf den Schwanz reichlich 8 Zoll gerechnet werden müssen, und 4¾ bis 5 Fuß breit. Im Winterkleide ist der Schnabel bleifarben, der Schnabelwinkel und ein Fleck unter dem Auge gelb, der nackte Kehlfleck grau, mit gelben Warzen, der Augenstern grün, der Fuß schwarz, das Gefieder ziemlich einfarbig grün oder blauschwarz, auf dem Mantel mehr grün, auf der Unterseite mehr schwärzlich. Um das Kinn zieht sich eine breite, weiße Binde, welche von einem Auge zum andern reicht; am Kopfe, am Oberhalse und über den Schenkeln überwuchern zarte, dunenartige, weiße Federn, welche während der Brutzeit ausfallen, das übrige Gefieder. Nach der Brutzeit und bezüglich nach der Mauser sieht das Halsband grau aus. Im Jugendkleide ist der Schnabel bleischwarz, der Oberkörper schwarzbraun, der Unterkörper schmuzig weiß, der Hals grauweiß, braun in die Länge gefleckt; die Seiten der Brust und des Bauches sind schwärzlich, nach der Mitte zu ebenfalls braun in die Länge gefleckt. Im dritten Lebensjahre des Vogels geht dieses Kleid in das vorher beschriebene über. Das Junge ist mit dichten, braunen, kurzen Dunen bedeckt.

Nicht blos unser heimathlicher Erdtheil, sondern auch Asien, Afrika und Amerika geben der Scharbe Herberge. In Europa bevorzugt sie die nördlichen Meere und verweilt auf ihnen oft das ganze Jahr, während sie in einzelnen Fällen mindestens zur Brutzeit in das Innere des Landes streicht

Fig. 65.



Scharbe.

und dann, den Flüssen folgend, eine ziemlich regellose Wanderung unternimmt. Doch erscheint sie in jedem Winter massenhaft auf allen Strandseen der Mittelmeerländer, verweilt hier während der kalten Jahreszeit und

Digitized by Google

kehrt mit Beginn des Frühlings wieder nach Norden zurück. Es ist wahrscheinlich, daß ein großer Theil der ziehenden Scharben längs der Meeresküsten dahinfliegt und bezüglich schwimmt; immerhin aber wandert eine ziemliche Menge durch das Land. Standvogel ist die Scharbe in allen nordeuropäischen Meeren, welche nicht zufrieren.

Wer die Scharbe kennen lernen will, muß sie im Wasser beobachten. Auf dem Lande ist sie, wie so viele andere Schwimmvögel, unbehilflich, wenn auch nicht in so hohem Grade, als man vielleicht meinen möchte. Ihr Gang ist schwerfällig, watschelnd, und im Sitzen muß sie sich gewöhnlich auf den Schwanz stemmen, um sich im Gleichgewicht zu erhalten; doch klettert sie ganz leidlich und nicht blos an Felsen empor, sondern auch im beschränkten Grade auf Bäume, wenigstens weiß sie sich hier sitzend auf Aesten leicht zu erhalten und geschickt zu bewegen. Der Flug erscheint nur so lange schwerfällig, als sich der Vogel noch nicht in eine gewisse Höhe erhoben hat; ist Dies einmal der Fall, dann streicht er sehr rasch dahin, ja er bringt es sogar zu einem oft längere Zeit anhaltenden Schweben und vermag sich dadurch allein zu bedeutenden Höhen emporzuschrauben. Ungleich größere Meisterschaft aber bekundet die Scharbe im Schwimmen und Tauchen. Sie senkt ihren Leib so tief in's Wasser, daß nur eine schmale Linie des Rückens über der Oberfläche liegt und treibt sich mit kräftigen Ruderstößen pfeilschnell durch die Wogen und zwar in der Tiefe des Wassers nicht minder, als auf der Oberfläche. Im Meere taucht sie bis zu hundert und mehr Fuß hernieder, und oft verweilt sie drei bis vier Minuten unter dem Wasser. Wie gewandt sie sein muß, geht daraus am besten hervor, daß sie allen Arten von Fischen verderblich wird. Sie fängt diese Thiere nicht durch plötzliches Vorschnellen ihres Halses, sondern durch längeres Nachjagen im Wasser selbst. Bei Gefahr sucht sie stets in den Wellen Zuflucht, und in der That ist sie hier auch viel sicherer als sonst wo; kann sie das Wasser jedoch nicht gleich erreichen, so drückt sie sich der Länge nach platt auf den Boden.

Nach längerem Schwimmen sieht man die Scharben, wie alle verwandten Vögel überhaupt, auf erhöhten, trockenen Stellen, namentlich auf Felseninseln, sich sonnen. Es scheint, als ob das Gefieder nach längerem Arbeiten im Wasser sehr durchnäßt werde und der Austrocknung bedürfe; wenigstens läßt sich das eigenthümliche Flügelfächeln der auf festem Boden

sitzenden Kormorane anders nicht wohl erklären. Im Meere erkennt man die Inseln, welche zu solchem Zwecke besucht werden, schon von Weitem an dem weißen Ueberzuge, mit welchem die ruhenden Vögel sie bedecken. Um die Mittagszeit sieht man regelmäßig Scharben, reihenweise geordnet, auf solchen Inseln sitzen. Doch hält es schwer, sie zu beobachten; denn sie sind stets scheu und flüchten bei Ankunft eines Bootes immer rechtzeitig in's Wasser. Dort taucht die ganze Schaar unter, schwimmt ein gutes Stück von der Insel weg, und nunmehr erscheint hier und dort einer der Köpfe, um zu beobachten und zu sichern. Scheint noch Gefahr vorhanden zu sein, so tauchen sie sämmtlich wieder unter und schwimmen eilig der dem Fahrzeug entgegengesetzten Seite zu. Erst nach und nach nähert sich eine nach der anderen der geliebten Insel wieder, schwingt sich aus dem Wasser empor und nimmt wie früher ihren Stand.

Man muß die Scharben als begabte Vögel bezeichnen. Ihre Sinne sind ohne Ausnahme scharf; ihr Verstand ist keineswegs gering. Sie sind klug und vorsichtig, erkennen das ihnen Gefährliche wohl und bekunden, wenn sie sich verfolgt sehen, Geistesgegenwart und List. Dabei sind sie muthig, ja selbst kühn, wehren sich ihrer Haut gegen die wenigen Raubthiere, welche ihnen gefährlich werden können, und werden ohne Besinnen zum angreifenden Theil, wenn es gilt, sich irgend welchen Vortheil zu verschaffen. In den Nistansiedelungen erobern sie sich erst nach langem Kampfe mit den Reihern ihren Stand; haben sie sich es aber einmal vorgenommen, an einem gewissen Orte sich festzusetzen, so pflegen sie diesen Entschluß mit einer anerkennenswerthen Zähigkeit festzuhalten. Große Ausdauer in Allem, was sie thun, ist ihnen überhaupt eigenthümlich. In der Gesellschaft gleich starker Thiere erscheinen sie verträglich; schwächeren Wohnungs- oder Gewerbsgenossen gegenüber zeigen sie sich als neidische, hämische, herrschsüchtige und boshafte Geschöpfe, und wenn es zum Beißen kommt, so gebrauchen sie ihre nicht zu verachtende Angriffswaffe mit ebenso viel Geschick als Rücksichtslosigkeit.

Wie andere Mitglieder seiner Zunft ist der Kormoran ein stiller, schweigsamer Vogel. Seine Stimme, ein rauhes Rabengeschrei, vernimmt man überhaupt nur bei großer Aufregung; dagegen stoßen die Jungen im Neste abscheulich kreischende Töne aus.

Fische bilden die fast ausschließliche Nahrung der Scharben, und ihnen stellen sie in der beschriebenen Weise mit großer Ausdauer nach. Sie sind so unersättliche Fresser, daß ein genauer Beobachter mit vollem Rechte sagen konnte, daß „sie geschäftig wie Ameisen und gefräßig wie Wölfe" seien. In dem so reichen Meere wird ihre Wirksamkeit wenigstens nicht verderblich; im Innern des Landes aber vernichten sie über kurz oder lang jeden Fischbestand. Sie leeren auch das fischreichste Gewässer; denn sie ruhen und rasten nicht, so lange sie noch irgend welche Beute erspähen können: sie fangen noch, wenn bereits Magen und Schlund bis zur Gurgel mit Fischen vollgepfropft sind. Auch anderen Wasserthieren werden sie gefährlich: ganz in der Neuzeit ist beobachtet worden, daß sie selbst Schwalben fangen. Zu diesem Behufe legen sie sich platt in's Wasser, senken den langen Hals tief ein und verfolgen nun mit ihren meergrünen Augen die auf und niederstreichenden Vögel. Kommt eine Schwalbe in hinlängliche Nähe, so schnellt mit einem Male der Hals hervor, und gewöhnlich ist das harmlose Geschöpf trotz seiner Behendigkeit ein Opfer des unersättlichen Räubers.

Die Scharben, welche im Innern des Landes nisten, sind nur ein geringer Theil von denen, welche überhaupt ihrem Brutgeschäft obliegen; denn weitaus die größere Zahl trägt sich auf den Felsinseln im Meere die wenigen Stoffe zusammen, welche das Nest bilden sollen. Auf jenen Inseln werden in irgend einer Höhlung, unter überhängenden Steinen oder auch auf wenig zugänglichen Gesimsen Reisig, Schilf und Pflanzenstengel zusammengeschleppt und liederlich zu einem Neste geordnet; dahinein legen dann die Weibchen drei bis vier verhältnißmäßig kleine Eier, deren feste Schale noch einen kalk- oder kreideartigen, lockeren, weißlichen Ueberzug hat, während die eigentliche Schale eine schöne blaugrünlichweiße Färbung zeigt. In den Nistansiedelungen bedienen sie sich, eben ihrer geringen Geschicklichkeit im Nestbau halber, der schon vorhandenen Horste, im Nothfall der Krähennester, lieber aber der Reiherhorste, und deshalb giebt es soviel Kampf und Streit, bevor sie sich unter den übrigen Ansiedlern eingebissen haben. Beide Gatten brüten abwechselnd und zeitigen in ungefähr vier Wochen die Jungen. Diese tragen zunächst ein aus kurzem, dichtem Flaum bestehendes Kleid, welches aber bald in das eigentliche Jugendkleid übergeht. Sie wachsen überaus schnell heran, fressen aber auch fortwährend buchstäblich, so viel sie können. Die Eltern speien ihren noch sehr jungen Kindern die Nahrung in

den Hals, den schon mehr erwachsenen aber einfach auf den Rand des Nestes, und dieses wird im Verlaufe der Zeit zu einer wahren Schlachtbank. Fast ebenso viel Fische, als gefressen werden, fallen in Folge der Tölpelhaftigkeit der Jungen über den Rand des Nestes hinab und verfaulen am Boden unbenutzt. In dieser Weise geht die Vernichtung der Fische ihren Gang, bis die jungen Scharben flugfähig geworden sind. Dann führen die Eltern sie auf das Gewässer hinab und überlassen es dem Hunger, Lehrmeister der sehr befähigten Schüler zu sein. Diese üben alle Fertigkeiten ihrer Eltern von dem Augenblicke an, welcher sie auf das Wasser brachte. Sie verstehen das Schwimmen und Tauchen vom Hause aus; die Verfolgung der Fische aber lernt sich rasch, wenn der bisher stets überfüllte Magen leer geworden und bellend sein Recht fordert.

Wenn man nur einmal Kormorane an ihrem Brutorte beobachtet, und zumal wenn man unter den Nestern dahingegangen oder richtiger in verfaulenden Fischen dahingewatet ist, begreift man, daß der Mensch alle Mittel gebraucht, um sich der Scharben, welche in seinem Gebiete sich festsetzten, zu entledigen. Es handelt sich hier nicht blos darum, die schon vorhandenen Räuber zu vernichten, sondern auch ihrer massenhaften Vermehrung Abbruch zu thun. Man hat beobachtet, daß Ansiedelungen, welche anfangs von wenigen Paaren bevölkert waren, nach Verlauf einiger Jahre von Tausenden und Abertausenden bevölkert wurden, und nur zu bald in Erfahrung gebracht, daß dieses gefräßige Heer die Fischerei geradezu unmöglich macht. Deshalb werden auch in allen Brutansiedelungen jährlich Jagden veranstaltet, welche man richtiger Schlachten nennen sollte. Man erlegt vier- bis fünfhundert junge Scharben an einem Tage und setzt die Jagd so lange fort, als sie Erfolg verspricht. Aber, wie gewöhnlich, werden auch hierbei fast nur die jungen, nicht aber die alten vorsichtigen Scharben erlegt, und diese kommen im nächsten Jahre regelmäßig wieder, lassen sich überhaupt kaum vertreiben. Schwieriger noch, als auf dem Lande, ist die Scharbenjagd zu Wasser. Selbst auf hohem Meere ist es nicht leicht, die mißtrauischen Vögel zu berücken. Sie wissen, daß sie unter den Wellen sicherer sind, als über ihnen, wissen auch, daß ihnen kein Boot es gleichthun kann, und vermeiden es deshalb wohlweislich, ihren Leib unnöthiger Weise sehen zu lassen. Wenn sie sich verfolgt sehen, fliegen sie, so lange sie freies Wasser vor sich haben, gewiß niemals vor dem Jäger auf, versuchen vielmehr stets durch Tauchen

sich der Gefahr zu entziehen und schwimmend sich zu retten. Nur der Anstand auf ihren Ruheinseln bringt sie ziemlich sicher in die Gewalt des Menschen.

Unter den Thieren hat die Scharbe wenig Feinde, welche ihr wirklich gefährlich werden können. Selbst der mächtige Seeadler hat, wie Augenzeugen beobachteten, zu thun, mit dem wehrhaften Vogel fertig zu werden, und andere geflügelte Räuber lassen ihn wohlweislich in Frieden. Aerger dürfte die Scharbe im Meere gefährdet sein. Hier mag es wohl vorkommen, daß einer oder der andere der großen Raubfische auch sie ergreift und mit seinem furchtbaren Gebisse zermalmt, ohne Widerstand zu finden.

Um vollständig zu sein, wollen wir noch erwähnen, daß die Scharben auch in einer Hinsicht nützlich werden. Sie lassen sich nämlich zähmen und zum Fischfang abrichten. In früheren Zeiten sollen sie von den Liebhabern der Baize zu dem angegebenen Zwecke öfters in der Gefangenschaft gehalten worden sein, und heutigen Tages noch bedienen sich die Chinesen einer verwandten Art, wie man sagt, in ausgiebiger Weise. Die Jagdvögel müssen jung aus dem Neste genommen und sorgfältig aufgezogen, d. h. wohl gezähmt und abgerichtet werden; denn die alt eingefangenen Scharben werden niemals eigentlich zahm. Die Benutzung der abgerichteten ist sehr einfach. Man fährt auf einem Boote auf fischreiche Gewässer und läßt hier die Scharbe arbeiten. Ist sie folgsam, so kehrt sie auf den Ruf ihres Pflegers zurück, sonst regelt man ihre Arbeit im Wasser durch eine dünne Schnur, welche man ihr um einen Fuß bindet. Um den eigenen Gebrauch der von ihr gefangenen Fische zu verwehren, legt man ihr ein lockeres Halsband an; aber auch Dies soll nicht immer nöthig sein. Es versteht sich ganz von selbst, daß eine derartige Benutzung des Vogels bei uns zu Lande nur als Spielerei betrachtet werden, niemals aber eigentlichen Gewinn abwerfen kann.

Dem wahren Liebhaber gewährt übrigens die gefangene Scharbe, auch wenn sie nicht abgerichtet ist, viel Vergnügen. Sie verlangt zwar ein ziemlich großes Wasserbecken, wenn sie sich wohl befinden und ihrem eigentlichen Wesen nach zeigen soll; hier aber erfreut sie durch die Lebhaftigkeit der Bewegungen im Wasser und durch die sonderbaren Stellungen, welche sie im Sitzen annimmt. Sie versteht es, das von ihr bewohnte Gewässer zu beleben und zu verzieren. Nach und nach gewöhnt sie sich auch einiger-

maßen an den Pfleger, kommt auf dessen Ruf herbei und läßt sich schließlich dahin bringen, ihm die Fische aus der Hand zu nehmen. Böswillig und tückisch bleibt sie jedoch stets. Mit anderen Schwimmvögeln lebt sie in Streit, den schwächeren wird sie gefährlich.

Das Fleisch des erlegten Kormorans ist, für uns wenigstens, ungenießbar und findet höchstens unter den Grönländern oder unter den Egyptern seine Liebhaber. Es ist sehr dunkelfarbig, hart, zähe, schmeckt schlechter, als Fischthran und riecht wahrhaft abschreckend. Sogar Raubthiere verschmähen es.

Die niederen Wirbelthiere des Waldes.

Siebzehnter Abschnitt.

Die Lurche.

Es ist kein Schritt, sondern ein Sprung zur Tiefe, welchen wir ausführen, wenn wir uns von den leichten, gefiederten Kindern der Höhe zu dem mehr oder minder schwerfälligen, fast gänzlich auf den Boden gebannten, nackten, beschuppten oder gepanzerten Volk der Lurche wenden. Während wir uns bisher mit einhellig gebauten, sinnesscharfen, geistbegabten Wesen beschäftigten, haben wir es nunmehr mit sehr tiefstehenden Geschöpfen zu thun, mit Thieren, welche uns als Mißgestalten erscheinen wollen, wenn wir sie mit denen vergleichen, die vorher uns bekannt wurden, — mit Zwittern, welche weder vollkommen, noch unvollkommen genannt werden dürfen, über deren Stellung im Thierreiche wir lange nicht einig werden konnten und deren Eintheilung in engere Kreise uns heute noch entzweit. Nicht genug! wir befassen uns nicht einmal gern mit diesen eigenthümlichen Geschöpfen: wir müssen, um Dies überhaupt zu vermögen, erst Vorurtheile aller Art, begründete, wie unbegründete, von uns abstreifen; wir müssen den von unseren Vorfahren ererbten Haß, welchen die alte Sage kindlich unbefangen uns erklären will, erst vergessen; wir müssen das Gefühl der Rachsucht, welches einige Wenige der Gesammtheit in uns heraufbeschworen, erst unterdrücken, bevor wir den Lurchen ihr Recht angedeihen lassen können oder angedeihen lassen wollen.

Die Naturwissenschaft hat sich schon seit Jahrhunderten vergeblich bemüht, die Menschheit von dem Wahne zu heilen, welcher selbst klare Köpfe umdüstert, sobald es sich um — Lurche handelt. Sie, welche bisher so manchen anderen, scheinbar viel tiefer begründeten Aberglauben auszutilgen

wußte, welche es, um nur ein Beispiel zu geben, durchgesetzt hat, daß wir der Erde jetzt widerspruchslos erlauben, sich um die Sonne zu drehen: sie sieht sich einstweilen noch ohnmächtig, gegenüber den Lurchen, ohnmächtigen Bewohnern dieser Erde. Viel schlimmere Feinde der Menschheit, als Giftschlangen und Krokodile es sind, haben vor ihr zittern gelernt, während es ihr noch nicht gelingen wollte, das Gefühl der Unheimlichkeit zu verbannen, welches empfindsamen Seelen schon ein harmloser Frosch zu bereiten vermag. Kröten, Eidechsen und Schlangen, welche Kinder mit einem einzigen Ruthenschlage vernichten können, machen noch heute die gebildete Menschheit zittern, so vielfach sich die Naturforscher auch bemüht haben, die zagenden Seelen zu beschwichtigen. Für Den, welcher mit der unbefangenen Ruhe eines Weltweisen die Dinge sieht, wie sie sind, kann es kaum ein ergötzlicheres — nein, kaum ein betrübenderes Schauspiel geben, als das Gebahren mancher Menschen, die sich gebildet nennen, einem Lurch gegenüber. Es giebt Das viel zu denken, viel zu fragen. Ist es nicht mehr als sonderbar, daß wir, die gewaltigen, erdbeherrschenden Menschen, wir, die wir uns fast ohne Einspruch als Halbgötter erklären lassen, denen Alles zur Liebe und Nichts zum Leide sein soll, vor deren Allmacht sich die sämmtlichen übrigen Geschöpfe beugen müssen, daß wir vor Wesen, welche so ungemein tief unter uns stehen, uns wahrhaft kindisch fürchten? Ist es nicht geradezu abscheulich, daß wir uns den Lurchen gegenüber kaum anders geberden, als unsere Zerrbilder, die Affen, es wirklich thun? — Aller Belehrung, aller Beruhigung zum Trotz immer und ewig nur die eine Antwort: „Und sie wird dich in die Ferse stechen!“ — zur Bemäntelung einer feigen, unserer unwürdigen Furcht, zur Verschleierung des Bewußtseins einer unserer noch unwürdigeren Kenntnißlosigkeit! Die inzwischen um zwei Jahrtausende vorgeschrittene Welt läßt sich heutigen Tages noch von einem Moses beschämen; ja, sie läßt sich von jedem armen, rohgeistigen Schlangenbeschwörer Egyptens oder Indiens an den Pranger stellen!

Wir bezwecken nicht, durch Vorstehendes die Meinung hervorzurufen, als glaubten wir, der Viper und dem ihr verwandten Gezücht ein Tröpflein ihres Giftes rauben, oder die Zähne des Krokodils stumpfen zu können: wir wollten einfach eine Seite des Verhältnisses beleuchten, welches zwischen dem Menschen und den Lurchen besteht. Allerdings aber glauben wir, im Stande zu sein, der Viper ihre Giftzähne auszureißen, wie Moses der

Brillenschlange sie ausriß, ehe er vor Pharao mit ihr spielte; — mit anderen Worten, wir glauben auch unsererseits die beste Hilfe gegen die Lurche gewähren zu können, indem wir dazu beitragen helfen, sie kennen zu lernen. Es giebt kein besseres Mittel gegen den Biß der Viper, als die genaue Kunde ihrer selbst!

Leider, und wir sagen das aufrichtig, haben wir es an dieser Stelle nur mit wenigen Lurchen zu thun. Unser Vaterland liegt schon an der äußersten Grenze des Heimathsgebietes dieser Thiere; unser Wald ist für sie noch nicht zu der bevorzugten Wohnstätte geworden, wie der Urwald unter den Wendekreisen: er ist gerade an ihnen besonders arm. Familienreiche Ordnungen sind nur durch wenige Sippen, ja, nur durch wenige Arten vertreten, und diese selbst halten kaum einen Vergleich aus mit ihren in jeder Hinsicht bevorzugteren Verwandten der niederen Breiten. Unsere Schilderung wird also eine sehr beschränkte sein; sie wird aber demungeachtet die angedeutete Hilfe gewähren können.

Es scheint uns nothwendig, bevor wir zur Beschreibung unserer waldbewohnenden Lurche übergehen, ausnahmsweise ein allgemeines Bild der Klasse in flüchtigen Zügen zu entwerfen. Die Gründe hierfür sind leicht zu erkennen.

Im Vergleich zu den Lurchen ist den Säugethieren und Vögeln eine so unverhältnißmäßig größere Theilnahme und bezüglich Liebe geworden, daß wir bei Schilderung derer, welche in unserem Walde hausen, Vieles voraussetzen durften, was wir bei den so allgemein verhaßten und deshalb möglichst wenig beachteten Lurchen wohl hervorheben müssen, ganz abgesehen noch von der eigenthümlichen Entwickelung einzelner dieser Thiere selbst, mit welcher wir hier zuerst uns bekannt zu machen haben. Einzelnen unserer Leser wenigstens wird eine Erläuterung des Begriffes Lurch nicht unwillkommen sein.

Bis zu Linné, den eigentlichen Begründer unserer Wissenschaft, wurden die Thiere, welche Oken zuerst Lurche nannte, eigentlich gar nicht erkannt und demgemäß behandelt. Man brachte die einen im Kreise der „vierfüßigen Thiere" unter und stellte die andern zu den „Würmern." Linné erst vereinigte sie in einer besonderen Klasse und wies ihnen den Platz an zwischen der Klasse der Vögel und der Klasse der Fische. Hier sind sie denn auch bisher ruhig verblieben. Linné betrachtete die Lurche

als Thiere, welche ebensowohl im Wasser als auf dem Lande leben und bezüglich hier oder dort athmen können; er nannte sie deshalb „Beidlebige" (Amphibia). Später zog man den Namen „Kriechthiere" (Reptilia) vor. Oken, welcher die Fremdwörterbettelei des Reichthums der Deutschen unwürdig fand, griff wie immer in den Schatz der eigenen Sprache, nahm den niederdeutschen Namen der Kröte (Lork, Lurk, Lurch) und erhob ihn zum bezeichnenden Namen der ganzen Klasse.

Wenn man die leibliche Ausrüstung der Lurche in Betracht zieht, lernt man sie als Mittelglieder zwischen den edler gestalteten Säugethieren oder Vögeln und den tiefer stehenden Fischen erkennen. Sie ähneln wegen des einen Merkmals mehr diesen, wegen des anderen mehr jenen Wirbelthieren. Etwas Allgemeingiltiges läßt sich über sie nicht sagen; denn sie weichen unter sich mannigfaltig ab. Ihre äußere Gestalt, der Bau und die Einrichtung ihrer Organe zeigen große Verschiedenheiten; ihre Entwicklung geht nach ungleichen Gesetzen vor sich: sie schließt eine Verwandlung, wie sie bei wirbellosen Thieren beobachtet wird, nicht aus, erinnert aber auch an die Entwicklung der Vögel, und scheinbar wenigstens an das Entstehen und Werden der Säugethiere, je nachdem die Eier erst durch längeres Liegen oder durch Bebrütung außerhalb des Mutterleibes und bezüglich im Mutterleibe gezeitigt werden.

Gerade in Rücksicht auf die so verschiedene Entwicklung hat man unsere Thiere neuerdings getrennt, die eine Klasse in deren zwei getheilt. Man rechnet dann zu der ersten Klasse alle diejenigen Lurche, welche Eier legen, aus denen unmittelbar vor oder bald nach dem Legen die Jungen schlüpfen und zwar in einer den Eltern gleichenden Gestalt, zu der zweiten dagegen die, deren Eier zunächst sich zu Larven entwickeln, welche erst in Folge einer Verwandlung die Gestalt der Eltern annehmen. Der ersten Abtheilung hat man den Namen „Kriechthiere", der zweiten den Namen „Lurche" gegeben oder belassen.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß eine so auffallende und bedeutungsvolle Verschiedenheit der Entwicklung für diese Trennung zu sprechen scheint; aber es giebt überwiegende Gründe dagegen. Die Uebereinstimmung des Leibesbaues gewisser Thierarten aus beiden Abtheilungen ist ein nicht zu verkennender Fingerzeig für ihre Zusammengehörigkeit innerhalb ein und derselben Klasse, die auch innerhalb der beiden Abtheilungen vorkommende

Verschiedenheit der Entwicklung ein Beweis, daß auf das Abweichende in dieser Hinsicht kein schweres Gewicht gelegt werden darf. Ein Molch und eine Eidechse, eine Kröte und eine Schildkröte sind sich, so ungleichmäßig ihre Entwicklung vor sich geht, denn doch zu ähnliche Geschöpfe, als daß wir sie zwei verschiedenen Klassen einreihen könnten. Die Gesammtheit beweist uns, daß nicht blos Gestaltung und Ausrüstung, sondern auch Entwicklung, Lebensweise und Betragen, wir möchten sagen, die Lebensmöglichkeit, der Lurche höchst verschieden sein kann, ohne daß dadurch ihr Gepräge verloren geht. Bei solchen Zwittergestalten, wie sie es sind, scheint eben Alles möglich zu sein. Dies wird aus Nachstehendem hervorgehen.

Die Lurche sind Wirbelthiere von sehr verschiedener Gestalt. Ihr Leib kann kugelig oder eiförmig sich runden oder wurmartig sich strecken; er kann Gliedmaßen zeigen oder völlig fuß- und schwanzlos sein; es kann ihn eine glatte oder warzige Haut, ein Schuppenkleid, ein Panzer aus Hornplatten bedecken. Die Wirbelsäule kann Rippen tragen oder deren gänzlich entbehren; die Wirbel selbst können noch auf der niederen Stufe der Fischwirbel stehen oder vollkommen entwickelt sein; das Schulter- und Backengerüst kann vorhanden oder angedeutet sein oder endlich ganz fehlen. Die Rippen selbst sind innerhalb dieser Klasse größeren Veränderungen unterworfen, als in jeder anderen. Fast das Gleiche gilt für den Schädel, welcher im Allgemeinen kaum beschrieben werden kann. Höchstens läßt sich sagen, daß er immer von mehr oder minder ausgebildeten Knochen umschlossen wird. Das Hirn ähnelt bei den tiefstehenden Lurchen noch sehr dem Hirn der Fische, vervollkommnet sich aber allgemach und erreicht in den Krokodilen den höchsten Grad seiner Ausbildung. Es besteht unter allen Umständen aus drei hinter einander liegenden Markmassen. Von den Sinneswerkzeugen sind wenigstens die drei edelsten immer vorhanden. Die Augen sind bei Einzelnen verkümmert, im Allgemeinen aber wohl entwickelt, in ihrem inneren Bau auch wenig von den Sehwerkzeugen höherer Wirbelthiere verschieden. Augenlider fehlen oder sind vorhanden, werden auch wohl vermehrt durch die Nickhaut, eine durchsichtige Haut, welche durch besondere Muskeln bewegt und unter den eigentlichen Lidern zeitweilig über das Auge weggezogen werden kann. Das Gehör der niedersten Lurche kommt mit dem bezüglichen Sinneswerkzeuge der Fische fast überein, vervollkommnet sich aber so, daß schließlich zwischen ihm und dem Gehör der

Vögel kein wesentlicher Unterschied mehr besteht. Ein äußeres Ohr fehlt immer, und das Paukenfell liegt gewöhnlich sehr oberflächlich, fast frei. Bei den Fröschen sind drei Gehörknöchelchen vorhanden, bei den übrigen Lurchen findet sich ein einziges, welches dem Säulchen der Vögel ähnlich ist. Die Nase ist immer in zwei Höhlen getrennt, welche sich im Innern der Mundhöhle öffnen: durch dieses Merkmal unterschied schon Oken die fischähnlichen Lurche bestimmt von den Fischen. Die Zunge ist bei vielen sehr entwickelt, dann jedoch mehr zum Tast- oder Fangwerkzeug ausgebildet, als zum Schmecken geeignet. Die Muskeln sind im allgemeinen gut, bei einzelnen ganz außerordentlich entwickelt. Eine allgemeine Beschreibung derselben ist unmöglich. Sie entsprechen der Gestalt des Leibes und den Bewegungen desselben, wie überall; sie werden deshalb manchfaltiger sein müssen, als sie bei gleichmäßiger gebauten Thieren es sind.

Sehr bezeichnend für die Mitglieder der dritten Thierklasse sind die Werkzeuge, welche den Blutumlauf vermitteln. Sie sind, mit den Organen höherer Wirbelthiere verglichen, als sehr mangelhaft zu bezeichnen. Das Herz besteht entweder aus zwei dünnhäutigen Vorkammern und einer einfachen, dickwandigen Kammer, von welcher die Schlagader eine selbstständiger Pulsbewegung fähige Fortsetzung ist, oder aus vier Abtheilungen, zwei Kammern, an denen die Schlagadern sich ansetzen, und zwei Vorkammern. Die Scheidung ist nur bei den Krokodilen eine vollständige, sonst immer eine mangelhafte, durch mehr oder weniger große Lücken unterbrochene. Das Blut kann von einer Kammer in die andere und von einer Vorkammer in die andere übergeführt werden: eine vollkommene Mischung desselben ist unmöglich. Die Mangelhaftigkeit dieser Einrichtung wird nicht verringert, sondern vermehrt durch die geringe Verbreitung der Blutgefäße auf den Lungen, welche nichts Anderes sind, als zwei dünnhäutige, einfach blasenartige, oder höchstens durch wenige Scheidewände in große Zellen getheilte Säcke, die oft weit in den Unterleib hinabreichen und hinabreichen können, da Brust- und Bauchhöhle in Folge des Nichtvorhandenseins eines Zwerchfells nicht geschieden sind. Die Lungen treten übrigens bei vielen erst nach Erlangung eines gewissen Alters in Wirksamkeit; sie ersetzen dann die Kiemen, welche die Athmung der unreifen Jungen vermittelten und später einschrumpften — jedoch nicht bei allen: es giebt Lurche, welche gleichzeitig und ihr ganzes Leben lang durch Lungen und Kiemen athmen.

Auch die Verdauungswerkzeuge sind mangelhaft. Die große Mehrzahl besitzt Zähne, diese aber dienen höchstens zum Beißen und zum Festhalten, nicht zum Zermalmen des Raubes, welcher ungekaut verschlungen wird, oft erst nach gewaltiger Anstrengung sehr entwickelter Speicheldrüsen, welche den unverhältnißmäßig großen Bissen mit glättendem Schleim überziehen müssen, damit er nur bewältigt werden kann. Der Magen ist eine einfache Ausbuchtung der Speiseröhre, der Darm zeigt höchstens eine Andeutung des Blinddarm. Leber und Nieren, Milz und Bauchspeicheldrüse sind immer, eine Harnblase, deren Leiter in den Darm mündet, ist oft vorhanden.

Einzelnen Lurchen eigenthümlich sind große Drüsen im Oberkiefer, den Speicheldrüsen in gewisser Beziehung zu vergleichen, welche eine besondere Flüssigkeit, das Gift, absondern.

Die Geschlechtswerkzeuge bestehen aus zwei Hoden und gewöhnlich auch zwei Ruthen bei den Männchen und aus zwei Eierstöcken bei den Weibchen. Eileiter und Samengänge öffnen sich neben dem Mastdarm innerhalb des Afters. —

Solcher Bau des Leibes erklärt das eigenthümliche Leben der Lurche: ihre Bewegungen, ihre Ernährung, ihren Stoffwechsel, ihr geistiges Wesen. Weder das Eine noch das Andere läßt Vergleiche zu mit den Fähigkeiten höherer Wirbelthiere. Die Bewegungen sind gewöhnlich langsam, selten rasch, niemals so einhellig, so gleichmäßig, wie bei Säugethieren und Vögeln. Auch die schnellste Eidechse kriecht, über die Erde dahin, wie durchs Wasser, auch der leichtfüßigste Frosch läßt Einheit, Gleichmäßigkeit seiner Bewegungen vermissen: das eigentliche Kriechthier, die Schlange, allein macht hiervon eine Ausnahme; denn ihre Bewegungen sind als regelmäßige und gleichartige zu bezeichnen. Es kommen bei den Lurchen alle Bewegungsarten vor: Kriechen, Gehen, Hüpfen, Klettern, Schwimmen unter und auf der Oberfläche des Wassers, sogar ein beschränktes Schweben durch die Luft; aber nur das Kriechen und Schwimmen wird mit einer gewissen Vollkommenheit ausgeübt: in jeder edleren, freieren Bewegung erscheinen die Lurche als Stümper.

Noch unvollkommener sind die unwillkürlichen Bewegungen des Lurchleibes. Die Mangelhaftigkeit des Blutumsatzes ist von größtem Einfluß auf das Leben; sie bedingt die Trägheit und Stumpfsinnigkeit der Lurche,

ihre merkwürdige Unempfindlichkeit gegen äußere Einwirkungen, welche höher gebildeten Geschöpfen verderblich sein würden. Man möchte glauben, der Lurch empfange nur von außen her Bewegung: die seinen Leib durchstrahlende Sonne sei es, welche ihn belebe. Mehr als jedes andere Thier bedarf er der Sonne; denn sie ist es, welche die Wärme seines Leibes bestimmt, weil diese steigt und sinkt, wie die Wärme des Mittels, in dem er sich befindet. Die Unselbstständigkeit, die Niedrigkeit des Lurchs zeigt sich auch hierin: sein Leib erglüht und erlebt in der Sonne und erstarrt in der Kälte; er kann buchstäblich zu Eis gefrieren, ohne deshalb zu erliegen. Sein Blut ist gewiß ein „ganz besonderer Saft"; denn es erträgt Kälte, Hitze, Mangel an Sauerstoff ꝛc., ohne zu verderben. Die Athmung hat die Bedeutung nicht wie bei den Säugethieren und Vögeln: sie ist nicht unabwendbare Nothwendigkeit mehr und kann deshalb — wie es scheint willkürlich — längere Zeit unterbrochen werden. Verlust der Lungen zieht ebensowenig den sofortigen Tod des Lurchs nach sich, als theilweise oder gänzliche Abtragung des Hirns.

Die Verdauung ist lebhaft — aber doch auch unregelmäßig. Derselbe Lurch, welcher einen so großen Bissen hinabwürgt, als ihm nur möglich, und dann Tage lang an Verdauungsbeschwerden zu leiden scheint, kann Wochen, Monate ohne Schaden aller Nahrung entbehren — er kann Jahre lang leben, ohne zu fressen. Eine derartige Unregelmäßigkeit kann nur bei einem sehr tief stehenden Thiere möglich sein.

Wir kommen zu demselben Schlusse, wenn wir die geistigen Fähigkeiten der Lurche vergleichend betrachten. Das unentwickelte Gehirn verspricht von vorn herein wenig Verstand, aber doch noch mehr, als die Beobachtung erkennen läßt. Kaum Unterscheidungsvermögen macht sich bei allen Mitgliedern der Klasse bemerklich. Sinnestäuschungen, mit anderen Worten also mangelhaftes Verständniß irgendwelches Reizes von außen her, wird bei den Lurchen noch ebenso häufig beobachtet, wie bei den Fischen. Nur die einfachsten, niedersten Regungen des Geistes werden erkenntlich; von eigentlichem Verstande ist kaum zu reden. Ein gewisser Ortssinn, eine beschränkte Erkenntniß des Freßbaren oder Ungenießbaren, des Nützlichen also und des Schädlichen, auch wohl Erkenntniß des Feindlichen und eine sinnliche Leidenschaftlichkeit endlich, — das sind die Beweise der geistigen Thätigkeit. Die Steigerung der Geistesfähigkeit innerhalb der äußerlich so

ungemein verschiedenen Thierreihe ist höchst gering. Bildsamkeit des Geistes, Ansammeln von einigen Erfahrungen und zweckdienliches Handeln in Folge derselben ist bei den höchststehenden Gliedern der Reihe beobachtet worden, große Fürsorge rücksichtlich der Nachkommenschaft — meist wohl nur Folge eines mit der Geschlechtsthätigkeit zusammenhängenden Reizes — bei anderen, Erregbarkeit, welche man als Zorn, Bosheit, Tücke gedeutet, bei vielen, bewußtes Abwägen der eigenen Kraft bei wenigen. Zur List, die noch durchaus nicht als Hochgeistigkeit gelten darf, erhebt sich keines Lurches Geist; von wirklicher Anhänglichkeit zu irgendwelchem anderen Thier, von Liebe zum anderen Geschlecht und zu der Nachkommenschaft hat man mehr Rühmens gemacht, als man auf Grund vorurtheilsfreier Beobachtungen berechtigt war. Geselligkeit schon ist nur wenigen eigen.

Die Mehrzahl der Lurche pflanzt sich, nach vorhergegangener Begattung, durch Eier fort, deren Entwicklung, wie wir bereits angedeutet, ungemein verschieden sein kann. Bei den am tiefsten zu stellenden Mitgliedern der Ordnung, welche vorzugsweise Lurche genannt zu werden pflegen, bei den Fröschen, Kröten, Molchen, Schleichenlurchen nämlich, findet eine eigentliche Begattung nicht einmal statt: das Weibchen legt seine Eier in das Wasser, und das Männchen läßt seinen Samen, während das Weibchen legt, auf die Eier fließen, oder auch nur in das Wasser, welches das legende Weibchen gerade umgiebt. Die Eier selbst werden in dem langen Eileiter mit gallertartiger Masse umgeben, welche im Wasser bald aufschwillt und den Laich schützend umhüllt. Die Entwicklung geht sehr rasch vor sich; das einzelne Ei verwandelt sich bereits wenige Tage nach dem Legen in eine Larve, welche zunächst einen Theil der Gallertmasse durchfrißt und sich dann frei im Wasser bewegt. Mit dem späteren Thiere hat diese Larve kaum Aehnlichkeit. Sie ist fischähnlich, fußlos, aber mit einem plattgedrückten, befloßten Ruderschwanze versehen; der kleine Kopf verbindet sich unmittelbar mit dem sackförmigen Bauch; der Hals bildet sich erst später, wenn die Kiemen sich entwickeln. Diese sind anfangs außen angesetzte, baumartig verzweigte Gebilde; sie verschwinden jedoch wenigstens bei einzelnen bald wieder und werden dann durch innere Kiemen ersetzt. Im ferneren Verlaufe der Entwicklung bildet sich zunächst der Schwanz der Larve weiter aus, dann sprossen die Glieder hervor, entweder die hinteren oder die vorderen zuerst, endlich verkümmert der Schwanz bei denen, welche im

späteren Alter desselben entbehren. Gleichzeitig verändern sich Gebiß und Kiemen. Die Hornscheiden oder Hornzähne fallen ab, die Kiemen werden durch die Lungen ersetzt oder erhalten mindestens in den Lungen Hilfswerkzeuge, welche dann einen Theil der Athmung übernehmen. Die Entwicklung des inneren Leibes geht mit der äußerlich sichtbaren Verwandlung in entsprechender Weise vor sich.

Alle höher stehenden Lurche dagegen legen Eier, aus denen das den Eltern gleichgestaltete Junge entweder sofort nach, gleichzeitig mit, und selbst vor dem Legen oder erst nach längerem Liegen an warmfeuchten Stellen außerhalb des Mutterleibes entschlüpft, woselbst es aber regelmäßig ohne Zuthun der Mutter gezeitigt wird. Die Eier selbst lassen sich nach Form und Gehalt mit denen der Vögel vergleichen, zeichnen sich aber durch eine pergamentartige Schale aus: sie ähneln unreifen Vogeleiern. Der ölreiche Dotter ist verhältnißmäßig bedeutend, das Eiweiß dagegen unbedeutend. Die Entwicklung des Keimes pflegt im Mutterleibe zu beginnen und kann in ihm vollendet werden: hierin beruht der ganze Unterschied zwischen den eierlegenden und lebendig gebärenden höheren Lurchen. —

Wir müssen uns, so wichtig und fesselnd eine ausführlichere Schilderung des Lurchleibes und seiner Entwicklung auch ist, auf diese Andeutungen beschränken, um der Bedeutung dieser Thiere für uns und die Schöpfung überhaupt noch einige Worte widmen zu können.

Die Blüthezeit der Lurche ist vorüber. Ihre Reihen sind mehr gelichtet worden, als die Ordnungen und Familien aller übrigen Klassen. Ob sie wirklich nur Vorläufer der höheren Thiere waren, wie vielfach angenommen wird, steht dahin; soviel aber ist sicher, daß die Lurche vormals auch in unseren Gauen das große Wort führten. Gegenwärtig spielen sie nur in den Wendekreisländern noch eine Rolle, welche bedeutsam genannt werden darf; bei uns zu Lande haben sie keine, mindestens keine große Bedeutung mehr. Sie nützen auch bei uns, wie überall, durch Vertilgung lästiger Kerbthiere, Schnecken u. dergl.; sie schaden aber auch, und gerade diejenigen, welche die schädlichsten Thiere, die Mäuse, verfolgen, am empfindlichsten. Man hat ihnen oft das Wort geredet oder sie schonungslos verdammt: sie verdienen weder das Eine, noch das Andere. Ihre Bedeutung wird am sichersten erkannt durch Untersuchung ihres gefüllten Magens und — ihres Gebisses. Im ersteren findet man Würmer, Schnecken, Kerfe und kleine

Wirbelthiere aller vier Klassen, in dem letzteren Zähne verschiedener Größe, welche dann Beachtung verdienen, wenn sie hohl sind und mit Giftdrüsen in Verbindung stehen, deren Saft auch uns und uns befreundeten Thieren verderblich werden kann. Man thut hier zu Lande gerade genug, wenn man die kerf- und wurmfressenden Lurche leben läßt und diejenigen, deren Gebiß uns bedenklich scheint, todtschlägt; man thut aber auch nicht zu viel, wenn man diese Bedenklichkeit etwas weiter ausdehnt, als man von Rechtswegen sollte. Mit anderen Worten: Wer alle Schlangen, deren er habhaft werden kann, umbringt, richtet dadurch kein Unglück an. Das gesammte Gezücht ist nicht unersetzlich — im Gegentheil: die kleinen Raubsäugethiere und die Vögel arbeiten entschieden erfolgreicher zu unserem Besten, als alle Nattern und Giftschlangen der Erde. Hundert und mehr mäusefressende Kreuzottern leisten und nützen noch nicht so viel, als ein einziger Bussard, als eine einzige Eule oder ein einziger Iltis — und eine Otter von diesen hunderten kann ein Menschenleben gefährden, vernichten! Vor solcher Erwägung verschwinden alle Rücksichten gegen die „unschuldigen Nattern", deren sich viele Naturforscher mit großer Wärme angenommen haben. Wir wissen, daß sie ungefährlich sind, wir wissen aber auch, daß ihre Nützlichkeit höchstens eine sehr geringe, ja sogar eine zweifelhafte ist: eine Kreuzotter kann jedoch leicht mit einer Natter verwechselt werden und solche Verwechselung die traurigsten Folgen haben! Warum soll man dem nicht auszuweichen suchen, warum gerade hier vom Rechte des Stärkeren nicht Gebrauch machen? Es ist besser, daß sämmtliche Nattern todtgeschlagen werden, als daß ein einziger Mensch sich irre und seinen Irrthum mit Leben oder Gesundheit büße. Das Unedlere, Tieferstehende kann und muß auch in diesem Falle dem Edleren, Höherstehenden weichen.

Das ist die für unsere Zeit giltige Erläuterung des alten Wortes: „Und du wirst ihr den Kopf zertreten!"

Es wird nöthig sein, der Einzelbeschreibung unserer Lurche eine flüchtige Kennzeichnung der Hauptgruppen der Klasse vorauszuschicken. Wir haben es nur mit drei Ordnungen zu thun; denn unserem Walde wenigstens fehlt ein Vertreter der Schildkröten, welche die erste Ordnung bilden.

Für uns sind die Echsen (Sauri) die höchststehenden Lurche. Die wenigen Eidechsenarten des deutschen Waldes und Landes überhaupt gewäh-

ren uns ein fast genügendes Bild der gestaltenreichen Ordnung. Es kennzeichnet die hierher gehörigen Thiere ein verhältnißmäßig wohlgebildeter Leib mit regelmäßig entwickelten, nur ausnahmsweise verkümmerten Gliedmaßen, einem Schwanz und zwei Fußpaaren nämlich, welche letztere äußerlich fehlen können, innerlich aber stets angedeutet sind, ein Brustbein, welches die vorderen, beweglichen Rippen zu verbinden pflegt, ein aus festen Knochen gebildeter Schädel, das am höchsten entwickelte Hirn, die schärfsten Sinne, ein Herz mit zwei Vorkammern und zwei unvollständig geschiedenen Innenkammern. Der Leib ist gestreckt und meist in drei wohlgeschiedene Abtheilungen, Kopf, Leib und Schwanz, zerfällt. Ersterer wird vom dickeren Leibe durch einen erkenntlichen Hals getrennt, letzterer ist gewöhnlich auch zu unterscheiden. Der Kopf, welcher sehr verschieden gestaltet sein kann, ist stets übereinstimmend gebildet und besonders dadurch ausgezeichnet, daß das ganze Oberkiefergerüst mit dem Schädel verwachsen und keiner Erweiterung fähig ist, wie auch die fest verbundenen Aeste des Unterkiefers nur ein Gelenk besitzen. Die Bezahnung muß als eine im Vergleich zu den Schlangen unvollständige bezeichnet werden; die Zähne sind nicht in den Kiefer eingekeilt, sondern nur „auf-“ oder „angewachsen“; Giftzähne fehlen stets. Die Augen besitzen gewöhnlich Lider; die Ohröffnung ist fast immer frei und läßt das oberflächlich liegende Paukenfell sichtbar werden; die Zunge ist selten verkümmert, vielmehr regelmäßig sehr entwickelt und nicht blos als Werkzeug zum Schmecken, sondern auch als solches zum Tasten und selbst zum Fangen der Beute zu gebrauchen. — Die Gliedmaßen sind manchmal äußerlich nicht wahrzunehmen, zuweilen nur theilweise ausgebildet, gewöhnlich aber wohl entwickelt. Es finden sich entweder keine äußerlich sichtbaren Füße, oder zwei plattenartige Stummel, welche am Hinterleibe anliegen, oder zwei scheinbar verkrüppelte Vorderbeine oder endlich vier mehr oder minder vollkommene Beine. Der Schwanz ist gewöhnlich ebenso lang, als der Leib, manchmal viel länger. — Ein Schuppenkleid von oft prachtvoller Färbung, zuweilen durch sonderbare Anhängsel verziert, deckt den Leib. — Die Ordnung ist bei uns zu Lande durch wenige, aber hochstehende Arten vertreten, welche übrigens sämmtlich nur geringe Größe erreichen.

Von den Echsen unterscheiden sich die Schlangen (Ophidia) hauptsächlich durch den Mangel der Beine und durch den Bau ihres Kopfes. Sie sind wurmförmig gestaltete, drehrunde, langleibige Thiere von sehr

übereinstimmendem Gepräge. Der Kopf ist gewöhnlich breiter, als der Hals, dieser aber ebenso wenig, wie der Schwanz, deutlich vom Leibe geschieden. Das Auge hat keine Lider, sondern wird von der Oberhaut überzogen; das Paukenfell fehlt; eine Paukenhöhle ist nicht vorhanden; die Nasenlöcher stehen vorn an der Schnauze; die Zunge ist zweispitzig, ihre Wurzel mit einer Scheide umschlossen; sie ist vorstreckbar, tastfähig, zum Schmecken jedoch kaum oder nicht geeignet. Das Herz hat zwei vollkommen geschiedene Vorkammern und eine unvollkommen geschiedene Herzkammer; die eine Lunge ist gewöhnlich verkümmert, die andere sehr lang gestreckt. Die äußere Bedeckung unterscheidet sich wenig von der vieler Echsen. Am bezeichnendsten erscheint die Bildung des knöchernen Gerüstes, welches den Antlitztheil des Schädels bildet. Es pflegt in hohem Grade beweglich zu sein, weil die Oberkiefer-, die Flügel- und Gaumenbeine sowohl, wie die Unterkieferknochen, welche vollständig getrennt oder höchstens durch Sehnenfasern verbunden sind, nach allen Richtungen auseinandergeschoben werden können. Kaum minder eigenthümlich für diese Ordnung ist das Knochengerüst des Leibes. Ein Brustbein fehlt stets, ebenso ein Schultergerüst; das Becken ist höchstens angedeutet. Die ungemein zahlreich vorhandenen Rippen sind höchst beweglich: sie ersetzen die mangelnden Füße. Das Gebiß enthält drei Arten von Zähnen: derbe (ungefurchte), gefurchte und hohle; erstere finden sich bei den giftlosen, letztere nur bei den Giftschlangen; sie sind auch stets größer, als jene und stehen mit Drüsen in Verbindung, welche eine blutzersetzende Flüssigkeit bereiten.

Diese Zähne und diese Drüsen sind es, welche die Lurche überhaupt zum Gegenstande einer fast sinnlosen Furcht gemacht haben. Wir schildern sie deshalb ausführlicher. Die Giftzähne stehen vereinzelt auf dem gleichsam verkümmerten, äußerst kurzen und kleinen Oberkiefer, in einer vom Zahnfleisch gebildeten Wulst, welche sie scheidenartig umgiebt und zugleich die Bildungsstätte der Ersatzzähne ist. Der Oberkiefer kann durch besondere Muskeln bewegt und bezüglich gedreht werden, so daß der Giftzahn beim Schließen des Mundes sich nach hinten zurücklegt, beim Oeffnen des Rachens aber senkrecht zur Kinnlade stellt. Der Zahn selbst ist vorn hohl, an der Wurzel durchlöchert, an der Spitze gespalten und dann eigentlicher Giftzahn, oder nur vorn gespalten und dann ein sogenannter Furchenzahn. Zu diesem Zahne sendet eine traubige, gelappte Drüse, welche unter und hinter dem

Auge liegt und von einem kräftigen Muskel umhüllt wird, bezüglich zusammengepreßt werden kann, ihren Ausführungsgang, welcher meist heberartig gebogen ist, gewöhnlich eine sackartig erweiterte Höhlung (eine Giftkammer) besitzt und an der Wurzel des Zahnes in die Röhre oder Rinne desselben mündet. Jede Drüse sondert nur höchst wenig Gift ab, die einer Klapperschlange höchstens 3 bis 4 Tropfen. Das Gift ist ölflüssig, durchsichtig, gelbgrün von Farbe, geruch- und geschmacklos; es röthet Lackmuspapier, ist also eine Säure; es verliert auch im stark verdünnten Zustande seine Eigenschaften nicht und soll selbst eingetrocknet noch jahrelang wirksam bleiben. Nur wenn es unmittelbar in das Blut übergeführt wird, schadet es den Wirbelthieren; verschluckt, im Magen also, äußert es keinerlei erkennbare Wirkung. Es wird um so reichlicher abgesondert, je heißer das Land oder die Witterung und wirkt um so gefährlicher, je schneller es sich mit der gesammten Blutmasse vermischt. — Höchstens ein Drittheil aller Schlangen ist giftig.

Neben den Giftdrüsen sind die Speicheldrüsen besonders entwickelt, daher zu reichlicher Absonderung des Speichels befähigt. —

Die zweite Hauptabtheilung der Klasse, welche die Ordnung der Froschlurche (Batrachia) umfaßt und, wie bereits bemerkt, von Einzelnen als besondere Klasse betrachtet wird, enthält nur kleine Lurche, welche sich von den übrigen äußerlich durch eine nackte, schuppenlose, feuchte und klebrige Haut leicht unterscheiden lassen. Ueber die äußere Gestalt der Froschlurche ist im Allgemeinen schwer Etwas zu sagen; sie wechselt ebenso manchfaltig ab, wie die Gestalt der Echsen im weiteren Sinne. Je mehr die Gliedmaßen sich entwickeln, um so mehr kürzt sich der Leib, je weniger ausgebildet sie sind, um so mehr ähneln die hierher gehörigen Thiere den Fischen. Ihr Geripp zeichnet sich durch den Bau der Wirbelkörper aus, welche wie bei den Fischen gebildet sind, noch mehr aber durch den Mangel an Rippen, welche höchstens durch kurze Stummel angedeutet sind und sich niemals mit dem meist vorhandenen Brustbein verbinden. Der Schädel ist stets sehr breit, seine Knochen sind theilweise noch knorpelig. Von den Sinneswerkzeugen verkümmern einzelne; die drei hauptsächlichsten sind jedoch immer vorhanden. Das Herz hat eine Kammer und zwei undeutlich geschiedene Vorkammern.

Giftdrüsen besitzt keiner der hierher zu zählenden Lurche; wohl aber sondern einzelne einen Hautschleim ab, welcher anderen Thieren unangenehm,

kleineren — jedoch nur, wenn er mit dem Blute vermischt wird — sogar tödlich werden kann.

Im Uebrigen gilt für die Mitglieder dieser Ordnung das bereits Gesagte: von ihrem Leben aber und dem der anderen Lurche, so weit es uns angeht, mag Nachstehendes das Wichtigste mittheilen.

1. Die Eidechsen.

Den Eidechsen gebührt unter unseren waldbewohnenden Lurchen die erste Stellung. Man sagt nicht zu viel, wenn man sie als die anmuthigsten und liebenswürdigsten Mitglieder ihrer gesammten Klasse bezeichnet, und diese Eigenschaften sind denn auch von jeher und ziemlich allgemein gewürdigt worden. Der Mensch hat sich mit den Eidechsen befreundet — in unserem Norden noch am wenigsten, in den südlichen Ländern, wo diese Thiere in ein viel innigeres Verhältniß zu ihm treten, ungleich mehr. Schon in Süditalien oder Spanien fällt es Niemandem ein, die prächtigen Geschöpfe mit mißgünstigem Auge anzusehen oder gehässig zu verfolgen, und in den außereuropäischen Ländern haben sie sich förmliches Hausrecht erworben.

Es kommt uns schwer an, bei Erwähnung der Eidechsen uns nur auf die eine Familie zu beschränken, welcher die deutschen Arten angehören. Gerade die Echsen bilden die gestaltenreichste Ordnung unter den Lurchen und zwar auch dann noch, wenn man die Panzerechsen oder Krokodile, wie es neuerdings geschehen, von ihnen abtrennt und dafür einer besonderen Ordnung einreiht. Schwer oder unmöglich für uns Nordländer dürfte es sein, von der Menge dieser Thiere in allen heißen Ländern eine Vorstellung zu gewinnen. Die wenigen Arten, welche Deutschland bewohnen, sind auch hier an geeigneten Orten nicht selten, für den geübten Beobachter sogar gewöhnliche Erscheinungen; im Süden aber darf man gewiß auf jede Eidechse bei uns deren tausend rechnen. Hier lebt es aller Orten. Das heitere Volk rennt und huscht über die sandigen Stellen dahin; es läuft und klettert an den Blöcken und Bäumen auf und nieder; es raschelt im dürren Laube und gleitet durch das Gezweige; es schwimmt in den Strömen und Flüssen; es *bittet* sich in der menschlichen Wohnung zu Gaste; es ist geschäftig in

der glühendsten Mittagssonne, wie in der Kühle der Nacht. Selbstverständlich zeigt sich nicht ein und dieselbe Art unter so verschiedenen Verhältnissen: es bewohnt und beherrscht vielmehr jede einzelne ein besonderes Gebiet. Trockene, dürre Stellen, welche uns fast todt erscheinen, sind aber unter allen Umständen die bevorzugten Tummelplätze der Echsen; sie finden sich massenhaft noch auf jenen Sandmeeren der Wüste, welche der Araber so bezeichnend Hammadas, d. h. die „von der Sonne durchglühten" nennt, auf jenen Stellen, wo kaum ein Halm über den Sand sich erhebt. Und gar sonderbare, prächtige Gestalten kommen im Süden dem Beobachter vors Auge! Die Natur scheint sich zu gefallen, die uns bekannte Grundgestalt auf das Auffallendste auszuzieren und zudem mit den prächtigsten Farben zu schmücken. Die südlichen Eidechsen prangen in der vollen, unbeschreiblichen Farbenpracht, welche Thiere überhaupt zeigen können; sie wetteifern hierin fast mit den Kolibris und anderen Schmuckvögeln der Erde. Ihnen gegenüber erscheinen unsere Arten, wir möchten sagen, bescheiden und anspruchslos.

Die Familie der Eidechsen im engeren Sinne zeigt uns gewissermaßen die Urgestalten der ganzen Ordnung. Ihr Leib ist gestreckt, walzenförmig, der Kopf deutlich abgesetzt, der Schwanz lang, in einzelnen Fällen aber auch außerordentlich verlängert. Die vier Füße sind wohl entwickelt und gewöhnlich mit fünf Zehen versehen, welche scharfe Hakenkrallen bewehren. Zur genaueren Beschreibung mögen noch einige Worte dienen, welche wir Karl Vogt's „Zoologischen Briefen" entnehmen. Der Kopf ist dreieckig abgeplattet, vorn zugespitzt, stets mit symmetrischen Tafeln bedeckt, der Rachen weit gespalten; die Augen sind ziemlich groß, mit zwei vollständigen Augenlidern und meist noch mit einer Nickhaut versehen; der Hals zeigt niemals einen Kehlsack oder sonst häutige Anhänge, dagegen stets eine oder mehrere quer von oben nach unten gehende Hautfalten. Der Rücken ist gewöhnlich abgerundet, selten gekielt, niemals mit einem Kamme sägeförmiger Zähne besetzt; der Schwanz ist meist rund, nur in einigen Fällen seitlich zusammengedrückt und oben gekielt. An den Füßen pflegt die vierte Zehe die längste zu sein. Die Haut besteht in der gewöhnlichen Weise aus Schuppen, welche auf dem Rücken klein sind, auf der Bauchfläche aber in sechsseitige Schilder übergehen. Die Zunge ist frei, fleischig, platt und dünn, mehr oder weniger ausstreckbar, an der Wurzel zuweilen von einer

unvollkommenen Scheide umgeben, vorn in zwei Hornspitzen auslaufend. Die krummen Zähne stehen in einer gemeinsamen Rinne, sind aber nur sehr wenig an den Kieferknochen festgewachsen, da die Außenwand der Rinne nur sehr wenig hoch ist. Die Zähne bilden so gleichsam eine Reihe Pallisaden, die auf den Kiefern stehen und leicht ausfallen; am Grunde zeigen sie eine Höhlung, in welche die Gefäße und Nerven des Zahnsäckchens von außen her eindringen. —

Die häufigste Art dieser Thiere, welche in Deutschland und an geeigneten Stellen auch im deutschen Walde vorkommt, ist die sogenannte graue oder gemeine Eidechse, Lacerta agilis Linné (L. arenicola und L. stirpium Daudin; L. sepium Cuvier). Ihre Länge beträgt 6 bis 7 Zoll, die Schwanzlänge etwas mehr als die Hälfte davon. Die allgemeine Färbung, welche ziemlich bedeutenden Schwankungen unterworfen, ist gewöhnlich ein bräunliches Grau oder Graubraun. Der Rücken und die Oberseite der Schwanzwurzel sind durch große schwarzbraune und kleinere weißgelbe Flecken gezeichnet, die Unterseite ist grüngelb, schwarz gepunktet, namentlich am Bauche. Bei Einzelnen geht das Graubraun in's Grünliche oder Bläuliche und das Grüngelb des Bauches in's Weiße oder Safrangelbe über. Die Flecken sind bald heller, bald dunkler. Bei dem Männchen sind im Frühling nach der ersten Häutung die Seiten nebst den Unterseiten der Füße schön gelbgrün, schwarz gesprenkelt; beim Weibchen sehen diese Theile immer lichter, weißlicher aus. Als ein besonderes Kennzeichen der Art gelten die sehr kleinen Gaumenzähne, welche man kaum sieht, aber fühlt, wenn man z. B. mit der Schärfe eines Messers darüberstreicht.

Das Vaterland der gemeinen Eidechse erstreckt sich fast über ganz Europa. Sie findet sich von Schottland und Südskandinavien, der Nordgrenze aller Echsen an, in sämmtlichen übrigen Ländern des Erdtheils. Zäune, mit Gebüsch besetzte Bergabhänge, Steinhaufen, Halden, und ähnliche, an Schlupfwinkeln reiche Oertlichkeiten bilden ihren Aufenthalt.

Die rothrückige Eidechse, Lacerta stellata Koch (L. rubra Wolf), wird von Einigen nur als eine Abart der eben genannten betrachtet, von Anderen jedoch als eigene Art aufgeführt. Der Hauptunterschied zwischen beiden Thieren beruht in der Färbung des Rückens, welcher hier schön einfarbig kupferroth ist und keine Spur von Flecken zeigt. Alle übrigen Leibestheile sind ähnlich gefärbt, wie bei der gemeinen Art. Das Thier ist in

der Oberpfalz, bei Schnepfenthal und Hildesheim gefunden worden, wird aber wohl auch anderwärts vorkommen. Hinsichtlich seines Aufenthaltes unterscheidet es sich nicht von der grauen Eidechse.

Fig. 66.

Grüne Eidechse.

Graue Eidechse.

Auch die Wald- oder rothbauchige Eidechse, Zootoca pyrrhogastra Wagler (Lacerta crocea Wolf, L. pyrrhogastra Merrem, L. vivipara Jacquin, L. unicolor Kuhl, L. aedura Scheppert, L. Isi-

Digitized by Google

dori Geoffroy), wird von einigen Forschern nicht als selbstständige Art angesehen; sie unterscheidet sich jedoch nicht blos durch die Färbung, sondern auch durch Aufenthalt und Lebensweise, sowie ferner dadurch, daß sie lebendige Junge zur Welt bringt, nach Lenz endlich durch größere Schlankheit von den übrigen Arten. Der Rücken und die obere Seite des Schwanzes sind braun, mit Reihen gelber Punkte, welche der Länge nach geordnet sind, oder aber mit einem dunklen Mittelstreifen, zu dessen beiden Seiten schwarze Punktreihen verlaufen, welche wiederum an eine graue Linie stoßen; die Kehle ist blaulich, in's Rosenrothe schillernd, die Unterseite des Rumpfes und des Schwanzes im Uebrigen safrangelb mit vielen schwarzen Punkten. Sie besitzt keine Gaumenzähne. Ihre Länge beträgt 5 bis 6 Zoll, die Länge des Schwanzes, wie bei der grauen Art, etwas mehr als die Hälfte davon. „Ihr safrangelber Bauch" sagt Lenz „macht sie leicht kenntlich, auch wenn der Rücken keine regelmäßigen Punktreihen zeigt." Nun findet man aber auch Einzelne mit matt grüngelblicher Unterseite, ohne Punkte unter dem Kopfe, Halse und Bauche oder andere, welche auf der Oberseite schwärzlich oder ganz schwarz sind, aber die gelbe Bauchfärbung zeigen: sie sind unter dem Namen Lacerta montana Wagler und bezüglich Lacerta nigra Wolf von der eigentlichen Waldeidechse getrennt worden, scheinen aber doch nur Spielarten derselben zu sein.

Die Waldeidechse ist in Gebirgsgegenden Mitteleuropa's sehr häufig, so z. B. bei Schnepfenthal und Hildesheim. Sie verbreitet sich aber viel weiter als die vorigen Arten, nach der Angabe von Bär's nordwärts bis über Archangel hinaus und steigt im Gebirge zu bedeutenden Höhen empor. Nach Leunis kommt sie in den österreichischen Alpen bis zu 3500 Fuß, nach Tschudi in den Schweizer Alpen sogar bis zu 9000 Fuß über dem Meere vor — in Höhen „wo sie über zehn Monate lang unter dem Schnee vergraben liegen muß und sich während der kurzen Sommerwochen nur nothdürftig von Fliegen, Spinnen und Käfern nähren kann." Wahrscheinlich lebt kein europäischer Lurch in größeren Höhen, als sie. Trockene, sonnige Berglehnen bilden ihren bevorzugten Aufenthalt, Gebüsch und zerklüftetes Gestein ihren Wohnsitz*).

*) In den sonnigen Thälern der Alpen, aber auch im südlichen Deutschland, lebt die Mauereidechse, Podarcis muralis Wagler (Lacerta muralis Merrem, L. tiliguerta, caliscertola, maculata, fusca etc. auctorum). Sie hat die Größe der

Von den bisher genannten Arten unterscheidet sich sicher die **grüne Eidechse, Lacerta viridis Daudin** (L. bilineata Daudin, L. sericea, chloronota, smaragdina auctorum). Sie ist auf der Oberseite prächtig grün, auf dem Scheitel oft bläulich, fein schwarz gepunktet, auf der Unterseite gelbgrün, am Schwanze grau, hat Gaumenzähne und wird 14 bis 16 Zoll lang, wovon mehr als zwei Drittheile auf den Schwanz kommen. Das Weibchen pflegt lichter zu sein, als das Männchen; junge Thiere sind auf dem Rücken braun, seitlich auf weißem Grunde fein schwarz gestreift. Die Färbung wechselt übrigens ungemein.

Die grüne Eidechse vertritt im südlichen Europa ihre graue, bei uns gemeine Verwandte, sie kommt aber auch in Deutschland vor, nach Lenz z. B. bei Oderberg und auf den Rüdersdorfer Kalkbergen der Mark Brandenburg, bei Danzig und auf der Insel Rügen. In den Alpen begegnet man ihr noch in Höhen von 4000 Fuß über dem Meere.

Alle Eidechsen oder Heidechsen, Schießechsen, Iltachsen, Egochsen, sind nur in beschränktem Sinne als Waldthiere zu bezeichnen. Keine einzige der genannten Arten fehlt dem Walde; aber alle finden sich auch außerhalb desselben. Die Oertlichkeit bestimmt ihr Vorkommen. Sie beanspruchen einen Wohnplatz, welcher reich an Schlupfwinkeln, zugleich aber auch den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist. Wärme ist ihnen, wie allen Lurchen, Bedürfniß; deshalb fehlen sie in den schattigen Theilen des Waldes fast gänzlich, während sie an sonnigen Gebirgslehnen, welche mehr mit Gebüsch, als mit höheren Bäumen bewachsen, ungemein häufig sind. Hier nun wählen sie sich eine Höhlung im Gestein, im Erdboden oder in einem Baume zu ihrer eigentlichen Wohnkammer, und von dieser aus durchstreifen sie ihr kleines Gebiet. Sie entfernen sich ungern weit von ihren Schlupfwinkeln und kehren bei der geringsten Gefahr zu denselben zurück, verweilen auch bei schlechtem Wetter stets in denselben. Den Winter verbringen sie in

---

vorigen, unterscheidet sich aber hinlänglich von ihr und den übrigen durch ihre kreisrunden, ungekielten Rückenschuppen. Auch soll der Kopf spitziger sein. Die Oberseite ist auf graulichem, grünlichem oder bräunlichem Grunde, wenigstens zuweilen längs der Mittellinie des Rückens reihenartig schwarz gefleckt; die Seiten sind durch schwarze, weiß gesäumte Flecke netzartig gezeichnet. Oft aber ist die Oberseite einfarbig braun, grün oder grau.

Im südlichen Frankreich, wo die Mauereidechse häufig ist, hält man sie für gleichartig mit unserer gemeinen oder grauen Eidechse.

tieferen, mehr geschützten und frostfreien Erdspalten, in welche sie sich schon ziemlich früh im Jahre, d. h. immer vor Beginn der Kälte zurückziehen. Bald nachdem Dies geschehen, verfallen sie in eine Erstarrung, welche dem Winterschlafe der Säugethiere ungefähr entspricht. Der beginnende Frühling weckt sie zu neuem Leben und lockt sie bald wieder in's Freie. Wenn die Witterung gut und ihr Wohnort günstig gelegen ist, findet man sie bereits in den letzten Tagen des März, sonst aber sicher in der Mitte des April im Freien. In den ersten Tagen nach ihrem Erscheinen sehen sie kothig und staubig aus, sind auch noch sehr langsam in ihren Bewegungen; einige warme Tage aber verleihen ihnen bald ihre volle Lebendigkeit und zugleich ihre Schönheit. Im Herbst sieht man sie noch Ende Septembers recht lustig sich bewegen; von Mitte Oktobers an werden sie seltener, und zu Ende dieses Monats sind sie gewöhnlich verschwunden.

Mit Recht gelten sie als begabte Thiere. Sie sind sehr bewegungsfähig; ihre Sinne sind scharf und ihre geistigen Fähigkeiten wenigstens beziehungsweise wohl entwickelt. Sie laufen mit schlängelnder Bewegung rasch über den Boden dahin, obgleich sie ihren Leib fast schleppen; sie sind im Klettern verhältnißmäßig sehr geschickt — einzelne Arten leisten hierin ganz Außerordentliches — und sie bewegen sich endlich auch im Wasser mit einer Sicherheit und einer Gewandtheit, welche man ihnen, die alle Nässe ängstlich scheuen, kaum zutrauen möchte. Unter ihren Sinnen scheinen Gehör, Gesicht und Gefühl oder bezüglich der Tastsinn auf annähernd gleicher Höhe zu stehen. Ein feines Empfindungsvermögen bekunden sie schon durch ihre Liebe für die Wärme, oder richtiger durch ihre Empfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse überhaupt. Ueber den Geschmack können wir kein Urtheil fällen; der Geruch scheint stumpf zu sein. Die geistige Begabung bekunden sie durch ihre Vorsicht und Scheu im Freien und durch ihr Benehmen in der Gefangenschaft. Sie gewöhnen sich hier bald an den Menschen und werden zuletzt ganz zutraulich, beweisen also, daß sie Erfahrungen sammeln und ihre Handlungsweise nach dieser einrichten. Das innige Zusammenleben der südlichen Arten mit dem Menschen darf nicht unterschätzt oder verkannt werden: die Eidechsen wissen, daß sie ihrerseits von diesem Erzfeind der Thiere Nichts zu fürchten haben. Von den alten Naturforschern ist diese Furchtlosigkeit als Menschenfreundlichkeit angesehen

worden. „Diese thier" sagt der alte Geßner von der grünen Eidechse nach der Forer'schen Uebersetzung von 1583 „habend ein sonderbare anmutung zu dem menschen, dann an allen di Orten so sich der mensch durch wandlen erzeiget, da samlend sich sölche thier belustigend sich, anzuschouwen das angesicht des menschen. So der mensch speichel außspeüwt, so läckend sy den selbigen auf, läckend auch der jungen kindern harn auf, lassend sich fahen, läckend den speichel von dem mund der mensche. Ja sy lassend sich gantz heimisch machen, daß sy dem menschen in vnd vmb den busen vmbhär kriechend, sich lassend streichlen wie die Kazen."

„Zu zeyten werdend sy gesähen in den löcheren mit den Schlangen streyten oder kämpffen, also dz sy manches mal gar verletzt vn geschediget werded, dermassen daß auch die leüt vnd eynwoner der landen sy pflägend in solchem kampff zu erretten."

„In den landen beschicht es zu zeyten, daß die bauren auf dem väld entschlaaffend, als dann synd gwon die Nateren od' Schlangen der orten, sich durch den offnen mund in den leyb zu schleüffen, oder sunst sy auff ander wäg zu verletzen. In sölcher gefaar werdend sy durch sölche thier bewarnt, dann sy vergoumend die Schlaaffenden vn so sy des feynds sichtig werdend, kriechend sy mit vnruw vnd sterke auff des schlaaffenden angesicht, hals u. s. w. so lang, biß er von vnd auß dem schlaaff erwacht: Welcher erwacht so er den grünen Egochs ersicht, erkent er die gute fründschafft, vnd den feynd bei der nähe seyn."

Unter Umständen zeigen die Eidechsen einen großen Muth. Sie, die Furchtsamen, setzen sich zuweilen den sich nahenden Menschen oder Hunden trotzig entgegen, versuchen den Feind durch weit aufgesperrten Rachen zu schrecken, springen ihm sogar entgegen und beißen sich in ihm fest. So haben wir mit großem Ergötzen gesehen, daß eine Eidechse ein kleines Hündchen ansprang, sich in dessen Lippe verbiß und den gewaltigen Gegner dadurch so einschüchterte, daß er entsetzt das Weite suchte. Den Menschen, welcher Eidechsen fängt, suchen sie immer zu beißen, und ihre große Gelenkigkeit gestattet ihnen auch, den Kopf so zu drehen, daß sie dieselbe Hand, welche sie faßt, mit ihren Zähnchen erreichen können.

Eine eigentliche Stimme haben die bei uns wohnenden Arten nicht; sie lassen, in Angst oder Zorn versetzt, nur ein heiseres Zischen vernehmen.

Das tägliche Leben unserer Eidechsen ist ziemlich einförmig. Erst, wenn die Sonne hoch am Himmel steht, verlassen die wärmebedürftigen Geschöpfe ihre Schlupfwinkel, um sich an einer geeigneten Stelle ihres Gebietes auf die Lauer zu legen. Ungeachtet ihrer bunten Zeichnung und Farbenpracht ist die Uebereinstimmung ihres Kleides mit der Bodenfärbung so groß, daß man sie, so lange sie sich nicht bewegen, kaum wahrnimmt. Es scheint aber auch, als wählten sie sich mit Bewußtsein diejenigen Stellen aus, welche mit ihnen gleichfarbig sind. Hier liegen sie anscheinend höchst behaglich im Sonnenschein dahingestreckt und lauern nun auf Beute. Ihre Lebenswärme nimmt mit der Wärme des vorschreitenden Tages zu, und in gleichem Verhältnisse steigert sich ihre Lebendigkeit und Beweglichkeit. Sie spähen und lauschen jetzt nach Allem und auf Alles, was vorgeht. Jedes vorüberfliegende Kerbthier erregt ihre Aufmerksamkeit. Naht es sich ihnen, so fahren sie blitzschnell zu, erfassen regelmäßig die in's Auge genommene Beute und schlucken sie, falls sie nicht zu groß ist, rasch hinab. Kerbthiere aller Art, vorzugsweise aber Fliegen, Immen, Ameisen, Heuschrecken und Käferchen bilden ihre Nahrung; sie verschmähen aber auch Regenwürmer und Schnecken nicht und sollen selbst kleinen Fröschen, Landmolchen und den Jungen ihrer eigenen Art gefährlich werden. Den Bienenzüchtern machen sie sich zuweilen verhaßt, weil sie sich gern in der Nähe von Bienenstöcken ansiedeln und hier eine Imme nach der andern wegschnappen. Sie fressen nur lebende Thiere, welche sich bewegen, nehmen beim Verschlucken aber oft auch Pflanzentheile mit auf. Ihre Verdauung ist lebhaft; bei gutem Wetter fressen sie viel, können freilich auch ohne Beschwerde monatelang hungern. Die harten Theile ihrer Beute und die zufällig mit verschluckten Pflanzentheile geben sie in den sehr trockenen Klümpchen ihres Mistes von sich. Das Wasser scheinen sie fast gänzlich entbehren zu können; es genügt ihnen der Thau, welchen sie von den Blättern abnehmen. Wenn man bei recht heißem Wetter in den Käfigen der gefangenen Echsen das Moos besprützt, sieht man die Thiere rasch herbeikommen und mit ihrer Zunge einen Tropfen nach dem andern wegnehmen.

Plinius schreibt, daß man die Eidechsen immer paarweise fände, und daß, wenn man eine gefangen habe, die andere wüthend zur Vertheidigung herbeikäme. Dies ist nicht richtig. Gesellig scheinen alle Arten zu sein; wirklich paarweise findet man sie aber nur im Frühjahre, bei uns zu Lande

gegen Ende Aprils. Es ist möglich, daß solche Paare mehrere Tage und Wochen lang zusammenhalten, von einem eigentlichen Eheleben, wie es bei den Vögeln stattfindet, kann aber keine Rede sein. Im Juni legt das Weibchen seine 6 bis 14 Eier, gewöhnlich in lockere Erde oder in Erdritzen, in das Moos, in den Mulm zerfallener Baumstämme und selbst in Ameisenhaufen. Die Eier unterscheiden sich, wie alle Lurcheier, sofort durch ihre zähe, wenig kalkhaltige Schale von den Eiern der Vögel. Sie ähneln höchstens unreifen Vogeleiern. Die Schale ist lederartig und sehr elastisch, der Dotter auffallend groß und ölreich, die Eiweißschicht, welche ihn umgiebt, stärker oder schwächer. In der Größe gleichen die der gewöhnlichen Art etwa Sperlingseiern, die der grünen Eidechse Taubeneiern. Bedingung zu ihrer Entwickelung ist ein feuchtes, warmes Lager; denn an der Luft trocknen sie ein. Die Jungen kommen erst im August oder September aus. Dies ist der regelmäßige Gang der Entwickelung; die Waldeidechse aber brütet ihre Eier im Innern des eigenen Leibes aus. Das Weibchen dieser Art liegt in den Sommermonaten fast den ganzen Tag an sonnigen Stellen auf dem heißen Boden und empfängt dadurch einen ziemlich bedeutenden Grad von Wärme, welche der Entwickelung ihrer Eier im Mutterleibe sehr förderlich sein muß. Die Eier selbst sind viel dünnschaliger, als bei anderen Arten. Uebrigens durchbrechen die Jungen erst unmittelbar vor der Geburt im Eileiter die sie umschließende Hülle; dann sind sie freilich von Stund an sehr lebens- und bewegungsfähig. Die Eltern kümmern sich nicht im Geringsten um die einmal ausgekommene Brut, ja, es ist im Gegentheil nicht unwahrscheinlich, daß einzelne Arten die eigenen Jungen befehden. Durch diese Gleichgiltigkeit unterscheiden sich die Eidechsen sehr auffallend von den verwandten Krokodilen, welche ihre Eier bewachen und beschützen; die ausgeschlüpften Jungen fressen die Krokodile freilich auch.

Noch vor ihrem Zurückziehen in das Winterlager häuten sich die Jungen zum ersten Male, bald nach ihrem Wiedererwachen im Frühlinge zum zweiten Male. Im ferneren Verlaufe des Lebens pflegt die Häutung zu denselben Zeiten stattzufinden. Das Wachsthum der Jungen scheint sehr langsam von statten zu gehen; an Gefangenen wenigstens beobachtet man Dies. Merkwürdig ist eine große Ersatzfähigkeit, welche die Eidechsen wie manche tiefer stehenden Thiere bekunden. Sie sind zerbrechlich, wenn man so sagen

darf; namentlich ihr Schwanz kann leicht verletzt werden, weil die ihn umgebenden Schuppenringe nicht fest zusammenhalten. Wenn man eine Eidechse ungeschickt am Schwanze packt, behält man diesen gewöhnlich in der Hand. Das abgebrochene Stück wächst aber allgemach wieder nach und ersetzt sich ziemlich, jedoch nicht ganz vollständig, wieder. Dies ist schon von den Alten beobachtet worden und hat zu Uebertreibungen Veranlassung gegeben. „So man" sagt Geßner „einen Egochs entzwey schneydt, so verliert keiner teil sein beweglichkeit, sondern ein yetwederer teil gadt durch hilff der zweyer beinen: vnd so sy widerumb zusammen kommen mögend, vereinbarend sy sich vn kleybend sich wunderbarlicher weyß widerumb zusamen, daß es wider ein gantzes läblichs thierlin wirdt, ob man gleych wol das anmaal deß schadens spüren vnd sähen mag."

In der Gefangenschaft halten sich die Eidechsen bei geeigneter Pflege sehr gut und gewähren viel Freude. Sie gewöhnen sich bald an ihren Pfleger und treten in ein freundschaftliches Verhältniß zu ihm, kommen auf den Ruf herbei, nehmen Kerbthiere aus der Hand, lassen sich, ohne Unruhe zu verrathen, berühren, herausnehmen u. s. w. Mit anderen Lurchen vertragen sie ihrerseits sich sehr gut, die Schlangen aber nicht immer mit ihnen. Kreuzotter und Ringelnatter sind den Eidechsen nicht eben freundlich gesinnt und verschlingen eine oder die andere. Der furchtbarste Feind der harmlosen Geschöpfe aber ist die Schling- oder glatte Natter (Coronella laevis), welche sich fast ausschließlich von Eidechsen nährt. Außerdem stellen Marder, Iltis, Igel und Maulwurf, Schrei- und Schlangenadler, Bussard, Rabe und Eichelheher, ja selbst die Würger den Eidechsen nach, und die Jungen werden von Hühnern und Enten gern verzehrt.

Es ist sehr Unrecht, wenn sich der Mensch zu den genannten Feinden gesellt. Keine einzige der bei uns vorkommenden Eidechsen bringt uns den geringsten Schaden, jede Art wird vielmehr durch Wegfangen der Kerbthiere nützlich. Giftig ist keine Eidechse: wir sagen Dies ausdrücklich, weil es, so unglaublich Dies auch scheinen mag, noch heutigen Tages Menschen giebt, welche solchen Unsinn für möglich halten. Eine gefangene Eidechse versucht sich allerdings zu wehren; ihr Biß ist aber höchst unbedeutend, eigentlich weiter Nichts, als ein gelindes Kneipen; denn die kurzen Zähne durchdringen selbst die zarteste Haut nicht. Dagegen erfreuen die schmucken, behenden Thiere Jeden, der sie kennt, durch ihre Lebendigkeit, die Anmuth ihrer Be-

wegungen, mit einem Worte durch ihr Gebahren, welches ein in jeder Hinsicht fesselndes genannt werden muß.

2. Die Blindschleiche, Anguis fragilis Linné.

Anguis Eryx Linné, A. lineatus Gmelin, A. punctatissimus Bibron, Eryx clivicus Daudin.

Der Eidechsenordnung gehört ein in Deutschland nirgends seltenes, schlangenähnliches Thier an, welches unter dem Namen Blindschleiche ziemlich allgemein bekannt ist. In seiner äußerlichen Gestalt ähnelt dieses zwitterhafte Geschöpf den eigentlichen Schlangen; bei genauerer Untersuchung aber ergiebt sich, daß ihm alle wesentlichen Kennzeichen der Schlangen fehlen, daß es, wie wir bereits oben gesagt haben, nichts Anderes, als eine verlarvte Eidechse ist. Der Irrthum Derer, welche die Blindschleiche zu den Schlangen zählen, ist übrigens begreiflich. Man nimmt gewöhnlich an, daß alle langgestreckten, wurmartigen, fußlosen Lurche Schlangen sein müßten, während die Kennzeichen der Schlangen wesentlich in dem Bau des Rachens, nicht aber in dem wurmförmig verlängerten Leib zu suchen sind. Unsere Blindschleiche gehört einer Familie an, welche wir nach ihr die der Schleichen nennen. Alle hierhergehörigen Thiere haben eine schlangenartige Gestalt mit dreieckigem, abgeplatteten, vorn etwas zugespitztem Kopf, einen nicht hervortretenden, weil mit dem Kopf und Leib gleich starken Hals und einen, ebenfalls nicht vom Leibe abgesetzten, mittellangen, starken Schwanz. Den Kopf decken Schilder, den übrigen Leib in Längsreihen geordnete, gleichartige Schuppen; die Augen haben Lider; die Ohren sind versteckt; die Zunge ist frei, platt und endet in zwei kurzen Spitzen; die Nasenlöcher liegen unterhalb der Schnauzenspitze. Das Maul ist noch ganz wie bei den wahren Eidechsen gebaut: die Unterkieferhälften sind in der Mitte verwachsen, der Rachen kann sich nur wenig öffnen und nicht seitlich erweitern. Das Gebiß besteht aus 9 kleinen Zähnen im Zwischenkiefer, 18 im Oberkiefer und 28 im Unterkiefer; Gaumenzähne sind nicht vorhanden. Die Wirbelsäule wird von 128 sehr lose mit einander verbundenen Wirbeln gebildet. Das Gerippe besitzt innerlich ein Brustbein, zwei Schulterblätter und zwei Schlüsselbeine, und zeigt auch Andeutungen der Hüftknochen. Die Lungen sind zweitheilig.

Man darf die Schleichen als Mittelglieder zwischen den wahren Eidechsen und den Schlangen betrachten; die überwiegende Summe ihrer Kennzeichen aber vereinigt sie unbedingt mit den ersteren.

Fig. 67.

Gemeine Blindschleiche.

Schlingnatter.

Die Blindschleiche wird 15 bis 18 Zoll lang, wovon auf den Schwanz ungefähr die Hälfte oder noch etwas mehr zu rechnen ist. Die Leibesdicke kommt etwa der eines Fingers gleich. Die Farbe ist gewöhnlich ein dunkeles Bleigrau, welches an den Seiten in Röthlichbraun, am Bauche in ein gelblich=

Digitized by Google

weiß gepunktetes Bläulichschwarz übergeht. Je nach Alter, Jahreszeit und Vorkommen ändert die Blindschleiche wesentlich ab, und auch vor und nach der Häutung, welche im Laufe des Sommers fünfmal stattzufinden pflegt, erhält sie ein verschiedenartiges Aussehen. Das alte Männchen sieht auf Oberkopf und Rücken blaßröthlich oder graubraun aus, und diese Färbung geht ganz allmählig in die wenig dunklere der Unterseite über. Bei sehr alten Thieren treten auf der Oberseite oft größere und kleinere, schön blau gefärbte Flecken und Punkte hervor, welche in Längsreihen sich ordnen. Beim alten Weibchen sind Oberkopf und Rücken blaßröthlich oder graubraun, auch wohl silbergrau gefärbt, über die Mitte des Rückens aber verläuft eine feine schwarze Linie und jederseits, die Rücken- und Seitenfärbung trennend, eine andere gleichgefärbte. Die Seiten sind dunkel, und der Bauch ist fast schwarz gefärbt. Beim jungen Thiere ist die Oberseite glänzend gelblich oder röthlich weiß, die Unterseite aber schwarz gefärbt; am Hinterkopf zeigt sich ein dunkler Flecken, und von diesem verläuft eine feine Linie längs der Mitte des Leibes nach unten.

Ganz Europa mit Ausnahme der nördlichsten Gegenden beherbergt an günstigen Orten und zwar in ziemlicher Menge unsere Schleiche. In den Alpen kommt sie nach Schinz nur bis zu 2000 Fuß über dem Meere vor. Nach Pallas findet sie sich auch in Kaukasien und Georgien in Menge, nicht aber in Sibirien. Bei uns zu Lande begegnet man ihr überall, im Walde, wie im Felde, in den Gärten u. s. w., vorausgesetzt, daß es Hecken, Steinhaufen und andere Schlupfwinkel für sie giebt. Sie erscheint bereits ziemlich früh im Jahre, gewöhnlich im März und verweilt bis Ende Oktobers, ja selbst bis zum November über der Erde; dann zieht sie sich in die Tiefe zurück und hält Winterschlaf. Zu diesem Behufe gräbt sie sich — wie, ist zur Zeit noch nicht ermittelt — einen förmlichen Bau, zu welchem ein 30 bis 36 Zoll langer, mehrfach gekrümmter Stollen führt. In einem solchen Bau findet man zwanzig bis dreißig Blindschleichen bei einander. Der Stollen wird von innen mit Gras und Erde zugestopft, und die schlafende Gesellschaft ist somit gegen die ihr tödtlich werdende Kälte vollkommen gesichert. Zunächst am Ausgange sollen die Jungen, am hinteren Ende die alten Paare liegen, alle regungslos erstarrt, theils zusammengerollt, theils ineinander verschlungen, theils gerade gestreckt. Bei Eintritt warmer Witterung sollen die Schläfer manchmal erwachen, dem Ausgang der Höhle

zukriechen, hier athmen, baldmöglichst aber zu der sicheren Tiefe zurückkehren und weiter schlafen.

Man hat auch der Blindschleiche viel Böses nachgesagt und manchen schlimmen Verdacht auf sie geworfen, ohne hierzu irgendwie berechtigt zu sein. Schon der Name des Thieres ist ein Beweis dafür, daß sie wenig oder nicht bekannt ist. Sie ist keineswegs blind, sondern hat im Gegentheil ein Paar helle, glänzende, obschon kleine Augen, welche vollkommene Lider und auch eine Nickhaut besitzen; sie sieht auch sehr gut, wie jeder Beobachter bemerken muß, der sich ihr nähert. Gänzlich unbegründet ist die Furcht, daß die Schleiche durch ihren Biß verwunden könne. Gewöhnlich denkt sie, auch wenn sie ergriffen wurde, nicht an das Beißen, sondern begnügt sich, die sie angreifende Hand mit ihrem Miste zu salben, weniger wohl zur Abwehr, als in Folge ihrer Angst, welche sie hierdurch bekundet. Beißt sie wirklich einmal zu, so schadet dies gewiß Niemand; denn der Biß ist noch kraftloser, als der unserer kleinen Eidechsen. Dies hat schon der alte Geßner vor 300 Jahren erkannt und der wißbegierigen Welt verkündet, obwohl er im Uebrigen die Schleiche nicht von allen Uebelthaten freisprechen mag: „Wie wol deß blinden schleichers biß nit vergifft vnd sonders schedlich, jedoch wenn daß vych, als ochsen vnd dergleychen, sich in den weiden ohngeferd auff sie niderlegen, vnd sie mit dem last jres leybs zum zorn reitzen, so beissen sie, daß der bisß zu zeyten aufflaufft vnd eyteret.“ Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß die Blindschleiche auch hierin unschuldig ist. Endlich ist die Furcht ausgesprochen worden, daß die Schleiche in anderer Hinsicht ihrem Namen Ehre mache, daß sie nämlich sich an Schlafende heranschleiche und versuche, ihnen durch den Mund in den Leib zu kriechen, woraus, wie Jedermann ersieht, gar mancherlei Uebelstände, zum mindesten Verdauungsbeschwerden entstehen könnten, oder daß sie gar durch Hinwegkriechen über die Augen die Schlafenden blind schleiche u. s. w. Wir brauchen auch diese Beschuldigungen nicht zu widerlegen. Die Blindschleiche ist ein durchaus harmloses, unschädliches, schwaches, ja fast hilfloses Thier. Nicht blos ihre leiblichen, sondern auch ihre höheren Begabungen sind gering. Im Bewußtsein ihrer Schwäche sucht sie sich bei Ankunft eines größeren Geschöpfes so schnell als es ihr möglich zurückzuziehen. Ihre Bewegungen sind sehr langsam, und namentlich auf dem ebenen, glatten Boden kommt sie nur mit Mühe von der Stelle. Besser bewegt sie sich zwischen Moos

und Gras, und auch im Wasser zeigt sie, wenn sie durch einen unglücklichen Zufall in dasselbe geräth, gegen alle Erwartungen gewandt und behend; sie schwimmt dann mit schlängelnder Bewegung sehr rasch dahin. Zu klettern vermag sie nicht; es wird ihr schon schwer, eine Unebenheit des Bodens zu überwinden. Gesicht und Tastsinn scheinen bei ihr am ausgebildetsten zu sein; das Gehör ist wenigstens vorhanden. Ueber die geistigen Befähigungen ist schwer ein Urtheil zu fällen. Man bezeichnet sie als gutmüthig, will damit aber wohl nur sagen, daß sie eben durchaus harmlos ist. Jedenfalls steht ihr Verstand nicht auf hoher Stufe. Eine Stimme scheint ihr gänzlich zu fehlen, wenigstens hat noch kein Beobachter einen Laut von ihr vernommen.

Die Nahrung besteht einzig und allein aus kleinen, langsamen Thieren, und zwar zumeist solchen, welche dem menschlichen Haushalt nicht eben nützlich werden. „Ich habe," sagt Vogt, „Dutzende von Blindschleichen geöffnet und nie etwas Anderes in ihrem Magen gefunden, als Reste von Käfern, Würmern, namentlich aber von nackten Landschnecken und besonders von Acker- und Gartenschnecken, die ihre Lieblingsnahrung zu bilden scheinen. Diesen nach kriecht sie im Grase und in der Nähe der Gartenbeete und erweist sich somit äußerst nützlich für die Vertilgung unserer zerstörendsten Gartenfeinde. Man sollte sie in einem Garten hegen und pflegen; denn sie wetteifert in ihrem nützlichen Treiben mit ihren leichtfüßigen Verwandten, den Mauer- und Landeidechsen, welche nach Kerbthieren, Schnecken und anderm ähnlichen Gewürm laufen, springen und klettern." Ihre Beute ergreift sie mit größter Langsamkeit, und ebenso langsam verschluckt sie das Erfaßte. Zum Verschlingen eines Regenwurmes braucht sie eine ganze Viertelstunde, und eine fette Schnecke verursacht ihr förmliche Beschwerden. Sie biegt dabei den Kopf bald links, bald rechts und greift mit ihren Zähnen langsam vorwärts, bis endlich der für sie zu große Bissen hinabgewürgt ist. Selbst Naturforscher haben behauptet, daß sie auch kleine Frösche, Eidechsen, ja sogar Ratten verschlingen könne, die einfache Betrachtung ihres Maules aber widerlegt solche Angaben auf das Entschiedenste. Sie trinkt im Freien wahrscheinlich nur den Thau, welchen sie mit ihrer behenden Zunge ableckt, in der Gefangenschaft aber bei heißem Wetter nach den Beobachtungen unseres Lenz recht ordentlich.

Auch die Blindschleiche gehört zu den lebendig gebärenden Lurchen. Ende Augusts legt das Weibchen acht bis sechszehn kleine, durchsichtige, dünn-

schalige Eier, aus welchen schon im Mutterleibe oder wenigstens sofort nach dem Legen die vollkommen ausgebildeten Jungen sich hervorwinden.

In der Gefangenschaft geht die Blindschleiche leicht an's Futter und läßt sich deshalb ohne Mühe längere Zeit erhalten. Sie ist aber langweilig; denn auch im Käfig bemerkt man Nichts von einer höheren, den Beobachter fesselnden Thätigkeit.

Die Schleiche hat eine Menge von Feinden, denen gegenüber sie vollkommen ohnmächtig ist. Außer den bei der Eidechse genannten Raubthieren, Raubvögeln und den Hühnern stellen ihr die Schling- und die gelbliche Natter eifrig nach. Beide würgen Schleichen hinab, welche drei Viertheile ihrer eigenen Länge haben und zwar in verhältnißmäßig kurzer Zeit. Der ungebildete Mensch tödtet das arme Geschöpf, wo er es findet, oder verstümmelt es wenigstens. Nicht mit Unrecht trägt die Blindschleiche auch den Namen Bruchschlange. Ihr Schwanz fällt bei der geringsten Veranlassung ab, und ein einziger Ruthenschlag zertheilt ihr auch den eigentlichen Leib. Man erklärt sich die leichte Zerbrechlichkeit des Thieres, indem man annimmt, daß es geängstigt seine Muskeln krampfhaft anstrenge und hierdurch in einen Zustand übermäßiger Starrheit gerathe. Der Verband der Wirbel unter sich ist sehr lose und die äußere Bedeckung spröde, eine Verletzung des Leibes also ungewöhnlich leicht. Der abgebrochene Schwanz wächst wieder nach; eine ernstere Verletzung des eigentlichen Leibes aber führt regelmäßig den Tod herbei, und deshalb gehen so viele Blindschleichen zu Grunde. Die abgebrochenen Stücke behalten noch eine Zeitlang eine gewisse Beweglichkeit und schnellen zuckend hin und her, dem ungebildeten Beobachter zum Entsetzen.

3. Die Nattern.

Unter den bei uns lebenden Schlangen stehen die Nattern in jeder Hinsicht oben an. Sie sind, obgleich ihnen die furchtbare Waffe der Vipern fehlt, als höher stehende Thiere zu bezeichnen: sie sind gewandter, bewegungsfähiger, lebhafter und verständiger, mit einem Wort begabter, als jene, ganz abgesehen von ihrer Ungefährlichkeit. Ihre Eigenschaften haben ihnen sogar eine gewisse Zuneigung erworben. In alten Sagen spielen gerade sie eine große Rolle, und heutigen Tages noch giebt es in Italien Gegenden, in denen sie förmlich gepflegt werden.

Es hält, wie bei den Schlangen überhaupt, schwer, Kennzeichen anzugeben, welche für die Nattern allein gültig sind. Ihre äußeren Merkmale unterscheiden sie nur wenig von zwei anderen Schlangengruppen, welche man früher allgemein mit ihnen zusammengestellt hat und heute noch Gift- oder bezüglich Trugnattern nennt. Die Größe unserer Thiere schwankt in ziemlich bedeutenden Grenzen: die kleinsten Arten sind etwa einen, die größten ungefähr acht Fuß lang. Die verschiedenen Arten ähneln sich so auffallend, daß es nicht eben leicht ist, die einzelnen zu unterscheiden. Es herrscht deshalb auch heute noch große Unsicherheit der Angaben und Meinungsverschiedenheit der bezüglichen Forscher. „Der Kopf der Nattern“, sagt Vogt, „ist dreieckig, etwas zugespitzt, kaum vom Halse abgesetzt und mit Schildern bedeckt, unter denen sich besonders die Schilder zu beiden Seiten der Kinnfurchen auszeichnen. Nasenlöcher und Augen sind klein, erstere seitlich gestellt, letztere mit runden Sternen versehen. Rücken und Seiten des Körpers sind mit dachziegelförmigen Schuppen, der Bauch ist mit einfacher, die Unterseite des Schwanzes mit doppelter Schilderreihe besetzt. Der Oberkiefer ist sehr lang, der Rachen weit gespalten, die Zähne sind meist von gleicher, nach hinten zu abnehmender Länge. Zuweilen finden sich aber auch einige, zu größeren Fangzähnen ausgebildete Hakenspähne; der Zwischenkiefer trägt niemals Zacken.“ Die Nattern verbreiten sich über den ganzen Erdkreis und finden sich in allen Gegenden. Viele Arten lieben das Wasser; andere verlassen die schattigen und feuchten Wälder niemals, wieder andere aber bewohnen die dürrsten und heißesten Berglehnen. Sie nähren sich ohne Ausnahme von kleinen Thieren, hauptsächlich von Wirbelthieren, welche sie vermöge ihrer Schnelligkeit und Gewandtheit zu fangen wissen, und zwar im Wasser oder im Gezweig der Bäume ebensowohl, als auf dem Boden. Dem Menschen fügen sie unmittelbar niemals Schaden zu, manche Arten machen sich sogar, wenn auch im beschränktem Grade, nützlich.

In Mitteldeutschland kommen eigentlich nur zwei Arten ständig vor; zu ihnen aber treten in den südlicheren Gauen unseres Vaterlandes noch mehrere andere, welche deshalb von uns wenigstens nicht übergangen werden dürfen.

Die gemeinste und verbreitetste Art ist die Kragen- oder Ringelnatter, welche hier und da wohl auch Unk oder Schnake genannt wird,

Tropidonotus natrix Kuhl (Coluber natrix Linné. Coluber torquatus, tyrolensis, helveticus, arabicus, gronovianus, hybridus, siculus etc. auct., Natrix torquata Bonaparte). Sie erreicht eine Länge von höchstens 4½ Fuß. Der fast dreieckige Kopf ist vom Hals deutlich geschieden, die Nasenlöcher liegen in der Mitte zweier Nasenschilder. Die Kopfschilder sind sehr groß; vor dem Auge stehen zwei, hinter ihm drei Schilder; die Anzahl der Bauchschilder beträgt etwa 170, die Schwanzschilderpaare etwas mehr oder weniger als 60. Ihr eigentliches Kennzeichen ist der Kragen, welcher ihr den Namen gegeben hat, ein weißer oder gelber, schwarz gesäumter Mondfleck jederseits hinter den Schläfen. Im Uebrigen ist die Oberseite graugrün oder bläulich oder graubraun, auch wohl schwärzlich, gezeichnet durch zwei Reihen schwärzlicher Flecken, welche über den Rücken verlaufen, und eine Reihe an jeder Seite. Die Unterseite ist weiß, bläulichschwarz gefleckt; letztere Farbe kann übrigens vorherrschend werden, so daß dann das Weiß als Fleckenzeichnung erscheint. Mehrfache und wie es scheint, ständige Abarten kommen vor. Es giebt eine ganz schwarze, an den Seiten bläuliche Spielart, welche mit dem Namen Coluber minax bezeichnet wurde. Es giebt ferner in Südeuropa eine Abart, welche sich durch zwei weiße oder weißliche, im Nacken beginnende und neben einander bis zum Schwanz fortlaufende Streifen auszeichnet. Ihr hat man den Namen Coluber murorum oder Tropidonotus Opellii gegeben.

Der Wohnkreis der Kragennatter erstreckt sich fast über ganz Europa; denn sie findet sich von Sicilien oder Spanien an bis Schweden hinauf, im Walde, wie im Felde oder Sumpfe, in der Tiefe, wie in der Höhe. In den Alpen kommt sie bis zu 6000 Fuß über dem Meere vor, in Nordeuropa dagegen meidet sie die Höhe. Sie liebt das Wasser mehr, als andere Arten.

Kaum minder verbreitet als sie ist die Schlingnatter oder glatte, österreichische und thüringische Natter, die Jach- oder Zornschlange, **Coronella laevis Merrem** (Coluber austriacus Gmelin, C. thuringiacus Bechstein, Zaccholus austriacus Wagler). Ihr verhältnißmäßig kleiner, ei- oder herzförmiger Kopf ist ebenfalls deutlich abgesetzt, durch die Flachheit seiner Oberseite, die dünne Schnauze und ein großes, einfaches Nasenschild an der Spitze der Oberkinnlade, in dessen Mitte die Nasenlöcher liegen, ausgezeichnet. Die lanzettförmigen, sechseckigen Schuppen sind glatt,

d. h. nicht in der Mitte gekielt, wie es bei der Kragennatter der Fall ist. Die Anzahl der Bauchschilder schwankt nach Lenz zwischen 155 bis 188, die Anzahl der Schwanzschilderpaare zwischen 46 bis 57. Durch die Färbung läßt sich die glatte Natter nach einiger Uebung unschwer von der Kragennatter unterscheiden. Ein bräunliches Gelb, welches bis zum Schwarzbraun dunkeln kann, ist die Grundfarbe der Oberseite, den Hinterkopf ziert ein brauner, hufeisenförmiger Fleck, und durch die Augen läuft ein dunkelbrauner Streifen bis zum Mundwinkel. Hinter dem Kopffleck stehen zwei braune Flecken, welche den Anfang von Längslinien bilden, die sich zu beiden Seiten des Oberleibes dahin ziehen, zuweilen sich paarweise verbinden und nach dem Schwanze zu immer undeutlicher werden oder ganz verschwinden. Sie entstehen durch scheinbare Vereinigung dunkler hufeisenförmiger Flecken oder richtiger der Umrandungen der einzelnen Rückenschuppen. An der Spitze jeder einzelnen Schuppe bemerkt man ein schwarzes Pünktchen. Der Unterleib ist dunkelbraun oder schwärzlich stahlblau oder röthlich, gelblich, weißlich und schwarz und grau marmorirt. Große Veränderlichkeit der Farben macht sich auch hier merklich; doch scheinen der hufeisenförmige Kopfschmuck und die ersten Rückenflecken nie zu fehlen. In der Größe steht die Zachschlange weit hinter der Kragennatter zurück, ihre Länge beträgt selten mehr als 2 Fuß*).

---

*) Die übrigen Mitglieder der Familie, welche in Deutschland vorkommen, sind die gelbliche Natter oder Aesculapschlange, die schwarzgrüne Natter und die Vipernatter.

Die Erstgenannte, welche auch Schwalbacher oder Natter des Schlangenbades genannt wird, Coluber flavescens Gmelin (C. Aesculapii, Sellmanni, Scopolii, longissimus, pannonicus, girondicus auct., Zamenis Aesculapii Wagler, Natrix longissima Laurentius), kann eine Länge von 5 Fuß erreichen. Ihr Kopf ist wenig deutlich, die Schnauze stumpf, das vordere Scheitelschild vorn sehr breit; die sechseckigen Schuppen sind glatt und länglich, die Anzahl der Bauchschilder schwankt zwischen 220 und 228, die Anzahl der Schwanzschilderpaare zwischen 74 und 86. Ein sehr gleichmäßiges, nur manchmal weiß gestricheltes Oelbraun färbt die Oberseite, ein fleckenloses Weiß oder Strohgelb die Unterseite des alten Thieres. Am Hinterkopf steht auf jeder Seite ein gelber Fleck, welcher sich von der Unterkinnlade heraufzieht. Die Jungen sind oben braun und grau gewellt, auf der Unterseite vorn gelb und braun gewürfelt, hinten stahlblau gefärbt, an der Kehle durch ein gelbliches Halsband geschmückt. Das eigentliche Vaterland dieser Schlange ist Italien oder Südeuropa überhaupt. In Deutschland beschränkt sie sich auf wenige Gebirge des Südens, vorzugsweise aber auf die Gegenden um Schlangenbad, welches nach ihr benannt worden ist. Dort wird sie zur Freude der Badegäste förmlich gepflegt.

Die Nattern lieben feuchtwarme Strecken. Unsere Ringelnatter ist eine entschiedene Freundin von wasserreichen Oertlichkeiten; die übrigen Arten bevorzugen trocknere Stellen, und zumal Bergabhänge, auf denen jedoch auch die Ringelnatter nicht fehlt. Mit Busch bewachsene Berglehnen, sonnige Halden, alte Gemäuer und Teiche, Lachen und Sümpfe, mit hohem Riedgras umgeben, sind die Wohnorte der Thiere. Der Aufenthalt ist bedingt durch die Beute, welcher die verschiedenen Arten nachstreben.

Sämmtliche Nattern sind sehr bewegliche, zierliche und anmuthige Thiere. Den trägen Vipern gegenüber darf man sie als schnelle und gewandte Geschöpfe bezeichnen. Sie gleiten rasch über den Boden dahin, auch über Stellen, welche spärlich bewachsen sind und ihnen deshalb nur geringen Anhalt gewähren; sie überwinden mit Leichtigkeit Steilungen; sie schwimmen

---

Die schwarzgrüne Natter, Coluber atrovirens Daudin (C. viridiflavus luteostriatus, personatus, auctorum, Zamenis viridiflavus Wagler), erreicht eine Länge von $3\frac{1}{2}$ bis 4 Fuß, hat 200 bis 220 Bauchschilder, 100 bis 115 Schwanzschilderpaare, und glatte, sechseckige rautenförmige Schuppen. Der Kopf ist deutlich, der Schwanz dünn und dreiseitig, während er bei den vorhergehenden Arten mehr vierseitig erscheint. Die Oberseite ist dunkel gefärbt, auf dem Kopf und gegen den Schwanz hin schwarz und grün gefleckt, beinahe gestreift, auf der Unterseite weißgelblich gefärbt. Jeder einzelne Schild zeigt zu beiden Seiten einen rundlichen schwarzen Flecken. Das junge Thier ist bleifarbig olivenbraun und ungefleckt, nur auf dem Scheitel gelblich punktirt, auf der Unterseite gelblich. — Eine Spielart ist schwarz und fleckenlos auf der Oberseite, strohgelb längs der Bauchmitte, stahlblau zu beiden Seiten derselben. Sie hat den Namen C. carbonarius erhalten.

Das ganze wärmere Europa von der Schweiz an nach Süden hin ist die Heimath dieser Schlange. Bei Paris kommt sie häufig vor. In Deutschland findet sie sich nach Leunis nur am Rhein, hier aber nicht selten.

Die Vipernatter endlich, Tropidonotus viperinus Boje (Coluber natricula Hermann, Natrix ocellata Wagler), welche mit der vorigen die Heimath theilt und nach Vogt ebenfalls in Süddeutschland gefunden wird, erreicht eine Länge von 2 bis $2\frac{3}{4}$ Fuß. In ihrer Färbung ähnelt sie so auffallend der Kreuzotter, daß selbst einer der größten Schlangenkundigen diese mit ihr verwechseln konnte und erst, nachdem er von der Viper gebissen worden war, seinen Irrthum erkannte. Ein helleres oder dunkleres Bräunlichgrau bildet die Grundfarbe der Oberseite, hinter den Kopfschildern aber beginnt ein schwarzes Wellenband, welches sich längs des Rückens hinabzieht und gegen den Schwanz hin in eine Fleckenreihe auflöst. Am Nacken umschließt dieser Streifen rautenförmig einen gilblichweißen Flecken. Die Seiten sind heller, ebenfalls reihenartig dunkel gefleckt. Die Unterseite ist schwarz und grau gewürfelt, einem Damenbrete etwa zu vergleichen. Ueber den Backen verlaufen drei schwarze Streifen in schiefer Richtung. Bei sehr alten Thieren fehlt das Wellenband längs des Rückens, und die Zeichnung besteht hier aus einer doppelten Reihe schwarzer Flecken, welche gegen den Schwanz hin sich vereinigen. Mancherlei Spielarten kommen auch bei dieser Natterart vor.

rasch und geschickt und klettern auch gewandt an Gestein oder Bäumen empor. Jede Art zeichnet sich in einer Fähigkeit aus. Die Ringelnatter trägt nicht umsonst den Namen Schwimmerin (Natrix): sie übertrifft in dieser Fertigkeit wirklich ihre Verwandten. Bei Gefahr pflegt sie sich regelmäßig dem ersten besten Gewässer zuzuwenden und kann in ihm stundenlang verweilen. Man hat sie sogar meilenweit von der Küste, im Meere schwimmend, gefunden; Lenz giebt an, daß sie halbe Stunden und länger zu tauchen vermöge. Dagegen klettert die gelbliche Natter besser, als sie und ihre glatte Schwester, und nicht blos an brechlichem Gemäuer, sondern auch an glattstämmigen Bäumen oder überhaupt an jedem Gegenstande empor, an welchem sie sich nur einigermaßen festhalten kann. „Man kann deutlich sehen," sagt Lenz, „wie sie ihre Rippen bei dem Klettern zu gebrauchen weiß. Wenn ich meine Gefangene stehend an meine Brust legte, nachdem ich den Rock zugeknöpft, so wußte sie sich doch daran zu halten, indem sie da, wo ein Knopf war, die Rippen so seitwärts stemmte, daß ihr Leib an dieser Stelle eine scharfe Kante bildete. Diese schob sie so fest unter den Knopf, daß sie im Stande war, an einem einzigen oder an zweien sich festzuhängen. Wollte sie höher klettern, so stemmte sie ihren Leib dann unter die folgenden Knöpfe. Auf solche Weise können diese Thiere auch an dicken senkrechten Kieferstämmen emporklimmen; sie schieben dann immer die Kanten, welche sie bilden, in die Spalten der Borke." Linck erzählt ähnliche und wirklich ergötzliche Beispiele von der Kletterfertigkeit dieser Art, welcher er die größte Beweglichkeit und Anmuth in der Bewegung zuspricht. Die Schling-Natter dagegen läßt sich nur selten über dem Boden sehen und meidet auch das Wasser, ja fast mit Aengstlichkeit.

An Sinnenschärfe scheinen sich die drei Arten ziemlich gleich zu stehen. Wahrscheinlich ist bei allen das Gesicht der höchststehende Sinn; auf ihn dürfte der Tastsinn, welcher seinen Sitz vornehmlich in der Zunge hat, und auf diesen das Gehör folgen. Das Auge der Natter ist sehr beweglich und reicht auch in ziemliche Ferne, eine Zauberkraft aber, wie oft behauptet worden ist, besitzt es nicht, und ebensowenig, im Vergleich zum Auge der Kreuzotter, eine gewisse Milde oder Gutmüthigkeit im Ausdruck; dazu ist es denn doch noch nicht geistig genug. Die Beobachter, welche einen Unterschied zwischen dem glühenden, tückischen Auge der Kreuzotter und dem sanften, harmlosen der Ringelnatter fanden, haben solchen Ausdruck wohl erst hinein-

gelegt. Andere Thiere werden durch dieses Auge gewiß nicht bezaubert. Der Tastsinn scheint den Nattern, wie so vielen anderen Schlangen, zum Leben unentbehrlich zu sein. Man sieht sie, sobald sie sich bewegen, fortwährend züngeln, um das vor ihnen und außerhalb ihres Gesichtsfeldes Liegende zu untersuchen. Das Züngeln, welches vielen Menschen als sehr schrecklich erscheint, steigert sich, wenn die Natter auf irgend etwas im besondern Grade aufmerksam wird; es dürfte aber auch eine gewisse Zufriedenheit und Behaglichkeit ausdrücken. Ueber die Schärfe des Gehörsinnes ist schwerer ein genaues Urtheil zu fällen; sicher ist, daß alle Nattern auf Geräusch achten und danach ihre Maßregeln treffen. Der Geruch ist wahrscheinlich stumpf, jedoch keineswegs ganz wegzuleugnen. Das Empfindungsvermögen bekundet sich bei der leisesten Berührung der Thiere, sowie durch ihre Vorliebe für die Wärme; doch darf man deshalb noch nicht auf eine besondere Höhe dieses Sinnes schließen, weil die Nattern, wie die meisten übrigen Schlangen, sich auch gerade gegen Witterungseinflüsse äußerst unempfindlich zeigen. Verwundungen, welche anderen Thieren unbedingt tödlich sein würden, heilen bei ihnen ohne wesentlichen Schaden, und hohe Kältegrade bringen sie, wie vielfache Beobachtungen dargethan, auch nicht um. Kurz, die Folgerung stößt hier auf Widersprüche, welche zur Zeit noch nicht erklärt sind. Nur der Geschmack darf entschieden als tiefstehender Sinn betrachtet werden. Vom Schmecken im eigentlichen Sinne des Worts wissen die Schlangen überhaupt Nichts; ihre Zunge liegt, wenn man so sagen darf, einzig und allein im Magen.

Die geistigen Fähigkeiten im engeren Sinne des Worts sind beschränkt. Alle Schlangen ohne Ausnahme sind schwachgeistige Thiere, und die alte Behauptung des Gegentheils („Seid klug wie die Schlangen“) beruht sicherlich nicht auf einer gründlichen Beobachtung. Doch läßt sich nicht verkennen, daß sich auch der Geist der Nattern in gewissem Grade als bildsam zeigt. Man kann sie zähmen, an den Menschen gewöhnen, mit diesem vertraut machen. Die eingekerkerte Natter verliert nach und nach ihre Scheu und Furcht vor den Menschen; selbst die freilebende ändert ihr Betragen je nach den Erfahrungen, welche sie macht. Von den italienischen Arten, welche als Hausthiere in gewissem Sinne geduldet werden, wird behauptet, daß sie den ihnen gewährten Schutz wohl zu würdigen wissen. Unter unsern drei Nattern macht sich übrigens ein Unterschied des geistigen Wesens

bemerklich. Die Ringelnatter wird gutmüthig und friedfertig, die glatte Natter wüthend und streitlustig genannt, und auch die gelbliche Natter soll jähzornig sein. Diese Behauptung gründet sich darauf, daß die letzteren Arten sich, wenn ein Feind ihnen nahet, diesem zur Wehre stellen und zu beißen suchen, so gut sie können, während die Ringelnatter es seltener thut. Doch ist auf diesen Unterschied schwerlich ein großes Gewicht zu legen: jede Art wehrt sich, so gut sie kann. Unter Umständen beißt auch die Ringelnatter zu, und zuweilen denken die Anderen nicht daran, ihrer Zähne sich zu bedienen. Die Verschiedenheit mag wohl von der verschiedenen Jagd, welche die drei Arten betreiben, herrühren. Die Ringelnatter kommt hierbei selten oder nicht in die Verlegenheit, mit der ergriffenen Beute im eigentlichen Sinne des Wortes zu kämpfen, während Dies bei den anderen Arten öfterer der Fall ist.

Frösche bilden die Hauptnahrung der Ringelnatter, Eidechsen und Blindschleichen die bevorzugte Speise der Schlingnatter. Erstere frißt nebenbei auch Kröten, Wassermolche, Fische und Eidechsen, so lange sie jung und klein sind, während die Schlingnatter, ungeachtet ihrer geringen Größe, Eidechsen jeden Alters bewältigt. Eine Maus, welche sich übertölpeln läßt, wird von allen Arten angenommen. Namentlich die große gelbliche Natter soll diese Jagd mit Vorliebe betreiben und sich nebenbei sogar an Maulwürfe, kleine Wiesel u. dgl. wagen. Während ihres Winterschlafes nehmen alle Arten keine Nahrung zu sich, und in den Sommermonaten können sie wochenlang ohne Beschwerde fasten, dann aber auch eine tüchtige Mahlzeit zu sich nehmen, mehrere Dutzend kleine Frösche z. B., über ein Schock Kaulpadden oder kleine Fische, ein bis zwei vollkommen ausgewachsene Frösche und bezüglich Eidechsen. Die Nattern jagen nach Art aller giftlosen Schlangen überhaupt durch Auflauern oder durch Verfolgung. Sie achten sehr sorgfältig auf das Leben rings um sie her und wissen den geeigneten Augenblick wohl zu benutzen. Die Art und Weise des Angriffes unterscheidet sie sehr von den Vipern. „Flieht ein Frosch“ sagt Lenz „laut und jämmerlich schreiend vor der Ringelnatter her, so achtet sie, sofern sie hungrig ist, nahende Menschen gar nicht, jagt aus Leibeskräften hinterdrein und erwischt ihn in diesem Falle gewöhnlich an einem Hinterbeine, das sie dann so schnell als möglich in den Rachen hineinhäkelt. Tödtet man die Schlange kurz nachher, so findet man den in ihr befindlichen Frosch dünn und lang gestreckt.“ Die

Fische jagt die Ringelnatter selbstverständlich im Wasser und zwar ebensowohl, indem sie auf dem Grunde des Gewässers dahinkriecht, als indem sie, fast mit denselben Bewegungen, durch die Wellen gleitet. Sie stößt kaum auf Widerstand, während die Schlingnatter mit ihrer Beute oft genug einen ernsten Kampf zu bestehen hat. Die Eidechse, welche diese sich ersah, macht schon vermöge ihrer Gewandtheit die Jagd schwieriger, sie wehrt sich aber auch, wenn sie es kann. Dursy hat nach seinen Beobachtungen an Gefangenen Dies sehr hübsch beschrieben. „Plötzlich" sagt er „fährt eine der Schlangen auf ihr Opfer los, streckt den vorher nach hinten und seitwärts gebogenen Hals, und rasch dahingleitend, erfaßt sie mit weitgeöffnetem Rachen die fliehende Eidechse. In rasendem Wirbel sich drehend, umschlingt sie mit engen Windungen den Leib der auf den Rücken geworfenen Eidechse, so daß nur noch deren Kopf und Schweif den dichten Knäuel überragt."

„Nun folgt die schwere Arbeit des Verschlingens; die Eidechse soll in ihrer ganzen Länge und Dicke hinabgewürgt werden und zwar mit dem Kopfe voran; das kostet viel Zeit und Mühe. Unsere Natter hat daher auch keine große Eile damit, umzüngelt einstweilen ihr Opfer und wedelt mit dem Schwanze nach Katzenart."

„Nun aber richtet sie sich hoch auf, beschreibt mit dem Halse einen senkrechten Bogen und mit weit geöffnetem Rachen erfaßt sie den Kopf ihres Opfers. Allmählig lösen sich die Schlingen, es verschwindet der Kopf der Eidechse, langsam folgt ihr Leib, traurig winkt noch zum Abschied ihr Schweif, und erst im Verlauf einer halben Stunde oder später ist sie durch den weit ausgedehnten Schlund in den Magen der Natter eingefahren."

„Nicht immer aber wickelt sich dieses Geschäft so glatt ab, denn auch die bis zum Halse eingeschraubte Eidechse lebt noch und hält sich mit ebenfalls offenem Rachen zur verzweifelten Gegenwehr bereit. Faßt die Schlange nicht richtig an, so erwischt die Eidechse den oberen oder den unteren Kiefer der Natter und mit krampfhaft sich schließendem Munde, sowie mit Hülfe der ebenfalls hakenförmig umgebogenen Zähne ist sie im Stande, stundenlang den gepackten Theil ihrer Feindin zu behaupten. Umsonst sucht sich die Schlange zu befreien, beide Thiere haben sich mit krampfhaft geschlossenen Kiefern wie Doggen in einander verbissen; wüthend wickelt die Schlange von ihrem Opfer sich ab, zieht sich zurück — doch vergeblich. Endlich läßt die

Eidechse los, macht sich natürlich aber sogleich aus dem Staube, und die mitunter blutende Schlange hat das Nachsehen."

Nach anderen Beobachtungen, welche an Gefangenen angestellt wurden, braucht eine Schlingnatter, um eine zwölf Zoll lange Blindschleiche hinabzuwürgen, drei bis vier Stunden, zum Verschlingen einer Eidechse gewöhnlich noch etwas mehr. Das Verschlingen hat etwas außerordentlich Widerwärtiges nach unseren Begriffen, wir möchten sagen, etwas Unnatürliches. Es strengt auch die Schlange sehr an; denn nachdem sie gefressen, liegt sie stundenlang regungslos an ein und derselben Stelle und ist mehrere Tage lang faul und träge. Wenn eine Natter, welche eben gefressen hat, gefangen wird, speit sie, wohl aus Schreck, ihren Fraß oft wieder aus. Die Nattern trinken wenig, zuweilen wochenlang keinen Tropfen; sie begnügen sich dann mit der Feuchtigkeit, welche der Leib ihrer Beute enthält. Doch hat man beobachtet, daß die Gefangenen bei sehr warmer Witterung nicht blos nach den Tropfen züngelten, mit denen man das Moos ihres Käfigs angefeuchtet hatte, sondern förmlich und zwar saugend tranken, wie Linck behauptet, schmatzend und schlürfend wohl eine Viertelstunde lang, „wobei die Kinnladen mit Macht arbeiteten, wie die Kiemendeckel eines athmenden Karpfens."

Bald nach ihrem Hervorkommen im Frühjahre häuten sich unsere Nattern und im Verlauf des Sommers noch drei- bis viermal. Im Mai paaren sich die Geschlechter, im Juli oder August legen die Weibchen ihre Eier, die Ringelnatter deren zwanzig bis sechsunddreißig, die Schlingnatter nur etwa die Hälfte davon. Die Eier der Erstgenannten hängen wie Perlen an einer Schnur zusammen. Sie sind kaum kleiner als Taubeneier; ihre Schale ist weich und elastisch; der Dotter ist groß, das Eiweiß verhältnißmäßig nur in geringer Menge vorhanden. Die Schlangenmutter legt sie an feuchte, warme Stellen ab, in Mulm, unter Düngerhaufen, unter Laub und an anderen ähnlichen Orten. Nach drei bis fünf, zuweilen aber auch erst nach acht Wochen kriechen die etwa spannenlangen Jungen aus. Sie bohren ein Loch in die Eischale und stecken zunächst ihr Köpfchen durch, manchmal stundenlang, bevor sie sich entschließen, die Hülle zu verlassen. Am Nabel tragen sie noch ein Dotterklümpchen, welches erst nach einigen Stunden abfällt. Oft erfolgt ihr Auskriechen so spät im Jahre, daß ihnen nichts Anderes übrig bleibt, als sich sofort nach einem Versteck umzuthun, welches

sie den Winter über beherbergen soll. „Sie haben“ sagt Lenz „beim Auskriechen eine bedeutende Menge Fett im Leibe und können mit dessen Hülfe, ohne erst Nahrung zu sich zu nehmen, bis zum nächsten Frühjahr ausdauern, wo sie dann am ersten warmen Tage gesund und munter an's Tageslicht kommen.“ Bei der Schlingnatter schlüpft das Junge unmittelbar nach dem Legen des Ei's aus, und wenn man die trächtige Mutter hindert, ihre Eier an passenden Stellen abzulegen, wenn man ihr z. B. kein Moos in den Käfig bringt, kann man es dahin bringen, daß sie vollkommen lebendige Junge gebiert. Die eben dem Ei entschlüpften Kleinen sind äußerst niedliche Geschöpfe. Junge Ringelnattern haben etwa Spannenlänge, die jungen Schlingnattern sind kaum fünf Zoll lang und dabei nicht dicker, als ein Rabenkiel. Ihre Haut ist fast ebenso hübsch gefärbt, als bei den Alten; die Zeichnung erscheint aber zierlicher, weil sie in kleinerem Maßstabe ausgeführt ist. Das Wachsthum währt lange Zeit: die Ringelnatter bedarf vielleicht zehn Jahre, bevor sie vollkommen ausgewachsen ist.

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Feinden stellt unseren Nattern nach. Die kleinen Raubthiere aus dem Mardergeschlecht, namentlich der Dachs und der Iltis erbeuten und verzehren die bei uns vorkommenden Arten ohne Ausnahme; aber auch die Schweine fressen sie, wenn sie eine erlangen können, und manche Hauskatzen tödten sie wenigstens. Größer ist das Heer ihrer gefiederten Verfolger. Schrei- und Schlangenadler, die Bussarde, die Raben und unter ihnen namentlich der Heher, sowie endlich der Storch sind sämmtlich Schlangenfresser; selbst unsere Haushühner verzehren junge Nattern und Kreuzottern ohne Bedenken. Der Mensch verfolgt auch die ersteren mit dem Ingrimme, welchen er gegenüber den Schlangen überhaupt bekundet; höchstens ein und der andere Naturforscher macht hiervon eine Ausnahme. Auch die Nattern haben ihre Freunde und Verehrer gefunden, und diese haben sie, wie uns dünkt, mehr als billig gepriesen. Streng genommen muß man die Nattern eher schädliche als nützliche Thiere nennen; denn sie fressen vorzugsweise Thiere, welche uns in beschränktem Grade nützlich werden. In der Gefangenschaft sind sie für Den, welcher sich an sie gewöhnt hat, in gewissem Grade unterhaltend: mehr aber wissen wir wenigstens ihnen nicht nachzurühmen.

4. Die Kreuzotter, Pelias Berus Merrem.

(Vipera Berus, chersea & prester Linné, V. torva Lenz, V. anglica, vera, orientalis, cinerea auctorum.)

Die Armuth unseres Vaterlandes an Lurchen überhaupt bekundet sich glücklicherweise auch hinsichtlich der gefährlichsten von allen, derer nämlich, welche ungeachtet ihrer geringen Stärke anderen Thieren, einschließlich des Menschen, zu den fürchterlichsten Feinden werden können.

Die Kreuzotter oder Adder, Feuerotter, Kampfschlange, Gift-, Hecken- und Höllennatter, ist die einzige Giftschlange, welche in Mitteldeutschland vorkommt. Erst an den südlichen Grenzen unseres Vaterlandes treten ebenbürtige Verwandte neben ihr auf, im Südwesten die Aspis (Vipera aspis), im Südosten die Sandviper (Vipera ammodytes), beides Thiere, welche in ihrem Sein und Wesen große Aehnlichkeit mit ihr haben.

Die Kreuzotter ist eine kleine Schlange von höchstens 2½ Fuß Länge, verhältnißmäßiger Dicke und sehr verschiedener Färbung. Ein bezeichnendes Merkmal ist ein breiter Zickzackstreifen von hervorstechender Farbe, welcher längs des ganzen Rückens verläuft. Bei dem Männchen pflegt die Grundfarbe der Oberseite lichter zu sein, als bei dem Weibchen: während hier Graubraun, Olivengrün oder Schwarz vorherrscht, sind dort lichtere Farben von Weiß an bis zum Hellbraun gewöhnlicher. Der Bauch ist regelmäßig dunkler als die Oberseite. Um das gefährliche Thier genauer zu kennzeichnen, wollen wir uns der Worte eines der größten Schlangenkundigen, unseres Lenz, bedienen: „Von der Mitte des Oberkopfes an läuft nach jeder Seite des Hinterkopfes eine schwarze, nach außen sichelförmig gebogene Linie, welche jedoch mit der gegenüberliegenden zuweilen durch das zwischenliegende Schwarz so verbunden ist, daß sich hinten nur ein herzförmiger Ausschnitt zeigt. Zwischen den beiden genannten Linien beginnt auf dem Hinterkopf eine schwarze Zickzacklinie, welche über den ganzen Rücken bis zur Schwanzspitze verläuft und deren Buchten gegenüber an jeder Seite des Körpers kleine, schwarze, eine Reihe bildende Flecken stehen. Die Farbe des Männchens bleibt sich in jedem Alter ziemlich gleich, die des Weibchens dagegen verändert sich. Bis zum ersten Winter ist die Färbung seines Oberkörpers blaßgrau oder blaßröthlichgrau. Die bei dem Männchen erwähnte, auf der

Grundfarbe abstechende Zeichnung auf Kopf und Rücken ist hier nicht schwarz, sondern braun. Im zweiten, dritten und vierten Jahre ist die Grundfarbe des Oberkörpers schön hellrothbraun, die Zeichnung schön dunkelrothbraun, und das heimtückische Thierchen sieht wunderlieblich aus. Nach und nach wird die genannte braune Farbe matter, und zuletzt geht sie in eine schmuzig-graue Grundfarbe mit schwärzlicher Zeichnung über. Je schöner rothbraun die Oberseite des Weibchens gezeichnet ist, desto mehr herrscht auf der ganzen Unterseite Roth und Gelbbraun vor; je düster graulich aber der Oberkörper, desto mehr herrscht auf dem Unterkörper die schwarze Farbe vor." — Zuweilen findet man auch ganz schwarze Kreuzottern, sogenannte Höllenottern. Sie sind entschieden nur Spielarten der gewöhnlich gezeichneten Kreuzotter, regelmäßig alte Weibchen, welche, wie Linck beobachtete, Junge zur Welt bringen, die von anderen Kreuzottern in Nichts verschieden sind.

Bezeichnend für die Kreuzotter ist auch ihre Gestalt. Sie macht diese Schlange noch leicht kenntlicher, als die so vielfachem Wechsel unterworfene Zeichnung. Bei der Kreuzotter ist, wie bei allen Giftschlangen überhaupt, der Kopf mehr oder minder dreieckig mit abgestumpfter Schnauze und stark hervortretenden Winkeln an der Hinterseite, welche den Hals sehr schmächtig erscheinen lassen. Der Leib ist kurz und gedrungen, breiter, als hoch, der Schwanz verhältnißmäßig kurz, fast stumpf. Hinsichtlich der Beschuppung ist der Kreuzotter eigenthümlich ein Schild mitten auf dem Kopf, und dicht hinter ihm zwei andere, nur ausnahmsweise in kleinere Schuppen aufgelöste, welche alle übrigen an Größe übertreffen. Die Anzahl der Bauchschilder schwankt zwischen 125 bis 130, die Anzahl der Schwanzschildpaare zwischen 28 und 41. Giftzähne und Giftdrüsen zeigen dasselbe Gepräge, wie bei anderen Giftschlangen überhaupt. Hinter den Giftzähnen steht jederseits eine Reihe kleiner, sehr feiner und spitziger Zähnchen, wie im Unterkiefer auch.

Leider fehlt die Kreuzotter keinem einzigen Gau unseres Vaterlandes, findet sich vielmehr überall: im Gebirge, wie in der Ebene, auf feuchten, wie auf trockenen Orten, vorausgesetzt, daß es ihr an Sonnenschein und Wärme nicht mangelt. Erst unter dem 60. Grade der Breite hat sie ihre Nordgrenze; nach Süden hin reicht sie durch ganz Europa. In den Alpen steigt sie bis zu 6000 Fuß über das Meer empor. Sie kommt aber auch in Asien vor: Pallas fand sie in Sibirien bis zum Jenesey, andere Naturforscher beobachteten sie am Kaukasus und in Kleinasien. In Deutsch-

land wohnt sie in Gegenden, wo niederes Gebüsch, alte Baumstämme und Steinmassen ihr geeignete Schlupfwinkel bieten, oft in sehr großer Menge. An einzelnen Orten ist sie gemein zu nennen: so wurden im Bennerstädter Forste im Lüneburgischen beim Heumachen innerhalb acht Tagen auf einer Fläche von einigen Morgen ihrer dreißig getödtet. Bedingung zu ihrem Vorhandensein ist ein beutereiches Jagdgebiet, also eine Oertlichkeit, wo ihr Hauptwild, die Maus, in Menge lebt. Hier erwählt sie sich eine enge Kluft im Gestein, ein Maus- oder Maulwurfsloch, eine Baumhöhlung oder einen ähnlichen Schlupfwinkel zu ihrer Wohnung und in der Nähe derselben einen geeigneten Ort zur Ueberwachung ihres Jagdgebietes. Bei kühlem Wetter oder bei Regen zieht sie sich in ihr Lager zurück, bei Sonnenschein hingegen findet man sie regelmäßig außerhalb desselben. Sie liegt dann ruhig, behaglich im Sonnenschein, gewöhnlich zusammengeringelt, im eigentlichen Sinne des Wortes auf dem Anstand; denn sie befehdet nur dasjenige Wild, welches ihr, so zu sagen, in den Rachen läuft. Bewegungslos harrt sie des Augenblickes, welcher eine unvorsichtige Maus oder eine Eidechse in ihre Nähe führt, nimmt die rechte Zeit wahr, wirft blitzschnell den Kopf vor, beißt zu und wartet ruhig, bis das Gift seine unfehlbare Wirkung geäußert hat. Dann kriecht sie höchstens dem tödlich getroffenen Thiere langsam nach, niemals weit, schon weil Dies in den meisten Fällen unnöthig ist. Nicht jeder Tag, nicht einmal jede Woche bietet ihr Gelegenheit, sich Beute zu erwerben; sie bedarf aber auch nur einer geringen Menge von Nahrung und kann ohne Schaden monatelang hungern. Die Eingesperrten nehmen niemals Futtter zu sich und halten doch sechs bis neun Monate im Kerker aus. Sie werden hier immer platter, ihre Haut wird immer faltiger, ihre Färbung blässer, und endlich sterben sie eines freiwilligen Hungertodes. Drei erwachsene Mäuse sind, nach Lenz, das Höchste, was eine Kreuzotter kurz nach einander verschlingen kann. Wie oft sie frißt im Laufe des Sommers, ist nicht ermittelt, so viel aber steht wohl fest, daß ihr Speisebedarf nur ein geringer ist. Auch der ärgste Hunger bewegt sie nicht zur Verfolgung eines Wildes: sie wartet stets auf dasselbe, läßt es unter allen Umständen an sich herankommen. Nicht einmal einen Feind, welcher ihren Zorn erregte, verfolgt sie.

Eigenschaften und Begabung stellen die Kreuzotter, wie die Giftschlangen insgemein, außerordentlich tief. Viel hat man gefabelt von der entsetzlichen

Schnelligkeit, der tückischen List und berechnenden Bosheit *giftiger Schlangen*: die Beobachtung hat alles derartige Gerede regelmäßig widerlegt. Unsere Giftschlange zumal ist ein überaus träges, bewegungsunlustiges, weil jedenfalls wenig bewegungsfähiges Geschöpf, ein ungemein sinnenstumpfes und geistloses Thier. Die Kreuzotter kennt nur einen Genuß: im warmen Sonnenschein regungslos auf ein und derselben Stelle zu liegen. Jede eigentliche Bewegung scheint ihr verhaßt zu sein. Sie vermag zwar ziemlich schnell dahin zu flüchten; sie versteht auch das Schwimmen, wie sie beweist, wenn sie dazu gezwungen wird: aus reiner Lust an der Bewegung aber übt sie ihre sehr bedeutenden Körperkräfte nicht. Eigentlich geschickt ist sie nur mit dem Vordertheil ihres Leibes, wenn es gilt, den Kopf mit den Giftzähnen nach der erkorenen Beute zu werfen. Die Stumpfheit der Sinne ist durch vielfache Beobachtungen hinlänglich festgestellt worden. Das feurige Auge, welches einen trotzigen Ausdruck besitzt, weil ein mit dem Rande über dasselbe hervorragendes Schild in gewissem Sinne zur Braue wird, nimmt nur raschen Wechsel, einen sich schnell bewegenden Gegenstand wahr; es scheint, als ob ein langsam, gleichmäßig dahinschleichendes Thier es nicht reizt. Das Gehör ist noch weit stumpfer, als das Gesicht; es ist zwar vorhanden, dem Anscheine nach aber für das Leben von keiner Bedeutung. Geruch und Geschmack stehen, wie bei den Schlangen überhaupt, auf der niedersten Stufe der Entwickelung, und höchstens Gefühl, Empfindungsvermögen sowohl, wie Tastfähigkeit, ist ihr zuzuschreiben. Die Kreuzotter merkt die leiseste Berührung ihres Leibes, bekundet auch Schmerz oder Wuth bei Verletzung. Der Tastsinn hat seinen hauptsächlichsten Sitz in der Zunge. Mit ihr befühlt die Otter prüfend alle Gegenstände, über welche sie sich Aufklärung zu verschaffen wünscht. Schneidet man ihr die Zunge weg, so verliert sie für eine geraume Zeit die Sicherheit der Bewegung; sie erlangt diese jedoch bald wieder, wahrscheinlich, weil dann die übrigen Sinne mehr angestrengt werden. Von eigentlichem Verstande dieser Schlange ist kaum zu reden. Die vorurtheilsfreie Beobachtung stellt sie als ein „überaus dummes Thier, als Ausbund von geistiger Armuth" dar. Eine sinnlose Wuth ist der hervorstechendste Zug ihres Wesens. Jedes Ungewohnte reizt ihren Zorn: sie unterscheidet aber nicht, läßt sich auf's Gröblichste täuschen und wird niemals durch Erfahrung gewitzigt. Mit derselben Wuth, wie nach einem lebenden Wesen beißt sie nach dem ihr vorgehaltenen

Stock oder nach dem hinter einem Glas ihr gezeigten Finger. Sie stößt sich die Schnauze blutig, ohne zu erkennen, daß ihr Zorn zwecklos ist; sie beißt, wenn sie erregt wurde, noch wüthend in die Luft, auch wenn es Nichts mehr zu beißen giebt. Ihr Geist ist unfähig, das Gefährliche von dem Ungefährlichen zu unterscheiden; deshalb kennt sie auch kaum die Furcht, deshalb schickt sie sich nicht einmal der entschiedensten Uebermacht gegenüber immer zur Flucht an. Kein Thier ist leichter zu fangen oder todtzuschlagen, als die Kreuzotter. Sie harrt anscheinend trotzig des Kommenden und vergißt, zumal wenn sie sich der belebenden Wärme hingiebt, zuweilen die Außenwelt vollständig. Man würde sich täuschen, wenn man ihr Gebahren als Muth deuten wollte, denn einen solchen besitzt sie nicht; höchstens von Trotz könnte man sprechen. Auch zur List erhebt sich ihr Geist nicht; wirkliche Schlauheit ist ihr fremd. Bevor sie sich anschickt, nach ihrer Beute zu beißen, zischt sie gewöhnlich eben so laut und heftig, als wenn es der Abwehr gilt. Erregung jeglicher Art ist bei ihr mit Zorn fast gleichbedeutend. Daß ein solches Geschöpf mit anderen Thieren niemals Freundschaft schließt, daß es unzähmbar ist, braucht kaum noch erwähnt zu werden. Ein so beschränkter Geist, wie ihn die Kreuzotter hat, ist unbildsam.

Die Kreuzotter erscheint im Frühjahre, gewöhnlich im März, spätestens im April an den ersten warmen Frühlingstagen und verkriecht sich im Spätherbst wieder, sobald die eigentliche Kälte eintritt. Den Winter verbringt sie in einer theilweisen Erstarrung, zusammengerollt in frostfreien Klüften zwischen Gestein oder unter der Erde. Sie erfriert, wenn sie dem Froste ausgesetzt wird, kann aber doch ungewöhnliche Kältegrade ertragen. Wir selbst beobachteten, daß eine Kreuzotter, welche zu Eis gefroren schien, wieder auflebte, als wir sie in die Wärme brachten. Ihre Thätigkeit steigert sich mit der zunehmenden Hitze. Die ersten Tage nach ihrem Erwachen im Frühjahre pflegt sie sich regungslos der belebenden Wärme hinzugeben, ohne eigentlich auf Nahrungserwerb auszugehen; dann häutet sie sich und sucht nunmehr zunächst das andere Geschlecht auf, um dem Fortpflanzungstrieb zu genügen. Nach der Begattung trennen sich die Kreuzottern wieder, und jede geht nunmehr ihren eigenen Weg, ohne sich im Geringsten um andere ihrer Art zu bekümmern. Etwa drei Monate nach der Paarung, im August oder September, sind die zehn bis fünfundzwanzig Eier des Weibchens, länglich runde Gebilde

von etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge und fast 1 Zoll Durchmesser, legreif, d. h. die Jungen in ihnen ausgebildet; denn die Kreuzotter gehört, wie schon der Name Viper (vivipara) andeutet, zu den lebendig gebärenden Schlangen. Unmittelbar vor, während oder nach der Geburt sprengen die kleinen, sechs bis sieben Zoll langen, prächtig gezeichneten Kreuzotterchen ihre Eihüllen, streifen ein an ihrem Nabel hängendes Dotterklümpchen ab und geberden sich sofort wie die Alten ihrer Art, zischen, versuchen zu beißen, wenn man sie neckt oder öffnen wenigstens den Rachen, um ihre Zähne im Aufrichten und Niederlegen zu üben. Bald darauf häuten sie sich und gehen nun als entschieden lebens- d. h. auch angriffsfähige Thiere, ihrer Nahrung nach. Hinsichtlich ihrer Färbung ähneln sie zuerst mehr der Mutter als dem Vater. Erst nach mehreren Häutungen erhalten sie das nach den Geschlechtern verschiedene Kleid. Wahrscheinlich nehmen sie im ersten Herbst ihres Lebens keine Nahrung zu sich, sondern beginnen erst im nächsten Frühjahr ihre Jagd, auf welches Wild ist schwer zu sagen; denn eine Maus vermögen sie in der Jugend noch nicht zu verschlingen. Lenz meint, daß sie sich hauptsächlich von Eidechsen ernähren. Im späteren Alter dagegen bilden Mäuse weitaus den größten Theil ihrer Mahlzeiten, und nur nebenbei fangen sie auch einmal einen Maulwurf, eine Spitzmaus, ein junges Vögelchen, eine Eidechse oder einen Frosch.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß die Kreuzotter durch ihren Mausefang uns nützlich werden kann; kein vernünftiger Mensch aber wird daran denken, diesen Nutzen ihr als ein Verdienst anzurechnen. Die Arbeit eines Thieres, welches im Laufe eines Sommers höchstens dreißig Mäuse vertilgt, verdient unsern Dank nicht. Der geringe Nutzen, welchen es leistet, wird übrigens durch Vernichtung nützlicher Thiere behufs der Ernährung, durch Wegfangen der Spitzmäuse, kleinern Vögeln und Eidechsen schon aufgehoben. Es liegt also durchaus kein Grund für den Menschen vor, ein so widerwärtiges Geschöpf, wie die Kreuzotter es ist, zu schonen. Hundert Gründe aber giebt es, welche uns bestimmen müssen, ihr, so viel wir nur können, feindlich entgegen zu treten, und sei es auch nur, um dem Gefühle der Rache, welches sie in uns erregte, gerecht zu werden. Die Kreuzotter bleibt unter allen Umständen zu gefährlich, als daß ihr etwas Anderes gebühren könne, als rücksichtslose Verfolgung. Es liegen viel traurige Beispiele vor, daß ihr Gift Menschen tödtete; Linck nimmt sogar und wohl nicht mit

Unrecht an, daß ihr in jedem Jahre zwei Menschen zum Opfer fallen, die ungerechnet, welche durch ihren Biß Tage, Wochen, Monate, ja selbst Jahre lang krank und elend wurden. Bei heißem Wetter beißt die Kreuzotter unter allen Umständen, und je heißer die Witterung, um so gefährlicher wirkt das Gift. Sofort nach dem Bisse, welcher gewöhnlich ein kaum sichtbarer Stich oder ein feiner Ritz zu sein pflegt, sinken alle Kräfte des Verletzten; Mattigkeit und Schwindel überkommen ihn; unersättlicher Durst, Erbrechen und Durchfälle stellen sich ein; die gebissene Stelle schmerzt fürchterlich, und dieses Gefühl verbreitet sich bald über den ganzen Körper, namentlich über die eine Seite desselben. Das Blut drängt sich nach dem verwundeten Gliede, dieses und die Umgebung schwillt hoch auf, wechselt die Farbe, nimmt alle möglichen Schattirungen von Roth, Grün und Blau an, kurz beweist auch äußerlich die furchtbare, ja unbegreifliche Wirkung des in so geringer Menge eingeimpften Giftes. Im ungünstigeren Falle geht die Zersetzung des Bluts unaufhaltsam ihren Gang; der Gebissene verliert schon vor Verlauf einer Stunde, ja zuweilen unmittelbar nach dem Bisse, zeitweilig die Besinnung, nicht aber das Schmerzgefühl; die Schwäche seines Körpers mehrt sich, und endlich tritt der Tod ein, meist schmerzlos: wenigstens starben Alle, welche von der Kreuzotter gebissen waren und vorher die heftigsten Klagen laut werden ließen, ruhig und gefaßt. Im günstigen Falle, wenn nur einer der Zähne verwundete, wenn kein größeres Blutgefäß verletzt wurde, wenn die Kreuzotter durch frühere Bisse geschwächt war, bei kaltem Wetter und unter Anwendung geeigneter Gegenmittel, treten alle Krankheitserscheinungen in minder heftiger Weise auf; der Schmerz verliert sich allmählig; das leidende Glied, welches regelmäßig durch Geschwulst unförmlich geworden ist, wird vollkommen unempfindlich, aber auch fast unbeweglich; das bisher heftige Fieber nimmt nach und nach ab, und endlich bricht reichlicher Schweiß aus, zum Zeichen der Besserung. Nur in seltenen Fällen wird der Kranke vor dem siebenten Tage hergestellt; oft hat er Wochen und Monate lang noch schwer zu leiden, und namentlich das gebissene Glied behält lange eine gewisse Schwäche bei.

Noch läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß dem drohenden Unheil durch geeignete Mittel unter allen Umständen wirksam vorgebeugt werden könne: wohl aber steht so viel fest, daß Anwendung solcher Mittel unerläßliche Nothwendigkeit ist. Vor Allem gilt es, die Wirkung des Giftes

so viel als möglich auf ein und dieselbe Stelle zu beschränken. Dies kann geschehen durch Ausdrücken und Aussaugen der Wunde, welche vorher durch einen herzhaften Kreuzschnitt zu erweitern ist, durch Einreiben ätzender Flüssigkeiten, durch Ausbrennen, Ausschneiden, mindestens durch Unterbinden und Auflegen eines harten Gegenstandes, welcher den Blutumlauf verhindert, eines Steines z. B., der so fest als möglich auf die gebissene Stelle gepreßt wird. Aerztliche Hülfe muß immer baldmöglichst beansprucht werden, auch wenn alle Vorkehrmittel getroffen sind. Innerlich wirken nach den Erfahrungen glaubwürdiger Forscher starke Gaben von Chlorkalk und Branntwein. Lenz empfiehlt dem Kranken vom ersteren Mittel aller Viertelstunden einen halben Theelöffel in Wasser verdünnt zu geben; Reisende in Amerika erfuhren, daß Leute, welche von der Klapperschlange gebissen worden waren, nach reichlichem Genuß von Branntwein oder Weingeist hergestellt wurden. Diese beiden Mittel sind also gewiß zu erproben: sie können nicht schaden, sondern nur nützen. „Was man aber auch thun mag", sagt Vogt „man thue es rasch, ohne national-germanische Gründlichkeit und langes Bedenken. Einen Fetzen vom Kleide herabreißen, das gebissene Glied damit umwickeln, das Messer hervorziehen und einschneiden, saugen, wo man es kann und ausspucken und wieder saugen muß das Werk weniger Secunden sein; denn das menschliche Herz arbeitet rasch, und in einer Minute ist der Umschwung der Blutmasse vollendet." Die größte Vorsicht und etwas Heldenmuth ist immer vonnöthen.

Weit ersprießlicher aber, als alle Vorkehrungen nach dem Bisse, ist es, sich vor dem Bisse überhaupt zu wahren. Und Dies ist sehr leicht. Wer eben nicht Naturforscher ist, braucht sich mit Schlangen wahrhaftig nicht näher zu befassen, und er thut sicherlich wohl, wenn er diesen Thieren gegenüber stets äußerst behutsam zu Werke geht. Es ist gewiß sehr anerkennenswerth, wenn auch der gemeine Mann eine Kreuzotter von den unschädlichen Nattern zu unterscheiden lernt, unzweifelhaft aber viel besser, wenn er jede Schlange, welche ihm aufstößt, ohne Weiteres todtschlägt und sich um die Todtgeschlagene möglichst wenig bekümmert. Kunde des Lebens unserer Schlangen, ihres Aufenthalts, der Art und Weise ihres Angriffs ist wichtiger, als die genaueste Kenntniß ihrer Aeußerlichkeit. Diese kann täuschen und zu nutzlosen Spielereien verlocken, die Kunde des Lebens nur vor Gefahr behüten. Wenn man sich auf Oertlichkeiten, welche Giftschlangen beherbergen

können, mit Vorsicht bewegt, anstatt mit den Fingern, mit einem Stock den Boden untersucht, da, wo man ihn zu untersuchen hat, nirgends sich eigentlich sicher wähnt und Auge und Ohr hübsch offen hält, wird man kaum in die Lage versetzt werden, von Hülfsmitteln gegen Kreuzotternbiß Gebrauch zu machen. Erkenntniß der Gefahr bewirkt keine blinde Furcht, sondern höchstens Vorsicht. Die Kreuzotter beißt nur dann, wenn sie gereizt wird. Dazu gehört freilich nicht viel, und weitaus die meisten Menschen, welche gebissen werden, haben das Thier absichtlich nicht beleidigen wollen, sondern sich nur unvorsichtig genähert und dadurch seinen Zorn erregt. Gewahrt man die Schlange vor dem Bisse, so ist in den meisten Fällen an Gefahr nicht mehr zu denken. Sie greift ohne Ursache niemals einen Menschen an, verfolgt nicht einmal den, welcher sie mißhandelt, sondern wehrt sich beißend ihrer Haut, glaubt wenigstens sich wehren zu müssen. Es ist also leicht, ihr aus dem Wege zu gehen und noch leichter, sie unschädlich zu machen; denn es ist kein Heldenstück, sie oder eine unserer Schlangen überhaupt zu tödten. Ein Gertenschlag über den Leib lähmt ihre Kraft, ein Schlag auf den Kopf tödtet sie fast augenblicklich. Sie zuckt dann wohl noch hin und her; Bewußtsein und Lebensfähigkeit aber sind dahin. Bemerken wollen wir übrigens, daß man sich auch vor den Zähnen einer bereits getödteten Kreuzotter hüten muß: Linck erprobte, daß selbst Zähne, welche er längere Zeit in das Wasser gelegt und sorgfältig gereinigt hatte, noch immer giftig verwundeten.

Die Kreuzotter hat glücklicherweise Feinde, welche sie viel erfolgreicher befehden, als der Mensch es vermag. Es giebt, wie wir bereits oben mitgetheilt haben, einzelne Säugethiere und Vögel, welche auffallenderweise den Wirkungen des Schlangengiftes trotzen. Man sollte zwar annehmen, daß die Wirkung bei allen warmblütigen Thieren in gleicher Weise sich äußere; Dies ist aber, wie vielfache Versuche dargethan, nicht der Fall. Daß ein Schwein von dem Biß einer Otter nicht besonders belästigt wird, läßt sich begreifen. Die reichliche Fettschicht, welche unter der Haut zu liegen pflegt, und die Dicke der Haut selbst, lähmen die Kraft des Bisses. Schwer erklärlich aber ist es, daß ein Igel z. B. von der Kreuzotter blutig gebissen, im Gesicht, in die Lippen verwundet werden kann, ohne Schaden an Leben oder Gesundheit zu erleiden. Auch Iltis und Dachs gehören zu den wenigen Glücklichen, welche ungestraft gebissen werden können, und ebenso scheinen einzelne Vögel, namentlich der Bussard und Schlangenadler, gegen das

Otterngift gefeit zu sein, wenigstens nur in geringem Grade nach empfangenem Bisse zu leiden. Diese Thiere sind es denn auch vor Allen, welche der Kreuzotter eifrig nachstreben; aber auch Wiesel, Rabe und Heher, sowie endlich der Storch betheiligen sich an dem Kampfe gegen das giftige Gewürm. Es ist auffallend genug, *jedoch vollkommen gegründet*, daß alle Schlangenvertilger die giftlosen Lurche *von den giftigen wohl zu unterscheiden wissen*, auch wenn sie jung aus dem Neste genommen und dadurch jeder Gelegenheit beraubt wurden, Erfahrungen zu sammeln. Thiere, welche noch nie eine Otter gesehen haben, sträuben, sobald sie mit dieser zusammengebracht werden, augenblicklich ihr Haar oder das Gefieder, nahen sich dem gefährlichen Geschöpf mit großer Vorsicht und vernichten durch zermalmende Bisse oder Schnabelhiebe immer zuerst den Kopf des Giftlurchs, während es ihnen bei anderen Schlangen gleichgiltig zu sein scheint, nach welchem Körpertheile sie zuerst ihre Angriffe richten. Die genannten Raubthiere sind es, welche der Mensch hegen und pflegen muß, wenn er sein Gebiet von den Kreuzottern befreien will. Wir können die Bitte um Schonung des Iltis, des Wiesels und des Igels, der kleinen Adler und Bussarde auch bei dieser Gelegenheit nicht unterdrücken. Sie vernichten nicht blos die Kreuzottern, sondern sie ersetzen sie auch vollständig, oder richtiger gesagt, sie leisten noch ungleich mehr als sie.

Nächstdem hat man da, wo Kreuzottern sich aufhalten, hauptsächlich darauf zu sehen, daß die Schlupfwinkel der Thiere möglichst gemindert werden. „Auf dem Thüringer Walde" sagt Lenz „war früher ihre Vermehrung dadurch befördert worden, daß man den Boden da, wo hohe Bäume gefällt worden waren und eine neue Aussaat stattfinden sollte, in große Schollen umlegte, unter welchen sich auch alsbald Eidechsen und Mäuse, zuletzt auch Kreuzottern einsiedelten. Gegenwärtig pflanzt man in die entblößten Stellen junge, aus Pflanzenschulen entnommene Stämmchen fest ein. Die Höhlungen fallen weg und so hat sich die Menge des Otterngezüchts gar bald auffallend vermindert."

In früheren Zeiten hat man auch die Kreuzotter zu benutzen verstanden, und in einzelnen Ländern nutzt man sie heute noch in derselben Weise wie früher überall. Während unsere Homöopathen gegenwärtig nur noch das Gift amerikanischer Schlangen arzneiwissenschaftlich verwenden, bereitete man sonst aus den zu Tode gemarterten, gekochten, gebratenen, gepulverten

und sonstwie umgewandelten Kreuzottern und deren Verwandten eine wunderbare Arznei, Theriak genannt, von der man großes Rühmens machte. Der alte Geßner füllt viele Seiten seines Schlangenbuches mit der Schilderung der „edlen und hochnutzlichen lattwergen oder confect deß Theriacks“ und versichert, „daß fürtreffenlich confect deß theriacks hatt vnzalbare vilfaltige kräfft vnd tugent, welche es in vns gewaltigklich würcken mag, nit allein innerlich vnd außerlich wider allerley gifft, sonder auch vilerley andere sorgliche vnnd schwere suchten vnnd gebrechen, denn man hatt auß gewüsser erfahrung, daß er vast nutz vnnd güt ist wider das podagran vnnd zipperlin, so stelt vnnd trücknet er auch auff die herabfliessende flüß, hilfft den wassersüchtigen, reinigt die außsätzigen, vertreybt die melancolische sinnlosigkeit, dient auch fürnemlich wider die gälsucht, niernstein, blutspeyen, heissere, keichen vnnd schweren athem, für verstoppfung der läber vnnd deß miltzs, für die überflüssig gall, rote rur, schwachen vnd äuwigen magen. Er mag auch im viertägigen fieber gegeben werden, benimmt die fallend sucht, vnd fürt oder treybt alle würm auß dem leyb. Der theriac ist auch ein überauß heilsame artzney wider die pestilenz. Ja er erhalt auch den leyb in rechter natürlicher gesundtheit, verzehrt die übrig feuchtigkeit, erlengert daß läben, sterckt vnd bekrefftigt die glider, scherpfft sinn vnnd verstand, bewahrt die so wandlen vor kelte, gebirt gut loblich blut, bewahrt vor allem gifft vnd anderen schedlichen sachen, bessert die bösen faulen vngesunden wasser, vnd würckt anders mehr.“

5. Die Frösche.

Die Frösche nehmen in der zweiten Halbschied der Lurche ungefähr dieselbe Stellung ein, welche den Eidechsen in der ersten Abtheilung zukommt: sie sind unter ihren Verwandten im engeren Sinne die höchststehenden Geschöpfe. Eine allgemeine Kenntniß ihrer Gestalt darf vorausgesetzt werden; demungeachtet ist es nöthig, die Merkmale anzugeben, welche sie von den ihnen nahestehenden Kröten und Molchen unterscheiden. Die Frösche sind schlank gebaute, nackthäutige Lurche mit plattem, kurzem Leib und Kopf, welch letzterer durch keinen deutlichen Hals vom Rumpf geschieden wird. Das vordere Gliederpaar ist kürzer, als das hintere, welches durch Schwimm-

häute verbundene Zehen hat, sehr entwickelt zu sein pflegt und zum Springen befähigt. Die Vorderhände haben gewöhnlich vier, die hinteren fünf Finger oder Zehen. Der breite, flache Kopf zeigt ein weit gespaltenes Maul, an dessen vorderer Spitze Nasenlöcher sich befinden, welche durch Hautklappen verschließbar sind, große Augen, welche in die Höhlen zurückgezogen und durch Lider fast geschlossen werden können und große runde Ohren, d. h. das flach liegende Paukenfell, welches die weite Paukenhöhle überdeckt. Der Oberkiefer ist regelmäßig, der Unterkiefer selten gezahnt. Die Zunge ist groß und schwammig. Das Geripp fällt durch die außerordentliche Kürze der Wirbelsäule, sowie durch den gänzlichen Mangel aller Rippen auf. Außerdem sind große, sackförmige, netzartige Lungen, eine wohlgebildete, weite Stimmlade mit eigenthümlichen Kehlblasen oder Schallhöhlen Merkmale der Frösche.

Unser Vaterland ist nicht so arm an Arten dieser Familie, als der Unkundige vielleicht glauben mag. Die Frösche ähneln sich im Ganzen sehr und sind deshalb oft verwechselt worden. Einige stehen auch den Kröten nahe und bedürfen erst einer genaueren Untersuchung, bevor man sie als Das erkennt, was sie sind. So darf es uns nicht Wunder nehmen, daß ihre Kunde zur Zeit noch immer eine sehr beschränkte geblieben ist.

Das höchststehende Glied der Familie ist der Laubfrosch, Hyla arborea Laurentius, (Rana arborea Linné, Calamita arborea Schmid). Er erreicht eine Leibeslänge von etwa 1½ Zoll und zeichnet sich durch seine lebhafte und gleichmäßige Färbung hinlänglich vor den übrigen bei uns vorkommenden Fröschen aus. Die oberen Theile sind schön blattgrün, nach der Häutung blaugrau, die unteren Seiten weißlich, durch eine gelbe und schwarze Linie, welche längs der Seite verläuft, von der Färbung der Oberseite geschieden. Die Kehle des Männchens ist bräunlich. Von anderen Fröschen unterscheidet sich der Laubfrosch hauptsächlich dadurch, daß sich die Spitzen seiner Finger oder Zehen zu Scheiben erweitern, welche in gewissem Sinne klebrig sind und das Anheften auf die Blätter erleichtern. Dieser Frosch ist als der eigentliche Waldfrosch zu bezeichnen. Er findet sich während des Sommers in allen Laubwaldungen Europa's, sonst aber auch auf Zäunen oder Gebüschen, welche nicht weit vom Wasser entfernt stehen, und zieht sich erst im Spätherbst nach den Gewässern zurück, um hier, tief in den Schlamm eingesenkt, den Winter zu verbringen.

Eine zweite Sippe enthält die sogenannten Wasserfrösche, welche in Deutschland durch drei Arten vertreten sind. Die bekannteste derselben ist der gemeine grüne oder eßbare Wasserfrosch, Rana esculenta Linné,

Fig. 68.

Gemeiner Laubfrosch.

der lärmende Bewohner unserer Teiche und größeren Wasserlachen, das geselligste Mitglied seiner Familie. Er erreicht eine Leibeslänge von etwa 3 Zoll, ist oben grün, schwarz gefleckt und durch drei gelbe Rückenstreifen gezeichnet, auf dem Bauche einfach gelblich. Das Auge ist golgelb. Nach

Digitized by Google

der Begattung ist die Färbung am glänzendsten; später wird das Grün blässer, zuweilen sogar bräunlich. Sein Verbreitungskreis erstreckt sich von Südspanien an bis zum hohen Norden Europa's. Wahrscheinlich kommt er auch in Asien vor.

Die nächsten Verwandten des Wasserfrosches sind zwei bis in die Neuzeit zusammengeworfene Arten, welche wir Thaufrosch und Grasfrosch nennen wollen. Beide, seit Linné unter dem Namen Rana temporaria bekannt, ähneln sich in der Färbung. Ihre Oberseite ist auf braunem oder rothbraunem Grunde mit hellen oder dunkelbraunen Flecken gezeichnet; die Beine sind in die Quere schwarz gestreift; hinter den Augen steht ein langer brauner Flecken. Brust und Bauch sind bei den Männchen graulich weiß, beim Weibchen röthlich braungelb marmorirt. Die Unterscheidungsmerkmale liegen vorzugsweise in der Gestalt der Schnauze und im Bau der Füße. Bei der einen Art, dem Thau- oder breitschnäuzigen Frosch, Rana platyrrhinus Sundevall, ist die Schnauze stumpf, sehr wenig über den Unterkiefer hervorragend, das Stirnbein breit und flach, die äußere Zehe an ihrer Wurzel mit kleinen weichen Höckern besetzt und die Schwimmhaut bei beiden Geschlechtern bis zum vorletzten Gliede der längsten Zehe ausgedehnt. Beim Gras- oder spitzschnäuzigen Frosch, Rana oxyrrhinus Sundevall, hingegen ist die Schnauze spitz, hervorragend, das Stirnbein schmal und gewölbt, der Zehenhöcker groß und hart, die Schwimmhaut beim Männchen wie bei dem Thaufrosch gebildet, beim Weibchen hingegen nur bis zum dritten, letzten Glied vorgezogen. Diese Art ist seltener, als die vorhergenannte, meist auch etwas kleiner und gedrungener gebaut. Der Verbreitungskreis der beiden Arten ist ungefähr derselbe; sie kommen in ganz Europa bis zum Polarkreise vor.*)

---

*) Außer den Genannten leben in Deutschland noch folgende Frösche.

Die Unke oder Feuerkröte, Bombinator igneus Merrem (Rana Bombina und R. rubeta Linné), 1½ Zoll lang. Auf der Oberseite schmutzig olivengrün, auf der Unterseite feuerroth, stahlblau gefleckt oder schwarzblau, feuriggelb gefleckt. In stehenden Gewässern fast ganz Europa's.

Die kurzfüßige Unke, Bombinator brevipes Blasius, etwas größer, ähnlich gefärbt, durch dickere und stärkere Schenkel, kräftigere, kürzere und stumpfere Zehen unterschieden; nur in bergigen Gegenden.

Der Fesselfrosch, Alytes obstetricans Wagler, 1½ Zoll lang, bläulichaschgrau, schwärzlich gefleckt, unten weißlich, ausgezeichnet durch seine warzige Haut, deren Drüsen

Die Frösche gehören zu den wenigen Lurchen, welche Gnade vor den Augen des Gebieters der Erde gefunden haben. Einzelne können sogar als seine Lieblinge angesehen werden: er hat sie an sich zu fesseln gesucht und zu Hausthieren gemacht. Die Uebrigen werden wenigstens nicht mit Ingrimm betrachtet und unnöthiger Weise verfolgt. Der Aufenthaltsort der Frösche ist verschieden. Bei uns zu Lande gehört die Mehrzahl der Arten dem Wasser an; unter den niederen Breiten dagegen ist Dies nicht mehr der Fall: dort finden sich die Verwandten unseres Laubfrosches in mindestens eben so großer Anzahl, als die unserem Wasserfrosch entsprechenden Arten. Die Jugendzeit verleben alle Frösche im Wasser; den Winter verbringen die meisten ebenfalls hier und zwar tief eingegraben in den Schlamm. Bald nach ihrem Erwachen im Frühjahr wenden sie sich ihren eigentlichen Jagdplätzen zu, die Laubfrösche dem Walde, die Gras- und Thaufrösche den Wiesen und Feldern, während die übrigen in und an den Gewässern wohnen bleiben. Die meisten Arten meiden die Sonne, welche unsern Wasserfröschen so angenehm zu sein scheint und betreiben entweder im Schatten des Gelaubes oder in der Kühle des Abends und der Nacht ihre Jagd. Die Laubfrösche pflegen sich an die Unterseite der Blätter, mit denen sie gleich gefärbt sind, anzuheften und hier auf Beute zu harren; die Grasfrösche verbergen sich bis gegen den Abend hin in Höhlungen, zwischen dem Wiesengras oder im Getreide, und nur die Wasserfrösche recken sich behaglich im Strahle der Sonne.

Sämmtliche Frösche sind gefräßige Thiere, welche nur selten eine geeignete Beute unangefochten an sich vorüberziehen lassen. Die Alten nähren sich vorzugsweise von Kerbthieren, verschmähen aber auch andere Thiere keineswegs, nicht einmal die Jungen ihrer eigenen Art, greifen selbst höhere Wirbelthiere, Mäuse und Vögel z. B. rücksichtslos an und speien höchstens die Wespen und Hornissen wieder aus, welche sie gelegentlich verschluckt haben. Scheinbar theilnahmslos und unbeweglich sitzen sie auf ein und derselben Stelle, bis ein kleines Thier ihnen nahe genug gekommen ist; dann plötzlich

---

einen scharfen, nach Knoblauch riechenden Saft absondern, und die halben Schwimmhäute an den Hinterfüßen. In den Rheingegenden.

Der Krötenfrosch, Pelobates fuscus, auch Wasser- oder Knoblauchskröte genannt, 2½ Zoll lang, bräunlichgrau, dunkelbraun gefleckt, auf den Seiten mit vielen Warzen und Aederchen. Häufig überall.

springen sie blitzschnell zu, stoßen ihre klebrige Zunge heraus und versuchen mit dieser die betreffende Beute anzuleimen. Größeren Thieren und namentlich solchen, welche im Wasser leben, jagen sie wohl auch durch Schwimmen nach. Die Larven hingegen nähren sich, nachdem sie die Eihülle durchbrochen haben, ausschließlich von Pflanzenstoffen.

Fast alle Arten sind gesellige, muntere und lebendige Thiere, welche ebensowohl wegen ihrer hübschen Färbung, als hinsichtlich ihres Wesens ansprechen. Dieses ist bekannt genug. Sie sind geschickt in mancherlei Bewegungen, hüpfen in Bogensätzen klafterweit, schwimmen leicht und rasch mit kräftigen Ruderstößen ihrer Hinterfüße, tauchen in ziemlich bedeutende Tiefen hinab und halten sich halbe Stunden, ohne zu athmen, unter dem Wasser. Die Laubfrösche, deren scheibenförmig erweiterten Finger vortreffliche Klebwerkzeuge sind, klettern auch und zwar in sehr ausgedehnter Weise. Fast alle Arten zeichnen sich durch eine weitschallende Stimme aus, welche jedoch nur den Männchen zukommt; denn die Weibchen können höchstens grunzen. Die Stimme wird verstärkt durch eine zarte Haut, welche an der Stelle zurückbleibt, wo bei den Jungen die Kiemenspalten waren, durch die Luft als große Blase herausgetrieben wird und gewissermaßen einen Schallboden abgiebt. Hinsichtlich der Stimmbegabung übertrifft die Frösche kein anderer Lurch.

Unter den Sinnen stehen Gesicht und Gehör obenan. Die Augen, welche einen prächtigen Goldglanz zeigen, können lebhaft genannt werden und sind höchst beweglich. Das Gehör ist scharf, wie unsere Thiere bei ihren Stimmübungen hinlänglich bekunden; nur der Geruch scheint schwach zu sein. Verstand ist den Fröschen nicht abzusprechen: Erfahrung witzigt sie, Verfolgung macht sie scheu und vorsichtig, gute Behandlung zutraulich. Sie lernen ihre Feinde kennen, Gefahren ausweichen und befreunden sich mit Denen, welche sie wohlwollend behandeln. Das eigentliche Leben der Frösche beginnt überall mit dem Eintritt des Frühlings: in den Wendekreisländern nach dem ersten Regen, bei uns zu Lande, wenn die Gewässer eisfrei geworden sind. Zuerst läßt sich hier der Thaufrosch sehen: er entsteigt bereits zu Ende des März seinem Schlammgrabe. Um die Mitte Aprils oder Anfangs Mai kommen die Laubfrösche und wenige Tage später die Wasserfrösche. Die Männchen pflegen einige Tage früher zu erscheinen, als die Weibchen. Sofort nachdem sie die Winterherberge verlassen haben

denken sie an das Geschäft der Fortpflanzung. Es werden nunmehr zur Feier der geschlechtlichen Vereinigung die großartigsten Stimmübungen ausgeführt. Ein Männchen läßt seinen eigenthümlichen Ruf ertönen, andere fallen ein, und endlich schreit und quakt die ganze Gesellschaft. Bei dem Schreien treten in den hinteren Mundwinkeln die Schallblasen weit hervor, während die Weibchen, wenn sie grunzen, nur ihre Kehle aufblähen.

Kurz vor der Paarung schwillt die Daumwarze der Männchen bedeutend an und erleichtert ihnen dadurch, sich auf dem Weibchen festzuhalten. Letztere legen im Verlauf von zwei bis vier Tagen eine Menge Eier, zuweilen nahe an tausend, welche durch die sie umhüllende gallertartige Masse zusammengehalten werden und Klumpen bilden. Beim Grasfrosch schwillt die Gallerte so bedeutend an, daß der ganze Klumpen etwa acht Stunden, nachdem die Eier gelegt wurden, zur Oberfläche aufsteigt; bei den übrigen Froscharten bleibt er auf dem Grunde des Gewässers liegen. Die Entwicklung der Eier, welche man sehr genau beobachtet hat, ist je nach der Art verschieden. Bei dem Wasserfrosch schlüpfen schon am sechsten, bei dem Laubfrosch bereits am achten Tage die Larven aus; bei dem Thau- und Grasfrosch hingegen vergehen sechs volle Wochen, ehe Dies geschieht, höchst wahrscheinlich blos deshalb, weil das Laichen so früh im Jahre stattfindet und die zur Entwicklung der Eier nöthige Wärme fehlt. Auch die weitere Ausbildung der Larven geht nicht gleichmäßig vor sich; sie ist vielmehr bei jeder Art verschieden. Rösel beobachtete, daß die Eier des Teichfrosches innerhalb einiger Tage nach dem Legen zu Erbsengröße anschwellen und das am sechsten Tage ausschlüpfende Junge noch eine Zeit lang in die Gallerte zurückkehrt, um sich von ihr zu ernähren. Die Kiemen besitzt es bereits beim Ausschlüpfen; sie halten sich jedoch nur bis zum zwanzigsten Tage; von dieser Zeit an schrumpfen die Kiemenbüschel ein. Am vierzehnten Tage des Lebens ist die Larve etwa einen halben Zoll, am sechsunddreißigsten Tage 1¹/₄ Zoll lang. Die hornigen Kiefern des sehr engen Maules sind um diese Zeit mit feinen Zähnen besetzt. In der dritten Woche des Lebens keimen die Hinterfüße hervor, und die vorderen, welche noch unter der Hülle steckten, sind wenigstens schon zu sehen. Nach Ablauf von zwei Monaten berstet die Haut auf dem Kopfe, und dieser tritt nun in seiner Gestalt vollkommen umgeändert, d. h. als ausgebildeter Froschkopf aus dem Schlitze hervor. Fast zugleich befreit sich das vordere Gliederpaar von

der Hülle, welche es bis dahin bedeckte, schiebt sie zurück und schließlich auch über die Hinterbeine hinweg. Der Schwanz, bisher das hauptsächlichste Bewegungswerkzeug, schrumpft nunmehr zusehends ein, und der junge Frosch ist fertig. Ist er ein Teichfrosch, so bleibt er im Wasser; ist er jedoch ein Thau- oder Laubfrosch, so wendet er sich nunmehr seinem eigentlichen Jagdgebiete zu und erscheint plötzlich in großer Anzahl auf Wiesen und Feldern, oder in dem Gelaube der Gebüsche und Bäume. Es ist sehr erklärlich, daß dieses massenhafte Auftreten junger Frösche den Unkundigen noch heutigen Tages ein unlösbares Räthsel dünkt und die Sage vom Froschregen zu bestätigen scheint, während der Hergang darin seine einfache Erklärung findet, daß die Laichzeit und die Entwicklung der Froschlarven ein und derselben Art sich sehr genau auf den gleichen Zeitabschnitt beschränkt, somit auch an einem günstigen Tage, namentlich aber nach einem Regen Tausende und Abertausende von jungen Fröschen zugleich das Wasser verlassen und ihr Landleben beginnen. Eigentlich handelt es sich bezüglich des Froschregens nur um Thau- und Grasfrösche.

Von den tausend jungen Fröschen, welche ein Paar Aeltern erzeugt, erreichen nur wenige die Zeit des Mannbarseins; die kleinen munteren Geschöpfe sind allzugroßen Gefahren ausgesetzt, und unfähig sich zu wehren. Angegriffen, sprützen sie zwar ihren scharfen Harn in einem Strahle von sich, schrecken aber dadurch kaum einen ihrer vielen Feinde zurück. — Ihr Wachsthum geht langsam vor sich und währt vielleicht bis in das achte oder zehnte Jahr. Vor dem vierten Lebensjahr scheint keiner unserer Frösche zeugungsfähig zu sein. Der Mensch hat kaum Ursache, sich zu den Feinden dieser Thiere zu gesellen. Die Teichfrösche können durch Wegfangen junger Fische vielleicht beschwerlich werden; die Laub-, Thau- und Grasfrösche aber machen sich durch Vertilgung der Regenwürmer, Schnecken und anderer lästigen Thiere entschieden nützlich. Auf Feldern und in Gärten sollten sie unbedingt gehegt werden. Mit dieser Wirksamkeit ist ihr Nutzen jedoch nicht erschöpft; denn die Frösche werden, in einigen Gegenden unseres Vaterlandes wenigstens, ihrer höchst schmackhaften Schenkel wegen eifrig verfolgt und förmlich als Wildpret betrachtet. Daß außerdem der Laubfrosch als Hausgenosse des Menschen gern gesehen wird, ist bekannt.

6. Die Kröten.

Man nimmt gewöhnlich an, daß diejenigen Froschlurche, deren Hinterbeine im Verhältniß zu den vorderen besonders entwickelt sind, Frösche — diejenigen hingegen, deren Hinterbeine nur kurz sind, Kröten seien. Dies ist unrichtig. Das hauptsächlichste Merkmal der Kröten ist in den Kiefern zu suchen, welche bei ihnen stets zahnlos, bei den Fröschen aber gezahnt sind. Zähne kommen höchstens im Gaumen vor. Im Uebrigen ist allerdings richtig, daß die Hinterbeine gewöhnlich kaum länger, als die Vorderbeine sind. Die Haut ist sehr warzig und drüsenreich; der Leib pflegt dicker und runder zu sein als bei den Fröschen, und die Gliedmaßen scheinen zu ihm in keinem Verhältniß zu stehen; die Färbung ist regelmäßig eine düstere. Auf äußere Schönheit können die Kröten daher keinen Anspruch machen. Ebenso wenig ist ihr Wesen geeignet, sie als anziehende Geschöpfe erscheinen zu lassen. Sie sind Nachtthiere, welche das Licht fast ängstlich scheuen und sich deshalb angesichts der Sonne so gut als möglich verbergen. Erst nach Sonnenuntergang kommen sie zum Vorschein und kriechen dann mehr, als sie hüpfen, über den Boden dahin; aber auch ihr Kriechen erscheint ungeschickt und tölpelhaft. Eine widerliche Ausdünstung endlich, welche ihnen eigenthümlich ist, schreckt auch Den zurück, welcher sich weder von der häßlichen Gestalt, noch von der Trägheit der Bewegungen anwidern läßt. Demungeachtet sind die Kröten einer größeren Beachtung werth, als sie bisher gefunden haben: sie gehören zu den nützlichsten aller Lurche und leisten im Feld und im Garten große Dienste.

Als eigentliche Waldthiere sind die Kröten nicht zu bezeichnen: sie finden sich vielmehr überall, wo es Versteckplätze für sie giebt, obwohl sie mit Bäumen bestandene Oertlichkeiten bevorzugen. Ebenso oft, als im Walde, begegnet man ihnen im Garten oder auf dem Felde. Sie bewohnen Höhlungen in feuchtem Boden, welche sie vorfinden oder im Nothfall sich selbst graben. Mit eintretender Nacht verlassen sie diese Baue und betreiben nunmehr mit großem Eifer ihre Jagd auf Kerbthiere, Schnecken und Würmer. Sie können sehr lange hungern, sind aber, wenn sie Nahrung finden, wie Lenz sagt „sehr darauf bedacht, ihren Magen tüchtig zu füllen". Verständige Landwirthe und Gärtner haben sie als Das erkannt, was sie sind: als die besten Freunde und die treuesten Gehilfen des Menschen im

Felde und im Garten und sprechen von ihnen nur mit der Achtung, welche sie verdienen.

Eine der häufigsten unserer deutschen Arten ist die **gemeine Kröte**, Bufo vulgaris Latreille (Rana Bufo Linné; Bufo cinereus Schneider;

Fig. 69.

Brauner Grasfrosch.

Gemeine Kröte.

Rana rubeta, salsa, pluvialis; Bufo Calamita, spinosus, minutus, ferruginosus, praetextatus, carbunculus auct.) Sie erreicht bei uns bis 3 Zoll, in Italien aber bis 6 Zoll Leibeslänge, ist auf der

Digitized by Google

Oberseite grau, braungrau, oder grünlich und braun gefleckt, unten weißlich oder röthlich; die Iris ist roth. Man findet sie in fast ganz Europa bis Schweden und Rußland hinauf, in Höhlungen aller Art, in Kellern, unter Gewölben, unter Gebüschen, Zäunen, Kräutern, namentlich Salbei und Schierling u. s. w.*)

Im Spätherbst ziehen sich die Kröten tiefer in ihre Höhlen zurück, als während des Sommers, und fallen hier, wie andere Lurche, in Winterschlaf. Die ersten warmen Frühlingstage locken sie in's Freie. Ihre Laichzeit fällt schon in den März, spätestens in den April. Die Paarung findet nicht selten auf dem Lande statt, gewöhnlich aber im Wasser, welchem das Weibchen unter allen Umständen zukriecht, um den Laich abzusetzen. Dieser wird in Schnüren gelegt und sinkt zu Boden. Nach acht bis zehn Tagen kommen die Kaulquappen hervor; sechsundzwanzig Tage später zeigen sich die Hinterbeine, und nach Verlauf von drei Monaten ungefähr sind die Jungen ausgebildet und im Stande, das Wasser zu verlassen. Sie wachsen außerordentlich langsam, können aber ein hohes Alter erreichen. Man nimmt an, daß sie mit dem vierten Jahre zeugungsfähig sind und glaubt, daß sie bis in's zehnte oder zwölfte Jahr fortwachsen. Durch Beobachtungen ist festgestellt worden, daß eine Kröte 36 Jahre in der Gefangenschaft lebte und dann auch nur durch einen Zufall um's Leben kam. Nicht unwahrscheinlich ist, daß freilebende noch ein viel höheres Alter erreichen.

Wahrhaft wunderbar ist die Lebenszähigkeit, welche die Kröten unter ungünstigen Umständen beweisen. Es ist oft behauptet worden, daß einzelne von ihnen, welche zwischen Gestein eingeschlossen waren, viele Jahre lang sich hier am Leben erhielten; man hat auch versichert, daß Dies in gänzlich von der Luft abgeschlossenen Räumen möglich wäre: diese Angabe ist jedoch gewiß als Fabel zu bezeichnen. Das Mögliche mag aus nachstehenden Beobachtungen hervorgehen, welche Buckland in Verbindung einiger wissen-

*) Andere in Deutschland vorkommende Kröten sind:

Die Kreuz-, Rohr- oder stinkende Kröte, Bufo calamita Latreille (B. cruciatus & portentatus auct., Rana foetidissimus & mephiticus), 3 Zoll lang, olivengrün mit einem hellgelben Längsstreifen über die Mitte des Rückens und röthlichen Warzen, auf der Oberseite weißlich, und

die veränderliche Kröte, Bufo variabilis Gmelin, Linné (B. viridis Latreille, B. Schrebersianus viridiradiatus, sitibundus, cursor, roseus auct.), 2½ bis 3 Zoll lang, graulichweiß mit großen grasgrünen Flecken und röthlichen Warzen.

schaftlicher Freunde anstellte. Am 26. April 1825 setzte er 24 lebendige Kröten in verschiedene Zellen, von denen die Hälfte in poröses, die Andern in derbes, kieselhaltiges Kalkgestein gebohrt waren. Jede Zelle wurde mit einem doppelten Glasdeckel, außerdem mit einer Schieferplatte versehen und das Deckstück mit Thon aufgekittet. Jede einzelne Kröte war gewogen, und die großen und kleinen in die Kalk- und Sandsteinzellen gleichmäßig vertheilt worden. Die Steinblöcke wurden dann zusammen drei Fuß tief in die Erde gegraben und am 12. December 1826 wieder untersucht. Sämmtliche Kröten in den Zellen des festen Sandsteins waren todt; von denen, die in dem porösen Kalk untergebracht worden waren, lebte die größere Anzahl. Einzelne hatten an Gewicht verloren, Andere zugenommen. Man sperrte sie wieder ein und sah öfters durch die Glasdeckel nach ihnen, ohne daß ihnen Luft zugelassen wurde. Sie schienen immer wach zu sein, hatten ihre Augen offen und zeigten keinen Zustand von Erstarrung. Bei jedem ferneren Nachsehen fand man sie magerer und endlich todt. Vier Kröten, welche man in Löcher gebracht hatte, die in Bäume gebohrt und später mit Pflöcken verschlossen worden, waren nach Ablauf eines Jahres sämmtlich todt; von vier anderen, welche man in die Erde eingegraben hatte, fand man nach Ablauf von zwei Jahren noch zwei am Leben.

Die Kröte hat viele Feinde, jedoch wenige, welche ihr eigentlich schaden können; denn die meisten Thiere ekeln und scheuen sich vor ihr. Allen feinsinnigen Thieren ist der Geruch, welchen sie verbreitet, in hohem Grade widerlich, und Vielen wird die Feuchtigkeit, welche sie bei Berührung aus den Warzen ihres Körpers hervorschwitzt oder der Harn, welchen sie ausspritzt, in größerem oder geringerem Grade verderblich. Man hat die Kröten oft giftig genannt und in gewissem Sinne damit nicht zu viel gesagt. Die Drüsenfeuchtigkeit und der Harn erregen auf zarter Haut ein fühlbares Brennen und selbst Geschwüre, auf Schleimhäuten einen äußerst heftigen Schmerz. Der Drüsensaft tödtet nach angestellten Versuchen kleinere Vögel und Säugethiere, falls er diesen durch Einschnitte in's Blut gebracht wird, und verursacht größeren wenigstens Uebelbefinden. Pallas, ein als gewissenhafter Beobachter allgemein bekannter Naturforscher, erzählt, daß er einen Mops besessen habe, welcher es nicht lassen konnte, Kröten todt zu beißen, aber doch einmal geschwollene Lippen bekam, krank wurde und starb, und Lenz erfuhr, daß Sand, welcher mit der von Kröten ausgehenden

Feuchtigkeit in Berührung gekommen, kleinen Vögeln tödtlich wurde, wenn diese ihn aufpickten.

In der Neuzeit hat man angefangen, die Kröten öfters in der Gefangenschaft zu halten und zwar vorzugsweise in Treibhäusern oder Gärten, wo sie durch ihre Jagd auf Schnecken und anderes Ungeziefer sich sehr nützlich machen. In England wird gegenwärtig ein förmlicher Handel mit Kröten getrieben. Naturforscher haben die Thiere auch früher schon im Käfig gehalten, um sie zu beobachten. Die Eingesperrten rühren während der ersten vierzehn Tage keine Nahrung an, bleiben aber munter und wohlgemuth; dann söhnen sie sich mit ihrem Schicksale aus und schnappen gierig nach Mücken und anderen Kerbthieren, welche sich vor ihnen bewegen oder bewegt werden. Sobald sie ihre Beute gewahr werden, rennen sie gegen dieselbe los, machen dann plötzlich Halt, legen sich auf den Bauch, richten ihre Augen gierig nach dem Kerbthier und schnellen, sobald sich dieses regt, ihre Zunge nach ihm, leimen es an und ziehen es so schnell ein, daß das Auge nicht folgen kann. Kleinere Thiere werden sehr schnell verschluckt, große Bissen jedoch äußerst langsam. Bienen und Wespen verschlucken die Kröten ungeachtet ihrer Stacheln ohne Schaden; zufällig verschlungene Ameisen aber brechen sie wieder aus, wahrscheinlich wegen der ihnen unangenehmen Säure. Man will beobachtet haben, daß Gefangene nach längerer Einkerkerung ihre Pfleger kennen und in gewissem Grade lieben lernen. Ob Dies wahr ist oder nicht, lassen wir dahingestellt; soviel ist sicher, daß gefangene Kröten sich schwerlich viel Freunde erwerben dürften.

7. Die Salamander.

Noch mehr als mit den Kröten hat sich die Sage mit den Salamandern beschäftigt. Sie bilden eine eigene Ordnung in ihrer Klasse, welche man die der Schwanzlurche genannt hat, stehen aber den Fröschen sehr nahe. Ihr Leib erinnert an den Leib der Eidechsen. Er ist verlängert, walzig, langgeschwänzt und mit zwei Fußpaaren gegliedert, deren vorderes vier und deren hinteres fünf Zehen besitzt. Das Geripp ähnelt den der Frösche; es zeigt ebenfalls keine Spur von Rippen. Zähne finden sich in beiden Kiefern und am Gaumen. Das Auge ist wohl gebildet, das Ohr äußerlich nicht

sichtbar, die Zunge fest gewachsen. Die Jungen tragen äußerlich büschelförmige Kiemen, welche später verschwinden und durch zwei häutige Lungen ersetzt werden.

In Deutschland wird die Familie der eigentlichen Salamander durch zwei Sippen vertreten. Der ersten gehört der Feuer- oder gefleckte Salamander an; die zweite vereinigt die Wassersalamander oder Molche in sich. Jener, Salamandra maculata oder maculosa Laurenti (Lacerta Salamandra Linné) erreicht eine Länge von 5 bis 6 Zoll und ist einfach schwarz, mit großen hochgelben Flecken gezeichnet. Am

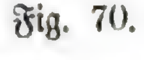


Fig. 70.

Feuersalamander.

Hinterkopfe findet sich eine große Drüse mit weiten Ausführungsgängen, wie bei den Kröten, an den Seiten Warzenreihen, aus welchen bei Berührung ein weißer Schleim hervorquillt. — Feuchte, schattige Wälder, zumal Bergwälder, beherbergen das schöne Thier in großer Menge.

Die Molche oder Tritonen unterscheiden sich durch ihren seitlich zusammengedrückten Ruderschwanz mit flossenartigem Hautkamm von den eigentlichen Salamandern und besitzen auch keine Hautdrüsen.

Unter ihnen ist der Kamm- oder gemeine Wassermolch, welcher wohl auch Wassersalamander genannt wird, Triton cristatus Lau-

Digitized by Google

renti (Lacerta palustris Linné, Lacerta lacustris, porosa, pruinata, platyura auctorum) die häufigste Art. Seine Länge beträgt 5 Zoll. Die körnige Haut ist auf der Oberseite schwarzbraun, mit dunkleren rundlichen Flecken und auf den Seiten mit weißen Punkten, auf der Unterseite regelmäßig orangegelb gefleckt. Er lebt fast in allen Teichen oder größeren Wasserlachen, besonders auch in den Gewässern des Waldes.*)

Wenn man die Angaben der alten Naturforscher über die Salamander mit den Ergebnissen unserer Forschungen vergleicht, kann man sich des Lächelns nicht entwehren.

Seit Plinius haben sich die meisten Schriftsteller förmlich bemüht, die Salamander als furchtbare Thiere darzustellen, obgleich sich nicht verkennen läßt, daß die Anschauung im Verlauf der Zeit eine für das Thier immer günstigere wird. Plinius sagt: „Der Salamander, ein Thier von Eidechsengestalt und sternartig gezeichnet, läßt sich nur bei starkem Regen sehen und kommt bei trockenem Wetter nie zum Vorschein. Er ist so kalt, daß er wie das Eis, durch bloße Berührung Feuer auslöscht. Der Schleim, der ihm wie Milch aus dem Munde läuft, frißt, er mag eine Stelle treffen, welche es sei, die Haare am ganzen menschlichen Körper weg, und die benetzte Stelle verliert die Farbe und wird zum Maale."

„Unter allen Giftthieren sind die Salamander die boshaftesten; denn andere verletzen nur einzelne Menschen und tödten nicht mehrere zugleich. Nicht zu gedenken, daß andere Giftthiere, wenn sie einen Menschen verwundet haben, durch das Bewußtsein davon umkommen und von der Erde nicht wieder angenommen werden, will ich nur sagen, daß der Salamander ganze Völker tödten kann, wenn sie nicht auf ihrer Hut sind. Wenn er auf einen Baum kriecht, vergiftet er alle Früchte und wer davon genießt, stirbt vor Frost, nicht anders, als ob er Aconitum genommen hätte. Ja,

*) Andere Arten, welche an denselben Oertlichkeiten vorkommen, sind:

der gefleckte Wassermolch, Triton punctatus Merrem, 3½ Zoll lang, auf der Oberseite hellbraun mit schwärzlichen Flecken, unten orangeroth mit schwarzen Flecken, und

der Teichmolch, Triton cinereus Merrem (Lacerta aquatica Linné, Triton taeniatus, Bechstein,) nur 3 Zoll lang, auf der Oberseite olivenfarbig, mit dunkleren Längsstreifen.

Einige Naturforscher führen außer den genannten noch eine Menge anderer Arten auf. Die Verschiedenheit der Ansichten ist aber so groß, daß wir die noch fraglichen Arten nicht weiter berücksichtigen wollen.

wenn bei einem Holze, das er nur mit dem Fuße berührt hat, Brod gebacken wird, so ist es vergiftet; und fällt er in einen Brunnen, so ist es das Wasser nicht minder. Wenn man mit seinem Speichel einen Theil des Körpers befeuchtet, und wenn es auch nur die Fußsohle ist, so geht das Haar am ganzen Leibe davon aus. Doch wird dieses so giftige Thier von einigen anderen Thieren gefressen, wie z. B. von den Schweinen, da dann jene natürliche Abneigung die Oberhand behält. Nach Dem, was man von einem Cantharidentranke und von einer gespeisten Eidechse erzählt, ist wahrscheinlich, daß sein Gift vorzüglich durch solche Thiere gedämpft wird, welchen er zur Nahrung dient. Die übrigen Gegenmittel sind bereits angeführt, und einige werden am gehörigen Ort noch vorkommen. Wäre Das gegründet, was die Magier vorgeben, da sie nämlich gewisse Theile des Salamanders als Mittel wider Feuersbrünste vorschlagen, weil er das einzige Thier ist, welches das Feuer auslöscht, so würde Rom längst den Versuch gemacht haben. Sextius sagt, wenn man einem Salamander die Eingeweide ausnimmt, Füße und Kopf abschneidet und ihn in Honig aufbewahrt, so diene er, als Speise genossen, zu einem erregenden Mittel, läugnet aber, daß er das Feuer lösche."

Leider können alle diese Angaben vor unserer nüchternen Beobachtung nicht bestehen. Der Salamander wählt sich seinen Aufenthalt an feuchten, dunklen Orten, namentlich im Walde unter Wurzeln, Steinen und Erdlöchern, zuweilen auch in Kellern, und bleibt hier versteckt, so lange das Wetter kalt oder auch warmtrocken ist. Nach heftigem Regen und in lauen Nächten kommt er hervor, um seiner Nahrung nachzugehen. Er kriecht dann träge und schwerfällig auf dem Boden dahin, packt die Kerbthiere, Schnecken und Regenwürmer, welche sich von ihm ergreifen lassen und würgt sie mit entsetzlicher Langsamkeit hinab. Findet er einen Andern seiner Art, dem er an Stärke überlegen ist, so frißt er wohl auch diesen auf; trifft er auf einen übermächtigen Gegner, so macht er eigenthümliche Bewegungen, geberdet sich sehr ängstlich, sperrt das Maul auf und treibt aus den Drüsen hinter dem Kopfe und aus den Warzen so viel Saft aus, daß er wie mit einem weißen Schaum überzogen wird und eine brennende Kohle mit diesem Saft wohl löschen kann, falls die Kohle nur klein genug dazu ist. Dieser Saft ist scharf und stinkend, bringt kleinen Vögeln, denen er unter den Flügeln oder an den Schenkeln eingeimpft wird, oder Eidechsen, Wassersalamandern und

Kröten, welche ihn verschlucken, den Tod und kann auch bei größeren Thieren Ekel erregen. Er ruft, wie man annimmt, eine Darmentzündung hervor, an welcher die schwächeren Geschöpfe erliegen. Hierauf beschränkt sich das Thatsächliche.

Ende Juni's oder Anfang Juli's begiebt sich der Salamander in das Wasser, in welchem er unter starker Bewegung des Schwanzes zu schwimmen versteht, um zu laichen oder richtiger, um zu gebären; denn auch er bringt lebendige Junge zur Welt. Diese tragen bei ihrer Geburt zu jeder Seite des Kopfes drei gefiederte Kiemenplättchen und besitzen bereits ihre Glieder. Der Schwanz ist aber wie ein Ruder seitlich zusammengedrückt und rundet sich erst während der Verwandlung. Vor Eintritt des Winters schrumpfen die Kiemen ein, die jungen Salamander häuten sich, erhalten die Farbe und Gestalt ihrer Eltern, verlassen das Wasser und suchen nun baldmöglichst die Winterherberge auf, welche eine tiefe Erd- oder Felsenhöhlung zu sein pflegt. Hier liegen sie dann in todesähnlicher Erstarrung bis zum Frühjahr.

Die Molche hingegen scheinen das Wasser, ihr eigentliches Element, nur dann zu verlassen, wenn sie durch die überhand nehmende Trockenheit zur Wanderung gezwungen werden. Sie schwimmen in den Teichen und Lachen sehr hurtig umher, kommen oft senkrecht in die Höhe, um zu athmen und betreiben wochenlang im Wasser ihre Jagd. Gelegentlich ihrer Wanderung begegnet man ihnen aber auch weit von Gewässern, in feuchtem Gras und Moos oder in ähnlichen Versteckplätzen, wie die Salamander sie benutzen. Den Winter pflegen sie an den Ufern der Gewässer, in Erdlöchern, Höhlen, Bäumen, in Laub und Moos zu verbringen. Sie wählen nicht immer frostfreie Oertlichkeiten zur Winterherberge, werden vielmehr nicht selten auch da gefunden, wo die Kälte mit voller Kraft eindringen kann. Unter den Steinhaufen findet man zuweilen einzelne, welche scheinbar zu Eis gefroren sind, aber dennoch wieder lebenskräftig werden, wenn sie in die Wärme kommen.

Die Paarung findet im Frühjahre statt, gewöhnlich schon im April oder Mai. Wenige Tage später legt das Weibchen seine Eier, jedes einzelne an ein Blatt, welches es mit den Hinterfüßen zusammenschlägt um das Ei zu umhüllen. Die anfangs rundlichen, lockeren, von Schleim umgebenen Eier sind nach etwa vierzehn Tagen entwickelt; die ausgekrochenen Jungen

sind aber noch sehr unvollkommene Geschöpfe. Ihr Maul ist geschlossen; die Augen sind durch zwei kugelförmige Erhöhungen, die Vorderbeine durch zwei Warzen, die Hinterbeine noch gar nicht angedeutet; nur der Schwanz ist wohl ausgebildet, und die Kiemen sind bereits vollendet. Nach wenigen Tagen öffnet sich das Maul, die Augen brechen hervor, und die Vorderbeine wachsen rasch aus dem Leibe heraus. Nunmehr hält sich die Larve an der Oberfläche des Wassers und lauert hier auf kleine Wasserthiere, welche sie sehr behend zu fangen weiß. Später entwickeln sich die Hinterbeine und schließlich die Lungen. Dann pflegt der junge Molch zeitweilig das Wasser zu verlassen.

Noch wunderbarer, als die Unempfindlichkeit der Salamander gegen die Einwirkung der Kälte, ist ihre Ersatzfähigkeit. Schwanz und Füße, welche einem Molche wiederholt abgeschnitten wurden, wuchsen im Laufe eines Sommers sechsmal wieder nach, wobei 687 neue Knochen gebildet werden mußten. Blumenbach schnitt einem seiner gefangenen Molche fast das ganze Auge aus und ließ die Linse sammt dem Glaskörper auslaufen. Dennoch ersetzte sich binnen zehn Monaten das Auge wieder; es blieb jedoch kleiner, als das andere. Dagegen sterben die Salamander in kürzester Zeit, wenn man sie mit Salz bestreut. Weißlicher Saft dringt aus allen Poren hervor, sie zucken krampfhaft zusammen und verenden im Laufe weniger Minuten.

In der Neuzeit sind auch die Salamander wiederholt zu Hausgenossen des Menschen gemacht worden: man betrachtet sie als eine große Zierde der Aquarien und hat sie besonders deshalb gern, weil sie sich ohne alle Mühe halten lassen.

Achtzehnter Abschnitt.

Der Fisch des Waldes.

Die Reihe der Wirbelthiere, welche Bewohner des Waldes genannt werden dürfen, ist streng genommen mit dem Salamander beendet; von Waldfischen im eigentlichen Sinne des Wortes ist kaum zu reden. Es giebt nicht eine einzige Fischart, welche ausschließlich hier ihren Aufenthalt wählt, welcher der Wald die alleinige Heimath ist. Ein Thier, welches so streng an das Wasser gebunden ist, wie der Fisch, braucht sich wenig um Das zu kümmern, was außerhalb des Ufers seines Gewässers liegt; denn das Wasser bietet ihm alle Bedingnisse zu seinem Leben. Demungeachtet dürfen wir auch in unserem Buche einen Fisch nicht mit Stillschweigen übergehen, denjenigen, welcher sich schon längst den Namen eines Waldbewohners erworben hat weil er mit besonderer Vorliebe an den Bächen hängt, welche man so recht eigentlich als Lieblingskinder des Waldes bezeichnen darf.

Wir müssen, indem wir uns anschicken, die Forelle zu schildern, wohl oder übel bei unseren Lesern eine allgemeine Kenntniß der Fische und ihres Lebens voraussetzen. Der uns zugemessene Raum erlaubt uns nicht, wegen eines einzigen und verhältnißmäßig wenig bedeutenden Thieres so weit von unserer Aufgabe abzuschweifen, als wir es thun würden, wenn wir hier eine allgemeine Schilderung der Fische und ihres Lebens einweben wollten.

Die Forelle, Bach-, Wald- oder Stein-, Gold-, Silber-, Weiß- und Rothforelle, Salmo Fario Linné, (Salmo Salmulus, alpinus, punctatus, marmoratus auctorum) ist das kleinste Mitglied der in jeder Hinsicht ausgezeichneten Familie der Salme oder Lachse. Von ihren Verwandten unterscheidet sie sich hauptsächlich durch die dichte Bezahnung der Mittellinie des Pflugscharbeins. Ueber die Färbung ist schwer

Fig. 71.

Forelle.

Digitized by Google

etwas Bestimmtes zu sagen. Die Grundfarbe ändert vom hellen Citronengelb bis zum tiefsten Dunkelbraun ab, und auch die Fleckenzeichnung, streng genommen das einzige Merkmal des Thieres, ist vielfachem Wechsel unterworfen. Als Regel mag gelten, daß die Flecken roth gefärbt und entweder von einem helleren oder von einem dunkleren Ringe umgeben, also sogenannte Augenflecken sind. Der Kopf ist im Verhältniß zum Körper bald kürzer, bald länger, und hiernach sind zwei Abarten oder Rassen aufgestellt worden, welche auch noch dadurch sich unterscheiden, daß die langköpfigen gewöhnlich weniger Flecken zeigen, als die kurzköpfigen. Nur unter besonders günstigen Umständen erreicht die Forelle eine bedeutende Größe und Schwere; gewöhnlich beträgt ihre Länge nicht über einen Fuß und ihr Gewicht nicht über ein bis zwei Pfund.

Die Heimath der Forelle erstreckt sich über ganz Europa und über einen großen Theil Asiens. Sie ist in allen Gebirgsgegenden wohlbekannt, fehlt aber in der Ebene oder wenigstens in allen Bächen und Flüssen mit trübem Wasser. Im Gebirge steigt sie bis zu 5000 Fuß über das Meer empor, höher als irgend ein anderer Fisch. Klares, reines und kühles Wasser ist Bedingung zu ihrem Leben; sie verlangt ein schlammloses, an Versteckplätzen reiches Gewässer; deshalb sagen ihr vor Allem die von den Bergen herniederrauschenden Bäche zu. Lieblingswohnsitze von ihr sind Strecken, wo die Baumkronen das Gewässer überwölben und die Wurzeln in die Fluthen selbst hinabreichen. In Ermanglung solcher Aufenthaltsorte wählt sie Strecken, wo die Flüßchen felsige Ufer und einen mit Stein bedeckten Grund haben. Sie ist ein im hohen Grad bewegungsfähiges Thier, eine vortreffliche Schwimmerin, welche wie ein Pfeil die Wellen durchschneidet und auch im stärksten Strom sich festzuhalten weiß, ja selbst kleine Wasserfälle und ähnliche Hindernisse überspringt. Den Kopf gegen den Strom gerichtet, sieht man sie mitten im Bach oder Fluß scheinbar bewegungslos stillstehen; ebenso oft verbirgt sie sich in Uferlöchern zwischen Steinen, Wurzeln und in ähnlichen Verstecken. Hier wie dort lauert sie auf Beute, welche die Strömung ihr zuführt. Sie ist einer unserer gierigsten Raubfische, und läßt kein kleineres Thier unbefehdet an sich vorüber gehen. Ihre Nahrung besteht aus Kerbthieren und Würmern aller Art, aus Roßegeln, Krebsen, Fischen, Fröschen, Mäusen, Spitzmäusen und dergl. Sie frißt Eier und Junge ihrer eigenen Art oder anderer Raubfische, falls sie dieselben zu bewältigen vermag; sie

springt selbst aus dem Wasser hervor, um Kerbthiere aus der Luft zu schnappen. Ihr Gesicht ist ganz vortrefflich; ihr Verstand verhältnißmäßig entwickelt: sie kennt ihren Feind und entflieht, sobald sich ihr etwas Verdächtiges naht, so eilig als möglich. Nur ihre Gefräßigkeit wird ihr verderblich: sie läßt sich leichter berücken als andere Fische und selbst durch schlecht nachgebildete kerbthierähnliche Köder auf's Gröblichste täuschen. Auch in der Laichzeit ändert sie ihr Betragen; sie scheint dann förmlich im Rausch zu sein und alle Gefahren zu vergessen: sie läßt sich während dieser Zeit buchstäblich mit Händen greifen.

Bei uns zu Lande laicht die Forelle in der letzten Hälfte des Septembers und im October, je nach der Witterung. Das Weibchen wählt sich hierzu eine geeignete Stelle, meist im seichten Wasser auf Kiesgrunde unter größeren Steinen oder an ähnlichen Stellen, wo die Strömung gebrochen ist. Um eine solche Stelle zu finden, wandert es in den Bächen aufwärts, zwar nicht besonders weit, aber immerhin auch verhältnißmäßig große Strecken. Dem einen Weibchen folgen gewöhnlich mehrere kleinere Männchen nach, und die Fischer behaupten, daß das Weibchen eines von diesen mehr begünstigt, als die andern, welche es nicht selten zurückjagt, während es mit dem erwählten mancherlei Spiele ausführt. Nur in der Nacht, aber am liebsten bei Mondschein, werden die Eier gelegt. Das Weibchen höhlt vermittelst einiger Bewegungen des Schwanzes eine seichte Vertiefung auf und läßt in diese die Eier fallen, worauf das Männchen sofort seinen Samen darüber spritzt. Durch die Bewegungen der Fische werden die Eier gewöhnlich mit etwas Sand nothdürftig bedeckt, dann aber ihrem Schicksal überlassen. Sie sind verhältnißmäßig groß und orangenroth von Farbe. Ihre Entwicklung geht, der kalten Jahreszeit halber, nur langsam vor sich. Erst nach sechs Wochen entschlüpfen ihnen die Jungen, sonderbar gestaltete, langstreckige, äußerst durchsichtige Thierchen, welche noch wenig Aehnlichkeit mit den Eltern haben und durch einen großen Sack am Bauche verunstaltet sind. Dieser Sack enthält den überflüssigen Dotter, welcher nicht zum Aufbau des Keimes verwendet wurde, und dient dem Jungen während der ersten Zeit seines Freilebens zur Nahrung. Er schrumpft nach und nach ein und ist einen Monat nach dem Ausschlüpfen bereits zum größten Theil aufgezehrt worden. Bis dahin liegen die Jungen fast unbeweglich auf dem Grunde; sie bewegen nur die großen Brustflossen, in der

Absicht, das zu ihrer Athmung nöthige Wasser zu erneuern. In der sechsten Woche des Freilebens ist der Dottersack bis auf einen kleinen Rest aufgezehrt, und nunmehr stellt sich das Bedürfniß nach anderer Nahrung bei dem jungen Fischchen ein. „Das Thierlein“ sagt Vogt „ist beweglich geworden, und es ist eine wahre Freude zu sehen, wenn es sich schon sein Jagdgebiet, wenn auch im beschränkten Raume, auswählt und dort Alles verfolgt, was es nur irgend glaubt, bewältigen zu können. Alle kleinen Wasserthierchen, die fast mikroskopischen Kerbthierlarven, Krebsthierchen, Würmchen, welche das Wasser in Unzahl bevölkern, sind ihm eine willkommene Beute. Es stellt sich, um seine Jagd erfolgreich auszuüben, mit den Kopf gegen den Strom und schießt nun nach den Seiten hin, wo es Etwas wahrnimmt. Rasch nimmt es an Größe und Stärke zu, wenn es ihm glückt, reichliche Nahrung zu erhaschen; die weniger reichlich ernährten Jungen bleiben zurück; die stärkern stellen sich auch in den stärksten Strom, wo ihnen mehr Nahrung zugeführt wird, die schwächeren halten sich mehr außerhalb desselben“. Hinsichtlich der Färbung unterscheiden sich die jungen Forellen von den alten; sie sind noch nicht gefleckt, sondern nur gestreift oder gebändert. Vor Zurücklegung des ersten Lebensjahres erhalten sie selten die Färbung und Zeichnung der Alten.

Die Forellen haben, wie die Fische überhaupt, viele Feinde. Alle größeren Raubfische und die alten Forellen selbst stellen den Jungen und Eiern nach; aber auch die Wasserspitzmaus, die Wasserratte, der Fischotter und selbst Katzen, Marder und Iltisse befehden sie. Der Mensch verfolgt sie ihres köstlichen Fleisches wegen sehr eifrig, ja fast rücksichtslos; denn erst in der Neuzeit hat man daran gedacht, die natürliche Vermehrung des geschätzten Thieres zu unterstützen. In früheren Zeiten war der Forellenfang in manchen Ländern ein Kronrecht: der Markgraf Karl von Brandenburg hatte ihn bei Karrenstrafe und Landesverweisung, der Kurfürst von Sachsen bei Festungsstrafe verboten; in einigen andern Ländern bedrohete man den Unberechtigten, welchem es nach Forellen gelüstete, sogar mit Abhauen der Hand. Diese „guten, alten“ Zeiten sind glücklicherweise vorüber. Man hat dafür andere Mittel ersonnen, um den Bächen ihre Forellen zu erhalten. Schon gegenwärtig wird die künstliche Forellenzucht in einigen Gegenden eifrig betrieben, und die Ergebnisse sind höchst befriedigend. Die Vermehrung der Forellen ist wie bei allen Fischen, eine sehr starke; von den

vielen Eiern aber, welche ein Rogener legt, geht mehr als ein Dritttheil, und von den ausgeschlüpften Jungen ein guter Theil zu Grunde. Dem beugt man vor, indem man der Natur zu Hilfe kommt, d. h. indem man einfach die Hindernisse hinwegzuräumen sucht, welche einer möglichst allgemeinen Befruchtung der Eier und der Erhaltung der ausgeschlüpften Jungen selbst im Wege stehen. Es liegt uns fern, die sogenannte künstliche Fischzucht hier genauer zu schildern; wohl aber können wir auch diese Gelegenheit, sie dringend zu empfehlen, nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Wer sich ernsthaft mit der Sache beschäftigen will, wird der nöthigen Unterweisung nicht entbehren. Der Mensch zeigt sich seiner selbst würdig, wenn er als Freund und Beschützer aller Thiere auftritt, welche Freundschaft und Schutz verdienen.

Namen-Verzeichniß.

Acanthis Carduelis 468.
— Linaria 475.
— Spinus 471.
Accentor modularis 443.
Ackerkrähe 518.
Adler 150.
— Benelli's 159.
Aegolius Otus 215.
Aesculapschlange 610.
Alauda arborea 445.
— cristatella 445.
— nemorosa 445.
— trivialis 449.
Alcedo ispida 540.
Alces palmatus (antiquorum, jubatus) 54.
Alpenhuhn 264.
Alytes obstetricans 631.
Ammer 525.
Amsel 418.
Anguis Erix 602.
— fragilis 602.
— lineatus 602.
— punctatissimus 602.
Anthus arboreus 447.
Apternus tridactylus 321.
Aquila albicilla 162.
— Bonelii 159.
— brachydactyla 172.
— chrysaëtos 151.
— fulva 151.
— imperialis 158.
— marina 169.
— minuta 159.
— naevia (clanga, pomarina) 158.
— ossifraga 162.
— pennata 159.
Archibuteo lagopus 180.
Ardea cinerea 561.
— major 561.
— nigra 545.
Arvicola agrestis 386.
Arvicola arenicola 386.
— arvalis 386.
— Baillonii 386.
— fulvus 385 f.
— glareolus 385.
— pratensis 385.
— riparia 385.
— rufescens 385.
— vulgaris 386.
Astur palumbarius 201.
Auerhuhn 264.
Auerochs 37 (47).
Auf 209.

Bachforelle 646.
Bachstelze 428.
— gelbe 429.
— graue 428.
Bär 137.
Baizfalk 191.
Bandspecht 320.
Bastardnachtigall 349.
Baumfalk 193.
— großer 191.
Baumkauz 218.
Baumläufer, gemeiner 328.
— kurzzehiger 328.
Baummarder 104.
Baumpieper 446, 449.
Baumschläfer 372.
Bergfalk 191.
Bergfasan 264.
Bergfink 456, 464.
Berghänfling 456, 465.
Bergzeisig 475.
Biber 391.
Bienenbussard 181.
Bilch 370.
Birkensänger 351.
Birkheher 509.
Birkhuhn 273.
Bison 38, 45.
Blaufalk 191.
Blaufuß 169, 191.
Blauhabicht 194.
Blaukehlchen 429, 431.
— schwedisches 432.
— weißsterniges 432.
— Wolf'sches 432.
Blaumeise 339.
Blauracke 502, 504.
Blautaube 532.
Blindschleiche 602.
Blutfink 478.
Bluthänfling 460, 465.
Bombinator brevipes 631.
— igneus 631.
Bonasia sylvestris 277.
Bonassus Bison 38, 45.
Bos Bison 38, 45.
— Bonassus 38, 45.
— primigenius 37.
— scoticus 40.
— Urus 38, 45.
Brandfink 483.
Brandkauz 218.
Brandmaus 379.
Bubo maximus 209.
Buchfink 460 f.
Bufo calamita 637, 638.
— carbunculus 637.
— cinereus 637.
— cruciatus 638.
— cursor 638.
— ferruginosus 637.
— minutus 637.
— portentatus 638.
— praetextatus 637.
— roseus 638.
— Schrebersianus 638.
— sitibundus 638.
— spinosus 637.
— variabilis 638.
— viridiradiatus 638.
— viridis 638.
— vulgaris 637.

Digitized by Google

Buntspecht 320.
Buntspecht, mittlerer 320 f.
Buschkauz 218.
Bussard (Bussaar) 176.
Butalis grisola 355.
Buteo communis 176.

Calamita arborea 629.
Canis Lupus 85.
— Vulpes (Alopex, melanogaster) 95.
Cannabina flavirostris 466.
— pinetorum 465.
Capodacus erythrinus 483.
Capreolus vulgaris 242.
Caprimulgus europaeus 358.
— maculatus 358.
— punctatus 358.
Carbo Cormoranus 567.
Carduelis elegans 468.
— Spinus 471.
Caryocatactes maculata 509.
— nucifraga 509.
Castor americanus 391.
— canadensis 391.
— communis 391.
— Fiber 391.
Catus ferus 78.
Cerchneïs tinnuncula 186.
Certhia Costae 328.
— brachydactyla 328.
— familiaris 328.
— Scandulaca 328.
Cervus Alces 54.
— Capreolus 242.
— corsicanus 231.
— Dama 240.
— Elaphus 231.
— eurycerus 34.
— germanicus 231.
— mauricus 240.
— nobilis 231.
— platycerus 240.
— pygargus (?) 242.
— vulgaris 231.
Chloris flavicoptera 458.
Chlorospiza citrinella 472.
Christvogel 485.
Chrysomitris Spinus 471.
Ciconia fusca 545.
— nigra 545.
Cinclus aquaticus 425, 429.
Circaëtos gallicus 172.
Citronenzeisig 471 f.
Coccothraustes vulgaris 454.
Coluber Aesculapii 610.
— arabicus 609.
— atrovirens 611.
— austriacus 609.
— carbonarius 611.
Coluber flavescens 610.
— girondicus 610.
— gronovianus 609.
— helveticus 609.
— hybridus 609.
— longissimus 610.
— luteostriatus 611.
— minax 609.
— murorum 609.
— natricula 611.
— natrix 609.
— ocellata 611.
— pannonicus 610.
— personatus 611.
— Scopolii 610.
— Sellmannii 610.
— siculus 609.
— thuringiacus 609.
— torquatus 609.
— tyrolensis 609.
— viridiflavus 611.
Columba oenas 532.
— Palumbus 531.
— torquata 531.
— turtur 533.
Coracias garrulus 504.
— Oriolus 501.
Corax nobilis 515.
Coronella laevis 609.
Corvus caryocatactes 509.
— Corax 415.
— cornix 518.
— corone 516.
— frugilegus 518.
— glandarius 506.
— Monedula 518.
— Pica 512.
Corys arborea 445.
Corythus enucleator 481.
Crucirostra abietina 485.
— curvirostra 485.
— leucoptera 485.
— pinetorum 484.
— pityopsittacus 484.
Cuculus canorus 527.
Curruca atricapilla 413.
— cinerea 413.
— garrula 413.
— hortensis 412.
— nisoria 411.
— sepiaria 443.
Cyanecula 431.
— leucocyana 432.
— suecica 432.
— Wolfii 432.

Dachs 132.
Dama platyceros 240.
— vulgaris 240.
Damhirsch 240.
Dandalus Rubeculus 435.
Distelfink (Distelvogel, Distelzeisig) 468.
Diteritchen 349.
Dohle 517 f.
Doppelsperber 202.
Dorndreher 491.
Dorngrasmücke 412 f.
Drossel 417 f.
Dryocopus Martius 319.

Edelfalke 190.
Edelfink 461.
Edelhirsch 231.
Edelmarder 104.
Eichelheher 506.
Eichhorn 366.
Eichvogel 202.
Eidechse, gemeine 593.
— graue 593.
— grüne 594, 596.
— rothbauchige 594.
— rothrückige 593.
Eisvogel 540.
Elch 54.
Elen 54.
Eliomys Dryas 372.
— quercinus 372.
Elster 512, 517.
Emberiza 525.
— Cirlus 526.
— citrinella 525.
— hortulana 525 f.
— miliaria 526.
— Schoeniclus 526.
Enneoctonus Collurio 491.
Ephialtes Scops 218.
Erdmaus 386.
Erdsalamander 641.
Erdwolf 384.
Erlenfink 471.
Erlenzeisig 471.
Eryx clivicus 602.

Falco aesalon (lithofalco, caesius) 194.
Falco albicilla (ossifragus) 162.
Falco apivorus (poliorhynchos) 182.
Falco ater (Forskalii) 186.
— buteo (albidus, communis, fuscus, variegatus, versicolor) 176.
Falco canadensis 151.
— chrysaëtos 151.
— fulvus 151.
— gallicus (brachydactylus, leucopsis) 172.
Falco haliaëtos 169.
— lagopus (pennatus, slavonicus) 180.

Falco melanaëtos 151.
— Milvus (austriacus) 184.
Falco naevius (maculatus) 158.
Falco niger 151.
— Nisus 206.
— peregrinus (communis, abietinus) 191.
Falco palumbarius (gentilis, gallinarius) 201.
Falco subbuteo (hirundinum) 193.
Falco tinnunculus (bruneus, fasciatus) 186.
Fasan 281.
Feldkrähe 518.
Feldfink 466.
Feldmaus 384, 386.
— gemeine 384, 386.
Felis Catus (sylvestris) 78.
— Lynx (lupulina, Lyncula, virgata) 70.
Fesselfrosch 631.
Fettammer 525 f.
Feuerkröte 631.
Feuerotter 618.
Feuersalamander 641.
Ficedula Fitis 351.
— Hipolais 349.
— rufa 351.
— sibilatrix 350.
Fichtengimpel 479.
Fichtenkreuzschnabel 484 f.
Fink 452, 461.
Finkenhabicht 205.
Finkmeise 338.
Fischaar 169.
Fischfalk (Fischgeier, Fischhabicht) 169.
Fischotter 126.
Fischreiher 560.
Fitislaubsänger 350 f.
Flachsfink 475.
Fledermaus 296.
Fliegenfänger (Fliegenschnäpper), gefleckter 355.
Fliegenfänger, kleiner 356.
— schwarzrückiger 355 f.
Flötenlaubvogel 351.
Flüevogel 436, 443.
Flußadler 169.
Foetorius Erminea 116.
— Lutreola 124.
— Putorius 111.
— vulgaris 122.
Forelle 646.
Fremdlingsfalk 191.
Frettchen 112, 114.
Fringilla cannabina 465.
— Carduelis 468.
Fringilla Chloris 458.
— citrinella 472.
— Coccothraustes 454.
— coelebs 461.
— enucleator 481.
— flammea 464.
— flavirostris 466.
— Linaria 475.
— lulensis 464.
— Montifringilla 464.
— montium 466.
— Pyrrhula 478.
— Serinus 476.
— Spinus 471.
Frosch 6, 628, 630.
Fuchs 95.
Fuchseule 215.

Gabelweih (Gabelschwanz, Gabelgeier) 183.
Gänsefalk 202.
Garrulus glandarius 506.
Gartenammer 525 f.
Gartengrasmücke 412.
Gartenkrähe 512.
Gartenrothschwanz 436, 438.
Gartensänger 349.
Gartenschläfer 371 ff.
Gauch 527.
Gebirgsstelze 428.
Gecinus canus 319.
— viridis 319.
Gelbbrust 349.
Gelbschnabel 466.
Giftnatter 618.
Gimpel 478.
Girlitz 471, 476.
Glandarius pictus 506.
Glaucidium passerinum 224.
Glis esculentus 371.
Glis vulgaris 370.
Goldadler 151.
Goldammer 525.
Goldfink 468.
Goldforelle 646.
Goldhähnchen 315.
— feuerköpfiges 345.
— safranköpfiges 345.
Goldrabe 415.
Grasfrosch 631, 637.
Grasmücke, blaue (gesperberte, große, spanische) 411.
Grasmücke, gelbe 349.
— gemeine (braune) 412 f.
— rothköpfige 413.
Grauammer 526.
Grauspecht 319.
Grünfink 458.
Grünling 458.
Grünspecht 319.
Habicht 201.
— kleiner 206.
Hänfling 456, 465.
Haidedrossel 420.
Haidelerche 445.
Haidenhuhn 273.
Hakengimpel 481.
Haliaëtos albicilla 162.
Halieus Carbo 567.
Halsbandfliegenfänger 356.
Hase 251.
Haselhuhn 277.
Haselmaus 372.
Haubenmeise 340, 346.
Hausmarder 110.
Hausschmätzer 355.
Hecht 193.
Heckennatter 618.
Heher 506.
Hermelin 116.
Hirsch 231.
Höllennatter 618.
Hohltaube 532.
Holzheher 506.
Holztaube, große 531.
— kleine 532.
Honigfalke 181.
Horneule 215.
Hühnerfalk 191, 202.
Hühnergeier (Hühnerdieb, Hühnerweih) 183.
Hühnerhabicht 201.
Hüting 355.
Hyla arborea 629.
Hypolais hortensis 349.
Hypotriorchis subbuteo 193.
Hypudaeus hercynicus 385.

Jachschlange 609.
Igel 308.
Iltis 111.

Kaiseradler 158.
Kammmolch 641.
Kaninchen 251, 257.
Karmingimpel 479, 483.
Katzeneule 215.
Kauz, kleiner, langschwänziger 222.
Kernbeißer 454.
Kiefernkreuzschnabel 484.
Kieferpapagei 484.
Kleiber 334.
Kleinspecht 320 f.
Königsfischer 540 f.
Königsweih 183.
Kohlfalk 191.
Kohlmeise 338.
Kohltaube 531.
Kolkrabe 415.
Kormoran 567.

Kothvogel 331.
Krähe, gemeine 516.
Kragennatter 608.
Krammtsvogel 419.
Kreuzkröte 638.
Kreuzotter 618.
Kreuzschnabel 483.
— weißbindiger 484 f.
Kreuzvogel 485.
Krienitz 484.
Kröte, gemeine 637.
— stinkende 638.
— veränderliche 638.
Krötenfrosch 632.
Kuder 78.
Kukuk 527.

Lacerta aedura 594.
— agilis 593.
— aquatica 642.
— arenicola 593.
— bilineata 596.
— caliscertola 595.
— chloronota 596.
— crocea 594.
— fusca 595.
— Isidori 594.
— lacustris 642.
— maculata 595.
— montana 595.
— muralis 595.
— nigra 595.
— palustris 642.
— platyura 642.
— porosa 642.
— pruinata 642.
— pyrrhogastra 594.
— rubra 593.
— Salamandra 641.
— sepium 593.
— sericea 596.
— smaragdina 596.
— stellata 593.
— stirpium 593.
— tiliguerta 595.
— unicolor 594.
— viridis 596.
— vivipara 594.
Lanius Collurio 491.
— Excubitor 490.
— glandarius 506.
— italicus 491.
— minor 491.
— pommeranus 491.
— ruficeps 491.
— rufus 491.
— rutilus 491.
— spinitorquus 491.
— Vigil 491.
Lasurmeise 341.
Laubfrosch 629.
Laubsänger, grauer 351.
— grüner (schwirrender) 350.
Leinzeisig 475.
Lemnus insularis 386.
— rubidus 385.
Lepus cuniculus 251. 257.
— europaeus 252.
— timidus 252.
— vulgaris 252.
Ligurinus cannabinus 465.
— Chloris 458.
Linaria borealis 475.
— montana 466.
— rubra 475.
Linota montium 466.
Loxia cardinalis 483.
— Chloris 458.
— Coccothraustes 454.
— curvirostra 485.
— enucleator 481.
— erythrina 483.
— flamengo 478.
— leucoptera 485.
— pityopsittacus 484.
— psittacea 481.
— Pyrrhula 478.
— septentrionalis 478.
— serinus 476.
Luchs 70.
Lupus vulgaris 85.
Lusciola Luscinia 406.
Luscinia major 406.
— Philomela 405.
— vulgaris 406.
Lutra minor (Vison) 124.
— Roensis 126.
— vulgaris 126.
Lynx virgatus 70.

Mäusefalk (Mäusehabicht, Mauser) 176.
Marder 103.
Martarus (Martes) Abietum 104.
Martarus (Martes) Fagorum 110.
Mauereidechse 595.
Maulwurf 307.
Mecistura caudata 340.
Megacerus eurycerus 34.
Meles vulgaris 132.
Merle 418.
Merlin 194.
Merula aquatica 425.
— torquata 418.
— vulgaris 418.
Micromys agilis 379.
Milan, gemeiner, österreichischer 183.
Milan, schwarzbrauner 184. 186.
Milvus ater 186.
— regalis 184.
Mistelbrossel 418.
Mönch 412 f.
Mönchsgrasmücke 412 f.
Molch 641.
Monedula turrium 518.
Moorhuhn 273.
Mopsfledermaus 301.
Motacilla atricapilla 413.
— boarula 428.
— Curruca 413.
— Hipolais 349.
— Luscinia 405.
— Luscinia major 406.
— Melanope 428.
— modularis 443.
— moschita 413.
— phoenicurus 438.
— Proregulus 346.
— Regulus 345.
— Rubecula 435.
— rufa 413.
— salicaria 412.
— suecica 432.
— sulphurea 428.
— Sylvia 413.
— Trochilus 351.
— Troglodytes 440.
Müllerchen 412 f.
Mus agrarius 379.
— agrestis 386.
— arvalis 386.
— avellanarius 372.
— campestris 379.
— corilinum 372.
— Glis 370.
— gregarius 386.
— messorius 379.
— minutus 379.
— parvulus 379.
— pendulinus 379.
— pratensis 379.
— quercinus 372.
— rubens 379.
— rutilus 385.
— soricinus 379.
— sylvaticus 378.
— terrestris 384.
Muscardinus avellanarius 372.
Muscicapa albicollis 356.
— atricapilla 356.
— collaris 356.
— grisola 355.
— luctuosa 356.
— parva 356.

Digitized by Google

Musculus dichrurus 378.
Mustela Erminea (candida) 116.
Mustela Foina (Martes) 110.
— Furo 112. 114.
— Lutra 126.
— Lutreola 124.
— Martes 104.
— Putorius (Eversmanni) 111.
— Vison 124.
— vulgaris (Gale, nivalis) 122.
Myoxus avellanarius 372.
— Dryas 372.
— Glis 371.
— muscardinus 372.
— Nitedula 372.
— Nitela 372.
— speciosus 372.

Nachtigall 405.
Nachtkauz 218. 222.
Nachtschatten 358.
Natrix longissima 610.
— ocellata 611.
— torquata 609.
Natter, gelbliche 610.
— glatte 609.
— österreichische 609.
— schwalbacher 610.
— schwarzgrüne 610.
— thüringische 609.
Nebelkrähe 516 f.
Neuntödter 490.
Nisus communis 206.
Nörz 124.
Nonnenmeise 340.
Nucifraga caryocatactes 509
Nußhacker (Nußheher) 506.
Nußknacker (Nußkrähe, Nußelster) 509.
Nyctale Tengmalmi 222.

Ohrenfledermaus 301.
Ohreule, kleine krainische 218.
Oriolus galbula 501.
Ortolan 525 f.
Otus sylvestris 215.

Palumbus torquatus 531.
Pandion haliaëtos 169.
Paroides caudatus 340.
Parus ater 340. 346.
— Carbonarius 340.
— caudatus 340.
— coeruleus 339.
— cristatus 340. 346.
— cyaneus 341.
— Fringillago 338.
— major 338.
Parus palustris 340.
Passer cannabinus 465.
— Carduelis 468.
— Linaria 475.
— spinus 471.
Pelecanus Carbo 567.
Pelekan, schwarzer 567.
Pelias Berus 618.
Pelobates fuscus 632.
Perisoreus infaustus 507.
Pernis apivorus 182.
Pestilenzvogel 355.
Pfingstvogel 501.
Phalacrocorax Cormoranus 567.
Phasianus colchicus 281.
Phoneus rufus 491.
Phyllopneuste rufa 351.
— sibilatrix 350.
— Trochilus 351.
Pica caudata 512.
— glandaria 506.
Piculus minor 321.
Picus canus 319.
— Chloris 319.
— Cirris 321.
— Cissa 320.
— Cynaedus 321.
— leuconotos 321.
— major 320.
— Martius 319.
— medius 321.
— minor 321.
— Pipra 321.
— tridactylus 321.
— viridicanus 319.
— viridis 319.
Pilgrimsfalk 191.
Pipastes trivialis 449.
Pirol 501.
Plattmönch 412 f.
Plecotus auritus 301.
Podarcis muralis 595.
Posseneule 218.
Pyrrhula enucleator 481.
— erythrina 483.
— rosea 483.
— rubicilla 478.
— rufa 478.
— Serinus 476.
— vulgaris 478.

Quäcker 464.

Rabenkrähe 516.
Racke 504.
Rackelhuhn 276.
Rana arborea 629.
— Bombina 631.
— Bufo 637.
— esculenta 630.
Rana foetidissima 638.
— mephitica 638.
— oxyrrhinus 631.
— platyrrhinus 631.
— pluvialis 637.
— rubeta 631. 637.
— salsa 637.
— temporaria 631.
Ratz 111.
Raubwürger 490.
Rauchfuß 180.
Rauchfußkauz 219. 222.
Regulus cristatus 345.
— crococephalus 345.
— Fitis 351.
— flavicapillus 345.
— Hipolais 349.
— modestus 346.
— Proregulus 346.
— pyrocephalus 345.
— rufus 351.
— sibilatrix 350
Reh 242.
Reiher 555.
Reutmaus 384.
Riesenhirsch 34.
Rind, milchweißes 40.
Ringamsel 418.
Ringelnatter 608.
Ringeltaube 531 f.
Röthelfalk 188.
Röthelmaus 385.
Rohrammer 526.
Rohrfalk 169.
Rohrkröte 638.
Rosenfink (Rosengimpel) 483.
Rothdrossel 420.
Rothfalk, kleiner 194.
Rothforelle 646.
Rothhirsch 231.
Rothkehlchen 435.
Rothschwanz 438.
Rubecula pinetorum 435.
Rüttelweih (Röthelweih) 176. 183.
Ruticilla phoenicura 438.

Saatkrähe 517 f.
Salamander, gefleckter 641.
Salamandra maculata (maculosa) 641.
Salmo Fario (alpinus, marmoratus, punctatus, Salmulus) 646.
Sänger, gelbbäuchiger 349.
— gelbfüßiger 351.
Sängerkreuzschnabel 485.
Saxicola suecica 432.
Schackerutchen 349.
Schaffstelze 428.
Scharbe 558. 567.

Schlagtaube 531.
Schlangenadler 172.
Schlangenfresser 176.
Schlingnatter 603, 609.
Schermaus 384.
Schmerl 193, 194.
Schnake 608.
Schneeaar 180.
Schneefink 464.
Schneekönig 440.
Schneekrähe 518.
Schreiadler 158.
Schurack 355.
Schwalbenschwanz 183.
Schwanzmeise 339 f.
Schwarzbacken 191.
Schwarzbäckchen 193.
Schwarzdrossel 418.
Schwarzkopf 413.
Schwarzspecht 319, 327.
Sciurus alpinus 366.
— Glis 371.
— italicus 366.
— quercinus 372.
— vulgaris 366.
Scolopax rusticola 287.
Scops carniolica (Zorca, pulchella) 218.
Seeadler 162.
Serinus hortulanus 476.
Siebenschläfer 370.
Silberforelle 646.
Singdrossel 420.
Sitta caesia 334.
Sommergoldhähnchen 345.
Sorex Araneus 307.
— castaneus 307.
— concinnus 307.
— coronatus 307.
— cunicularius 307.
— eremita (foediens) 307.
— labiosus 307.
— melanodon 307.
— rhinolophus 307.
— tetragonurus 307.
— vulgaris 307.
Specht 317.
— dreizehiger 321.
— schwarzrückiger 321
Spechtmeise 327.
Sperber 205.
Sperbergrasmücke 411 f.
Sperlingskauz 224.
Sphenorhynchus Abdimii 546.
Spinus Carduelis 468.
— citrinella 472.
— Linaria 475.
— viridis 471.
Spitzmaus 303.
— gemeine 307.
Spottvogel 349.
Sprehe 496.
Sprenzchen (Sprinz) 194, 205.
Sprosser 406.
Staar 496.
Stänker 111.
Steinadler 151.
Steinfalk 191, 193.
Steinforelle 646.
Steinhabicht 194.
Steinhänfling 465 f.
Steinheher 509.
Steinkauz 222.
Steinmarder 110.
Steinrabe 415.
Stelze 428.
Sternfalk 202.
Stieglitz 460, 468.
Stinkhahn 331.
Stockaar 176, 202.
Stockfalk 202, 205.
Stockkauz 218.
Stößer 193, 202, 205.
Storch, schwarzer 545.
Stoßfalke 193.
Stoßgeier 183.
Strix acadica 224.
— Aluco (stridula, Soloniensis, sylvestris) 218.
Strix Bubo 209.
— dasypus 222.
— noctua (nudipes, passerina) 222.
Strix Otus (deminuta) 215.
— passerina 222, 224.
— pygmaea 224.
— Tengmalmi (dasypus) 222.
Struthus Montifringilla 464.
Sturnus Cinclus 425.
— varius 496.
— vulgaris 496.
Sumpfmeise 339 f.
Sumpfweih 176.
Surnia noctua 222.
— passerina 224.
Sus domesticus 246.
— europaeus 246.
— Scrofa 246.
Sylvia abietina 351.
— cineraria (cinerea) 413.
— Curucca 413.
— Cyanecula 432.
— Fitis 351.
— Hipolais 349.
— hortensis 412.
— ignicapilla 346.
— modularis 443.
— nisoria 411.
Sylvia Philomela 405.
— phoenicurus 438.
— Regulus 345.
— rubricapilla 413.
— rufa 351.
— sibilatrix 350.
— sylvicola 350.
— Trochilus 351.
— Troglodytes 440.
Synotus Barbastellus 301.
Syrnium Aluco (stridulum) 218.

Talpa europaea 307.
— vulgaris 307.
Tannenfalk 191.
Tannenheher 509.
Tannenmeise 340, 346.
Tannenpapagei 484.
Tannensänger 351.
Tannenvogel 485.
Taube 531.
Taubenfalk 202.
Taubenstößer 191.
Taxidea leucura 132.
Taxus vulgaris 132.
Teichmolch 642.
Tetrao bonasia 277.
— medius 276.
— tetrix 273.
— Urogallus 264.
Thaufrosch 631.
Thurmfalk 186.
Thurmkrähe 518.
Todtenvogel 355.
Totanus glareola 543.
Tringa glareola 543.
Triton 641.
Triton cristatus 641.
— cinereus 642.
— punctatus 642.
— taeniatus 642.
Troglodytes parvulus 436, 440.
Tropidonotus natrix 609.
— Opellii 609.
— viperinus 611.
Turdus Cinclus 425.
— iliacus 420.
— major 418.
— Merula 418.
— minor 420.
— musicus 420.
— Philomelos 420.
— pilaris 419.
— torquatus 418.
— viscivorus 418.
Turteltaube 532 f.
Turtur auritus 533.

Uhu 209.
Unglücksheher 507.
Unk 608.
Unke 631.
— kurzfüßige 631.
Unkenfresser 176.
Upupa Epops 329. 231.
Urstier 37.
Ursus arctos (cadaverinus, collaris, niger, norvegicus) 137.
Ursus Meles (Taxus) 132.
Urus 38 (45).

Vespertilio auritus 301.
— Barbastellus 301.
— cornutus 301.
— Otus 301.
Vipera ammodytes 618.
— anglica 618.
— aspis 618.
— Berus 618.
— chersea 618.
— cinerea 618.
— orientalis 618.
— prester 618.
— torva 618.
— vera 618.
Vipernatter 610.
Viverra Erminea 116.
— Foina 110.
— Lutra 126.
— Lutreola 124.
— Martes 104.
— Putorius 111.
— vulgaris 122.
Vulpes vulg. (crucigera) 95.
Vultur albicilla 162.

Wachholderdrossel 419 f.
Wächter 490.
Waldeidechse 594.
Waldfalke 191.
Waldforelle 646.
Waldgeier 176.
Waldhuhn 264.
Waldkauz 218.
Waldmaus 378.
Waldohreule 215.
Waldrothschwanz 436, 438.
Waldschnepfe 287.
Waldspitzmaus 307.
Waldtaube 531.
— kleine 532.
Waldwasserläufer 541, 543.
Waldwühlmaus 385.
Wanderfalk 191.
— kleiner 193.
Wasserfrosch, eßbarer (grüner) 630.
Wassermolch, gefleckter 642.
— gemeiner 641.
Wassersalamander 641.
Wasserschwätzer 425, 429.
Weidenblättchen 351.
Weidenlaubsänger 350 f.
Weidenzeisig 351.
Weindrossel 420.
Weißbäckchen 193.
Weißbauch 169.
Weißforelle 646.
Wendehals 326.
Wespenbussard 181.
Wiedehopf 329, 331.
Wiesel, großes 116.
Wiesel, kleines 122.
Wildkatze 78.
Wildschwein 246.
Wildtaube 531.
Winterfink 464.
Wintergoldhähnchen 345.
Winterkönig 440.
Winterstelze 428.
Wintervogel 485.
Wisent 38, 45.
Wolf 85.
Würger 490.
— rothköpfiger 491.
— rothrückiger 491.
— schwarzstirniger 491.

Yunx torquilla 326.

Zaccholus austriacus 609.
Zamenis Aesculapii 610.
— viridiflavus 611.
Zapfenbeißer 485.
Zaunammer 526.
Zaungrasmücke 412 f.
Zaunkönig 436, 440.
Zaunschlüpfer 436, 440.
Zeisig 470.
Ziegenmelker 358.
Ziemer 419 f.
Zippe 420 f.
Zootoca pyrrhogastra 594.
Zornschlange 609.
Zwergadler 159.
Zwergfalk 194.
Zwergkauz 219, 224.
Zwergmaus 379.
Zwergohreule 218.

Berichtigungen.

S. 23. 13 v. o. l. Zwergeule st. Zwergohreule.
" 28. 12 v. o. l. Waldbewohner st. Wasserbewohner.
" 30. 12 v. o. l. im zweiten Theile st. am Schlusse.
" 96. 12 v. u. l. Nordafrika st. Nordamerika.
S. 186. 9 v. u. l. tinnunculus st. tinnuncula.
" 277. 5 v. u. l. Bonasia st. Bonassia.
" 345. 6 v. u. l. Asien st. Amerika.
" 471. 3 v. o. l. viridis.
" 484 üb. d. Bilde l. bindig st. bündig.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

In der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Chemische Briefe

von **Justus Liebig.** Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. gr. 8. geh. Preis 3 Thlr. 24 Ngr.

Aus dem Strahlenkranze, der eine lange Reihe um die Chemie hochverdienter Namen umgiebt, leuchtet, hell wie ein Meteor, der Name Justus von Liebigs hervor, eines Mannes, der, mit scharfem Blicke die Aufgabe erkennend, mit gleich gewandter wie sicherer Hand sie erfassend, gestützt auf unumstößliche Thatsachen, bald selbst die glänzendsten Resultate erzielte und diese, wie die zahlreichen und wichtigen Entdeckungen Anderer, durch die geistreichste Combination zum harmonischen Ganzen zu verbinden und für Alle belehrend und nutzbar zu machen, durch Wort und Schrift unablässig bemüht ist. Alle seine Werke gelten der Vermittlung des Ueberganges der Wissenschaft in's Leben, sie haben seinen Namen in alle Welttheile getragen, überall ihm dankbare Schüler und bewundernde Verehrer gewinnend. Haben die großen Erfolge der Chemie, ihr wichtiger Einfluß auf das Leben, jedem Intelligenten die Bekanntschaft mit ihren Lehren bereits zur Ehrensache wie zur Pflicht gemacht, so ist gewiß ein Buch, welches der allgemein verständlichen Darstellung dienet und seinen Zweck in so vorzüglicher Weise erfüllt, wie Liebig's chem. Briefe, als gleich unterhaltende, wie geistbildende und höchst werthvolle Lectüre auf's Wärmste zu empfehlen.

Der Wald.

Den Freunden und Pflegern des Waldes geschildert von **E. A. Roßmäßler.** Mit 17 Kupferstichen, gezeichnet von E. Heyn, gestochen von A. Krauße und Ad. Neumann, 82 Holzschnitten, gezeichnet von A. Thieme geschnitten von W. Aarland, und 2 Revierkarten in lithogr. Farbendruck. gr. 8. Elegant gebunden in Leinwand mit reichen und charakteristischen Goldverzierungen. Preis 8 Thlr. 12 Ngr.

Roßmäßler's „Wald" ist ein ebenso anziehendes als belehrendes Volksbuch in des Wortes bester Bedeutung, das jeder Bibliothek zur hohen Zierde gereicht. Es ist dem Verfasser gelungen, durch Mannichfaltigkeit des gebotenen Stoffs und der Bearbeitung desselben, durch die vielseitigen Gesichtspunkte, aus denen er dem Gegenstande immer neues Interesse einzuflößen weiß, die Theilnahme des Lesers fortwährend in Spannung zu erhalten und zahlreiche, auch die verschiedensten Leserkreise berührende Anregungen zum Lernen, Nachdenken und Vergleichen zu bieten. Die Ausstattung des Buches ist die sorgfältigste. Außer trefflichen correct gezeichneten und sauber geschnittenen Holzschnitten erläutern den Text auch prachtvolle Kupferstiche, die in getreuen malerischen Bildern herrliche Baumgestalten oder interessante Waldpartien dem Leser vor die Augen führen.

Charakterbilder deutscher Waldbäume.

von **E. A. Rossmässler.** Siebzehn Kupferstiche von A. Krausse und Ad. Neumann, gezeichnet von E. Heyn. Mit begleitendem Text. Folio. Cartonnirt. Preis 4 Thlr.

Obige Kupferstiche gehören zu dem Werke: „Der Wald" von E. A. Rossmässler und dürften dieselben hauptsächlich für Künstler von grossem Interesse sein.

Anthropologische Vorträge.

Gehalten im Winter 1862 bis 1863 in der Aula zu Bern von Professor Dr. **Maximilian Perty.** gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Herr Verfasser hat in diesem seinen neuesten Werke abermals bewiesen, daß er zu den nicht zahlreichen Schriftstellern gehört, in welchen eine ungewöhnliche Vielseitigkeit der Kenntnisse und Tiefe der Einsicht in natürliche und geistige Dinge mit der Gabe lichtvoller und präciser Darstellung verbunden ist. Bei aller Anerkennung der Rechte der Wissenschaft und bei warmer Theilnahme an dem Fortschritte der Bildung und Freiheit, wodurch die Herbeiführung vollkommnerer Zustände der menschlichen Gesellschaft möglich wird, verfällt der Verfasser nicht in die Einseitigkeit einer Anzahl philosophischer und staatswissenschaftlicher Schriftsteller, welche den Menschen ganz im Staat aufgehen lassen, sondern hält an dem unendlichen Wesen des menschlichen Geistes und seiner ewigen Bestimmung fest.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google